

Gelehrte Anzeigen.

Herausgegeben

von Mitgliedern der k. bayer. Akademie
der Wissenschaften.

Fünfunddreyßigster Band.

München,
gedruckt in der k. Central-Schulbuchdruckerey.

Gelehrte Anzeigen.

July bis December.

1852.

München,
im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Juli.

Nro. 1. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

1) **Fontes rerum Austriacarum. Oesterreichische Geschichtsquellen herausg. von der histor. Commission der kais. Akademie d. W. zu Wien. Zweyte Abtheilung. Diplomataria et Acta. II — IV. Bd. 8. Wien. Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerey. 1850 — 1851.**

2) **Archiv für Kunde Oesterreichischer Geschichtsquellen herausg. von der zur Pflege vaterländischer Geschichte aufgestellten Commission der kais. Akad. d. W. Jahrg. 1848 — 1851. Bd. I — VIII. 8.**

3) **Notizenblatt. Beylage zum Archiv für Kunde Oesterreich. Geschichtsquellen etc. 1851. 8.**

Die Geschichte fand in Oesterreich stets tüchtige Pfleger, doch blieb viel zu wünschen übrig, namentlich war sehr zu bedauern, daß das geschichtliche Material nicht in dem erforderlichen Maße veröffentlichet wurde, was freylich begreiflich ist, da Alles dem Fleiße und dem guten Willen Einzelner überlassen ward, und Geheimthuerey ihnen manche Hindernisse bereitete. Das ist nun anders geworden. Was dort bisher versäumt wurde, wird nun von Seite der k. k. Akademie zu Wien, welche seit ihrem kurzen Bestehen eine große und fruchtbare Thätigkeit entfaltet, rasch nachgeholt, wie sowohl die von ihr veröffentlichten fontes, von deren erstem Bande in diesen Blättern schon die Rede war, als auch das „Archiv" und das „Notizenblatt" sattsam bezeugen. Diese Schriften stehen mit einander in der engsten Verbindung. Während die fontes zur Veröffentlichung wichtigeren und umfangreicheren Quellen-Materiales bestimmt sind, führen uns die letzteren beyden die an sich zwar weniger gewichtigen, doch zum Aufbaue der Geschichte nicht minder unentbehrlichen Materialien zu.

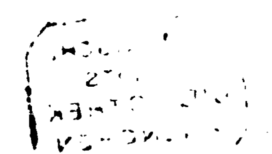
Der zweyte Band der zweyten Abtheilung der „Fontes" enthält ein Diplomatarium Habsburgense saeculi XV. d. h. Urkunden, Briefe und Actenstücke zur Geschichte der Habsburgischen Fürsten König Ladislaus Posth., Erzherzogs Albrecht VI. und Herzogs Sigmund von Oesterreich aus den Jahren 1443 — 1473. Herausgeber dieses interessanten Diplomatars ist der rühmlichst bekannte, unermüdliche Geschichtsforscher J. Chmel. Diese Sammlung von mehr als 300 Urkunden, Briefen und Acten schließt sich den von demselben Gelehrten in zwey Bänden herausgegebenen „Materialien zur österreichischen Geschichte" (Wien 1837. 1838. 8.) veröffentlichten Geschichtsquellen an, und enthält mit Ausnahme einiger wenigen Stücke, welche bereits Lichnowsky (Geschichte des Hauses Habsburg) in Auszügen, und Zellweger (Archiv für schweizerische Geschichte) vollständig mitgetheilt haben, und welche hier des Zusammenhanges wegen wiederholt werden, bisher unbekannte Materialien. Durch diese wird ein Zeitraum der österreichischen Geschichte beleuchtet, der bisher noch lange nicht hinlänglich aufgehellt war, gleichwohl aber wichtig und lehrreich ist, besonders die Regierungsperiode des Königs Ladislaus (v. J. 1437—1457),

unter welchem Oesterreich, Böhmen und Ungarn vereinigt waren. Auch die Geschichte des Herzogs Sigmund, des Landesherrn von Tyrol, welche durch die hier mitgetheilten Actenstücke sehr aufgehellt wird, ist in mehr als einer Hinsicht von großem Interesse, namentlich wegen seines Streites mit dem Bischof von Brixen, dem berühmten Cardinal Nikolaus von Cusa, und wegen der Beziehungen Tyrols zu Venedig, Mailand, der schweizerischen Eidgenossenschaft, dem Herzog Karl dem Kühnen von Burgund, dem Könige von Frankreich, mehreren deutschen Reichsfürsten und Städten. Das hier veröffentlichte Material verbreitet namentlich in letzterer Beziehung viel Licht.

Großes Interesse gewährt auch die Vorrede des gelehrten Herausgebers, in welcher er erörtert, was bisher zur Aufhellung dieses Zeitraumes geleistet wurde, und was sowohl in Bezug auf sie als auch und besonders in Beziehung auf die österreichische Geschichte im Allgemeinen geleistet werden muß, bevor mit Erfolg an eine pragmatische Geschichte Hand angelegt werden kann. Was der Hr. Herausgeber mit besonderer Bezugnahme auf die Geschichte Oesterreichs bemerkt, findet mehr oder minder seine Anwendung auf die Geschichte aller deutschen Staaten, wenn gleich nicht geläugnet werden soll, daß die Geschichtforschung in der neueren Zeit große Fortschritte gemacht hat, doch noch keineswegs der Art, daß uns, wie irgendwo behauptet wird, das Mittelalter „bis zur Durchsichtigkeit klar geworden.“ Das wird wohl noch geraume Zeit frommer Wunsch bleiben; denn es liegen, wie der Hr. Herausgeber ganz richtig bemerkt, noch ganze wissenschaftliche Fächer brach, die erst cultivirt werden müssen, bevor die Geschichte des Mittelalters auf wirklich pragmatische, die Verhältnisse allseitig und scharf auffassende Weise, geschrieben werden kann. Am weitesten ist zur Zeit noch die Statistik des Mittelalters in ihrem ganzen Umfang, also gerade eine der wichtigsten und interessantesten Partien der Geschichte zurück. Um sie nur einigermaßen zur Vollständigkeit zu bringen, muß vorerst noch vieles Material, mitunter gerade solches, das gar häufig wenig Beachtung findet, den Forschern zugänglich gemacht werden.

Auf den Inhalt der hier publicirten Urkunden kann nicht näher eingegangen werden, auch ist dieses kaum nöthig. Ihr Gebrauch und ihr Verständniß wurde sehr erleichtert durch die beygefügten kurzen Auszüge, sowie durch ein sachgemäßes Register. Abbildungen (Holzschnitte) von zwölf Siegeln, nämlich des Herzogs Karl des Kühnen von Burgund, des Herzogs Sigmund von Tyrol, dessen Gemahlin Eleonora von Schottland, des Königs Ladislaus von Ungarn, des Grafen Ulrich von Cili und Ortenburch u. a. sind eine werthvolle Zugabe.

Der dritte Band enthält das so genannte „Stiftungen-Buch“ des Cistercienser-Klosters Zwetl d. h. eine Sammlung der Urkunden, welche sich auf das in Rede stehende Kloster, dessen Stiftungen, Widmungen rc. beziehen. Diese Urkunden-Sammlung ward von dem Abt Ebro in der letzten Hälfte des XIII. Jahrhunderts gemäß der in allen Stiftern und Klöstern üblichen Sitte angelegt, von seinem Nachfolger Otto I. fortgesetzt und auch von späteren noch mit Zusätzen bereichert. Auch für die Geschichte der Kunst ist dieser auf Pergament geschriebene Codex sehr interessant, indem viele Malereyen, wozu die Urkunden den Anlaß und den Stoff gaben, ausgeführt und den Abschriften beygesetzt sind. Sie wurden zufolge einer Note der Redaction auf 19 Blättern nachgebildet, Ref. jedoch hat sie noch nicht zu Gesicht erhalten. Aus diesem Codex wurden zwar schon früher, namentlich von Link (annales Austrio-Clara-vallenses) und von dem Kanzler Ludewig (reliquiae manuscriptorum Vol. IV.) manche Urkunden bekannt gemacht; doch erregten diese nur den Wunsch, daß die ganze Sammlung zu Tage gefördert werden möchte, was denn auch hier endlich geschehen ist. Wir finden darin viele Urkunden von Päpsten, deutschen Königen und Kaisern, namentlich von Konrad II., Friedrich II. und Rudolf I., von den Herzogen Oesterreichs, wie von denen Bayerns, von Bischöfen und von Adelichen, besonders von den reichbegüterten, mächtigen und einflußreichen Kunringen, von denen das Kloster Zwetl gegründet, in der Folge freylich auch wieder vielfach ausgeplündert wurde. Die Sammler haben sich nicht damit begnügt, die von den letzteren dem



Kloster ausgestellten Urkunden einzutragen, sondern haben auch viele auf dieses Adelsgeschlecht bezügliche historische Notizen beygefügt. Die Urkunden sind, was sich füglich nicht wohl ändern ließ, in derselben Ordnung, wie sie im Codex auf einander folgen, d. h. nicht in chronologischer Reihenfolge abgedruckt; doch wäre gut gewesen, wenn der Herausgeber sie numerirt und einer jeden das Jahr der Ausfertigung beygesetzt hätte. Einige Urkunden, z. B. des Königs Rudolf (S. 201 und 212), des Bischofs Wernhart von Passau (S. 266 und 267) wurden doppelt abgedruckt, was unnöthig war, da bey dem Abdruck der Transsumte eine Hinweisung genügt hätte. Sehr dankenswerth ist der bey Werken dieser Art unentbehrliche Index. Der Herausgeber J. v. Frast, „Mitglied" des Klosters Zwetl, wollte in einem eigenen Bande die in dem Stiftbuche vorkommenden Rechte, Gewohnheiten 2c. jener Zeit in systematischer Ordnung zusammenstellen, und die Documente geographisch und historisch erläutern, allein ihn überraschte mitten in dieser Arbeit der Tod. Der vierte Band enthält den codex traditionum ecclesiae collegiatae claustroneoburgensis ab anno 1108 usque circa 1260, herausgegeben von Maximilian Fischer, Conventual und Archivar des in Rede stehenden Klosters. Dieser Codex wurde von dem nämlichen theilweise schon bekannt gemacht in der „Geschichte des Stiftes und der Stadt Kloster-Neuburg," doch verdiente derselbe, wie hier geschehen ist, vollständig bekannt gemacht zu werden. Er umfaßt 812 Traditionen, d. h. die an das fragliche Stift von dessen Entstehung bis nach der Mitte des XIII. Jahrhunderts gemachten Schenkungen, Stiftungen, Tausch- und Verkaufshandlungen 2c. Es ist überflüßig, die Bedeutung dieses Codex besonders hervorzuheben. Beygefügt sind im Anhange 27 Urkunden, welche einem Chartular entnommen wurden, sowie die Geographie und Geschichte erläuternde Anmerkungen und ein sachgemäßes Register.

Das Archiv, das gleichfalls Zeugniß gibt von der großen Thätigkeit der historischen Commission der historischen Classe der k. k. Akademie, ist, wie wir der Vorrede entnehmen, für die Vorarbeiten zu einer künftigen Geschichte des österreichischen Kaiserstaates in Verbindung mit den fontes bestimmt. Die historische Commission will künftigen Geschichtschreibern aller Art den Stoff liefern und die Zeugnisse sammeln und prüfen. Das Archiv schließt zwar größere oder kleinere historische Ausarbeitungen nicht aus, beschränkt sie jedoch und zwar mit Recht, indem die Erfahrung vielfach bestätiget, daß historische Abhandlungen oder selbstständige Werke über die Geschichte in Folge des Auftauchens neuer Quellen oft schon nach Verlauf kurzer Zeit der Maculatur verfallen. Dieß gilt besonders in Bezug auf die Darstellung der österreichischen Geschichte, indem in den Stiftern und Archiven des Kaiserstaates noch unermeßliches Material verborgen liegt, wie schon die bisherigen Publicationen der historischen Commission bezeugen und wie im Voraus nicht bezweifelt werden kann. Die Geschichtforschung und Geschichtschreibung hat in der neueren Zeit eine ganz andere und viel bessere Richtung genommen; denn während in den früheren historischen Werken die Regenten- und Hof-, sowie Kriegsgeschichte als Hauptgegenstand erscheint, hat sich die neuere Geschichtschreibung zur besonderen Aufgabe gemacht, die inneren Verhältnisse der Völker und Staaten zu erforschen und klar zu machen, und mit Recht; denn alles Uebrige ist mehr oder minder nur Knochenwerk, das wohl die Neugierde befriedigen, jedoch keine weitere Belehrung verschaffen kann. Das Archiv berücksichtiget daher auch ganz besonders diese Seite der Geschichte und sucht das gesammte Gebiet derselben, auch die Geschichte der Kunst, zu beleuchten. Der erste Jahrgang enthält

1) Urkunden- und Notizen-Sammlung des Abtes Hermann von Niederaltach und mehrerer seiner Nachfolger herausgeg. von J. Chmel. Die aus dem Notizenbuche des berühmten Chronisten Hermann von Altach entnommenen Mittheilungen sind theils Aufzeichnungen, durch welche wir die Leistungen der Unterthanen des vormaligen Klosters Niederaltach in Oesterreich kennen lernen, theils historische Notizen, Urkunden und Actenstücke selbst von allgemeinerem Interesse, wie besonders die Landfriedens-Schlüsse aus dem XIII. Jahrhunderte. Das erste dieser Bündnisse wurde im Jahre 1244 von dem Herzoge Otto von Bayern, den Bischöfen

von Salzburg, Passau, Regensburg, Freysing, Eichstätt und Bamberg, sowie den Grafen und Edlen in den Landen dieser Fürsten aufgerichtet und beschworen. Dieses Actenstück, auf dessen Inhalt hier nicht näher eingegangen werden kann, das aber, wie von selbst sich ergibt, von großem Interesse ist, war bisher unbekannt. Der Friedensbund war darauf berechnet, den heftigen Parteykämpfen und Räubereyen des Adels der damaligen Zeit zu begegnen, was auch dem Herzog Otto, der viele Köpfe der freybeuterischen Edlen springen ließ, der Art gelang, daß im ganzen Lande Ruhe herrschte, und der Kaufmann und der Landwirth sich voller Sicherheit erfreuten, wie die Zeitgenossen, auch der Abt Hermann in den hier (S. 21) mitgetheilten Notizen rühmend hervorgehoben. Der zweyte Landfriede ging (1251) vom Herzog Ottokar von Böhmen aus. Er wurde hier aus dem Grunde mitgetheilt, weil der Abdruck bey Rauch (österreichische Gesch.) wesentlich fehlerhafte Stellen enthält. Der dritte ist v. J. 1256 und wahrscheinlich von dem Herzog Heinrich von Niederbayern ausgegangen, weil er zu Landshut, der Residenz desselben, geschlossen wurde. Auch dieser Landfriede war bisher unbekannt.

Was sowohl hier, als auch früherhin schon von Leibnitz, Oefele und Böhmer aus diesem Codex mitgetheilt wurde, erregt den Wunsch, daß auch die übrigen bisher noch unbekannten Stücke daraus veröffentlicht werden möchten.

2) Zur Geschichte des Mathias (Corvinus) von Ungarn, nämlich eilf Aktenstücke aus den Originalien des Mailänder Archives, zusammengestellt von Jos. Chmel. In diesen Aktenstücken sind die Verhandlungen niedergelegt, welche zwischen dem erwähnten Könige und den Herzogen von Mailand betreffs einer Familienverbindung gepflogen wurde. Derselbe wünschte nämlich eine Vermählung seines Sohnes Johann mit der reichen Blanka Maria, der Schwester des Herzogs Johann Galeaz von Mailand herbeizuführen, was jedoch nicht gelungen ist.

3) Zur Geschichte des österreichischen Freiherrn-Geschlechtes der Eizinger von Eizing. Ulrich Eizinger, der von einer zwar edlen, aber wenig ansehnlichen Familie abstammte, spielte in Oesterreich, wohin er als armer und unbedeutender Mann kam, eine wichtige Rolle, indem er an der Spitze der Bewegung stand, welche gegen Kaiser Friedrich, als Vormund des österreichischen Erbfürsten Ladislaus Posthumus gerichtet war, und erst mit dessen Tode ihr Ende erreichte, und brachte seine Familie zu großem Besitzthum und zu einer sehr einflußreichen Stellung in Oesterreich, daher sie denn auch die Beachtung, welche sie hier fand, verdiente, um so mehr, als eine genügende Darstellung der Geschichte eines Landes nicht möglich, so lange nicht die Geschichte des Adels hinlänglich erforscht ist. Es sind hier 136 größere und kürzere Auszüge aus einem Diplomatarium dieses edlen Geschlechtes aus den Jahren 1438 — 1450 mitgetheilt. Sie weisen sowohl die Wirksamkeit als auch das Besitzthum desselben nach.

4) Handschriften der Sammlung des historischen Vereines für Kärnthen in Klagenfurt. Solche Verzeichnisse sollten mehr als es geschieht, angefertiget und zur öffentlichen Kenntniß gebracht werden. Das hier veröffentlichte, das 119 Numern umfaßt, führt uns Chroniken, Urbarien, Copialbücher mitunter aus älterer Zeit, Abhandlungen und Vorarbeiten zur Geschichte Kärnthens und Anderes vor. Wir finden darunter auch mehrere bisher ungedruckte Ausarbeitungen von dem berühmten Herausgeber des codex Alemaniae, Neugart, z. B. über das Bisthum Lavant, über die Geschichte der Sponheime in Kärnthen u. a., welche einem Geschichtschreiber Kärnthens um so willkommener seyn werden, als sie mit zahlreichen Urkunden belegt sind.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Juli.

Nro. 2. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

1) **Fontes rerum Austriacarum.**
2) **Archiv für Kunde Oesterreichischer Geschichtsquellen.**
3) **Notizenblatt.**

(Fortsetzung.)

5) Instruktion Erzherzogs Ferdinand von Oesterreich für Karl v. Burgund an Herrn von Bredam, den er zu seinem Bruder Kaiser Karl i. J. 1524 abgesendet hat, mitgeth. von J. Chmel. Dieses bisher nicht benützte, weitläufige Aktenstück ist für die deutsche Geschichte dieser Zeit von großem Werthe, indem sich daraus viele Daten entnehmen lassen, durch welche die Geschichtswerke von Buchholz, Ranke, Förstemann u. a. theils ergänzt, theils berichtiget werden. Bredam sollte, das war der Hauptzweck seiner Sendung, den Kaiser dahin vermögen, daß er die Wahl des Erzherzogs zum deutschen Könige billige und nach Kräften unterstütze, ein Streben, das vielleicht weniger eine Folge des Ehrgeizes als der richtigen Erkenntniß war, daß Deutschland unter den damaligen Verhältnissen eines stets anwesenden Oberhauptes dringend bedürfe, mitunter mochte den Erzherzog wohl auch seine Mißgunst gegen die Reformation, und die Absicht, ihrem weiteren Verbreiten entgegenzutreten, dazu bestimmen. Bredam war daher angewiesen, den sehr unerfreulichen Stand der kaiserlichen Angelegenheiten in Deutschland offen darzulegen, wie Alles verwirrt und verwickelt sey, und welch große Gefahren von Seite des Königs von Frankreich drohen, indem derselbe die Reichsstände auf alle Weise auf seine Seite zu bringen suche, was ihm um so leichter gelinge, da denselben an der Erhaltung des Reiches nicht gelegen sey, und er (der Kaiser) nicht in Deutschland bleiben könne, weil er sonst seine eigenen, für ihn wichtigeren Reiche vernachlässigen müßte, während ihm Deutschland wenig wahre Macht gewähre.

6) Urkunden-Regesten zur Geschichte Kärnthens v. G. Freiherrn von Ankershofen. Es sind hier die Urkunden bezüglich auf das eben erwähnte Land, welche zwar in großer Zahl vorhanden, jedoch in vielen Werken zerstreut sind, auszugsweise mit Hinweisung auf die Druckschriften, in welchen sie veröffentlicht sind, in chronologischer Folge zusammengestellt. Sie beginnen mit dem J. 770. Solche Sammlungen sind sehr verdienstlich, ja sie stellen sich bei dem immer größeren Anwuchse des urkundlichen Materiales als dringend geboten dar; die hier besprochene ist um so anerkennungswerther, da der Herausgeber sowohl in Bezug auf Geschichte als Topographie erläuternde Bemerkungen beygefügt hat. Diese Regestensammlung wurde in den folgenden Bänden des Archives fortgesetzt.

7) Urkunden der vier vorarlbergischen Herrschaften und der Grafen v. Montfort, mitgeth. von Bergmann. Die Herrschaften, auf welche sich die hier mitgetheilten Urkunden beziehen, sind Feldkirch, Bludenz, Bregenz, Hohenems und Alt-Montfort. In der Einleitung erläutert der Herausgeber sowohl die Geschichte als die Topographie

dieser Gebiete, und geht auf die frühesten Zeiten zurück. Das Schlachtfeld, auf welchem die Alemannen mit dem Zunamen Lentienser i. J. 355 von den Römern besiegt wurden, verlegt derselbe mit vieler Wahrscheinlichkeit in die Ebene, welche zwischen der Schwarzach, Eusach, dem Bregenzerwald und dem Bodensee sich ausbreitet. Es sind hier 93 Urkunden mitgetheilt. Beygefügt ist ein Kärtchen und eine Erklärung der in diesen Urkunden vorkommmenden nicht allgemein verständlichen Ausdrücke.

8) **Forschungen über den Erzbischof Wichmann von Magdeburg und die Abtei Seitenstätten** v. J. E. Ritter von Koch-Sternfeld. Dieser wenig bekannte und beachtete, doch aber hervorragende Erzbischof, über dessen Abkunft sehr unsichere Nachrichten im Umlaufe waren, gehört zufolge dieser Forschungen dem ältesten und edelsten Stammadel der Sachsen, dem edlen Hause der Billunge Wettin an, ward ungefähr im Jahre 1120 geboren, und schon in einem Alter von 18 Jahren Domprobst in Halberstadt und von Kaiser Friedrich, welcher ihn zu seinen Lieblingen zählte, i. J. 1152 zum Erzbischof in Magdeburg ernannt, was der Papst zwar sehr mißliebig aufnahm, gleichwohl aber geschehen lassen mußte. Auf den Kaiser hatte Wichmann großen Einfluß. Ihm ist es wohl hauptsächlich zu danken, daß auf der Versammlung zu Venedig zwischen dem Kaiser und dem Kirchenoberhaupte eine Aussöhnung zu Stande kam, indem er all seinen Einfluß aufbot, den Kaiser zur Nachgiebigkeit zu vermögen. Da er wie sein Vater Gero dem Kloster Seitenstätten bedeutende Schenkungen gemacht, nahm der gelehrte Hr. Verfasser davon Anlaß, die Nachrichten sowohl über die Stiftung als die Stifter desselben zusammenzustellen und zu erläutern. An diese Exposition reiht sich folgende damit in Verbindung stehende von dem nämlichen Verf. an:

9) **Die Dynasten von Hagenau, Mitstifter des Klosters Seitenstätten.** Die Untersuchung hierüber ist erschwert, weil es mehrere edle Geschlechter dieses Namens, nämlich eines in Oberbayern, ein zweytes am Inn, ein drittes an der Traisem in Unterösterreich, und ein viertes im Hessischen gab; doch ist glaublich, daß dieselben sämmtlich ein und desselben Stammes sind, übrigens wohl kaum nachzuweisen, daß sie, wie behauptet worden, mit den Grafen von Beilstein und Mörlen eines Ursprunges seyen. Nach der Ansicht des Herrn Verf. gehören sie ursprünglich zu der Sippe der Hunsier und Andechs, oder in näherer Beziehung jener von Tauer und Hohenwart an. Daran schließt sich ein Aufsatz von dem nämlichen Verfasser über

10) **die Sarchili und Scharsach im Hause Playen-Beilstein an.** Es sind hier die Nachrichten über die Edlen dieses Namens zusammengestellt und es wurde nachgewiesen oder doch, denn völlige Gewißheit ist kaum möglich, wahrscheinlich gemacht, daß die Sarchili dem Playnischen, die Scharsach aber dem Grafengeschlechte von Schala angehören. Hieran schließt sich ein Elaborat von demselben Verfasser über

11) **die dynastischen Zweige von Mosbach und Weng,** welche zufolge dieser Mittheilungen dem Playnischen Grafengeschlechte angehören. Die Edlen von Mosbach (im Innviertel, einem Pfarrdorf im k. k. Pfleggerichte Mauerkirchen am Weilhart), welche selbst hie und da den gräflichen Titel geführt haben, starben schon in der Mitte des XIII. Jahrhunderts, jene von Weng erst im XVI. Jahrhundert aus.

12) **Aeltestes Urbarium der Abtei Seitenstätten,** mitgeth. von J. Chmel. Dieses Urbar ist einer Pergamenthandschrift des XIV. Jahrhunderts entnommen. Solche Urbarien, Rationarien, Dienstbücher etc. sollten mehr als es bisher der Fall war, beachtet werden, indem eine Geschichte der Volks- und Staatswirthschaft vorzugsweise nur aus ihnen geschöpft werden kann.

13) **Bericht über den historischen Vorrath im Archive des Benediktiner-Stiftes Raigern in Mähren,** von G. Volny. Dieses Kloster, welches im J. 1045 gestiftet wurde, ist das älteste in Mähren, doch aber arm an geschichtlichen Quellen, was wohl daher rührt, daß es durch

die Verheerungen der Mongolen, Ungarn und Kumanen, Schweden und Türken, sowie durch Feuersbrünste schwere Verluste erlitten hat. Als sehr wichtig für die Kirchengeschichte Mährens wird eine aus 14 Bänden bestehende Handschrift: Moravia monastica, enthaltend eine aus Urkunden geschöpfte Geschichte aller Klöster Mährens bezeichnet, außerdem sind noch mehrere Chroniken vorhanden, welche jedoch schon größtentheils gedruckt sind. Mögen nur auch andere Klöster des Kaiserstaates die historischen Quellen, welche in ihrem Verwahr sich befinden, bald ebenso, wie es hier geschehen ist, offen legen.

Der zweyte Jahrgang des Archives (1549) bietet uns folgendes:

1) Urkunden des Prämonstratenser-Stiftes Geras. In der Einleitung gibt der Herausg. Th. Mayr, Bibliothekar in Melk, Aufschlüsse über die Stifter dieses Klosters, nämlich die sehr angesehenen und reichbegüterten Edlen v. Berneck, deren Ursprung auf die Grafen v. Stefening, selbst die steyerischen Otokare zurückgeführt wird, beyden jedoch nicht bloß ohne Grund, sondern selbst ohne Wahrscheinlichkeit. Der erste dieses Geschlechtes war Ulrich, Gründer des hier in Rede stehendes Stiftes (1155), wenigstens ist zur Zeit ein anderer und älterer nicht bekannt. Manchmal führen diese Edlen selbst den Grafentitel, und stehen in Urkunden auch wo dieß nicht der Fall ist, mitten unter und nicht selten vor gräflichen Zeugen. Es gab mehrere edle Familien dieses Namens, nämlich im Bayreuthischen und Würtembergischen, auch in Mähren, welch letztere mit denen in Oesterreich, von welchen hier die Rede ist, stammverwandt waren. Die mitgetheilten Urkunden, 34 Stücke, hat der Herausg. sachgemäß erläutert.

2) Beyträge zur Geschichte des deutschen Ordens von M. Koch. Das Jahr, in welchem der deutsche Orden in Tyrol sich festgesetzt hat, ist noch nicht ermittelt, überhaupt von demselben bisher nur sehr wenig bekannt, daher die hier mitgetheilten urkundlichen Notizen, welche dem Archive der Ordens-Ballei in Botzen entnommen wurden, um so willkommener sind. Daraus ersehen wir, daß die Deutschordensherren sich zu Anfang des XIII. Jahrhunderts in Tyrol angesiedelt haben. Zuerst (1211) kommt ihr Haus zu Sengmos zum Vorschein, dann (1214) jenes zu Schlanders, endlich (1225) das in Trient und (1234) die Ordenshäuser zu Botzen und Sterzing.

3) Einstige (ehemalige) Klöster und Ortschaften im Lande unter der Enns. Der rühmlichst bekannte Verf. M. Fischer, Archivar zu Kloster-Neuburg, liefert hier eine kurze Geschichte des von Kaiser Friedrich IV. i. J. 1460 gestifteten und i. J. 1529 von den Türken zerstörten und nicht wieder hergestellten Chorherrn-Stiftes zu Wienerisch-Neustadt, sowie des von den Edlen von Eitzing zu Schrattenthal gegründeten Chorherrnstiftes, dessen vormalige Existenz jetzt erst durch Auffindung des Stiftungsbriefes außer Zweifel gesetzt ist, ferner der Dominikaner-Residenz und des Chorfrauenstiftes zu Kloster-Neuburg. Hieran schließt sich ein starkes Verzeichniß von Schlössern und Ortschaften, welche theils gänzlich verschwunden sind, theils aber in der Folge ganz andere Namen erhalten haben, welch letzteres sehr häufig auch anderswärts der Fall ist, und den Geschichtforschern oft große Mühen bereitet. Derley Nachweisungen, welche sich nur aus Urkunden, namentlich aber aus Grundbüchern machen lassen, sind daher sehr verdienstlich.

4) Kaisers Ferdinand I. Antwort auf einen Rathschlag, den ihm die oberösterreichische Regierung zu Inspruck vorgelegt hatte, 29. Jän. 1562. Mitgeth. von J. Chmel. Ein weitläufiges interessantes Aktenstück, das über die damaligen öffentlichen Verhältnisse viele Aufschlüße gibt. Es verbreitet sich über die Zustände Deutschlands, welche als sehr befriedigend geschildert werden, indem keinerley Ruhestörung zu besorgen sey, sowie über die Verhältnisse Oesterreichs zu den auswärtigen Staaten, zu Spanien, der Schweiz, namentlich aber Frankreich, zu welchem sich die Stände in Tyrol nichts Guten versahen. Der Kaiser theilt zwar auch die nämlichen Besorgnisse, doch beruhiget er dieselben mit der Versicherung, daß die deutschen Fürsten den Franzosen gegenüber etwas „spitzfindiger worden, dann sy hievor bey der einfeltigen Weldt unserer frommen Vorel-

tern gewesen, ziemlicher massen ansahen zu merken, daß ihnen die Franzosen nit gar viel zu behalten werden geben; auch könne er sich, setzt er hinzu, nicht bereden, daß jemand leichtlich, sunderlich von ansehnlichen verständigen Leuten, er sey gleich wess Religion, oder Gemüts und Naigung gegen uns er well, vorhanden, der gern sehen oder leiden wurd, daß die Cron Frankreich in teutscher Nation herrschen oder oberhand haben soll, in sunderer Betrachtung, daß das ganz Regiment und Wesen, so in Frankreich ist, mit den Teutschen gar nit übereinstimmt, ja auch den Teutschen ganz nit ainander unträglich seyn wurd.“ Man weiß aus der Geschichte, daß die Deutschen späterhin nicht so „spitzfindig“ gewesen.

5) Heinrich Graf von Hardeck, Burggraf von Duino, judex provincialis in Oesterreich, von Fr. Firnhaber. Dieser Graf war eine sehr einflußreiche, bisher jedoch, obwohl schon mehrere gelehrte Forschungen über ihn vorliegen, räthselhafte Persönlichkeit. Er erscheint zuerst als Burggraf von Tybein (Duino), und ist nach der Meinung des Verf. ein Sprößling des alten Burggrafengeschlechtes von Duino in Istrien, während ihn andere für einen Burggrafen von Theben in Ungarn halten, eine Ansicht, welche der Verf. mit guten Gründen bekämpft. Dieser Burggraf ward Graf v. Hardeck durch seine Vermählung mit Wilbirg, der Wittwe des Grafen Otto von Hardeck und Erbin des reichen Hardeck-Plainischen Nachlasses. Beygegeben sind dreyzehn Urkunden, welche theils von dem Grafen von Hardeck selbst ausgefertiget wurden, theils sonst sich auf ihn und seine Verhältnisse beziehen.

6) Das Formelbuch K. Albrecht I., mitgetheilt von J. Chmel. Die hier veröffentlichten Formeln sind einer Handschrift, welche im k. k. Hof-Haus- und Staatsarchive zu Wien verwahrt wird, entnommen, gehören jedoch nicht sämmtlich der Regierungszeit des Königs Albrecht I., sondern mehrere derselben dem zweyten bis vierten Jahrzehend des vierzehenden Jahrhunderts an. Palacky hat bereits (über Formelbücher ꝛc.) einige Stücke vollständig und Lichnowsky (Gesch. des Hauses Habsburg) mehrere Excerpte aus diesem Formelbuche bekannt gemacht, allein diese Publikationen machten bloß den Wunsch rege, daß das Ganze durch den Druck zugänglich gemacht werden möchte, was hier geschehen ist; denn die Formelbücher sind, wie Palacky mit Recht bemerkt, eine der wichtigsten und ergiebigsten Quellen der Geschichte des Mittelalters, und verdienen deßhalb eine größere Beachtung, als ihnen bisher von Seite der Geschichtforscher und Lehrer der Diplomatik zugewendet worden ist.

7) Urkunden und geschichtliche Notizen, die sich in den Handschriften des Stiftes Zwetl finden. Da das Pergament sehr theuer war, so benützte man gar häufig die leeren Räume in Handschriften, welche die heil. Schrift, Legenden, Ordensregeln u. dgl. enthielten zur Aufzeichnung von Schankungen und Begebnissen, welche die Klöster, hier das in Zwetl betrafen; und solchen Handschriften sind die hier mitgetheilten Notizen entnommen. Link (annal. Clara-vall.) und Pez (thesaur. anecd.) haben zwar schon viele Nachrichten aus den nämlichen Handschriften des Kl. Zwetl bekannt gemacht, indessen hat Hr. Frast noch mehrere aufgefunden und sie hier veröffentlicht. Sie sind sehr verschiedeher Art, Urkunden, Bruchstücke von Urbarien, Nekrologien u. a., worunter sich manches Goldkorn befindet. Die „Conversenordnung“ des Klosters Zwetl ist zwar nicht vollständig, doch aber nicht ohne Interesse, da sie uns manche Seite des Klosterlebens kennen lehrt und ihre Mittheilung um so dankenswerther, da, so viel dem Ref. bekannt, nur wenige solcher Ordnungen veröffentlichet sind.

8) Urkunden-Regesten für die Geschichte Innerösterreichs v. J. 1312 — 1500 von Albert von Muchar — 524 Stücke.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Juli.

Nro. 3. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

1) **Fontes rerum Austriacarum.**
2) **Archiv für Kunde Oesterreichischer Geschichtsquellen.**
3) **Notizenblatt.**

(Fortsetzung.)

9) Zur Geschichte Friedrich des Schönen von J. Chmel. Dieser unglückliche Fürst hat wohl schon seine Biographen gefunden, namentlich an dem bekannten Chorherrn Kurz, allein das Urtheil, welches dieser über ihn gefällt hat, ist allzu ungünstig, indem er ihn, was so häufig der Fall ist, nach dem Erfolge seiner Plane und Unternehmungen, der freilich ein sehr mißlicher war, würdigte. Dieses Urtheil liegt allen nachfolgenden Darstellungen zu Grunde, namentlich ist der Vorwurf, daß Friedrich sich von blinder Eitelkeit habe bestimmen lassen, nach der deutschen Krone zu greifen, ebenso stereotyp als ungerecht, indem, wenn man die damaligen Verhältnisse überblickt, nicht bloß Klugheit dazu rieth, sondern selbst die Nothwendigkeit dazu zwang, wie der Hr. Verf. unter Mittheilung mehrerer Urkunden erörtert.

10) Beyträge zur Quellenkunde der dalmatischen Rechtsgeschichte im Mittelalter von Dr. G. Wenzel. Erst in der neueren Zeit, besonders seitdem Grimm's deutsche Rechtsalterthümer im Umlaufe sind, hat man begonnen, der Rechtsgeschichte besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden, da man erkannt hat, daß sie, abgesehen von ihrem speciellen Interesse, den sichersten Aufschluß gibt über die politischen und socialen Beziehungen der Vorzeit, also zur Kenntniß derselben völlig unentbehrlich ist. Fast gänzlich vernachläßiget war bisher die in Rede stehende, gleichwohl aber gewährt sie großes Interesse. Das Rechtsleben Dalmatiens entwickelte sich aus sehr verschiedenartigen Elementen, doch ergibt sich schon aus der Betrachtung der Schicksale dieses Landes, daß dasselbe seine Wurzel im Alterthume hat. Die wichtigsten Erscheinungen des Rechtslebens in diesem Lande sind die Statuten der einzelnen Städte und Communen, und auf diese besonders beziehen sich die hier mitgetheilten Beyträge: 1) die Statuten der Insel Meleda, welche unter den bisher bekannten in ihrer ursprünglichen Gestalt sich erhalten haben; 2) der „libro degli ordinamenti et delle usance" der Insel Lagosta von c. 1380; 3) ein chronologisches Verzeichniß der Reformationen von Lagosta v. 30. April 1390 bis 1. September 1523.

11) Urkundliches zur Geschichte K. Friedrichs IV. von J. Chmel. Die Urkunden-Auszüge, welche hier veröffentlicht werden, sind einem „Kanzleibuche" entnommen, welches die Concepte der innerhalb eines halben Jahres in der österreichischen Kanzley des Kaisers Friedrich ausgefertigten Urkunden und Befehle enthält. Leider sind die meisten dieser Kanzleybücher, welche eine reiche Fundgrube für historische Forschungen seyn müßten, aus Sorglosigkeit, mehr noch vielleicht aus Unverstand vertilgt worden, indem man nicht bedachte, daß „Concepte" und Registraturbücher die Originale, welche in alle Welt ausgingen, und darum nicht

so leicht zusammengebracht werden können, vollkommen ersetzen. Es sind hier 218 Auszüge veröffentlichet.

12) Beyträge zu einer Chronik der archäologischen Funde in der österreichischen Monarchie von J. G. Seidl. Die Quellen der Geschichte liegen nicht bloß in Archiven und Bibliotheken, sondern gar häufig noch in der Erde, da besonders, wo einst kultivirte Völker geherrscht haben, und sind wichtig, daher man in der neueren Zeit mit dem regesten Fleiße ihnen nachforscht, nämlich den Denkmälern, welche besonders durch die Völkerwanderung verschüttet wurden. Wie könnte es in den österreichischen Landen an Denkmälern von dem weltbeherrschenden römischen Volke fehlen? Die Geschichte der neueuropäischen Staaten beginnt nicht erst mit dem Einströmen und der festen Ansiedlung der Deutschen auf den Trümmern des römischen Reiches, sondern schließt sich unmittelbar an die des letzteren an, da es keinem Zweifel unterliegt, daß die Deutschen von den Römern Vieles gelernt und sich angeeignet haben. Wesentliches Erforderniß ist daher die Kenntniß des Zustandes der Lande während der römischen Herrschaft, und diese muß nicht selten vorzugsweise aus den Denkmälern, welche aus jener Zeit stammen, geschöpft werden. Es ist daher sicher sehr verdienstlich, daß der Verf. die Denkmäler, welche in den österreichischen Landen aufgefunden wurden und deren Zahl begreiflich sehr groß ist, verzeichnet, und sowohl den Fund- als den dermaligen Aufbewahrungsort angegeben, und sie mit Kundgabe der Inschriften, welche sich daran finden, beschrieben hat.

13) Beytrag zur Geschichte Vorarlbergs von K. Zimmermann. Es sind hier historische Notizen über das Freygericht zu Münsinen und die Gerichte Rankweil und Sulz zusammengestellt. Besonders merkwürdig ist ersteres theils wegen seiner eigenthümlichen Organisation, theils wegen seines hohen Alterthumes. Seine Entstehung reicht über die Karolingische Periode hinaus und hat sich das ganze Mittelalter hindurch in seiner Eigenthümlichkeit bewahrt. Die Stätte, wo es abgehalten wurde, ist mit Sicherheit nicht zu bestimmen; wenigstens sind die Angaben hierüber sehr verschieden. Der Verf. sucht sie zwischen den Wässern Frubitsch und Frutz in der Nähe von Rankweil, wohin es in der Mitte des XV. Jahrh. verlegt wurde, und zwar darum, weil, als die Kriege mit der Schweiz eine verderbliche Wendung nahmen, man einen feindlichen Ueberfall besorgte.

14) Eine Bulle Papst Bonifaz IX. als Beytrag z. österreichischen Rechtsgeschichte. Durch diese Bulle (d. 2. Juni 1390) werden die Bewohner Wiens auf ihre Bitte von der geistlichen Gerichtsbarkeit befreyt. Diese erstreckte sich ursprünglich zunächst nur auf Personen, welche dem geistlichen Stande angehörten, sowie auf kirchliche Fälle; allein vielfältig brachten auch Laien ihre Streithändel vor die geistlichen Gerichte, weil von diesen eine schnellere und gerechtere Entscheidung zu erwarten war. Da jedoch dadurch vielfältig Conflikte mit der weltlichen Gerichtsbarkeit herbeygeführt wurden, so waren die Päpste wie auch die Concilien darauf bedacht, der geistlichen Jurisdiktion Schranken zu setzen, wie die zahlreichen, darauf bezüglichen Erlasse bezeugen.

15) Topographie der VII. und XII. comuni in den venetianischen Alpen, mitgeth. von J. Bergmann. Der Verf., welcher früherhin schon seine Forschungen über die sette comuni im venetianischen veröffentlicht hat, dehnt dieselben hier auch auf die tredici comuni im Veronesischen aus. Er hatte hier vorzugsweise nur die Topographie und Geschichte im Auge, nachdem Schmeller und er selbst früherhin schon über die Sprache der Bevölkerung dieser comuni ihre Untersuchungen, welche von ersterem jüngst vervollständigt wurden, veröffentlicht haben.

16) Die ältesten Urkunden des Klosters Gleink von J. Stülz. Der Verf. bespricht hier vorzugsweise jene Urkunden des fraglichen Klosters, welche bereits der Chorherr Fr. Kurz in den bekannten Beyträgen publicirt hat, die aber so voll Anomalien sind, daß schon viele Forscher sich veranlaßt sahen, dieselben aufzuklären, doch aber zu einem befriedigenden Resultate nicht gekommen sind. Unauflösbare Räthsel liegen besonders in zweyen

dieser Diplome des Herzogs Leopold von Oesterreich v. d. Jahren 1175 und 1178. Er nennt sich sowohl in dem Texte als auch auf den Siegeln Herzog von Oesterreich und Steyr, während ihm doch Ottokar das letztere Land erst im J. 1186 für den Fall, daß er ohne Erben sterben sollte, vermachte. Dieser Fall trat erst i. J. 1192 ein. Dieß macht die fraglichen Urkunden so verdächtig, daß man allerdings sich für berechtiget halten möchte, sie für gefälscht zu erklären. Der Verf. jedoch hat einen Ausweg gefunden und seine Ansicht hierüber möchte mit Grund kaum anzufechten seyn, die auch auf historischen Zeugnissen beruhende Ansicht, daß die Originaldokumente des Klosters Gleink i. J. 1192 durch Brand zu Grunde gegangen sind und sofort erneuert wurden, und zwar, wie glaublich ist, bloß nach den Aussagen noch lebender Zeugen, und daß so die Anomalien hineingekommen sind. Auf diese Ansicht wurde der Verf. geführt durch eine Urkunde des Herzogs Leopold VII. v. J. 1220, worin er sagt: constitutus in nostra praesentia Pilgrimus abbas Glonicensis — optinuit coram nobis, ut privilegia a nostris antecessoribus Glonicensi coenobio collata, que per incendium vel per negligentiam — sunt deperdita, nos renovare teneremur eidem. So dürften sich die Räthsel am sichersten lösen lassen. Darnach wäre anzunehmen, daß keine der fraglichen Urkunden das Jahr 1192 übersteige.

17) Acta St. Quirini martyris. Es sind schon mehrere Legenden bezüglich auf den heil. Quirin gedruckt, die älteste jedoch, welche hier an's Licht gestellt ist, war bisher unbekannt. Bey dem Mangel anderer Geschichtsquellen ist sie eine der ergiebigsten, nicht bloß für die bayerische und insbesondere für die Geschichte des Klosters Tegernsee, sondern auch für die Oesterreichs, obgleich sie nur mit Vorsicht benützt werden darf. Sie zerfällt in Rücksicht auf die Zeit ihrer Abfassung in drei Theile. Der erste ist wahrscheinlich den Akten des heil. Marius entnommen, daher sehr alt; der zweyte gehört wie der Herausgeber aus den Barbarismen schließt, der ersten Hälfte des IX. Jahrh. an; der dritte Theil enthält Mirakel, und ist muthmaßlich um 1160 und zwar von dem Diacon Wernher verfaßt, dem nämlichen ohne Zweifel, der eine Weltcharte (mappam) verfertiget hat, wie wir aus dem cod. epist., welchen Pez (thesaur. II. 55) herausgegeben hat, wissen.

18) Bedenken gegen die gewöhnliche Ansicht von Wiens Identität mit dem alten Faviana von F. Blumberger. Es ist zwar herkömmliche Ansicht, daß Faviana, welches besonders aus der Lebensbeschreibung des heil. Severin, der sich während seines segensreichen Wirkens in Norikum dort aufzuhalten pflegte, bekannt ist, das heutige Wien sey, eine Ansicht, welche schon im XII. Jahrh. im Umlaufe war, wie wir aus Otto's von Freysing gesta Friderici imp. ersehen, sowie aus der Stiftungsurkunde des Schottenklosters in Wien v. J. 1158, welche also schließt: actum in civitate nostra favianis, quae alio nomine Wienna dicitur. Dieser Ansicht steht jedoch schon die aus den letzten Zeiten der römischen Herrschaft stammende notitia dignit. imp. entgegen, welcher zufolge Faviana in einer ganz anderen Region lag, als das heutige Wien. Der Verf. hat übrigens die Frage: an welcher Stelle das alte Faviana zu suchen sey, wenn es nicht mit Wien identisch ist, unerörtert gelassen, übrigens versprochen, sie bey einer anderen Gelegenheit zu beantworten.

19) Beyträge zur Geschichte Ungarns unter der Regierung der Könige Wadislaus II. und Ludwig II. 1490 — 1526. Es sind hier 109 auf die fragliche Periode bezügliche Urkunden größtentheils nach Originalien des k. öst. Haus- und Staatsarchives mitgetheilt. Sie geben besonders Aufklärung über die Beziehung Oesterreichs zu Ungarn in der damaligen Periode, doch zerstreuen sie das Dunkel, das auf dieser liegt, nicht völlig, jedenfalls aber sind sie willkommene Vorläufer.

20) Ueber das Münzrecht der Bischöfe von Olmütz. Die Geschichte des mittelalterlichen Münzwesens ist trotz mancher mitunter sehr brauchbaren Schriften hierüber noch sehr unvollständig, daher jeder sachgemäße Beytrag hiefür dankenswerth,

also auch der vorliegende, der aus den allein sicheren Quellen, aus Urkunden sowohl als aus Münzen selbst geschöpft ist. Als die erste urkundliche Verleihung des Münzrechtes an die Bischöfe von Olmütz erscheint jene des Herzogs Wladislav v. J. 1144. Eine wesentliche Zugabe zu derley Elaboraten sind Abbildungen von Münzen, und deren findet man hier eine namhafte Anzahl.

Der dritte Jahrgang enthält Folgendes.

1) **Aktenstücke zur Geschichte des österreichischen, römisch-katholischen Kirchenwesens unter K. Leopold II.** Kaiser Joseph hat durch seine kirchlichen Reformen, welche nicht selten sehr gewaltthätig waren, vielfach die Gemüther seiner Unterthanen bedrängt und aufgeregt, weßwegen sein Bruder und Nachfolger Leopold sich veranlaßt sah, zur Beruhigung seiner Völker die rücksichtslos eingeführten Reformen theils ganz zu beseitigen, theils ihnen doch den Stachel zu nehmen. Die Bischöfe reichten in Folge der an sie ergangenen Aufforderung ihre Beschwerden oder Gutachten an die sogenannte geistliche Hofkommission ein, welche ihre Anträge in Form eines Protokolles v. 18. Dez. 1790 stellte. Die Aktenstücke, welche sich deßfalls ergeben haben,

a) eine das erwähnte Protokoll einleitende Note der geistl. Hofkommission;

b) die Resolution des Kaisers über die Forderungen der Bischöfe und die Vorschläge der Hofkommission;

c) das Protokoll derselben über die von den Bischöfen angebrachten Beschwerden;

d) Vorstellungen des Erzbischofs von Wien, und der Bischöfe von Linz und von St. Pölten,

sind hier mitgetheilt. Es braucht nicht hervorgehoben zu werden, daß diese Aktenstücke von großem Interesse sind.

2) **Die Grafen, Markgrafen und Herzoge aus dem Hause Eppenstein von Dr. K. Tangl.** Der Verf. behandelt hier einen ebenso interessanten als sehr dunkeln Gegenstand der Geschichte Kärnthens. Kann man auch seinen Ansichten nicht immer beystimmen, so erscheint diese ausführliche Abhandlung doch sehr dankenswerth schon darum, weil das bezügliche Quellenmaterial zusammengestellt ist. Hr. Stülz hat bereits Anlaß gefunden, einige der Aufstellungen desselben in diesem Archive, die nämlich, daß des Herzogs Adalbero Gemahlin nicht Brigida, eine Tochter des Herzogs Herman von Schwaben, sondern Beatrix, eine Tochter des K. Konrad II. gewesen, zu bekämpfen, und hat das Irrige dieser Annahme gründlich nachgewiesen, sowie gegen andere von dem Verf. aufgestellte Behauptungen Widerspruch eingelegt.

3) **Genealogische und topographische Forschungen über die Stifter &c. von Eberndorf, Gurnik, Teinach und St. Lorenz zu Burg Stein in Kärnthen.** Dieselben sind von dem Hrn. Ritter von Koch-Sternfeld und in der bekannten originellen Weise ausgeführt.

4) **Pat. Bernaus Bruglis Bericht über die Belagerung der Stadt Wien i. J. 1685.** Es sind zwar über diesen Gegenstand schon mehrere gleichzeitige Berichte veröffentlichet, dennoch erscheint der hier mitgetheilte keineswegs als überflüßig.

5) **Regesten und urkundliche Daten über das Verhältniß des Cardinals Nikolaus von Kusa, als Bischofs von Brixen zum Herzog Sigmund von Oesterreich und zu dem Lande Tyrol von 1450 — 1464.** Dieser Mann ist zu merkwürdig, als daß nicht alle Notizen, wodurch seine sehr einflußreiche Wirksamkeit beleuchtet wird, willkommen seyn sollten, um so mehr die hier mitgetheilten Auszüge aus 461 bisher größtentheils verschlossenen Urkunden, als sie über den merkwürdigen, bisher noch zu wenig gekannten Streit des Bischofs mit dem Herzog Sigmund von Tyrol auf kirchlichem Gebiete das erwünschte Licht verbreiten.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Juli.

Nro. 4. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

1) **Fontes rerum Austriacarum.**
2) **Archiv für Kunde Oesterreichischer Geschichtsquellen.**
3) **Notizenblatt.**

(Fortsetzung).

6) Die Jugend- und Wanderjahre des Grafen F. Gr. v. Khefenhiller nach seinen eigenen Aufzeichnungen. Diese reichen zwar nur bis zum J. 1623, also nicht in jene Zeit, wo der Graf selbst eine große Rolle spielte, und beziehen sich zunächst nur auf seine persönlichen Angelegenheiten, doch verbreiten sie gegen das Ende zu auch viel Licht über die damaligen wichtigen Welthändel. Unter Anderem ergibt sich daraus, daß der Vorwurf, welcher gewöhnlich dem General Tilly gemacht wird, er trage die Schuld an allem Schaden, welchen Mansfeld in den Rheinlanden angerichtet habe, indem er sich durch die von demselben angeknüpften Unterhandlungen habe täuschen und ihn aus der Oberpfalz entkommen lassen, durchaus ungerecht sey, daß vielmehr alle Schuld den spanischen General Cordova treffe, welcher unterlassen hat, der Verabredung gemäß die Unterpfalz rechtzeitig in Besitz zu nehmen.

7) Fränkische Studien herausg. von Dr. C. Höfler. Auf den ersten Anblick könnte es zwar scheinen, daß diese Studien nicht hieher gehören, indessen ist dieß nicht der Fall, indem nicht bloß die Bischöfe von Bamberg, sondern auch mehrere Dynasten, wie die Burggrafen von Nürnberg und besonders die Herzoge von Meran in Oesterreich viele Besitzungen hatten, und die babenbergischen Herzoge Oesterreichs fränkischen Ursprunges sind. Die hier veröffentlichten Urkunden beziehen sich zumeist auf das Emporkommen der Burggrafen von Nürnberg und deren allmähligen Erwerb der hohenzollerischen Territorien in Franken. Man sieht hieraus einer Seits, wie das Territorialsystem sich entwickelte und ausbildete, und anderer Seits, um welch geringen Preis das hohenzollerische Haus zu seinen sehr ansehnlichen Besitzungen gekommen ist, mit welcher Consequenz es das vorgesteckte Ziel verfolgte, und durch welch kluge Maßregeln es sein Besitzthum vor Zersplitterung zu bewahren wußte.

An diese Mittheilungen reiht sich

8) der bisher unbekannte Epistolar-Codex des Klosters Reichartsbrunn. Er gehört dem XII. Jahrhundert an und enthält eine Sammlung von Briefen des Kaisers Friedrich, mehrerer Bischöfe, des damaligen Landgrafen von Thüringen, der Herzoge von Bayern und Sachsen, der Päpste, Aebte und gelehrter Mönche. Diese Briefe geben interessante Aufschlüsse über die damaligen Verhältnisse in Deutschland, namentlich weisen sie nach, daß Thüringen zur Zeit des großen Hohenstaufen der Herd großer Bewegungen war, sowie den mächtigen Einfluß, welchen dieses Land damals auf den Gang der Ereignisse übte, indem der Anschluß desselben an die Sache der Hohenstaufen den Fall der Welfen entschied.

9) Ausführliche Mittheilungen über die Wiedertäufer in Mähren; 10) Aufschlüsse über die

auch an Handschriften reiche Bibliothek des Stiftes Kloster-Neuburg; 11) eine Bulle des Papstes Alexander IV. vom J. 1256 für das Frauenkloster Pfullingen; 12) Beyträge zur Geschichte Siebenbürgens vom J. 1342—1382; 13) fünf genealogische Tabellen tyrolischer Adelsgeschlechter.

14) Ueber das wahre Zeitalter des h. Rupert, des Apostels der Baioarier und Gründer des Erzstiftes von Salzburg. Von J. E. Ritter von Koch-Sternfeld. Dieser Gegenstand hat schon oft die Federn gelehrter Forscher in Bewegung gesetzt, wie bey der Wichtigkeit, welche er für die bayerische Regenten- und Culturgeschichte hat, leicht begreiflich ist, doch aber ist es noch nicht gelungen, hierüber zum völligen Abschluße zu kommen; denn noch stehen sich dieselben zwey Ansichten schroff gegenüber, indem die Einen die Ankunft des heil. Rupert in das Ende des VI., die Andern auf den Ausgang des VII. Jahrhunderts verlegen. Erstere Ansicht blieb mehrere Jahrhunderte hindurch unangefochten, erst Mabillon hat sie bekämpft und der gelehrte Hansiz so erschüttert, daß sie von nun an fast völlig aufgegeben wurde. In der neueren Zeit hat jedoch Hr. M. Filz mit einem Aufwande großer Gelehrsamkeit versucht, sie wieder in ihr altes Recht einzusetzen und so das Signal zum neuen Kampfe gegeben; denn alsogleich ward Widerspruch eingelegt, dieser jedoch anderer Seits energisch zurückgewiesen.

Der Verf. der vorliegenden Abhandlung war vor vielen Anderen berufen, in diesem Conflicte ein Wort mit zu reden, da er nicht bloß mit den bezüglichen Quellen, sondern auch, was bey Fragen dieser Art von großer Wichtigkeit ist, mit dem Schauplatze der Thätigkeit des heil. Rupert, mit den Sitten und Cultur-Verhältnissen des Volkes, dessen Ahnen mit demselben verkehrt haben, aufs innigste vertraut ist, und in allen seinen Schriften Proben von großer Combinationsgabe und ausgezeichnetem Forscher-Talente gegeben hat. Er hat sich früherhin selbst für das Hansizische System erklärt, trat jedoch später, wie besonders in dieser Abhandlung, als entschiedenster Gegner desselben hervor. Sie ist keine Ilias post Homerum; denn Hr. Filz hat namentlich in der zweyten Bearbeitung desselben Gegenstandes allzu offenbare Mißgriffe, daher den Gegnern der von ihm vertretenen Ansicht leichtes Spiel gemacht. Dieß veranlaßte den Hrn. Verf. für sie in die Schranken zu treten und er hat dieß in einer Weise gethan, daß es wohl schwer halten dürfte, den vorhandenen Quellen neue Beweise abzugewinnen. Und so ist denn die vorliegende Abhandlung allerdings der Art, daß sie den Leser für die darin aufgestellte Ansicht: der heil. Rupert sey zu Ende des VI. Jahrhunderts nach Bayern gekommen, zu gewinnen vermag; doch wird sein Vertrauen alsogleich wieder, wenn auch nicht erschüttert, doch aber ins Wanken gebracht durch folgende Abhandlung, welche sich unmittelbar an die eben besprochene anschließt:

15) Ueber das Zeitalter des heil. Rupert von W. Wattenbach; denn der Verf., Mitarbeiter an der von Pertz redigirten Quellen-Sammlung, verlegt, entgegen der vom Hrn. von Koch-Sternfeld entwickelten Ansicht, nicht ohne daß ihm wichtige Gründe zur Seite stünden, die Ankunft des heil. Rupert in das Ende des VII. Jahrhunderts, so daß also der Leser, welcher nicht in selbständiger Weise für das eine oder andere dieser beyden Systeme sich zu entscheiden vermag, neuerdings gleich dem Herkules an den Scheideweg sich gestellt sieht, und das Ende des Streites in weite Ferne gerückt ist. Möge er nur stets mit den Waffen wahrer Wissenschaft geführt, alle Leidenschaftlichkeit und Empfindlichkeit, welche statt Licht nur Nebel schafft und in der Regel neben der Wahrheit vorbeyrennt, ausgeschlossen werden. Diese Bemerkung dringt sich dem Ref. auf, indem er auf die Entgegnungen blickt, zu welchen es bereits in dem „Notizenblatt“ (No. 9 u. 17) zwischen beyden Gelehrten gekommen ist. Der Streit befindet sich auf einem Punkte, daß eine Revision der bezüglichen Forschungen als nothwendig erscheint. Ref. beschränkt sich hier auf eine Bemerkung, welche in dieser Streitfrage wohl Beachtung verdienen möchte. Da nämlich die Gegner des Hansizischen Systemes den entschiedensten

Werth auf die „ehrwürdige Tradition, welche tausend Jahre hindurch unangefochten herrschte," legen, so ist vor Allem geboten, hierüber sich zu orientiren. Wenn auch zugegeben werden muß, daß in der Regel den Traditionen, welche nicht zu erfinden, sondern nur auszuschmücken pflegen, wahre Thatsachen zu Grunde liegen, so darf doch von ihnen nur mit großer Vorsicht Gebrauch gemacht werden, besonders aber in dem Falle, wenn ächte, unverwerfliche Quellen mit ihnen im Widerspruche stehen. Was die in Rede stehende betrifft, so kommt ihr weder ein so hohes Alter zu, wie geglaubt wird, noch ist sie unangefochten geblieben, wie unschwer nachgewiesen werden kann. Gewiß ist, daß sie zuerst im XII. Jahrhundert hervortritt, nämlich in den annales Salisburgenses (Pertz monumenta hist. German. I, 89). Der gelehrte Herausgeber hat die Abfassung derselben zwar in das IX. Jahrhundert verlegt, es ist jedoch seitdem nachgewiesen worden, daß diese Annalen erst in der Mitte des XII. Jahrhunderts angefertiget wurden (Notizenblatt No. 17). Außerdem aber war sie in dieser Zeit keineswegs allgemein verbreitet, wie z. B. daraus hervorgeht, daß das chronicon Mellicense, welches im J. 1123 angelegt und sodann von Anderen weiter fortgeführt wurde, des heil. Rupert gar nicht gedenkt. Zwar findet sich bey dem Jahre 616 der Eintrag: b. Rupertus Juvavii basilicam construere cepit, und beym nachfolgenden Jahre: Theodonem b. Rupertus — baptizavit (Pertz script. I, 199), allein der Herausgeber, welcher das Original vor sich hatte, hat ausdrücklich hiezu bemerkt, daß diese und andere Einträge von Händen des XIV. und XV. Jahrhunderts eingefügt wurden. Dasselbe ist bezüglich des chron. Salisb., welches gleichfalls im XII. Jahrhundert angelegt wurde, der Fall. Beym Jahre 611 findet sich zwar die Nachricht: Rupertus — in Juvavum receptus pro episcopo (ebd. S. 331); allein der Herausgeber hat in einer besonderen Anmerkung zu dieser Stelle ausdrücklich angeführt, daß diese Nachricht von einer Hand, die dem XIV. Jahrhundert angehört, hinzugesetzt wurde. Seltsam, daß selbst dieser Chronist, welcher doch ein Salzburger Canonicus war, von dem heil. Rupert eben so wenig etwas meldet, wie der oben erwähnte Melker Annalist. Ihr Schweigen beweist, daß die fragliche Tradition damals noch keineswegs im Gange war, nicht einmal in Salzburg, wo sie doch, wie man meinen sollte, am lebendigsten seyn mußte. Gewiß ist, daß diese Tradition erst im XII. Jahrhundert entstanden ist, und zwar, wie Wattenbach nachgewiesen hat, auf eine Weise, daß ihre Glaubwürdigkeit die gegründetsten Bedenken gegen sich hat, und daß sie erst im XIV. Jahrhundert allgemeiner wurde. Selbst damals, als sie auftauchte, stand ihr noch eine andere zur Seite, die nämlich, welche die Ankunft des heil. Rupert in das Ende des VII. Jahrhunderts setzt, wie wir aus dem im XII. Jahrhundert verfaßten catalogus episcop. Salisburg. (Canis. lect. ed. Basnage III. P. II, 340) ersehen, in welcher die Ankunft des heil. Rupert in das Jahr 696 gestellt ist. Auch Arnold von Vohburg setzt sie, wie bekannt, in die nämliche Zeit (Pertz monum. hist. Germ. II, 549). Daraus geht hervor, daß diese Ansicht vor dem Auftauchen der angeblichen Tradition, und dann noch neben dieser bestand. Diese Verwirrung wurde, wie nicht bezweifelt werden kann, veranlaßt durch die vita primigenia, indem sie den heil. Rupert unter der Regierung des merovingischen Königs Hildebert, ohne diesen näher zu bezeichnen, auftreten läßt. Da alle historischen Daten fehlten, so blieb zur Festsetzung der Zeit, in welche die Wirksamkeit des heil. Rupert fiel, freye Wahl zwischen den drey Königen, welche diesen Namen führten, woher es denn auch kam, daß mehrere Chronisten (Anonym. Mell. ap. Pez thes. I. P. I, 193; Anonym. Chremif. ap. Rauch script. I, 162) den heil. Rupert unter der Regierung des Königs Childebert I. (511 — 558) wirken lassen. Diese Tradition ist demnach, abgesehen davon, daß sie, genau betrachtet, gar nicht einmal als eine solche gelten kann, sondern vielmehr nur als das Ergebniß eines verfehlten Rechnungscalculs angesehen werden muß, nicht der Art, daß ihr ein Vorzug vor verbürgten Quellen: den notitiae breves und dem Congestum Arnonis, wird eingeräumt werden dürfen. Indessen fußen die Gegner des Hansizischen Systemes auch auf diesen Quellen, doch nur soweit, als sie nicht mit der von ihnen so hoch

gehaltenen Tradition im Widerspruche stehen, namentlich legen sie z. B. einen großen Werth auf folgende Begebenheit, welche uns in den breves not. überliefert ist. Nachdem nämlich der heil. Rupert, so wird darin erzählt, die Maximilianskirche gegründet hatte, gaben die Brüder Lediz und Ursus ihr Besitzthum zu Alben dazu, wogegen der Bischof ihre beyden Neffen in Pflege und Unterricht nahm. Als sie herangewachsen und unterrichtet waren, erhielten sie die Hälfte der Besitzungen, welche ihre Eltern zu Alben besaßen, zu Lehen. So hatten nicht nur sie dieses Lehen lange Zeit inne, sondern auch ihre Enkel durch die Gunst der späteren Oberhirten. Darnach wurde die Maximilianskirche von den einbrechenden Slaven verwüstet. In der Folge belehnte Herzog Odilo seinen Kaplan Ursus, welcher demselben Geschlechte angehörte, mit dem fraglichen Gut. So im Wesentlichen der Bericht. In dieser Erzählung treten vier bis fünf Generationen hervor, also ist, so wird geschlossen, unmöglich, daß, wenn man des heil. R. Ankunft ins Jahr 696 verlegt, von da an bis Odilo (739) fünf Generationen vorübergehen konnten, und augenscheinlich, daß die Ankunft desselben in eine frühere Zeit gesetzt werden müsse. Das mag allerdings seyn, allein diese Erzählung paßt selbst in dem Falle nicht, wenn man die Wirksamkeit des heil. R. in die frühere Zeit verlegt; denn zwischen der Erbauung und Zerstörung der Maximilianskapelle, also ungefähr vom J. 590 — 636, liegen nur 46 Jahre, und doch müssen zwey und eine halbe Generation der erwähnten Erzählung gemäß innerhalb dieses Zeitraumes gelebt haben, was nicht angenommen werden kann, da sich, wenn man die Dauer einer Generation auf 30 Jahre veranschlagt, mindestens 80 Jahre entziffern. Man sieht also daraus, daß diese Erzählung weder in das eine noch in das andere System paßt, daher keineswegs die Bedeutung haben kann, welche man ihr beylegt, und nicht im Stande ist, die übrigen klaren und bestimmten Angaben der bezeichneten Quellen zu beseitigen, wohin z. B. die gehört, daß zur Zeit des Bischofs Virgilius (um das J. 750) noch Schüler (discipuli) des heil. Rupert lebten, was begreiflich nicht möglich, wenn derselbe im J. 626 gestorben ist. Es kann übrigens nicht des Ref. Absicht seyn, hier auf eine weitläufigere Erörterung sich einzulassen, um so weniger, als es ihn drängt, diesen vulkanischen Boden zu verlassen; er will indessen schließlich zur Begütigung der Gegner des Hansizischen Systemes bemerken, daß dieses, ungeachtet es auf stärkeren Grundlagen ruht, dennoch auch mit einigen bisher noch nicht hinlänglich gelösten Widersprüchen zu kämpfen hat, was jedoch nicht hindern kann, daß es auch fernerhin die bevorzugte Stelle behaupten wird, indem, abgesehen davon, daß ihm stärkere Gründe zur Seite und wenigere, sowie unerheblichere Bedenken entgegenstehen, als dem andern, die Reihe der agilolfingischen Herzoge in eine unheilvolle Verwirrung gerathen würde, da man dem Herzog Garibald I. einen Herzo Theodo, der doch nach den zuverläßigsten Quellen nicht existirt hat, zur Seite setzen, und statt zwey Theodonen, welche hinlänglich verbürgt sind, deren sechs oder sieben annehmen müßte, wenn man an dem traditionellen Systeme festhalten wollte. Sehr zu wünschen ist, daß endlich von den so überaus wichtigen Quellen, den brev. not. und dem cong. Arnonis, auf welchen zunächst die Entscheidung der viel bestrittenen Frage Betreffs der Zeit der Ankunft des heil. Rupert in Bayern beruht, ein neuer und diplomatisch genauer Abdruck besorgt, oder daß doch die irrigen Lesarten, welche sich in den bisherigen Ausgaben finden, berichtiget werden möchten, was nicht so schwer seyn dürfte.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Juli.

Nro. 5. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Journal of a tour in Egypt, Palestine, Syria and Greece, with Notes and an Appendix on ecclesiastical Subjects, by James Laird Patterson. M. A. London 1852.

Es war in den letzten Tagen des Novembers, bey kaltem Wetter und stürmischem Meer, als der Verfasser des hier vor uns liegenden Reisejournals auf dem Lloydschen Dampfschiffe Schild den Hafen von Triest verließ. Gleich am ersten Tage erwies sich die ungehemmtere Herrschermacht des, durch die innere Kraft des Dampfes bewegten, Fahrzeuges über Wind und Wogen bey der Rettung eines Segelschiffes, dem der Sturm seinen Mast zerbrochen hatte und dessen kleine Mannschaft nach Verlust ihrer besten Anker, ohne Lebensmittel, der zweyfachen Gefahr des Verschmachtens oder des Schiffbruches an der felsigen Küste unterlegen wäre, wenn nicht der Dampfer, dem Wind und der Brandung entgegen steuernd, den ohnmächtigen Segler ins Schlepptau genommen und im Hafen von Pola in Sicherheit gebracht hätte. Obgleich es noch zeitig am Tage war, beschloß der Capitän dennoch, die Nacht hier abzuwarten und erst am nächsten Tage durch die Klippen gegen Cattaro hin zu steuern, was den Reisenden eine erwünschte Gelegenheit gab, die berühmten Denkmale der römischen Baukunst in Pola zu sehen.

Schon die unbefangene, eigene Anschauung des klippenreichen Meeres, in welchem die kleine Insel Melida, ganz nahe am Festlande, liegt, abgesehen von andren sehr bezeichnenden Andeutungen des Berichtes der Apostelgeschichte, entkräftet die neuerdings aufgestellte Behauptung, nach welcher hier im adriatischen Meere das Melita gewesen sey, an welches der Apostel Paulus aus dem Schiffbruch sich rettete. Wäre das große römische Fahrzeug von seinem so deutlich beschriebenen Wege hieher verschlagen worden, dann hätte es schon in den Tagen vor seinem Anscheitern an die Felsen des kleinen Eilandes Schwierigkeiten der Durchfahrt durch Meeresengen und Gefahren zu bestehen gehabt, welche der Bericht nicht verschweigen konnte.

Die Meeresküste jenseits Ragusa, mit Städten und Ortschaften, welche noch an die alte Herrlichkeit des reichen Venedigs erinnern, ist malerisch schön; weit über die andern Höhen des Bergzuges, der den Verlauf des Ufers begleitet, erhebt sich der Monte maggiore, der bereits bis tief unter seine Mitte mit Schnee bedeckt war. Doch diese Erinnerungszeichen an die Zeit des Winters, welcher jetzt in die nördlicheren Gegenden und auf den Gebirgshöhen seinen Einzug hielt, verschwanden ganz, so wie man Corfu sich nahte.

(Fortsetzung folgt.)



1) **Fontes rerum Austriacarum.**
2) **Archiv für Kunde Oesterreichischer Geschichtsquellen.**
3) **Notizenblatt.**

(Schluß.)

16) Archäologische Notizen gesammelt auf einem Ausfluge nach Herzogenburg, Göttweich, Melk, Seitenstätten im Sept. 1849 von Dr. G. Heider und J. v. Häusler. Wir finden hier historische Notizen über die Gründung des Klosters Göttweich, Abbildungen desselben und Copien von Siegeln, deren sich das Kloster zu verschiedenen Zeiten bedient hat, sodann ein Verzeichniß der wichtigsten Documente und Handschriften, welche im Archive und in der Bibliothek desselben hinterliegen. Daran reiht sich ein Abdruck eines „Physiologus." Die Handschrift, welche demselben zu Grunde liegt, gehört nach der Ansicht des Herausgebers in das XI. Jahrhundert, Hr. Wattenbach jedoch setzt sie (Notizenbl. Nr. 17) in das XII. Jahrhundert. Es sind zwar schon einige Physiologen veröffentlicht, doch verdiente auch der vorliegende bekannt gemacht zu werden, da derselbe nicht nur einer der ältesten, sondern auch der vollständigste ist, und diese Physiologen eine wichtige Quelle sind zur Erklärung der Kunstdenkmale, an denen gar häufig, wie bekannt, Thiersymbole sich finden, deren Bedeutung in der Regel sehr schwer und jedenfalls nur mit Zuhülfenahme solcher Physiologen zu enträthseln ist. Zu diesen Physiologien ward schon in den frühesten Zeiten der Grund gelegt, da bey den Griechen und Römern die Naturwissenschaften auf einer so niederen Stufe standen, namentlich auch, Aristoteles abgerechnet, die Naturgeschichte der Thiere, welche mehr als eine Thierfabel, denn als eine Wissenschaft erscheint, was leicht begreiflich ist, da die Nachrichten über sie zum Theil von Völkern kamen, deren Cultus im engsten Zusammenhange mit den Thieren stand, also deren vorurtheilsfreye Beobachtung nicht zuließ. Die Thiergeschichten der alten Welt, welche das Christenthum vorfand, hat dieses zwar nicht verworfen, doch aber auch so, wie sie waren, nicht angenommen, sondern nach dem Geiste, welcher es durchdrang, umgestaltet, sie in Verbindung mit dem Glauben gebracht und für die Willensbestimmung der Völker fruchtbringend gemacht, wozu auch schon die ganz eigenthümliche Richtung der Zeit hindrängte, sowie der Umstand, daß selbst in den heil. Schriften des alten und neuen Testamentes Thiersymbole niedergelegt sind. Aus der Vereinigung derselben mit denen, welche durch das heidnische Alterthum überliefert wurden, entstanden im Verlaufe jene christlich-symbolischen Thiergeschichten, welche unter der Bezeichnung „Physiologus" zusammengefaßt wurden. Bald bemächtigte sich auch die christliche Kunst dieser Thiersymbole und brachte sie auf ihren Schöpfungen an, namentlich denen, welche den Zwecken der Kirche dienten, daher nicht bloß an den majestätischen Domen, sondern auch an den kleinsten für den Gottesdienst bestimmten Geräthschaften. Zur Enträthselung dieser Symbole sind die Physiologien ein unentbehrlicher Apparat, doch aber bis in die neueste Zeit unbeachtet geblieben, weßwegen denn auch die Deutung dieser Symbole in der Regel verunglückt ist. Der älteste bis jetzt bekannte Physiologus ist der von dem Erzbischof Epiphanius verfaßte aus dem IV. Jahrhundert. An ihn schließt sich der in deutscher Sprache geschriebene und aus dem XI. Jahrhundert stammende Physiologus an, welchen Hofmann (Fundgruben I, 17) veröffentlicht hat; an diesen der vorliegende, welcher 27 Thiergeschichten enthält. Dem Abdrucke sind viele erläuternde Anmerkungen beygefügt. Am Schluße findet sich „die Note wider den Teufel" d. h. eine christlich-allegorische Darstellung der sieben Haupt-Tugenden und Sünden, welche auf einem Thiere reitend und mit Helm, Schild und Waffenschmuck geziert erscheinen. Diese Note steht in engster Beziehung zu den Physiologien. Sie ist in deutscher Sprache abgefaßt und gehört ohne Zweifel ins XV. Jahrhundert.

12) Beyträge zur Geschichte Vorarlbergs von Zimmermann. Der Verf. sucht gestützt

auf Sagen und die eigenthümliche Terrainbildung nachzuweisen, daß das Flüßchen Ill in der Gegend von Feldkirch einen anderen Lauf gehabt, und daß das heutige Feldkirch erst hernach angelegt, das alte Feldkirch daher mit demselben nicht identisch seyn könne, vielmehr verschwunden sey, was wohl schwer zu beweisen seyn möchte. Wichtiger sind die mitgetheilten Gemeinde-Ordnungen von Rankweil. Auf derley Ordnungen hat erst J. Grimm die Aufmerksamkeit der Forscher hingelenkt, und sie verdienen volle Beachtung, da wir aus ihnen die Verwaltungs- und Cultur-Anstalten unserer Ahnen sehr genau kennen lernen und vielleicht auch jetzt noch von ihnen, wenigstens in mancher Beziehung, Gebrauch machen könnten und wohl auch sollten, wenn unser Gemeindeleben, das völligem Siechthume verfallen ist, wieder zu einiger Kraft gelangen soll.

13) Die Gründung des Collegiatstiftes weltlicher Chorherrn zu Matighofen von F. X. Pritz. Dieses Stift wurde erst im J. 1436 von dem reich begüterten Edelgeschlechte der Kuchler gegründet. Dieß gab dem Verf. Anlaß, die Geschichte derselben zu erläutern. Sie stammen, wie er meint, von Kuchel (dem alten Cucullae bey Golling im Salzburgischen) her und waren bis zu ihrem Aussterben (1436) Erbmarschälle des Erzstiftes Salzburg.

14) Materialien zur österreichischen Kunstgeschichte von J. E. Schlager. Man findet hier ein Verzeichniß von Künstlern, welche im Solde der Kaiser gestanden, oder doch für sie Kunstwerke geliefert haben.

Der Jahrgang 1851 enthält:

1) Urkunden zur Geschichte der eidgenössischen Bünde herausg. und erläutert von J. E. Kopp. Die Urkunden, welche hier mitgetheilt werden, bilden eigentlich die Fortsetzung der von demselben im Jahre 1835 veröffentlichten „Urkunden zur Geschichte der eidgenöss. Bünde.“ Der rühmlichst bekannte Herausgeber beabsichtigte durch Bekanntmachung dieser Documente eine umfassende Geschichtsdarstellung gewissermaßen einzuleiten und vorzubereiten, und gedenkt, nachdem bereits vier inhaltreiche Bücher seiner Schweizer Geschichte veröffentlicht sind, der Fortsetzung derselben noch mehrere Urkunden vorangehen zu lassen. Dieß ist wohl schon aus dem Grunde unerläßlich, weil namentlich die ältere Geschichte der Schweiz, wie kaum die irgend eines anderen Landes voll verjährter Irrthümer, daher nothwendig geworden, an der Hand sicherer Führer einen ganz neuen Weg zu bahnen. Um diese lieb gewonnenen Irrthümer zu beseitigen, bedurfte es des schwersten Geschützes, der Urkunden. Ihm ist es denn auch gelungen, die alte Geschichtsdarstellung, namentlich die Geschichte von der Entstehung und den ersten Eidgenossen, welche größtentheils aus Zeitbüchern geschöpft wurde, die dem ausgehenden XV. und beginnenden XVI. Jahrhundert angehören, völlig über den Haufen zu werfen, und an ihrer Stelle ein ganz neues, auf den sichersten Grundlagen ruhendes Gebäude aufzurichten. Es wurden dadurch nicht bloß viele seiner Landsleute unangenehm berührt, indem aus dem reichen Kranze ihres Nationalruhmes viele Raiser gebrochen wurden, sondern auch die Freunde der Müller'schen Geschichte, indem sie sehen mußten, wie ihr Liebling in den Hintergrund geschoben wurde. Letztere mögen sich trösten; denn in Einem ist er noch keineswegs übertroffen, nicht einmal erreicht, darin nämlich, daß er es, wie kein zweyter, verstand, sich mitten in die Zeit hinein zu versetzen, welche er schilderte, und dieselbe aus sich, nicht nach einer ihr ganz fremdartigen, was leider gar sehr in Uebung ist, zu beurtheilen.

Unter den hier mitgetheilten, größtentheils ungedruckten Urkunden aus den Jahren 1241—1314 befinden sich auch viele von den deutschen Königen und Kaisern dieser Zeit, namentlich von König Rudolf. Sie sind mit der größten diplomatischen Genauigkeit abgedruckt und in ausgezeichneter Weise erläutert, was nur einem solchen Herausgeber möglich war. Die Erläuterung beschränkt sich nicht, wie sonst gewöhnlich, auf Einzelnheiten, sondern zeigt in einer übersichtlichen Darstellung, was zur Ausfertigung der Urkunden Anlaß gegeben, und wie sie unter einander zusammenhängen, eine Erläuterung, welche als Muster für derartige Arbeiten betrachtet werden kann.

2) Spicilegium von Urkunden aus der österreichischen Periode Babenberger Fürsten. Es sind nur 18 Urkunden, sämmtlich aber von Werth nicht bloß für die österreichische, sondern auch bayerische Geschichte, namentlich die des Adels, der Grafen von Ortenburg, Bogen ꝛc. Besonders interessant ist die Urkunde des Kaisers Heinrich V., welche im J. 1108 zu Preßburg ausgefertigt wurde, indem daraus hervorgeht, daß derselbe ebendort einen Hoftag gehalten hat, und sie uns die geistlichen und weltlichen Fürsten kennen lehrt, welche dort um ihn versammelt waren, nämlich sieben Bischöfe, zwey Herzoge, drey Markgrafen u. v. a. Eine dieser Urkunden erwähnt unter Anderm bey einer Gränzbeschreibung eines heidnischen Opfersteines: cauus lapis, qui lingua rustica tuuilis chircha dicitur. Die älteste der hier mitgetheilten Urkunden ist vom J. 1049, die jüngste vom J. 1242. Eine seltene Curiosität ist die an letzter Stelle abgedruckte Urkunde (wenn diese Bezeichnung auf das in Rede stehende Schriftstück angewendet werden darf) vom J. 1209, welche der Herausgeber, Th. Mayer, wohl nicht mit Unrecht für einen Fastnachtsschwank erklärt. Sie beginnt so: in nomine summe et individue vanitatis. Surianus divina fatuorum fauente clementia per Austriam, Stiriam, Bawariam et Moraviam presul et archiprimas uagorum scolarium omnibus ejusdem secle professoribus, sociis et successoribus etc.

3) Urkundliche Beyträge zur Geschichte der Stadt St. Pölten. Die hier mitgetheilten Urkunden beleuchten die Verlegenheiten Kaisers Friedrich IV., sowie die Feindseligkeiten zwischen ihm und dem König Mathias Corvinus von Ungarn, und das damalige Verhältniß der Kirche zum Staate, und haben daher nicht bloß ein locales, sondern selbst ein allgemeineres Interesse.

Außerdem finden sich in diesem Jahrgange Fortsetzungen der schon in den vorausgehenden Jahrgängen begonnenen Elaborate, nämlich der Chronik der archäologischen Funde in der österreichischen Monarchie und der Geschichte der Grafen ꝛc. aus dem Hause Eppenstein. Die letztere Abhandlung, welche bis zum J. 1077 reicht, ist noch nicht abgeschlossen.

Das „Notizenblatt,“ wovon alle Monate seit dem Beginne des J. 1851 zwey Bogen erscheinen, steht mit dem „Archiv“ in engster Verbindung, und ist bestimmt zur Mittheilung von Nachrichten über die litterarischen Leistungen sowohl des In- wie des Auslandes auf dem Gebiete der Geschichte, und einzelner historischen Daten, Regesten und Urkunden, sowie zu Andeutungen und Aufschlüssen über den jeweiligen Stand der geschichtlichen Forschungen. Es findet sich in diesem compreß gedruckten Notizenblatt eine Masse von oft scheinbar unwichtigen, doch aber unentbehrlichen Materiales, indem zum Aufbau eines Geschichtswerkes nicht bloß Quaderstücke, sondern auch Sandkörnchen, welche den Kitt liefern, erforderlich sind. Möge sich der ebenso gelehrte als thätige Vorstand der historischen Commission durch den unverständigen Tadel, der ihn getroffen (s. fontes Bd. II. S. XLII) wegen der von ihm so zahlreich mitgetheilten scheinbar geringfügigen Notizen, nicht irre machen lassen.

Ref. schließt diese Anzeige mit dem lebhaftesten Wunsche, daß die historische Commission der k. k. Akademie mit demselben Ernst und regen Eifer fortfahren und uns die bisher verborgen gehaltenen Geschichtsquellen aufschließen, ihrer Aufmerksamkeit aber auch manche wohl schon bekannte, aber ungenau oder nicht vollständig abgedruckte Quellen z. B. das sog. Chronicon Monseense, die codices traditionum des Stiftes St. Peter, des Klosters Admont, die schon erwähnten breves not. und das Congestum Arnonis etc. würdigen möge.

Auch das Aeußere gibt zu erkennen, daß die österreichische Staatsregierung, wenn es sich um Förderung wissenschaftlicher Zwecke handelt, keine Opfer scheut.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Juli.

Nro. 6. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Journal of a tour in Egypt, Palestine, Syria and Greece.

(Fortsetzung.)

Hier, im lieblichen Klima dieser Insel war es am letzten Tag des Novembers noch so warm, daß die Bewohner in leichter Sommerkleidung auf den Straßen einhergiengen, oder an freyer Luft, vor den Häusern, ihr Geschäft betrieben; in den Gärten sah man überall blühende Rosen, Orangen-Bäume voll goldgelber Früchte und duftender Blüthen. Nur noch einmal, von Corfu hinweg, zeigte sich den Reisenden am 3. December, bey Sonnenaufgang, die Decke des winterlichen Schnees auf den Höhen des Ida von Candia; schon am darauf folgenden Morgen warf ihr Schiff im Hafen von Alexandria die Anker, und beym Erwachen fand man sich in einem Wald von Mastbäumen der Fahrzeuge aus den verschiedensten Ländern des Westens und Ostens.

Ein Brief an den Agenten der Dampfschiff-Expedition verschaffte den Reisenden sogleich alle Bequemlichkeiten und Mittel zur Ausschiffung ihrer Personen und ihres Gepäckes an das Land und zu ihrem Einzug in das wohl eingerichtete Gasthaus auf dem Frankenplatz: das Hotel d'Orient. Gleich nach der Erquickung, welche ihnen ein türkisches Bad gewährt hatte, begannen die Neulinge in den Erscheinungsformen des Orients ihre Wanderungen hinaus aus dem Frankenquartier, wo man sich noch ganz von europäischen Häusern umgeben sieht, in die eigentliche Türkenstadt, in deren engen Gassen, Bazars und buntem Volksgedränge allmählig alle Erinnerungszeichen an die westliche Heimath verschwinden. Hier versorgte man sich in den orientalischen Kaufläden, mit einigen Kleidungsstücken, namentlich mit der Kopfbedeckung der Landesbewohner, und setzte dann den bequemen Ritt auf Eseln weiter durch die Stadt fort. In jener unermüdlichen Betriebsamkeit, durch welche die englischen Reisenden auf dem Weg ihrer Forschungen sich auszeichnen, besuchte der Verfasser noch heute die weltberühmte Säule, die von Pompejus ihren Namen führt, während sie, wie eine neuerdings ans Tageslicht gekommene Inschrift bezeugt, von den Alexandrinern unter der Präfectur eines gewissen Publius zu Ehren ihres Besiegers, des Kaisers Diocletian, errichtet ward. Auch die sogenannte Nadel der Cleopatra wurde noch im Verlauf des Nachmittags besehen, und erst spät am Abend kamen die Reisenden wieder in ihrem Gasthause an.

Das Dampfschiff, auf welchem man jetzt die Fahrt auf dem Machmudskanal und aufwärts in dem westlichen Arme des Nils in sehr kurzer Zeit machen kann, ließ mehrere Tage auf sich warten; erst am Abend des 7. Decembers, bey hellem Mondschein, setzte das kleine, enge Fahrzeug die Räder seiner Maschine in Bewegung. Das Verdeck war von Reisenden so überfüllt, daß an irgend einen Genuß gar nicht zu denken war, welchen sonst der Anblick der um diese Jahreszeit mit Frühlingsgrün bedeckten Ufer gewähren kann; doch war für ein ziemlich bequemes Nachtlager der Passagière gesorgt. Nur in den früheren Stunden des Morgens, als

der größte Theil der Mitreisenden noch der Ruhe pflegte, konnte man ungestört dem Eindruck sich hingeben, den der Aufgang der Sonne und das Erwachen der lebenden Natur, hier im Lande der Palmen, auf den Ankömmling aus Europa macht. Schon gegen Mittag fuhr man an der Stätte des alten Sais (jetzt Sa-el-Hadjar) vorüber; eine Stunde nach Mitternacht landete man bey Boulack, im Hafen von Kairo.

In Kairo unterliegt bekanntlich der Besuch der Moscheen durch die Christen durchaus keiner Schwierigkeit; gleich am ersten Tag ihres Hierseyns besahen die Reisenden die prachtvolle Moschee des Sultan Hassan. Ohne Umstand, selbst in Gegenwart einiger hier betender Männer, durften die Fremden sich dem Mecherab nähern: jener Nische in der Wand, welche so genau als möglich die Richtung andeutet, in welcher Mecca liegt; sie durften neben dieser halbkreisförmigen Nische das Lesepult betrachten, an welchem der Mullah am Freytag den Koran liest, und jene erhöhtere Stelle, von welcher er seine Ermahnungen an das Volk hält. Nur die kleine Kammer zur Rechten des Mecherab, in welcher der Sarg des Santon oder des Heiligen der Moschee stehet, ist durch ein Gitterwerk nach vorn umschlossen, und in ihr hängt ein sehr reich geziertes, buntfarbiges Exemplar des Koran, dessen Berührung eigentlich den Christen nicht verstattet ist. Dennoch trat der arabische Lohnbediente oder Dragoman unbedenklich durch die niedere Thüre, die von der Seite des Mecherab hineinführt, ins Innere des kleinen Gemaches, und brachte den Koran hier an das Gitter, damit seine Fremden ihn nach Belieben betrachten konnten.

Unter den vielen Sehenswürdigkeiten, an deren Anblick unsre Reisenden während des kurzen Aufenthaltes in Kairo sich vergnügten, erregten die Pyramiden bey Ghizeh ihre höchste Theilnahme und Bewunderung. Ein Interesse anderer Art gewährte die Betrachtung eines jungen Hippopotamus im Hofe des englischen General-Consuls, welches so zahm war, daß es alsbald aus seinem Wassertümpel herauskam, wenn Fremde in den Hofraum hineintraten, und mit seiner plumpen Nase sie berührte, wahr-

scheinlich in Erwartung einer kleinen Gabe von Brod oder andern Eßwaaren. Eine junge, schlanke Giraffe, die in demselben Hof herumwandelte, schien mit Verwunderung und Verachtung auf das kurzbeinige, dickleibige Thier herabzuschauen. An einem der letzten Tage ihres Verweilens in der ägyptischen Hauptstadt waren die Reisenden noch Augenzeugen von dem Ausbruch eines Fluthregens, der den Staub der Straßen so wie der Wege und der freyen Plätze vor den Mauern in einen tiefen Schmutz verwandelte.

Sie hatten zu ihrer Fahrt nach Oberägypten ein geräumiges Boot gemiethet, auf welchem so eben eine Gesellschaft ihrer Landsleute von Theben zurückgekehrt war, und dasselbe mit allen Bequemlichkeiten für die Reise ausgerüstet. Schon am Abend des 18. December begab man sich in die schwimmende Wohnung, am andern Morgen begann die Fahrt, welche Anfangs, durch ungünstigen Wind gehemmt, sehr langsam von Statten gieng. Doch verweilt man gern in dieser Gegend des Nillaufes, wo das westliche Ufer durch die lange Reihe der Pyramiden-Gruppen von Ghizeh, Dashur, Sakhara und Abousiir eine Lust der Augen gewährt, die auf Erden nur wenig ihres Gleichen hat. Selbst für das Vergnügen der Ohren suchte die arabische Schiffsmannschaft durch jene Gesänge zu sorgen, darin sie die Eigenschaften Gottes unter 99 Namen preisen, oder das Lob des Propheten besingen. Eine Abwechslung in dem Einerley der Fahrt gewährte auch der nächtliche Ueberfall von 30 Dieben unweit Beni-Suef, am 5. Tage der Fahrt. Zum Glück hatte die Schiffsmannschaft gute Wache gehalten; das Fahrzeug, das in ziemlicher Entfernung vom Ufer lag, wurde flott gemacht und so der Ueberfall vollkommen vereitelt. Unter der früheren, streng polizeylichen Regierung waren solche Ereignisse seltner als sie jetzt sind.

Die Reisenden hatten auf ihrer ganzen Fahrt aufwärts im Nil Gelegenheit gefunden, die Genauigkeit und Wahrheit jener Schilderungen zu bewundern, welche Herodot von Aegypten und seinem Strome giebt. Auch auf die Thierwelt des Landes

erstreckt sich jene Sorgfalt der Beschreibung und die gesellschaftlichen Dienste, welche der Trochilus (Charadrius spinosus), von den Arabern Zick Zack genannt, dem Krokodil leistet, der Kampf des Ibis und andrer Sumpfvögel mit den Schlangen und ähnliche Züge aus dem Leben der Thierwelt sind noch jetzt nicht bloß Gegenstand der Volkssage, sondern der wirklichen Beobachtung. Freylich fehlt diesen Beobachtungen des jetzt lebenden Volkes jene Zuverläßigkeit, durch welche die Berichte des Vaters und Altmeisters der Geschichte sich auszeichnen, überall da, wo sie den natürlichen Erscheinungen eine phantastische Auslegung von eigener Erfindung beylegen, wie dieß bey dem Gebel e' Tayr der Fall ist, einem Felsen unweit dem koptischen Kloster Sitti Mirjam el Adra. Auf diesem „Berg des Vogels," dessen Gestalt der Verfasser mit dem des Ehrenbreitstein vergleicht, lassen sich in der Zeit der Stromschnelle ganze Schaaren von Vögeln nieder; nach der Meinung der Araber um aus ihrer Mitte einen zu erwählen, welcher für die gefiederten Bewohner des oberen Nils das Geschäft eines Wächters und Berichterstatters vertreten muß. In der Nähe des eben genannten Klosters finden sich viele Reste eines Mauerwerkes aus gebrannten Steinen, wie man dafür hält aus den Zeiten des Sesostris, von diesem zur Abwehr gegen die räuberischen Bewohner der Wüste errichtet.

Die Felsen der arabischen Wüste treten jetzt nahe zum Ufer hin; einen reizenden Anblick gewährt die Stadt Minyeh. Auf der Weiterfahrt an den malerisch schönen Ufern hin, zwischen Benihassan und Siut, so wie bey manchen späteren Gelegenheiten, fand der Verfasser in der Beobachtung der Sitten, der Beschäftigung und selbst der Kleidung des Landvolkes eine öftere Bestätigung für seine ehrende Anerkennung des Herodot. „Ich gestehe es," so sagt er, „daß ich, wenn ich mich auf nur ein Handbuch über Aegypten beschränken müßte, meinem alten Freund den Vorzug geben würde, selbst vor den gelehrten Werken eines G. Wilkinson oder Murray."

Am Neujahrstage, bey dem herrlichsten, lieblichsten Wetter eines unsrer Spätfrühlings- oder angehenden Sommertage, sahen die Reisenden am Fuße der Uferfelsen von Abusayda die ersten Krokodile; am Abend des 2. Januar landeten sie im Hafen von Siut, da wo einst das alte Lykopolis stand. Man ließ sich zwey Tage Zeit zur Betrachtung der dortigen Tempelruinen und Gräber, so wie zum Besuch des koptischen Bischofes von Siut und zur Betrachtung der liturgischen Werke seiner Kirche, deren Sprache selbst für die Priester meist unverständlich ist. Die Umgegend der Stadt grünte und blühte so eben in der höchsten Fülle ihres Pflanzenreiches, und die Natur trägt hier mit den Bewohnern zugleich den Charakter einer seltenen Ueppigkeit an sich.

Von Siut aufwärts gieng die Fahrt, vom Winde begünstigt, schneller von statten; schon in der Nacht vom 6. Januar kam man an Achmin, dem alten Chemmis vorüber, am 8., bey früher Zeit, befand man sich zwischen den Resten des hundertthorigen Theben. Verschwunden sind hier alle Spuren der eigentlichen Stadt, der Häuser der Bürger, ja selbst der Wohnungen der Herrscher, sammt den hohen Mauern der Stadt und ihren Thoren, nur die Werke, welche die Gottesverehrung schuf: die Tempel, sind ihrer Hauptmasse nach stehen geblieben, als Zeugnisse jener Kraft im Menschen, welche nicht von der Natur des Vergänglichen ist. Wir deuten nur in einzelnen Zügen auf den Gang der Anschauungen hin, welchen der Verfasser nahm, weil der Gegenstand derselben ein viel bekannter ist.

Es war ein besonderes Glück für unsre Reisenden, daß sie gerade in dem Augenblick, in welchem sie von dem Tempel von Gurneh nach dem Memnonium (Nemeseum) hinreiten wollten, mit einem Zuge zusammentrafen, an dessen Spitze Achmed Pascha, der zweyte Sohn des Ibrahim Pascha, sich befand, mit seinem Freunde, dem gelehrten Italiener Figari. So eben wollte der Pascha mit seinem Gefolge das von Belzoni entdeckte Grabmahl besuchen; er gestattete es gern, daß die Fremden seiner Begleitung sich anschloßen, welche mit Fackeln und andern Hülfsmitteln zur Beleuchtung der unterirdischen

Räume reichlich versehen war. Man hat in neuerer Zeit noch mehr als früher Belzonis glückliche Entdeckung als eine unvollendete, ja nur als den ersten Anlauf zu tieferen Nachgrabungen und Forschungen betrachtet, welche übrigens bis zu dieser Stunde noch nicht in Angriff genommen worden sind. Der dumpfe, einen hohlen Raum andeutende Klang, den er bey dem Anschlagen an eine Stelle der Wand der obersten, schon längst zugänglichen Räume bemerkte, brachte Belzoni auf den Gedanken hier durchzubrechen, und so gelangte er in mehrere der noch unbekannten unterirdischen Hallen, in deren größter und reichst verzierter sich das Kenotaphium Osireis I. fand. Auf gleiche Weise führte ihn seine Untersuchung der Wände zur Entdeckung eines noch weiter hinabführenden Schachtes, dessen Verlauf er nur 150 Fuß weit folgen konnte, weil das zusammengestürzte und bey jedem Versuch zum Weiterkommen sich ablösende Gestein der Decke und der Wände das tiefere Eindringen unmöglich machte. Dort in der Tiefe, die noch jetzt unaufgeschlossen ist, vermuthet man die Stätte des eigentlichen Grabes des Pharao Osireis I.

An der Wand von einer der Hallen machte der Pascha die Fremden auf die bildliche Darstellung des Sieges Osireis I. über vier Nationen aufmerksam, in denen man Juden, Aethiopier, Aegypter und Araber zu erkennen glaubt. Die letzteren erscheinen in dem Gemälde noch ganz in jener Tracht, welche bey dem arabischen Landvolk der Umgegend von Mekka üblich ist. In einem andern Grabe, das man bey dieser Gelegenheit betrachtete, erkennt man die Darstellung eines letzten Gerichtes, welches Amun über die abgeschiedenen Seelen hält, die vor ihm in einer Wage gewogen werden.

Unvergeßlich erschien den Reisenden der Eindruck, den die Aussicht von der Anhöhe von Medinet Abu hinab über das reich grünende Land und seinen Strom machte. Der Erbauer des größeren Tempels bey Medinet Abu, Remeses III., lebte nach neueren Forschungen um 1230 vor Chr.

Auch die kühnste Phantasie kann sich nicht lebendig genug in die Anschauungen jener Zeit zurückversetzen, in welcher die Ruinen des mächtigen Theben, welche anjetzt wie vereinzelte Todtengebeine umhergestreut liegen, zu einem Ganzen harmonisch verbunden waren, in welchem ein Geist von riesenhaft menschlicher Thatkraft wohnte. Der Coloß des Remeses, aus dessen Benennung als Sohn Osireis (Se Osirei) der giechische Name Sesostris entstanden ist, wenn er aufgerichtet in irgend einer Stadt des neueren, kunstreichen Europas stände, würde die schaulustige Menge aller gebildeten Nationen an sich ziehen. Er ist aus einem einzigen Granitblock gearbeitet, und, obgleich in sitzender Stellung, maß seine Höhe 60 Fuß; ein Nagel an der Zehe des Fußes hat die Länge von mehr als 12 Zoll. Wenn man erfährt, daß einst in Alexandria ein ganzes Regiment türkischer Soldaten seine Kräfte vergeblich aufbot, um die sogenannte Pompejussäule niederzureißen, dann muß man selbst die barbarische Gewalt anstaunen, welche jenes so wie andre gigantische Werke der ägyptischen Herrlichkeit zu Boden warf, obgleich auch sie zu ohnmächtig war, um dieselben ganz zu zertrümmern. Die Zerstörungen der neueren Zeit gehen allerdings ins Kleinere, sie sind jedoch beklagenswerther als die der Perser, wenn sie durch unbedachtsame Vernichtung der Hieroglyphen-Inschriften den historischen Geist, der noch aus diesen todten Massen spricht, für immer verstummen machen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Juli.

Nro. 7. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

Handbuch der griechischen Numismatik mit besonderer Rücksicht auf deren Literatur. Unter Zugrundelegung von Akerman's Manual bearbeitet von A. C. E. von Werlhof, königlich hannoverschem Justizrathe. Nebst 5 lithogr. Tafeln mit Münz-Typen und Alphabeten und 22 in den Text eingedruckten Münz-Abbildungen in Holzschnitt (und colorirtem Umschlag mit 5 Münz-Typen). Hannover, Hahn'sche Hofbuchhandlung, 1850. S. VIII. und 280. 8.

Mit diesem Buch ist eine lang gefühlte Lücke ausgefüllt, und irre ich nicht, so dürfen wir ihm wohl bald neue Auflagen versprechen, so daß es die Wünsche der Kenner immer mehr zu befriedigen im Stande seyn wird. Jetzt befriedigt es am meisten durch eine ungemein reiche und wohlausgewählte Literatur. Um von dem Aeußeren anzufangen, so hat der würdige Herr Verfasser alle Ursache, am Schluße des Vorworts den Verlegern seinen Dank abzustatten, nämlich den Herrn Gebrüdern Hahn, welche lediglich aus Liebe zu dem numismatischen Studium diesen Versuch eines Dilettanten (wie sich der gelehrte Münz-Kenner und Besitzer allzubescheiden nennt) auf das Liberalste ausgestattet haben; denn, füge ich sogleich hinzu, es kann ihnen nicht zur Last gelegt werden, daß die dem Texte eingedruckten Holzschnitte zum Theil den antiken Charakter getreuer bewahrt haben möchten, und daß die Züge der fünf Münz-Typen des Umschlags großentheils kaum erkennbar ausgedrückt sind.

Das Vorwort selbst belehrt uns über Entstehung, Umfang und Ausstattung dieses Werkes; wie der Verfasser nämlich einzelne Theile von John Yonge Akerman's Numismatic manual (London 1840 8vo. 9 Thlr.) mit dessen Genehmigung übersetzt, andere, wie den mythologischen Abschnitt, völlig umgearbeitet, und einige Capitel, namentlich die ersten beyden, hinzugefügt, die Ergebnisse neuester Forschungen benutzt, und die dem englischen Werke fehlenden literarischen Nachweisungen hinzugefügt habe.

Dem geographischen Theile habe der Herr Dr. C. L. Grotefend die größte Sorgfalt gewidmet, der auch einige andere Abschnitte, z. B. das Register der baktrischen Münzen, überarbeitet habe. —

Die Weglassung des die römische Numismatik behandelnden Theils des Akerman'schen Werkes entschuldigt darauf der Verfasser mit mehrern, wohl nicht ganz genügenden, Gründen; und die meisten Leser werden wohl mit mir wünschen, daß bey einer neuen Ausgabe auch diese hinzugefügt werde.

Die das englische Werk zierenden, sehr zweckmäßig geordneten lithographirten Tafeln mit Münztypen seyen in getreuen Nachbildungen wiedergegeben; dagegen die Schrifttafeln des Originals nicht beybehalten, sondern von Dr. Grotefend neu bearbeitet worden. (Man ersieht daraus, welch' einen großen Antheil dieser Gelehrte an der Abfassung dieses Werkes hat, wie denn auch dessen Urheber dank-

bar anerkennt.) Die eingedruckten Holzschnitte endlich seyen, so viel thunlich, nach Originalen von dem geschickten Künstler Obermüller zu Hannover angefertigt worden (und man wird, füge ich bey, die kräftige, ausdrucksvolle Arbeit nicht verkennen, so wie auch der geschmackvollen Verzierung des Umschlags durch den Direktor Karmarsch den Beyfall nicht versagen können).

Es folgt (S. V.—VIII.) die Angabe des Inhalts des Ersten oder allgemeinen und des Zweiten oder besondern Theils (worauf ich parthienweise zurückkommen werde). Den Beschluß machen:

Anhang. Von den nachgemachten Münzen und den Mitteln, sie von den ächten zu unterscheiden.

Erklärung der lithographischen Tafeln.

Erklärung der dem Texte eingedruckten Holzschnitte.

Nachträge und Berichtigungen.

An die Spitze des ersten Capitels des allgemeinen Theils hat der Verfasser, unter der Aufschrift: „Einleitende Bemerkungen," folgende Sätze gestellt [1]): „Man hat die Numismatik die Leuchte der Alterthumswissenschaften genannt. Auf diesem praktischen Standpunkte dürfen wir die Masse der antiken Körper (Münzen) wohl als einen Metallspiegel der gesammten alten Welt bezeichnen. Sie reflektiren die Natur in ihren drey Reichen; sie copiren deren Erzeugnisse und die daraus verfertigten Artefacte; sie bezeichnen die Fortschritte der Künste; sie begleiten die bürgerliche Gesellschaft durch alle ihre Zustände: das Städteleben, die Gesetze und Anstalten, die Kriege, Eroberungen und Friedensschlüße, die Regierungswechsel, den Handel, die Colonien und die Völkerbünde; sie verewigen die Schicksale erlauchter Geschlechter, und erhalten im lebendigen Andenken die Persönlichkeiten großer Männer [2])."

S. 1 ff. Unterscheidung des technischen und des historischen Theils der Münzkunde; letzterer werde Numismatik genannt. — Die alte Welt habe uns über 60,000 verschiedene Gepräge der mannigfachsten Art hinterlassen. Berechnung nach dem Inhalt der reichsten europäischen Cabinette. Diese ungeheure Masse des Stoffes könne die Numismatik nur durch Hilfe der Geschichte bewältigen. Allein bey manchen Königen und Städten, ja bey ganzen Dynastien des Alterthums verlasse uns die Historie. (Beyspiele, worauf wir zum Theil unten zurückkommen werden. Bey den Münzen des k. k. Cabinets nach den verschiedenen Metallen muß jetzt nachgetragen werden: Jos. Arneth, Monumente des k. k. Münz- und Antiken-Cabinettes, Wien 1849; worüber ich in diesen Gel. Anz. 1851 Nr. 54 Bericht gegeben. — Bey Erwähnung der Münzen und Medaillen des Mittelalters darf man jetzt der Literatur zu dem so eben erschienenen Werke von Schönemann Glück wünschen.) — Münzsammlungen im Alterthum (mehr zum Schmuck als für die Wissenschaft), Mittelalter (worin Petrarca zuerst den historischen Gesichtspunkt genommen haben möchte) und in neuer Zeit; öffentliche und Privatsammlungen (mit deren Beschreibungen bis auf die der Kaiserin Josephine, Allier's de Hauteroche und des Herzogs v. Blacas herab). (Bey Erwähnung der unächten Münzen der Gräfin Bentink wäre an Heyne, in Commentt. Soc. Scientt. Gotting. Tom. IV. p. 113 sqq. zu erinnern gewesen,

---

1) Entnommen meiner Abhandlung: „Rückblick auf praktische Seiten des antiken Münzwesens," in der Cottaischen Vierteljahrsschrift 1838 II. S. 27. Wäre dem Herrn Verfasser Folgendes nicht entgangen, so hätte er obige Sätze aus einem spätern Nachtrag von mir mehr begründen und erweitern können. Ich habe nämlich acht Jahre später die genannte Abhandlung völlig umgearbeitet, und unter dem Titel: Zur Münzkunde der alten Griechen und Römer, mit einer Einleitung und zwölf Nachträgen, daneben im Einzelnen vermehrt und verbessert, in meinen „Deutschen Schriften zur Archäologie," Leipzig u. Darmst. 1846. I. S. 323—387, neu herausgegben. Ich werde deßwegen auf diese neue Ausgabe einigemal verweisen müssen; jedoch mehr Anderes und besonders Neuestes aus diesem Kreise der Literatur nachtragen.

2) In der neuen Ausgabe S. 366 mit dem Nachtrag XII. S. 384—387.

obwohl dieser große Philolog manches Falsche für ächt genommen.) — Relativ hoher Werth der antiken Münzen wegen der heutigen Menge der Sammler; Beyspiele von enormen Preisen, die für einzelne Stücke bezahlt worden; heutige gelehrte Münzhändler (wovon Mr. Rollin in Paris auch von mir gekannt und geschätzt ist). Joseph Eckhel, der eigentliche Schöpfer der heutigen numismatischen Wissenschaft und sein jetzt fast allgemein befolgtes System der geographischen Anordnung der gesammten Masse der antiken Münzen, mit Erwähnung der Modifikationen, die man dabey versucht hat. (Hierbey muß ich der Kürze wegen auf meine Schrift „Zur Münzkunde der alten Griechen und Römer“ verweisen, wo ich nach Steinbüchel, Streber und besonders Arneth (S. 329 f.) das Eckhelsche geographische System, nebst Neumann's Abweichungen davon, kurz charakterisirt, aber zugleich auch bemerkt habe, wie die neuern Numismatiker und Arneth selbst aus triftigen Gründen fast einmüthig zum ersteren wieder zurückgekehrt sind.)

S. 9 ff. Zweytes Capitel. Literatur. Nachdem der Verf. die Verdienste der älteren Numismatiker bezeichnet, sagt er von Eckhel: „Eine systematische Sichtung des vorhandenen Stoffes vermißt man selbst in den älteren Handbüchern. Eckhel war dieß vorbehalten, und die seiner Doctrina numorum veterum vorangeschickten Prolegomena sind bis jetzt unübertroffen, und pflegen die Grundlage der neueren Handbücher zu bilden.“ (Dieselbe Betrachtung veranlaßte schon vor mehreren Jahren den Referenten, seinen Schüler und Freund, den Bibliothekar und Münzkabinetsdirektor Herrn Döll in Karlsruhe zu einem Auszug des Eckhelschen Werkes zu veranlassen; jedoch ist die Ausführung durch die Ungunst der Zeiten bis jetzt verhindert worden. S. „Zur Münzkunde“ S. 329 Not. 1; worauf ich auch wegen der Literatur überhaupt verweisen muß; einiges Neuere werde ich sogleich nachtragen.) — Es folgt zunächst ein alphabetisches Verzeichniß derjenigen Schriftsteller, welche die antike Numismatik im Allgemeinen behandeln (die Schriftsteller der speciellen Fächer dieser Wissenschaft werden später nach der Folge der Abtheilungen besonders aufgeführt). Hieran schließen sich zunächst die Angaben der numismatischen Zeitschriften und der Werke über Münzsammlungen. [Beim ersten Verzeichniß kann man sich wundern, neben Edw. Cardwell seinen Landsmann James Millingen nicht angeführt zu finden (s. „Zur Münzkunde“ S. 328). — Jetzt aber muß zu Akerman's englischer Schrift über die Münzkunde des N. T. das wichtige allgemeinere Werk nachgetragen werden: Cavedoni Numismatica biblica, o sia dichiarazione delle monete antiche memorate nelle Sante Scritture. Modena 1850. 8vo. Unter den Museographien muß ich das S. 22 verzeichnete neue Werk besonders ausheben, weil es im besondern Theil vor allen andern von unserm Verf. am häufigsten angeführt wird, und mir bey Abfassung meiner eignen Schrift unbekannt geblieben: „Catalogue de la collection de monnaies et médailles de Mr. Welzl de Wellenheim. Vol. I. contenant les médailles antiques grecques et romaines. Wien 1844, (16,767 Numern).] — S. 23 f. werden sodann mehrere Schriften aufgeführt, welche über Anordnung, Abformung antiker Münzen in verschiedenen Stoffen und endlich über die Wiederlesbarmachung ihrer Aufschriften Anleitung geben.

Drittes Capitel. Ursprung der Münzen. S. 26 ff. — Mit Verweisung auf Wagners Schrift: „Die Parische Chronik,“ Marburg 1833, führt der Verf. die Stelle über Phidon in griechischer Großschrift und lateinischer Uebersetzung an. [Der Kürze wegen setze ich sie deutsch hieher, und verweise auf die Ergebnisse der Textesverbesserungen und Erläuterungen der Kritikerepoche 30 vers. 45—47. Seitdem der Argiver Pheidon veröffentlicht hat die alten Maaße und aufgestellt, und silberne Münze in Aegina geprägt, der eilfte von Herakles, sechshundert und einunddreißig Jahre, als zu Athen herrschte Pherekles“ S. jetzt: Marmor Parium cum commentario Caroli Mülleri (als Anhang der Fragmenta Historicorum Graecorum. Vol. I. Paris. Didot. 1841.) p. 546 und p. 578 sq., wo die Stellen der Alten und die Kritiken der Neueren seit Selden bis auf Böckh und den Herausgeber selbst zusammengestellt sind.

Der Verf. beseitigt darauf verschiedene falsche Vorstellungen von den ältesten griechischen Münzen,

bespricht und theilt den Abdruck einer äginetischen Didrachme ältester Form mit der Schildkröte in seiner Sammlung mit (S. 27, vergl. S. 272) und berührt die ältesten lydischen Goldmünzen mit dem quadratum incusum auf der einen und dem Thierkopf auf der andern Seite. Die Kürze gebietet dem Referenten hier und im Verfolg noch einigemal, der vollständigern literarischen Citate wegen, auf den lateinischen Katalog seiner eigenen Sammlung, Leipzig und Darmstadt 1843, zu verweisen; also zuerst, wegen der äginetischen Münzen, auf pag. 12 Nr. 106—108, sodann auf p. 15 Nr. 138 unter „Cyzicus Mysiae." Denn, füge ich jetzt hinzu, Niebuhr (Vorträge über alte Geschichte I. S. 103) hält diese kleinen Cyziceer Goldmünzen mit dem eingedruckten Quadrat und dem Löwenkopf auch für lydisch.

(Fortsetzung folgt.)

Journal of a tour in Egypt, Palestine, Syria and Greece.

(Schluß.)

Die Beschreibung von Oberägypten und den unvergleichbar großartigen Denkmalen der Macht seiner Herrscher enthält, so wie der Verfasser sie giebt, kaum Etwas, das wir nicht aus den Werken Wilkinsons, Murrays und andrer Forscher kennen. Wir erfreuten uns der Lebendigkeit und Wärme, mit welcher auch Patterson das paradiesisch schöne Land bey Philä beschreibt, so wie der Erinnerungen an die Geschichte Israels, welche unter andern die Hieroglyphen und bildlichen Darstellungen am Tempel zu Karnak erwecken, welche auf des König Shishak Zug gegen Jerusalem (1 Kön. 15) hindeuten. Auch der Bericht über die neuerdings gemachten Ausgrabungen am alten Sonnentempel zu Heliopolis, welchen er bey seiner Rückkehr von Kairo aus besuchte, sind von eigenthümlichem Interesse, scheinen jedoch, was ihre Bedeutung betrifft, noch weiterer Nachforschungen zu bedürfen.

Es war die Absicht des Verfassers, das Osterfest in Jerusalem zu feyern, darum brach er schon am 10. März von Kairo auf und trat den geraden, bequemeren Weg durch die Wüste über El Arisch und Gaza an, wo er nur drey Tage lang durch die Quarantäne aufgehalten wurde; schon am 26. März, am Dienstag vor Ostern, hatte er das von ihm lang ersehnte Ziel erreicht.

Pattersons Zweck war es nicht, in Jerusalem oder an andern bedeutungsvollen Orten des heiligen Landes antiquarisch-kritische Untersuchungen anzustellen, er gab sich ganz jenem geistigen Genusse hin, den er hier aus so vielen Quellen zu schöpfen vermochte, welche den erhebendsten Erinnerungen geweiht sind. Was er in seinem Reisejournal hierüber mittheilt, das wird vielen Lesern von dem gleichen religiösen Bekenntniß erfreulich, andern jedoch anstößig seyn; die ausführlichere Erwähnung desselben liegt außer dem Kreise einer wissenschaftlichen Anzeige.

Von Safet aus nahmen die Reisenden ihre Richtung nach Damaskus, wo sie nur kurz verweilten, dann nach Baalbeck und von hier nach den Cedern des Libanon. Den Besuch bey dem Patriarchen der Maroniten und die Bekanntschaft mit einem sehr unterrichteten Priester desselben (dem Pater Giuseppe) hat der Verfasser des Reisejournals mit besonderer Liebe beschrieben. Von Beyruth aus benutzte er die Eile des Dampfschiffes, um noch Cypern, Rhodos und Smyrna zu sehen, kehrte dann über Griechenland und Italien nach der Heimath zurück.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Juli.

Nro. 8. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

Handbuch der Griechischen Numismatik.

(Fortsetzung.)

S. 28 folgen sodann beym Verfasser Holzschnitte der Münzen von Pylos, Argos, Aegina neuerer Form und einer athenischen Tetradrachme, wobey ich wieder auf meinen lat. Katalog p. 11 bis 14 verweisen muß. — S. 29 ff. Bey der Dicke und Unförmlichkeit der ältesten Münzen sey die natürlichste Herleitung ihres Ursprunges von den herkömmlichen Wachssiegeln, indem man anfing, Stempel auf ungemünzte Klumpen von Gold, Silber oder Erz zu drücken. Das unter öffentlicher Auctorität aufgedrückte Stempelbild fand aber am meisten Beglaubigung als Symbol der Stadtgottheit (wie denn die Münzen bey den Griechen noch lange als den Göttern geweiht betrachtet wurden, daher deren Bilder noch lange vorherrschend, selbst auf den Königsmünzen; erst nach Alexander d. Gr. und unter seinen Nachfolgern traten die Bildnisse der Könige an deren Stelle; vergl. A. von Steinbüchel Abriß der Alterthumskunde, Wien 1829 S. 101). — Es ist darauf von Völkern die Rede, sowohl in der Ost- als West-Welt, die bis in die historischen Zeiten hinab und auch in große Staaten, wie die Aegyptier, dieses Bedürfniß nicht fühlend, gar kein geprägtes Geld hatten. Aber auch kleinere Völker entbehrten es viele Jahrhunderte hindurch, wie die Israeliten, deren Sekel vom Gewicht erst in späterer Zeit allmählich in geprägtes Geld übergieng; wie denn ein im Alterthum ziemlich allgemein adoptirtes Gewichtsystem der nachherigen Ausmünzung zum Grunde lag [3]). — Die Solonischen Gesetze lassen keinen Zweifel, daß es schon damals in Athen geprägtes Geld gab, und rechtfertigen die Bemerkung

---

3) S. 32, wo der Verfasser weitere Nachweisungen giebt, und auch den Unterschied des heiligen und des gemeinen Sekels bestimmt. Vergl. unten S. 71 und 275, wo eine Abbildung mitgetheilt und beschrieben ist (nämlich nach einem Abguß der Becker'schen Officin, wovon ein anderes Exemplar vor mir liegt; aber bey v. Werlhof ist im Abdruck Avers und Revers vertauscht, und müssen nach einem trefflichen Kupferstich in the Numismatic Journal 1836 Sept. p. 53. Nr. X. vor dem Briefe von J. Cullimore, „on the Jewish Sekel" umgewechselt werden. Die Rückseite hat auch mit der Unterschrift: „Simeon princ. Jud." Friedr. Thiersch in seiner Abhandlung: „Ueber die hellenischen bemalten Vasen" in den Abhandlungen der Münchner Akad. der Wissensch. 1844 B. IV. 1. Taf. II. unter dem Titel: Gefäßformen nach griechischen Münzen, Nr. 23 abbilden lassen. — Ich werde auf diesen wichtigen Abschnitt unten zurückkommen. Hier sey noch bemerkt, daß ich in einer Anmerkung zur zweyten Ausgabe des Abrisses der Röm. Antiq. S. 337 bey Gelegenheit der jüdischen Abgaben an den Tempel zu Jerusalem und später des Jupiter Capitolinus, von dem Werthe der jüdischen Sekel und ihren Verhältnissen zum griechischen und römischen Gelde gehandelt habe. — Jetzt vergleiche man noch W. Koner in Pauly's Real-Encyclop. VI. 2 S. 1168 unter Siclus, dem jedoch das von mir oben angeführte klassische Werk Cavedoni's, Numismatica biblica, unbekannt geblieben.

Neumann's, daß die Münzfälschung fast so alt sey, als die Kunst des Geldprägens.

S. 34 ff. Viertes Capitel. Umfang der antiken Numismatik. Der Verf. zählt sechs Perioden auf, von Phidons Zeiten und den ältesten äginetischen Geprägen (wobey von der auffallenden Erscheinung ihrer großen Zahl und ihrer Verbreitung bis in die äußerste Westwelt einerseits und andrerseits von der Erhaltung gallischer Münzen bis auf den heutigen Tag, zum Beweise der unverwüstlichen Natur dieser Denkmäler, Beyspiele angeführt werden) bis zur Einnahme von Constantinopel und dem Ende des oströmischen Reichs; welche Perioden sodann kürzlich charakterisirt werden. (Ich habe bereits „zur Münzkunde der alten Griechen und Römer“ S. 330 f. die verschiedenen Epochen, welche die Numismatiker annehmen, angeführt, und darauf die sieben Epochen aufgezählt, welche Ponce, Essai sur le Classement chronologique des médailles grecques, Toulon 1826, annimmt, dessen kleine, aber gehaltreiche Schrift von Werlhof später selbst, unter der Literatur des besondern Theils S. 46, anführt; auf diesen zweyten Theil verweiset unser Verfasser auch in Betreff der geographischen Gränzen der alten Numismatik.)

S. 37 ff. Fünftes Capitel. Vom Rechte Geld zu prägen. Es wurde von den alten Völkern als ein Ausfluß der höchsten Gewalt betrachtet und dessen Uebertretung demzufolge nachdrücklich bestraft. Indessen finden sich auch Beyspiele von Verleihungen des Münzrechts an nicht souveräne Regenten, wie z. B. der syrischen Könige an die israelitischen Hohenpriester. Die Römer unter der Republik und den Kaisern beließen die Städte der ihnen unterworfenen Provinzen bey ihrem herkömmlichen Rechte, Geld zu prägen bis auf Gallienus herab; den Colonien wurde diese Vergünstigung nur mit Erlaubniß des Kaisers oder des Prokonsuls gestattet. In den Provinzen wurde an den verschiedenen Münzstätten nicht nur römisches Geld mit lateinischen Inschriften geprägt, sondern auch griechisches mit griechischen; welche letztere Münzen daher in der Numismatik auch herkömmlich zu den griechischen gezählt werden. Alexandria lieferte eine ungeheure Anzahl von Kaisermünzen in verschiedenen Metallen, aber ohne Angabe des Prägeorts, weil jener berühmten Stadt das Münzrecht abging; so auch Cäsarea auf den Silber- nicht aber auf den Kupfermünzen.

Sechstes Capitel (S. 39 ff.). Von dem Metall und der Form der Münzen.

Obschon die Alten von eisernen, zinnernen und bleyernen Münzen sprechen, die an verschiedenen Orten im Umlauf gewesen, so existiren doch wegen der leichten Zerstörbarkeit dieser Metalle keine ächten Exemplare mehr. Die antiken Goldmünzen sind durchgängig rein; doch wurde ihnen zuweilen ein Fünftheil oder ein Drittel Silber beygemischt, und alsdann nannte man diese Mischung Electrum. Das reine Silber der griechischen Münzen fängt erst unter den römischen Kaisern sich etwas zu verschlechtern an, in Alexandria schon seit Claudius, bis allmählig das Silber fast verschwindet und eine Metallmischung übrig bleibt, welche die Numismatiker Potin nennen. Auch die römische Silbermünze erhielt sich seit ihrer Entstehung (a. u. c. 485) in reinem Gehalt; Verschlechterung trat zuerst unter Caracalla ein, erreichte den höchsten Grad unter Gallienus (Kupfer 4, Silber 1 Theil, Billon genannt), und von Claudius Gothicus bis auf Diocletian gibt es nur noch Kupfermünzen mit einem äußerst dünnen Silberüberzug (Numi tincti). — Die italischen Völker begannen mit Erz und zwar mit gegossenen Erzmünzen, und gingen erst später zur Verwendung des Silbers und des Goldes über. (S. 41.) „Die alten Kupfermünzen enthalten gewöhnlich eine Beymischung von 5 bis 12 Procent Zinn; daher sie richtiger Bronze-Münzen genannt werden. Theils dieser Mischung, theils mineralischen Bestandtheilen des Bodens, in den Münzen gelegen, ist die grünliche oder bläuliche Farbe zuzuschreiben, welche sie bedeckt, und zu den Zeichen der Aechtheit gehört (vernix, patina, aerugo nobilis)“ [4]). — Die Unvollkommenheit der Prägwerkzeuge der Alten zeigt sich in verschiedenen

4) Abbildungen von Bergbau-Werkzeugen so wie noch mehr von Prägewerkzeugen finden sich auf antiken Münzen. S. „Zur Münzkunde“ Nachtrag IX. S. 378.



Spuren auf ihren Münzen selbst, in vertieften und verschieden gestalteten Vierecken (viereckig sind nur einige altitalische und baktrische Münzen ihrer Form nach selber), Löchern und dergl., worüber der Verfasser näheren Aufschluß und in einer Großmünze der Ptolemäer Anschauung gibt; so wie er denn auch am Schluße dieses Capitels zur Bestimmung der bey den griechischen Münzen so sehr verschiedenen Größenverhältnisse den Mionet'schen Münzmesser mittheilt.

S. 43 ff. Zweyter oder besonderer Theil. Griechische Münzen. (Mit dem Unterabtheilungs-Titel I. Allgemeiner Theil.)

Voransteht ein Motto aus Eckhel, Prolegg. p. CXXXIX über die sehr verschiedene Ausbildung der Münzprägekunst in den verschiedenen Ländern und Städten Griechenlands.

Es folgt: Literatur oder alphabetische Aufzählung der Schriften über die griechischen Münzen von Akermann — Weston.

Hieran schließen sich Betrachtungen über die allmählige Ausbildung der griechischen Münzprägung und über den hohen Kunstwerth, den sie erlangte (S. 47 f.): „Unter den ihrer Eigenthümlichkeit und Schönheit wegen besonders bemerkenswerthen griechischen Münzen müssen z. B. diejenigen von Heraklea hervorgehoben werden, auf denen Herkules dargestellt wird, wie er den nemäischen Löwen bezwingt [5]).“ Als ähnliche Muster werden darauf die Münzen von Tarent mit dem auf einem Delphine reitenden Taras angeführt; es wird bemerkt, daß die Schönheit der sicilischen Münzen, namentlich des syrakusischen Medaillons, von den Kennern alter Kunst gerühmt werde, und dabey des letzteren Mionnet'schen Preise (200 — 600 Francs) angegeben, und endlich hinzugefügt: „Auch die Münzen vieler griechischen Monarchen sind von ausgezeichneter Arbeit, besonders die von Macedonien, Syrien und Sicilien.“

Den Uebergang zu den Künstlern selbst macht der Verf. (S. 48) mit den Worten: „Die hohe Bedeutung der griechischen Münzen als Kunstdenkmale wird es rechtfertigen, wenn wir zunächst einige Augenblicke bey ihren Verfertigern verweilen,

Die Stempelschneider“, worauf denn die erst in neuerer Zeit ermittelte Reihe dieser letztern, hauptsächlich nach Raoul-Rochette, aufgeführt wird.

S. 50 wird unter dem Titel: Geographische Andeutungen, auf die Wichtigkeit der Münzen für geographische Bestimmungen aufmerksam gemacht. — Da der Verf. in diesem kurzen Abschnitt Einiges vorbringt, was unten eine passendere Stelle gefunden, so will ich hier nur hervorheben, daß aus den Münzen allein das Daseyn mancher Städte zu ermitteln ist, ingleichen daß irrthümliche Ortsbestimmungen durch sie allein zu berichtigen sind [6]).

S. 51 — 67 folgen: Mythologische Darstellungen auf Münzen. [Dieser Abschnitt möchte anjetzt wohl am wenigsten genügen. Denn abgesehen davon, daß Böttiger's Ideen zur Kunstmy-

5) Nämlich auf Gold- und Silbermünzen von Heraklea in Lucanien (Steinbüchel S. 140. Nr. 3. Mionnet I. p. 152 sqq. und Suppl. p. 205 sqq.) Daß dieser Geist ächtgriechischer Kunst in der römischen Kaiserzeit nicht erloschen war, zeigt die Großerz-Münze des Marcus Aurelius (von Nicäa) bey Akerman; unpublished coins of Nicaea in Bithynia (Numismatic Journal 1836. I. nr. IV.) mit dem trefflichen Kupferstich, der uns Herakles in demselben Kampfe zeigt; womit Steinbüchels Wunsch erfüllt ist, der (S. 162) auf die ausgezeichnete Arbeit und die große Mannigfaltigkeit sehr merkwürdiger Vorstellungen der Kaiser-Münzen von Nicäa aufmerksam macht, und dabey bemerkt, daß es auffallender Weise von dieser hochberühmten Stadt keine Autonomen-Münzen gibt. Sie betrachtete übrigens den Herakles als ihren Stadtgründer (Κτίστης, Dio Chrysostom. or. 39. p. 556, worauf ich unten zurückkommen muß). — Daher jene Kampf-Scene auf ihren Münzen.

6) In beyden Punkten haben es die neuern Geographen, einschließlich Mannert, oftmals fehlen lassen; wogegen sie durch falsche oder willkührlich veränderte Golzische Münzen verschiedentlich getäuscht worden sind. Beyspiele habe ich zu den Historicor. graec. antiqq. Fragmenta p. 193 sqq. gegeben, worauf neuerlich auch Car. Müller Vol. III. p. 371 nr. 23. hingewiesen.

thologie und Steinbüchels Abriß der Alterthumskunde unbenützt geblieben, erstrecken sich die Citate nicht über Millin, Zoega und K. O. Müller hinaus; was aber im letzten Jahrzehend gerade auf diesem Gebiete von E. Gerhard, Th. Panofka u. A. in reichem Maaße geleistet worden, davon ist kein Gebrauch gemacht worden; nicht zu gedenken, daß das Werk Guigniaut's, Religions de l'Antiquité, das erst 1851 mit dem 10. Bande geschlossen ist, eine ordentliche numismatisch-mythologische Gallerie darbietet. Diese Bemerkung soll dem edlen und gelehrten, aber durch Berufsgeschäfte anderweitig in Anspruch genommenen Verfasser durchaus nicht zum Vorwurf gemacht werden; sie soll nur den Wunsch begründen, daß bey einer baldigen Ausgabe diesen Mängeln von einem Philologen abgeholfen werden möchte. — So muß ich gleich (S. 52) bey Kronos (Saturn) auf die Kunstmythologie Böttiger's Dresd. u. Leipz. 1826 I. Taf. I. Nr. 5. verweisen, welcher überhaupt Führer seyn mußte, und hierbey mit den Worten (S. 231): „Demnach gehören alle Abbildungen des Kronos oder Saturnus der italisch-römischen Kunst an" u. s. w. die leitende Idee angibt. — Sodann sollte statt Zeus (Jupiter)" geschrieben seyn; Juppiter, wie, um nur an Münzen zu erinnern, ein vor mir liegender Golddenar Nero's bezeugt, s. „Zur Münzkunde I. S. 354 und über die bildlichen Darstellungen des Zeus Symbolik I. S. 121 ff. und III. S. 86 ff. [dritte Ausgabe.]

S. 63. Allegorische Gottheiten. Dieser Abschnitt wird mit der richtigen Bemerkung eröffnet: „Die Römer, welche Tugenden, Eigenschaften, Zustände der Seele vergötterten und ihnen auf Münzen verschiedene Attribute gaben, stellten diese namentlich auch auf den zu Alexandria geprägten sehr häufig dar; so finden wir auf einer Bronzemünze des Galba den Muth (κράτησις) als eine Frau, welche eine Victoria und eine Trophäe hält" u. s. w. (Ueber diese allegorische Richtung der Römer stellen Cicero und Plutarch Betrachtungen an; s. de N. D. II. 23 sq. mit den Anmerkk. p. 298 sqq. ed. Cr. et Mos. vgl. Wyttenb. ad Plutarch. Mor. p. 668. Die Bildwerke, und namentlich auch die Münzen, liefern Beyspiele die Menge s. „Zur Münzkunde" I. S. 385 f. vgl. Symbolik III. S. 839 — 845 mit den Abbildungen; wobey zu bemerken ist, daß auch traurige Seelenzustände auf römischen Silber-Denaren personificirt erscheinen, wie Deimos, Phobos, lateinisch Pallor, Pavor. Vergl. die Bildtafeln ebendaselbst Nr. 25 und 26.)

S. 63 ff. Heroen, Halbgötter. Perseus, Bellerophon, die Dioskuren, Herakles, die Argonauten, Europa, Theseus u. s. w.

S. 66 f. Zahlen auf griechischen Münzen.

S. 67. Zeitrechnungen. — Hier werden die verschiedenen Zeitrechnungen (Aeren) mit ihrer Dauer und Bezeichnung angegeben. Vergl. „Zur Münzkunde" S. 373 f. Nachtrag V, wo auch nach Th. Bergk von den Monatsnamen auf makedonischen Münzen (vielleicht sind sie auch auf einigen andern) die Rede ist; sowie davon, ob auch Tages-Angaben auf den Münzen vorkommen.

Benennung und Werth der Münzen.

„Die Münzeinheit der Griechen war die Drachme, welche regelmäßig in Silber ausgeprägt wurde," worauf die Steigerungen der Drachmen und ihre Eintheilungen angegeben werden.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München.	herausgegeben von Mitgliedern	21. Juli.
Nro. 9.	der k. bayer. Akademie der Wissenschaften	1852.

Handbuch der Griechischen Numismatik.

(Fortsetzung.)

Hier ist jetzt Manches aus Böckh's Staatshaushaltung der Athener zweyter Ausg. Berlin 1851 nachzutragen. Ich hebe aus K. Fr. Hermann's Lehrbuch der griechischen Antiquitäten Heidelb. 1852 III. §. 47 S. 234 ff., der diese neue Ausgabe bereits vor sich hatte, zunächst Einiges aus: „Die attische Silberdrachme betrug etwa $\frac{1}{4}$ Thaler oder 27 Kreuzer rhein., und ward in diesem Maaßstabe zugleich in doppelten und vier- bis achtfachen Stücken, theils in Bruchtheilen bis zu einem oder Viertel-Obolus ausgeprägt, wozu später in Kupfer auch noch kleinere Werthe nach der Rechnung von 8 *χαλκοῖς* auf einen Obolus und sieben *λεπτοῖς* auf einen *χαλκοῦς*, so wie Goldstücke oder ganze und halbe Stater als doppelte und einfache Golddrachmen im Verhältniß des Goldes zum Silber wie 10 : 1 traten; doch beschränkte sich die Goldprägung, ehe Philipp von Macedonien die Bergwerke von Krenides auszubeuten anfing, auf wenige griechische Staaten, und auch Kupfermünzen scheint das Mutterland erst spät, nach dem Vorgange der westlichen Colonien angenommen zu haben.“ — „Bey allen diesen Berechnungen und Vergleichungen ist übrigens neben dem Gewichte auch der Feingehalt in Anschlag zu bringen, der so verschieden war, daß auswärtige Völker fast nur attisches Geld annahmen, weil dieses nicht nur den nominellen, sondern auch den wirklichen Metallwerth besaß, während anderes Gepräge nur binnenländischen Curs hatte.“ (Die vielen Nachweisungen muß ich der Kürze wegen dem Leser nachzusehen überlassen.) — Wenn aber Hr. v. Werlhof S. 69 sagt, daß bey den Alten der internationale Verkehr in Maaßen, Gewichten und Münzen der verschiedenen Völker, auch ohne deßfallsige Staatsverträge, eine bisweilen größere Uebereinstimmung herbeygeführt habe, als sie unter den gebildeten Völkern der Jetztzeit bestehe, so muß ich doch einerseits an die so eben bemerkte Bevorzugung des attischen Geldes erinnern, andererseits an den später wirklich abgeschlossenen und langgültigen Achäischen Münzverein. — S. meine Schrift „Zur Münzkunde“ I. S. 342 ff., worauf auch K. Fr. Hermann verweist, und S. 354 ff.

S. 71 f. Titel.

„In den ersten Zeiten waren die Inschriften auf den Münzen der Könige und Städte kurz und bescheiden; aber eine spätere Zeit nahm die übertriebensten Titel an und stellte sie auf Münzen der Griechen zur Schau. So haben die Münzen Alexanders des Gr. lediglich *Ἀλεξάνδρου* oder *Ἀλεξάνδρου βασιλέως*, während einige der syrischen Monarchen die hochtönendsten und ruhmredigsten Titel annahmen.“ — Es folgt ein alphabetisches Verzeichniß der Titel und ehrenden Prädicate. [*Διόνυσος* wird auch Mithridates betitelt und *Διόνυσος νέος* Antonius, so wie *Δηὼ* Kleopatra s. Eckhel D. N. III. 231 und vergl. Symbolik IV. S. 17 dritte A. — Bey *Εὐεργέτης* verweiset der Verf. auf Luc. XXII. vs. 25, und bemerkt, daß Christus darauf

anspiele. — Er wurde aber selbst auch so bezeichnet, s. Wernsdorf, de Christo εὐεργέτῃ, ad Manuel. Philen. pag. 332 sq. vergl. Valkenaer ad Herodot. VIII. 85. und über die Münzen mit diesem Titel: Eckhel D. N. I. p. 461 sq., so wie über die Inschriften, worauf er vorkommt: Boeckh Corp. I. nr. 84. 96. 361.]

S. 74. Inschriften (nämlich von der verschiedenen Form der Buchstaben und Schreibeweise).

S. 75 ff. Dedicirte Münzen. — „Eckhel (D. N. V. Tom. IV. p. 373) bemerkt, daß, wenn ein Kaiser Geschenke austheilte, man sich des Ausdrucks geben bediente Congiarium datum Populo Romano), weil der Höhere dem Niederen gibt; daß man im umgekehrten Falle aber sich des feyerlicheren Wortes darbieten (ἀνατίθημι) bediente, obgleich es eigentlich nichts Anderes ausdrücken sollte als das Lateinische dare."

S. 77 ff. Magistratspersonen (nebst den Titeln und Aemtern, aufgezeichnet auf griechischen Münzen, welche unter römischer Herrschaft geprägt sind.)

S. 86 ff. Autonome Städte; freye Städte; Immunes (ἀτελεῖς) und andere ehrenvolle Epitheta der Städte.

S. 88 f. Veränderte Städtenamen. [Mit verschiedenen Modificationen, nach Eckhel. Es gibt in den Handschriften mehrere griechische Verzeichnisse von Städtenamen. Aus einer Leydner habe ich mir selbst ein solches herausgeschrieben; andere haben Banduri, Leo Allatius (und daraus de Scheyb ad Tabulam Peutinger p. 64 sq.) herausgegeben; vergl. Th. L. Fr. Tafelii Appendix V. ad Constantini Porphyrogeniti lib. II. de provinciis regni Byzantini Tübing. 1844 p. 20 sq.]

Eintracht der Städte.

Es ist die bekannte Aufschrift Ὁμόνοια mit ihren verschiedenen Modificationen gemeint.

Halbgötter, Heroen u. s. w.

S. 90 f. „Die Namen und Bildnisse der Götter, Halbgötter und Heroen erscheinen oft auf den griechischen Münzen. Einigen derselben wird der Name κτίστης oder Gründer gegeben. Auf Münzen von Nicäa in Bithynien wird Herkules mit diesem Titel beehrt, während auf andern derselben Stadt diese Ehre dem Bacchus erwiesen wird"[7]).

S. 91 ff. Münzen der Colonien.

(Mit zwey eingedruckten Münztypen, einen mit Ochsen pflügenden Priester und militärische Feldzeichen darstellend.)

Magistrate auf Münzen der Colonien.

Wenn der gelehrte Verf. (S. 95) unter Andern sagt: „wie denn auch die politische Stellung griechischer Colonien durchaus von der einer römischen Colonie verschieden war," so darf ich wohl hier an eine mythische Allegorie zur Bezeugung politischer Freyheit auf römischen Provinzial-Münzen erinnern. Ein stehender Liber Pater oder Silenus mit aufgehobener Rechte war nämlich das Wahrzeichen auf Münzen derjenigen Städte, die in den Provinzen das Jus Italicum hatten, und dadurch politisch den italischen Städten gleichgestellt waren [8]).

S. 96 ff. Verzeichniß der gewöhnlichen Abkürzungen auf griechischen Münzen

---

7) Διόνυσον τὸν κτίστην Νικαιεῖς setze ich die Aufschrift in kleingriechische Charaktere um. Bey dem Accusativ müssen wir nach Werlhof dabey denken, um es auch griechisch zu geben: τιμῶσι. Nach Dio Chrysostomus, der sie attisch Νικαιεῖς nennt, sollte man auch Nicäer-Münzen mit Dionysus als Ahnherrn erwarten, weil er am Schluß der Rede über die in Nicäa wieder hergestellte Eintracht (39. p. 556 Emper.) sagt: εὔχομαι δὴ τῷ τε Διονύσῳ τῷ προπάτορι τῆσδε τῆς πόλεως καὶ Ἡρακλεῖ τῷ κτίσαντι τήνδε τὴν πόλιν.

8) S. Servius ad Aeneid. III. 20. IV. 58. v. Savigny über das Jus italicum S. 6 und dessen Gesch. des röm. Rechts I. S. 52, wo die Elemente jener politischen Städte-Vorrechte angegeben werden, und meinen Abriß der Röm. Antiqq. S. 333 zweyte Ausg., wo die Aufzählung der Münzen mit jenem mythisch-politischen Emblem nach Gesner, Eckhel, Sestini und Mionnet nachgewiesen ist. Jener Liber Pater oder Silenus wurde in dieser politischen Beziehung in der Eigenschaft des Befreyers (Λυαῖος) genommen.

der Städte und Fürsten (in alphabetischer Ordnung).

S. 101 ff. Flüsse und Quellen, deren Namen auf griechischen Münzen vorkommen.

S. 104 — 265. II. Besonderer Theil.

Geographische Uebersicht der Münzen griechischer Städte und Fürsten. Nach dem System von Eckhel und Sestini mit Angabe des Grades der Seltenheit. Europa. Hispania. Literatur. (Ein kleines alphabetisches Verzeichniß.) Hierbey vermisse ich nun zwischen Sestini und Valcarel (S. 105) im Allgemeinen und in Bezug auf alle folgende Special-Kataloge: „Anton von Steinbüchel, Abriß der Alterthumskunde. Wien 1829. XX. und 327. 8.," und vermuthe, daß die Schrift eben dieses Titels wegen unserm Hrn. Verfasser entgangen ist, der doch aus diesem Buche des ehemaligen Directors des k. k. Münz- und Antiken-Cabinettes für seine Numismatik so viel Ersprießliches hätte gewinnen können. Ich beschränke mich hier auf einen Hauptpunkt, nämlich den, daß Steinbüchel bey jeder Gelegenheit zugleich die Vorstellungen angibt, die auf den antiken Münzen vorkommen. Ich gebe ein Beyspiel aus dem Buchstaben A, und zwar eines der kürzesten: (S. 106. „Achaja, Nr. 8. Aegium: Ae. Die Fabel der Phthia, von Juppiter in eine Taube verwandelt." Ueber solche Münzbilder erklärt sich derselbe im Allgemeinen (S. 101): „Bey der Wahl der Vorstellungen auf den griechischen Münzen scheint es häufig leitender Grundsatz gewesen zu seyn, vorzüglich die Stadt auszeichnende und wirklich vorhandene Gegenstände darauf erscheinen zu lassen" (im Gegensatze zu den symbolischen Vorstellungen der römischen); — also das schönste Tempelgebäude; ausgezeichnete Meisterwerke der Kunst, Statuen und dergl.; einen gepriesenen Hafen mit den großen ihn umgebenden Gebäuden u. s. w. — Wichtigkeit dieser Ansicht zur gehörigen Benutzung des vielfachen, auf solche Art durch die Münzen dargebotenen Stoffes. — Lieblingsvorstellungen einzelner Städte, z. B. Athens: Pallaskopf und Nachteule, Cnosus das Labyrinth; Metapontum die Kornähre; Cyrene, die Pflanze Silphium [9]; Macedonien, Böotien, jedes eine eigene Art von Schild; Rhodus, die Rose; Side, Granatapfel; Selinus, Epheublatt [vielmehr Eppichblatt s. bey v. Werlhof Taf. 4. Nr. 62.]; Apollonia Illyrici, Cäsarea Cappadociä, beyde Städte, einen Berg mit auflodernden Flammen; Aegina die Schildkröte; Chios die Sphinx. Dyrrhachium, die säugende Kuh; Sybaris, den zurücksehenden Stier; Cyme Aeolidis, ein Gefäß von bestimmter Form" [10]).

Doch wenn wir auch bey v. Werlhof solche gedrängte wörtliche Beschreibungen der einzelnen Münzbilder gleich bey den einzelnen Numern selbst vermissen, so werden wir doch durch mehr als hundert nette kleine Abbildungen auf den 5 angehängten Tafeln, mit ihren Bezeichnungen auf das angenehmste entschädigt; und unser Verfasser hat außerdem seinem Handbuche vor dem Steinbüchel'schen den Vorzug gegeben, daß er jedem Namen der alten Städte, die hier aufgeführt werden, die heutige Benennung beygefügt.

Zu den einzelnen Münzen selbst, die darauf von S. 105 — 267 aus den verschiedenen Ländern der alten Welt, von Lusitania bis Mauritania, registrirt werden, könnte ich aus dem lateinischen Katalog meiner kleinen Sammlung noch eine be-

---

9) S. „Zur Archäologie I; zur Münzkunde S. 363 f. mit der Abbildung einer unedirten Münze in Großsilber von Cyrene, wo ich mich überhaupt, besonders auch im Nachtrag XI. S. 382 f., über die verschiedenen Naturkörper auf Münzen, so wie über Artefacte, Kunstwerke u. s. w. weiter erklärt habe.

10) S. Taf. 4. Nr. 31 und Fr. Thiersch, über die hellenischen bemalten Vasen, mit besonderer Rücksicht auf die Sammlung S. M. des Königs Ludwig von Bayern (Abhandl. der k. b. Akademie der Wissenschaften 1844. Bd. IV. Abth. I. S. 95. Gefäßformen nach griechischen Münzen Taf. II. Nr. 29. 31. 37. 38. 39); in welcher Abhandlung unter nicht weniger als 90 Numern in trefflichen Abbildungen die Gefäßformen auf griechischen Münzen dargestellt sind.

trächtliche Anzahl literarischer Nachweisungen liefern; da indessen nur wenige Exemplare dieses Verzeichnisses gedruckt worden und ins Publikum gekommen sind, so unterlasse ich dieß, und beschränke mich zum Schluß auf einige Anführungen aus meiner Schrift: „Zur Münzkunde der alten Griechen und Römer (Zur Archäologie Bd. I.) und auf Einiges, was seitdem hinzu gekommen ist“ [11]).

S. 126 f. führt Steinbüchel unter dem Titel Felix Ravenna (p. 145) gothische Königsmünzen auf. — Zu den von Werlhof angeführten Schriften über das altitalische Aes grave füge man jetzt: J. G. Seidl „Altitalisches Schwergeld des k. k. Münz- und Antiken-Cabinettes“ in den Sitzungs-Berichten der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, Wien 1849 S. 76 — 78.

S. 139 f. Not. 6. Zum Damaretion s. man noch: Schneidewin ad Simonidis fragg. nr. 196 p. 182 sqq. und Grotefend in Pauly's und Walz Real-Encyclopäd. II. S. 846 f. Zur Rubrik: Könige und Tyrannen Siciliens. Literatur, füge man jetzt bey: H. G. Plaß, die Tyrannis in ihren beyden Perioden bey den alten Griechen. Bremen 1852. II. 2. S. 198 ff. [12]).

S. 155. „Chalcis.“ Ueber die Städte dieses Namens füge man bey: „Zur Münzkunde (Archäologie I.) 351 mit Nachtrag VIII. S. 377.

11) Z. B. gleich bey Hispania Baetica und Tarraconensis zum doppelten Osca (Huesca) S. 109 und 114; bey v. Werlhof s. die Erörterung „Zur Münzkunde“ Nachtrag IV. S. 371 und (S. 114, weiter zu Pria) vgl. Itinerarium Antonini — ed. Parthey et Pinder Berol. 1848 p. 373: „Pria (p. 430) Iria Flavia (El Padron).“

12) Hieraus wäre auch die von Werlhof angeführte Hypothese Eckhel's zu berichtigen, nämlich daß Philistis nicht Gemahlin Hiero's I., sondern Hiero's II. gewesen (s. Plaß S. 305 und 318) und über jenen und ähnliche Namen Vömel in der Zeitschr. für Alterthumswiss. 1852. Nr. 23. S. 179.

S. 236. Könige von Edessa oder Osrhoeni und S. 238 ff. Könige von Parthia; s. jetzt: Saint-Martin Fragments d'une Histoire des Arsacides ed. Lajard. Paris 1850. Vol. I. p. 118 sqq. und Vol. II. p. 281; wo auch die noch früheren Könige Abgari seit dem Kaiser Augustus, von denen es keine Münzen gibt, aufgeführt werden, und Vol. I. p. 205 sq. vergl. Vol. II. p. 412; wo bemerkt wird, daß die Münzen der Arsaciden, so wie die von Armenien und Bactriana nur in geringer Anzahl vorhanden sind. — Hierher noch: Erinnerung an die Schrift eines meiner Schüler und Freunde Sandberger de Zadriade Armeniae minoris rege primo — Francof. ad M. 1840 (vergl. „Zur Münzkunde“. S. 326 und v. Werlhof oben S. 3 und hier S. 221).

S. 255 Not. 1. Zur Literatur über Zenobia und ihren Söhnen und von deren Münzen ist nachzutragen: A. Ger. van Cappelle Disputatio de Zenobia Palmyrenorum Augusta Traj. ad Rhen. 1817 besonders cap. VII. p. 57 sqq.

S. 266 ff. Anhang. Von nachgemachten antiken Münzen und den Mitteln, sie von den ächten zu unterscheiden. Literatur. Diese letztere zählt eine ganze Reihe von Büchern und Abhandlungen über diesen Gegenstand auf von Savot, Paris 1627 an bis auf Pinder Berlin 1843 [13]).

(Schluß folgt.)

13) Nachträglich erinnere ich noch an F. W. Krosh „Die Kennzeichen unächter Münzen; ein Beytrag zur alten Münzkunde“ Köln 1838 (Nr. 81 der Rheinischen Provinzial-Blätter) und an meine Archäologischen Schriften: „Zur Münzkunde“ I. S. 360 und 380 f. und „Zur Gemmenkunde“ III. S. 360 f.

Gelehrte Anzeigen.

München.	herausgegeben von Mitgliedern	23. Juli.
Nro. 10.	der k. bayer. Akademie der Wissenschaften	1852.

De Nemesi Graecorum scripsit Christianus Walz, in Regia Litterarum Universitate Tubingensi Prof. Publ. Ord. Tubingae, typis Friderici Fues. MDCCCLII. S. 24. 4. mit 2 Bildertafeln.

Die seit dem Schluß des letzten Jahrhunderts aufgeworfene Streitfrage, ob die griechische Religion, Götterlehre und Bildnerey ihre Hauptwurzeln im orientalischen oder im hellenischen Boden habe, hätte, sollte man denken, durch die neueren Entdeckungen in Assyrien und den Nachbarländern unter den deutschen Philologen in eine neue und lebhaftere Anregung kommen sollen. Allein, während sie in England und Frankreich eifrig besprochen wird, ist dagegen in Deutschland eine recht auffallende Stille eingetreten. Ich will hier nicht untersuchen, ob diese in einem unheimlichen Gefühl ihren Grund hat, das seitdem unsere exclusiven Hellenisten überkommen; aber das muß ich sagen, daß es mich schon auf dem Darmstädter Philologen-Congreß höchlich gefreut hat, den Herrn Walz davon eine rühmliche Ausnahme machen zu sehen. Und auf dieser Bahn ist er seit dem Jahre jener Versammlung (1845), unbekümmert um die Urtheile unserer Zunftgenossen, rüstig fortgeschritten, und während er uns aus Anlaß seiner englischen Reise in **Briefen über das Brittische Museum** über die allgemeinen Ergebnisse für die klassische Alterthumskunde belehrt, liefert er in vorliegender Monographie eine musterhafte Probe von Forschung über einen speciellen Cultus und seinen Bilderkreis.

So klein aber auch die Zahl der Blätter ist, worauf diese Untersuchung geführt wird, kann ich hier doch nicht in das Einzelne folgen, sondern muß mich darauf beschränken, den Gang derselben im Allgemeinen nachzuweisen, und daneben einige Bemerkungen niederzulegen.

Nach einem vorausgeschickten passenden Motto aus der griechischen Anthologie beginnt der Verfasser den ersten Abschnitt so: „**I. Modum in omnibus rebus tenendum et modestiam primam felicitatis conditionem esse, eos vero qui finium mortali naturae positorum immemores insolentia efferantur praecipites in exitium ruere, id quidem Graecae nationi non modo praeclaris virorum sapientium et poetarum sententiis, sed etiam aurea illa Delphici templi inscriptione** *ΜΗΔΕΝ ΑΓΑΝ*, **promulgatum et singularis, cui munus res humanas aequa lege temperandi mandatum esset, Deae auctoritate sancitum fuit.**“

Hier hätte doch auch gleich an die beyden andern delphischen Inschriften erinnert werden sollen, da sie eben so inhaltschwer als jene sind, und nach der von Plutarch gebilligten theologischen Auslegung unter sich zusammenhängen, nicht minder aber, bey Betrachtung des ernsten Sinnes der hier angeführten Aufschrift, auch mit dieser [1]). — Es wird so-

1) Plutarch. de EI Delphico p. 385 — 394. p. 577 — 614 Wyttenbach. Denn die erste delphische Inschrift war der Buchstabe ε, ausgesprochen εἰ, und in der Bedeutung du bist als Hieroglyphe des unwandelbaren Wesens der Gottheit aufgefaßt,

fort zur Erörterung des Satzes, daß **Jahrhunderte früher, ehe eine Nemesis von den Dichtern unter die Gottheiten versetzt wurde, der Begriff derselben in seinen verschiedenen Beziehungen schon von ihnen ausgebildet war**, eine Reihe von Stellen aus Homer, Aeschylus und Euripides angeführt, und bemerkt, daß Hesiodus zuerst die *Νέμεσις* neben der *Αἰδὼς* als eine Person einführt (*Ἐργ.* 198); wogegen die andere Einführung derselben in einer Genealogie der Theogonie (vs. 223) diesem Dichter abgesprochen werden müsse, indem sie Lehrsätze der Orphiker verrathe [2]). — Erst aus einigen Versen des Antimachus, des Zeitgenossen des peloponnesischen Kriegs, beym Strabo (XIII. p. 588), vernehmen wir den bestimmten Namen einer großen Göttin **Nemesis-Adrastea**; so wie aus der Phoronis aus der Niobe des Aeschylus und andern Zeugen-Aussagen, daß ihr Cultus in Vorderasien seinen Sitz hatte, und daß der Verf. berechtigt war (p. 7), unumwunden den Satz auszusprechen, daß alle in jener großen Länderstrecke verehrten Göttinnen, die Cybele der Phrygier, die Artemis der Ephesier und Magneter, die doppelte Nemesis der Smyrnäer, die Adrastea der Mysier, die Anaitis von Armenien, die Alitta der Araber, die Mithra der Perser, die Astarte der Phönicier, die Aphrodite Urania der Cyprier, die Hera der Samier nur dem Namen, nicht dem Wesen nach, von jener großen Göttin Mylitta der Assyrier (Herodot. I. 131) verschieden waren. Es werden darauf die Wege der Verbreitung dieser Mylitta oder Venus Urania aus dem Stammsitz Assyrien nachgewiesen nach Babylonien, Phönicien und ganz Vorderasien, so daß dieser üppige Götterdienst alle diese Länder überwucherte, Judäa und die heilige Stadt Jerusalem selbst nicht verschonte (Jerem. VII. 18. XLIV. 17 — 20); von den Phöniciern nach Cyprus und Afrika verpflanzt wurde, und selbst zu den Griechen, zweifelsohne nirgend anders her als aus Asien gelangte. Daß sie ebenfalls aus Assyrien auch nach Aegypten überbracht und daselbst als Athor verehrt wurde, wird zwar durch keine ausdrückliche Stellen der Autoren, aber durch die sprechendsten und merkwürdigsten Bildwerke, die unser gelehrter Archäolog (wie zu allen Sätzen dieser inhaltsreichen Schrift) in den Werken der gelehrtesten Alterthumsforscher, einschließlich der neuesten, nachweist, und mit verständiger Auswahl auf den zwey beygefügten Tafeln zur Belehrung der Leser mittheilt, außer Zweifel gesetzt. Besonders verdient hier hervorgehoben zu werden, daß nach Birch, Prisse und Layard aus den Denkmälern wahrscheinlich gemacht wird, daß durch den assyrischen Feldzug des Pharao Ramesses II., die assyrischen Gottheiten Baal und Astarte, Renpu, Ken, Anatan (Anaitis) und seit der 18. und 19. Dynastie auf ägyptischen Monumenten gefunden werden. Es wird darauf gezeigt, wie die mit der phrygischen Cybele identische assyrische Göttin, mit beyderseitigem Attribute von Löwen, den Phidias veranlaßte, im Metroon zu Athen die Mutter der Götter mit unter ihrem Throne liegenden Löwen abzubilden [3]). Wie weit dieser Cult in diesen

auch mit der andern Inschrift *γνῶθι σεαυτόν* so zusammengestellt, daß wir durch diese letztere zur Verehrung der unwandelbaren Gottheit und zur Erkenntniß unserer eigenen Wandelbarkeit aufgefordert werden. (S. meine Schrift „Zur Gemmenkunde." Deutsche Schr. zur Archäologie III. S. 407. und vergl. Bekker. Anecdott. grr. p. 233 und die Note zum Olympiodor. in Platon. Alcib. pr. p. 201 ed. Francof.) Die dritte delphische Inschrift *Μηδὲν ἄγαν* wurde theils dem Chilon, theils einem andern der sieben Weisen zugeschrieben (s. Scholl. et Interprr. ad Euripid. Hippol. vs. 265.)

2) Mit Odyss. IV. 503 war Iliad. IV. 12 zusammenzustellen, welche beyde Stellen Proclus in Alcib. pr. p. 39 ed. Francof. vor Augen gehabt hat; zu denselben Stellen und denen der Tragiker vergleiche man Welcker, griech. Tragöd. I. S. 161 ff. Alle vom Verf. p. 5 angeführten Zeugnisse und noch weit mehrere andere hätte er beysammen finden können: ad Plotinum III. 2. 13, wo ich p. 148 sq. diese orphischen Lehren ausführlich besprochen habe.

3) Arriani Periplus Ponti Euxin. cap. IX. §. 1. p. 257. ed. Car. Müller. Wenn wegen des darnach vermuthlich copirten Vaticanischen Basrelief auf Hirt's Bilderbuch verwiesen wird, so muß ebenfalls berichtigt werden: I. 5. S. 15.

Ländern verbreitet gewesen, und welche tiefe Wurzeln er unter den Völkern geschlagen, beweisen die von den Verehrern eifrig besuchten Tempel desselben zu Aphaka in Cöle-Syrien, zu Heliopolis und Jerusalem, bis zu den Zeiten Constantin des Gr. herab, und daß er auch bis in Arabien eingedrungen, beweisen die nachdrücklichen Maßregeln jenes Kaisers so wie des Chalifen Osman gegen dessen Heiligthümer, welche beyde verhängten [4]). — Nachdem hiernach der Satz, daß die in Mysien am Fluße Aesepus verehrte Adrastea keine andere als die assyrische Göttin gewesen, begründet worden [5]), wendet sich der Verfasser (pag. 12 sqq.) zur Untersuchung des Namens Ἀδράστεια, und gelangt, nach Beseitigung der schwankenden und zum Theil gezwungenen griechischen Etymologien zu dem Ergebniß, daß mit jenem Götterwesen auch dessen Name aus Asien abstamme, und letzterer in den semitischen Formen Schor, Thor, in der ägyptischen Athor, Ἀθὺρ verschiedenartig ausgeprägt erscheine; worüber man sich um so weniger wundern dürfe, da auch der griechische Heldenname Ἄδραστος auf etruskischen Denkmälern in ATDESΘE umgewandelt vorkomme, — ein Ergebniß, dessen Grundideen schon G. Zoega in der Abhandlung Tyche und Nemesis ausgesprochen, woraus deßwegen eine Hauptstelle hier (pag. 13) mitgetheilt wird. Da nun ferner, nach den Zeugnissen griechischer Grammatiker, Ἀθὼρ, Ἀθὸρ bey den Aegyptern als Rind und Kuh und auch kalendarisch als Stier zur Bezeichnung eines Monats gebraucht, und auf ihren Denkmälern Athor, die ägyptische Venus, bald in menschlicher Frauengestalt, bald mit dem Kopf oder den Ohren einer Kuh, bald ganz als Kuh vorgestellt wird, so wie Isis, die auf den Namen Ἀθυρὶ und Ἀθὺρ führte und mit Kuhhörnern auf dem Kopf erscheint, und beyde Göttinnen auf denselben Monumenten den Horus säugend dargestellt werden; wie denn die phönicische Astarte mit dem Kopf einer Kuh abgebildet wurde, und endlich die der Aphrodite geheiligte Kuh dem phönicischen Cadmus und seinen Gefährten Wegführerin auf dem Zuge nach Böotien gewesen, so begreifen wir, wie bedeutungsvoll die auf babylonischen Cylindern und andern orientalischen geschnittenen Steinen, auf dem Harpyien-Monument von Xanthus in Lycien, auf so vielen griechischen Münzen, zum Theil mit Beyfügung von Bildern eines Sterns, Adlers oder einer Taube, so häufig vorkommende Darstellung einer ihr Kalb säugenden Kuh in hieratisch-symbolischer Beziehung werden.

Nächst Raoul-Rochette [6]) anerkennt auch Walz (p. 15 Not. 87) das Verdienst von Felix Lajard,

4) Euseb. Vit. Constantin. 3. 53. vergl. Felix Lajard Culte de Venus p. 107.

5) Wobey denn auch an die unter verschiedenen Namen: Anaitis, Cybele, Aphrodite u. s. w. vorkommenden Göttinnen und ihre Culte in Persien, Armenien, Phrygien, Cappadocien und im Pontus erinnert wird. (Bey der Anaïs, Anaïtis, Anachid oder Nanäa verweise ich auf Saint-Martin et Lajard Fragments d'une Histoire des Arsacides I. p. 340, 358, 362; II. p. 352). Bey der an dem Gränzfluß Aesepus zwischen Mysien und Troas bringt der Verfasser den Assaracus, Sohn des Tros, Großvater des Anchises, in Erinnerung, der, als Assarak aufgefaßt, nach der Weise der assyrischen Könige einen Götternamen führte, und verweiset mit Recht auf die Zeugnisse des Plato (de Legg. III. p. 296 Bekker.) und des Ctesias beym Diodor II. 22. über die Abhängigkeit des Priamus von dem assyrischen Reiche zur Zeit des trojanischen Krieges. (s. Ctesiae Frgg. nr. p. 34 sq. ed. Car. Müller und daselbst über die damaligen Verbindungen beyder Völker.)

6) Mémoire sur l'Hercule Assyrien et Phénicien p. 109 not.: M. Layard a fait observer qu'en Asie, c'est à dire sur les Monuments asiatiques, le groupe d'une vache allaitant un veau représentait Venus et l'amour," und im Verfolg: „Isis allaitant Horus, Junon allaitant Hercule." (Wie denn auch, will ich sogleich bemerken, Lucian in einer von Herrn Walz mehrfach berührten Stelle, de Dea Syria, die syrische Göttin zu Mabog cap. 32 Tom. III. p. 478 Wetst, vergl. p. 17 und p. 21, bey Walz als Hera bezeichnet. Uebrigens vergl. man jetzt: Guigniaut, Religions de l'Antiquité Vol. X. tables p. XXXVII. in dem Artikel: „Vache, symbole de maternité, de la fécondité." Da nun aber die ägyptische Athor in ägyptischen Bildwerken theils mit einem Löwenhaupt, theils mit Löwen als ihren Attributen

zuerst die wahre Bedeutung dieser bildlichen Darstellungen auf morgen- und abenländischen Monumenten entdeckt und dargelegt zu haben.

Unser Verfasser macht darauf mit Anführung der Hauptstelle (Herodot. I. 7.) zuvörderst auf die alte Stammverbindung Lydien's mit Assyrien aufmerksam, woraus sich in Folge der lydischen Wanderung nach Etrurien das Vorkommen derselben hieratisch-allegorischen Gruppe auf etruskischen Denkmälern ungezwungen erklären läßt [7]). — Nachdem der Lucianische Satz (de Dea Syr. 32), daß die Göttin Urania allein mit einem Schleier geschmückt erscheine, an ägyptischen, assyrischen und persischen Monumenten geprüft und auch die homerische Stelle (Il. XIV. 214) beygezogen worden, folgt der Uebergang zum zweyten Abschnitt, wobey ich mich werde kürzer fassen können. Pag. 17 sqq. II.

(Schluß folgt.)

erscheint, so hat diese Zusammenstellung demselben Lajard, sur le culte de Venus III. p. 151; vergl. 222 sq., zu einem eigenen Artikel: „Sur le taureau et le lion considérés comme attributs caracteristiques de Venus en orient et en occident" Veranlassung gegeben, und Walz hat (p. 16) mit Recht eine lange Stelle jenes sinnigen Archäologen daraus mitgetheilt, die man bey ihm selbst nachlesen muß.)

7) Als besonders merkwürdig hebt Raoul-Rochette a. a. O. eine in dem großen Grabe zu Caere gefundene Silberschale (bey Grisi, Monument. ant. di Cere tav. IX. 59) hervor, auf deren Grunde eine ihr Kalb säugende Kuh zwischen Wasserpflanzen eingravirt ist, eine Vorstellung, die sich auf einem andern Gefäß wiederholt.

Handbuch der griechischen Numismatik.

(Schluß.)

Wenn hierbey der Hr. Verf. (S. 267) sagt: Genügende Verzeichnisse falscher antiker Münzen besitzen wir leider noch nicht, indessen ist es nicht unwichtig, sich mit den Fabrikaten des geschicktesten Betrügers dieser Art, des Hofraths Becker in Offenbach, bekannt zu machen" u. s. w. — so hätte ich doch gewünscht, er hätte ihn mit einem minder ehrenrührigen Prädikat bezeichnet. Ich habe diesen Mann gekannt, und lange zuvor, ehe in Deutschland, Frankreich, England und Italien von dessen Arbeiten die Rede war, ihn darüber angetroffen, besitze auch manche derselben in den drey Metallen und die Zinnabdrücke seiner ganzen Sammlung, und freue mich dieses Besitzes. Der geniale Künstler hatte auch seiner Beschäftigung kein Hehl, scherzte darüber und zeigte seine Producte dem Fürsten von Ysenburg, dessen Bild er eben so meisterhaft in Gold und Silber gravirte, und Göthe ließ ihm gerne Gerechtigkeit widerfahren, und nennt ihn in seinen Werken [14]): „einen höchst schätzenswerthen Medailleur;" endlich rühmt selbst Pinder von ihm, „daß er so tief in den Geist der klassischen Kunst sich versenken konnte, um ihre schönsten Erzeugnisse zu reproduciren."

S. 268 ff. **Erklärung der lithographischen Tafeln. Erklärung der dem Text eingedruckten Holzschnitte und der Abbildungen auf dem Umschlag. Nachträge und Berichtigungen.**

Und hiermit schließe ich meinen Bericht über ein Buch, welches eine wahre Bereicherung der Alterthumskunde genannt werden darf.

Friedr. Creuzer.

14) Bd. XLIII. S. 347 der kleinen Cottaischen Ausg.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Juli.

Nro. 11. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Geschichte der deutschen Kunst, I. Theil, von Einführung des Christenthums bis zum Anfang des 13. Jahrhunderts, von Dr. Ernst Förster. — Leipzig 1851.

Diese treffliche Schrift hat sich die Aufgabe gesetzt, wißbegierige Jünger und Freunde der deutschen Kunst in ihre Geschichte und allmählige Entwicklung einzuweihen und auf eine ihnen verständliche, nicht ermüdende Weise anzudeuten, wo sie auf ihren Wanderungen Spuren und Musterbilder der Kunst jedes Zeitalters finden.

Schon die Eintheilung mag beweisen, daß der Verfasser den rechten Weg gewählt hat. Der erste Zeitraum enthält die Kunst von Einführung des Christenthums bis auf Karl den Großen. Der zweyte den Romanismus, der dritte den Germanismus vom Anfang des 13ten bis zum Anfang des 15ten Jahrhunderts.

Nach einer Einleitung in die vorchristliche Zeit begegnen wir im ersten Zeitraume den Ueberresten der Baukunst bey den Gothen, Longobarden, Franken und im innern Deutschland. Unter diesen Ueberresten ragt das bildlich dargestellte Grab des großen Gothenfürsten Theodorich zu Ravenna als vorzügliches Muster hervor.

Während der erste Zeitraum sich vorzüglich mit der Baukunst beschäftiget, finden wir im zweyten unter Karl dem Großen und den Karolingern schon eigene Abschnitte der Sculptur und Malerey gewidmet, und den Romanismus bis zum 12. Jahrhundert entwickelt. Da von Karl dem Großen an die deutsche Geschichte aus einem dichten Nebel heraustritt, so beginnt auch durch ihn für die deutsche Kunst ein neuer Tag. Den Kommissionen, die er zur Beaufsichtigung der Kirchenbauten aussandte, trug er besonders auf, nicht nur Dach und Mauern, sondern auch die vorhandenen Malereyen in Augenschein zu nehmen; auf der Synode zu Frankfurt 794 tritt er als entschiedener Gegner der selbst von Rom aus unterstützten bilderstürmerischen Ideen auf, und sicherte der Kunst die wichtigste Stelle ihrer Thätigkeit in Verbindung mit der Kirche.

Durch das Ein- und Durchdringen römischer und germanischer Elemente bildete sich in der Kunst der Styl, den wir den romanischen nennen, und der unter allerley Modificationen in Deutschland wie in halb Europa herrschend blieb, bis im 13. Jahrhundert die germanischen Elemente zu neuen Bildungen führten.

Im ersten Abschnitte der romanischen Periode zeigt uns der Verfasser in der Baukunst den Durchschnitt der Münsterkirche zu Aachen mit technischer Erläuterung, in der Skulptur und Malerey geht er über auf die innere Kirchenausschmückung, Altarbilder, Reliquienkästen, Kanzeln, dann auf die Kunstthätigkeit außer der Kirche, wie in Dyptychen, Büchereinbänden u. dgl. Wir sehen ein gut erklärtes Dyptychon des Turtilo von St. Gallen, werden hingeführt auf das Evangeliarium vom Jahre 870, der Codex aureus genannt, wie auf andere Kunsterzeugnisse dieser Art.

Der zweyte Abschnitt dieser Periode begreift das Ende des 10. bis zum Anfang des 13. Jahrhunderts.

Hier tritt in der Baukunst an die Stelle der byzantinischen Kirchenanlage die Form der römischen Basiliken. Eine solche zeigt das Innere und der Grundriß der Stiftskirche zu Garnroda von 960. Mehrere unter Heinrich II. ausgeführte Dombauten sind erwähnt, welche nicht mehr in ihrer ursprünglichen Gestalt vorhanden sind, z. B. der Dom von Bamberg und Speyer, die Sebaldskirche zu Nürnberg u. a. In der Sculptur und Malerey dieses Zeitabschnittes werden sehr anschaulich erklärt die in Erz gegossenen Thüren in den Kirchen zu Hildesheim vom Jahre 1022; die Extersteine in Westphalen, die Elfenbeinschnitzwerke an den Einbänden der Evangelien und Meßbücher zu Bamberg, jetzt zu München, die Elfenbeinschnitzwerke zu Freysing, Augsburg und Darmstadt. Die Malerey beschränkte sich größtentheils auf Miniaturen von Evangeliarien oder ähnlichen Handschriften, deren einige aus dem Bamberger Domschatze, jetzt zu München, faßlich erklärt sind.

Der dritte Abschnitt handelt von der zweyten Hälfte des 12. bis zum Anfang des 13. Jahrhunderts, wo dem romanischen Style der Baukunst seine höchste Vollendung zu Theil wurde. Hier wurde die Gesammtanlage der Außenseite durch Thüren und Kuppeln, durch Fenster, Portale und verzierte Mauerflächen vollends ausgebildet. Hier entstehen für die Säulen die Pfeiler, deren Verbindung durch Arkaden, die durch die Kreuzgänge eingeführten Spitzbögen; die Vermehrung der Thürme an den Kirchen; die Ornamente an den Kapitälern; endlich die Gebäude aus Backsteinen. Als Hauptdenkmal jener Zeit wird die im Bilde beygegebene Klosterkirche zu Lorch am Niederrhein mit 6 Thürmen von 1156 neben vielen anderen Kirchen angeführt. Hieran reihen sich im südlichen Deutschland unter anderen die Kirchen von Altenstadt bey Schongau, von Mosburg, von Kloster Heilsbronn, der Dom von Bamberg nach einer Feuersbrunst im 11. Jahrhundert neu gebaut, zum Theil auch die Schottenkirche zu Regensburg. Hier übten auch die großartigen Bauten der Klöster und Abteyen vielseitigen Einfluß auf die Kunst wie auf die Cultur. Unter den schönen Kreuzgängen sind jene am Dom von Aschaffenburg und zu Steingaden genannt. Burgen und Schlösser beherrschten das Land mit architektonischer Pracht, aus denselben waren hervorragend der Kaiserpalast zu Gelnhausen, die Burg zu Nürnberg rc. Als Denkmale der Skulptur sind genannt das Taufbecken in Hildesheim, die Kirchthüren in Köln, die Reliefs im Dome zu Bamberg, die Reliefs am Eingange des Schottenklosters zu Regensburg; als Denkmale der Malerey der Hortus deliciarum der Abtissin Herrad zu Hohenburg, die Eneidt des Heinrich von Waldeck, das Evangeliarium von Niedermünster, jetzt in München; die Wandbilder im Dome zu Bamberg. — Die meisten der aufgeführten Denkmale sind durch Beschreibungen sinnvoll erläutert.

Der dritte Zeitraum enthält den Germanismus und zwar im ersten Abschnitte das Ueberwiegen des nationellen Formensinnes. „Mit dem Anfang des 13. Jahrhunderts war Deutschland in den vollen reichblühenden Frühling seines Lebens eingetreten. Weltgebietend durch die Kaiserkrone, die auf Heldenhäuptern ruhte, durchdrungen von religiöser Begeisterung, hellschimmernd im Glanze des Ritterthumes, in den Kreuzzügen erwärmt von den Strahlen der morgenländischen Sonne, im Beginne der Macht der Städte und des freyen Bürgerthums, hatte Deutschland den Boden bereitet zum Gedeihen einer selbstständigen nationalen Kunst. Und wie die Lieder erklangen der Minnesänger, und im heiligen Graal und in den Nibelungen die Dichtkunst ihre Triumphe feyerte, und heitere und ernste Gesangsweisen durch das Land schallten, da wurde auch der Grund gelegt zu den wunderbaren Denkmalen des nationalen Kunstgeistes, zu den deutschen Domen.“ Nun trat der neue Baustyl in die Reihe unter der Benennung Gothisch. Zum Gegensatze des Romanismus nennt ihn die Neuzeit Germanisch, obschon sich die Deutschen des 13. und 14. Jahrhunderts weder Gothen noch Germanen nannten. Den Uebergang bezeichnet der Spitzbogen, wie man ihn theilweise im Dom zu Speyer sieht, in der Sebaldkirche zu Nürnberg, in der Kirche zu Gelnhausen. Im

Vorworte bemerkt der Verfasser, daß nach den neuesten in England gemachten Erforschungen die Geschichte des Spitzbogens bis in das klassische Alterthum zurückreicht. Bald entfernte man die Mittel-Schifmauern und ersetzte sie durch Gurten und Pfeiler, die Kapitäler erhielten die Kelchform, und so näherte sich der Baustyl in der Mitte des 13. Jahrhunderts der Vollendung des Germanismus. In der Sculptur und Malerey zeichneten sich die Werke der sächsischen Schule aus. Es wird als das bedeutendste Sculpturwerk die goldene Pforte zu Freyberg genannt und beschrieben. So in der Malerey nahmen die Wandgemälde die Hauptstellen ein, unter den Bildern in Handschriften erscheint der Codex des Tristan von Gottfried zu Straßburg, jetzt in der Münchner Hof- und Staatsbibliothek.

Wenn bis dahin die Trennung der Baukunst vom Romanismus verhindert war, so trat sie von der Mitte des 13. Jahrhunderts vollständig dadurch hervor, daß die Gebäude für den Cultus, auf deren innere Ausschmückung man früher hauptsächlich bedacht war, nun eine übereinstimmende Gestaltung des Innern und Aeußern erhielten, und der Grundgedanke des kirchlich religiösen Baues, das Grab des Heiligen als die Pforte des Paradieses, als den Wegweiser zum Himmel in ganzer Klarheit und Eindringlichkeit hinzustellen, deutlich wurde. In Folge davon verschwinden die Krypten und eine gleichmäßigere Sorge wird auf Ausschmückung der Pfeiler, Kapitäler und Fenster des ganzen Baues verwendet.

Hier begegnen wird der Anwendung der Glasmalerey, da schon im Jahre 1068 fünf Fenster für das Kloster Tegernsee gemalt wurden. Der Verf. geht nun auf die kleinere Architektur über, und schildert Glockenthürme, Kapellen, heil. Grabkirchen, Chorstühle, Altar, Tabernakel.

(Schluß folgt.)

De Nemesi Graecorum scripsit Christianus Walz.

(Schluß.)

Diesen Abschnitt von der griechischen Nemesis bereitet der Verfasser durch folgende Sätze vor. Der aus dem fernern Orient nach Kleinasien verpflanzte Cult der Adrastea (und dorten priesterlich unter rohen Thierisches mit Menschlichem vermischenden Sinnbildern ausgeprägt) sey erst von den der Schönheit huldigenden Griechen in gefälligen Formen dargelegt, zum Ausdruck sittlicher Ideen gebildet, und zur Vorbereitung einer geistigen Religion befähigt worden. Die hohe Verehrung, welche in der Blüthezeit der heidnischen Götterdienste jene Aphrodite genossen, wird durch das Proömium des Lucretius und durch Stellen der griechischen Philosophen angedeutet, und unter welchen verschiedenen Gestalten, mit wie mannigfaltigen Attributen sie als Königin des Himmels, der Erde, des Meeres und der Unterwelt schon vor der Zeit, ehe die erotische Bedeutung ihres Wesens vorherrschend und zum Sinnengenuß gewendet und mißbraucht wurde, von großen Künstlern, wie Canachus und Phidias, dargestellt ward, wird in reichen Anführungen von Zeugnissen der alten Schriftsteller und der bildlichen Denkmäler und ihrer Ausleger, einschließlich der neuesten, genügend nachgewiesen. Es wird ferner gezeigt, wie dieselbe Göttin einerseits in vorderasiatischen, griechischen und italischen Heiligthümern als Herrscherin über das Todtenreich vorgestellt und namentlich bezeichnet wurde, und sich der Ceres, der Proserpina und den Horen anschloß, andererseits mit der Nemesis und Fortuna in der Art identificirt wurde, daß beyde ihre Verrichtungen und bildliche Ausstattungen miteinander theilten, daß die Römer keinen eigenen Namen für erstere hatten, und in Formeln und Aufschriften den Ausdruck: „Der Göttin Nemesis oder Fortuna" gebrauchten. Daher vermuthet auch der Verfasser, daß in der schon mehrmals angeführten Schilderung der Göttin zu

Hierapolis oder Mabog (beim Lucian De Dea Syr. 32), worin die Attribute der Nemesis verschwiegen werden, an das Beywerk des Rades zu denken sey, theils weil es bey Griechen und Römern, bey den Göttinnen gemeinsam gewesen, theils weil es auf einer*) orientalischen Gemme dem Bilde einer mannweiblichen Venus neben andern Attributen beygegeben sey, und auch auf Münzen neben der Figur der Nemesis erscheine. Ebenso wird die Gemeinschaft anderer Charakterzeichen dieser Göttinnen, wie die Flügel oder der geflügelte Eros, die Schlange, das Füllhorn, das Kuhhaupt mit ihren Bedeutungen aus Zeugnissen und Bildwerken nachgewiesen, und endlich die Verwandtschaft der Nemesis mit der Aphrodite Epitymbia oder Venus Libitina dadurch beurkundet, daß im attischen Cultus die Nemesea (τὰ νεμέσεια) ein Todtenfeyer waren (vergl. Symbolik II. 463 III. 513 ff. dritte Ausg.). Hieraus ergibt sich, wie nahe es dem Agorakritus gelegt war, seine von den Athenern unterschätzte Aphrodite für den Tempel zu Rhamnos in eine Nemesis umzuwandeln. Dieß führt den Verfasser zur Schlußbetrachtung, nämlich wie jene asiatische Naturgöttin und Weltbeherrscherin von den Griechen als Wächterin über das ewige göttliche Gesetz, als Bewahrerin des sittlichen Maaßes und Züchtigerin des menschlichen Uebermuthes aufgefaßt worden. Zuerst wird bemerkt, daß es in diesem Sinne zu nehmen ist, wenn die frommen Athener das Bild der Nemesis nicht im Tempel der Aphrodite, nicht in dem der Cybele, noch im Tyche-Tempel, sondern in dem der Themis aufgestellt, und mit dieser letzten gemeinsam verehrten[8]); sodann wird gegen Herder bemerkt, daß das Amt und die Verrichtungen der Erinnys und der Ate von denen der Nemesis nicht zu trennen sind; es werden die Formeln προσκυνῶ τὴν Νέμεσιν und σὺν Ἀδραστείᾳ λέγω besprochen, wodurch die Griechen in Wort oder Werk die göttliche Strafe abzuwenden suchten; es wird erklärt, wie der in das über der Brust aufgenommene Gewand niedergesenkte Blick der Nemesis ihr Schauen ins Finstere und Verborgene bezeichne, der ihr verschieden beygegebene und schon in assyrischen Bildwerken erscheinende Greif den Vogel der Rache bedeute, wie das Eisen, welches sie in verschiedenen Bildern neben sich führt, die Flügel endlich die Geschwindigkeit, womit sie den Uebelthäter auf dem Fuße ereilt. — Zuletzt werden Zeugnisse beygebracht, daß man späterhin Venus und Nemesis wiederum in dem Begriffe vereinigte, daß diese letztere besonders über Liebesverbindungen walte, und die Untreue der Liebenden bestrafe.

Je sorgfältiger und erfolgreicher der Verfasser gearbeitet hat, desto mehr freuen wir uns, daß seiner Arbeit auch eine so würdige Ausstattung geworden; denn in Papier, Druck und bildlicher Darstellung ist dieses Werk der Tübinger Officin gleich ausgezeichnet, und macht dem Herrn Verleger wahrhaft Ehre.

Fr. Creuzer.

*) Wenn früher (p. 5) vom Verf. bemerkt worden war, daß nach Pausanias I. 33, 3 (p. 167 ed. Schub. et Walz) die Athener die Nemesis für die Tochter des Okeanos hielten, so möchte es in dieselbe Ideenreihe gehören, wenn auch Styx, die Göttin des Göttereides, die Schützerin der beschwornen Bünde und Verträge und Rächerin ihrer Verletzung, des Okeanos furchtbare Tochter genannt und genealogisch aufgeführt wird (Hesiod. Theog. 384. 775), über welche letztere jüngst Chr. Th. Schwab in einer lebensfrischen Schrift: Arkadien, Stuttg. und Tübingen 1852, S. 18 ff., S. 50. ff., trefflich gesprochen hat.

Gelehrte Anzeigen.

München.	herausgegeben von Mitgliedern	28. Juli.
Nro. 12.	der k. bayer. Akademie der Wissenschaften	1852.

Cicero's ausgewählte Reden. Erklärt von **Karl Halm.** Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung, kl. 8. III. Bändchen. Die Reden gegen L. Sergius Catilina und für P. Cornelius Sulla. VIII. und 175 S. 1851. V. Bändchen. Die Reden für T. Annius Milo, für Q. Ligarius und für den König Dejotarus. VI. und 151 S. 1850.

Die den beyden bis jetzt allein erschienenen Bändchen dieser Ausgabe Ciceronischer Reden voranstehenden Zahlen zeigen, daß das Ganze, was nur Billigung verdient, nach der chronologischen Folge der Reden geordnet erscheinen wird, während der Herausgeber die einzelnen Bändchen in der Ordnung an's Licht treten läßt, welche seine umfassenden Studien für Cicero ihm vorschreiben. Nach einer brieflichen Mittheilung wird demnächst ein drittes Bändchen mit drey Verrinischen Reden folgen.

Wenn die Freunde des großen römischen Redners es innig bedauern mußten, daß die so trefflich begonnene Sammlung, welche sämmtliche Reden mit den Commentaren der früheren Erklärer und höchst werthvollen Zugaben des neuen Bearbeiters enthalten sollte, durch äußere Ursachen ins Stocken gerathen ist, so müssen sie Hrn. Halm um so mehr Dank wissen, daß er sich nicht damit begnügt, diese Reden für die neue Orelli'sche Ausgabe mit Hülfsmitteln, wie sie noch kein Herausgeber derselben zur Hand hatte, kritisch zu bearbeiten, sondern es auch übernommen hat, in der verdienstlichen Haupt-Saupe'schen Sammlung eine Auswahl derselben exegetisch zu bearbeiten, wenn auch von einem ganz andern Gesichtspunkte aus, als der dort geboten war.

Das Zusammentreffen dieser Bearbeitung mit jener kritischen sichert dieser, wenigstens für die Zeit, so lange jene noch nicht erschienen ist, auch eine bey dieser Sammlung eigentlich nicht beabsichtigte Bedeutung für die Kritik, hat es aber auch dem Herausgeber unmöglich gemacht, die Bildung des Textes so, wie es in der Ankündigung dieser Sammlung verlangt wird, als vollendet vorauszusetzen, indem er sich vielfach genöthigt sah, da, wenn auch nur ganz kurze, kritische Bemerkungen einzuflechten, wo es wohl unterblieben seyn würde, wenn jene bereits vorläge. Eben deßhalb überschreiten aber aber auch die Anmerkungen im Ganzen das für diese Sammlung bestimmte Maß, ohne daß jedoch damit gesagt seyn soll, daß sie Ueberflüßiges enthielten. Es zeigt sich vielmehr mit wenigen Ausnahmen, wo das hier Gebotene über die Fassungskraft der Schüler gewöhnlichen Schlages hinausgeht, überall der richtige Takt des Schulmannes ebenso, wie der sichere Blick des auf seinem Gebiete wohl orientirten Gelehrten. Vergleicht man aber diese Ausgabe Ciceronischer Reden mit der in diesen Blättern kürzlich besprochenen einiger Demosthenischen Reden, so drängt sich eine Bemerkung auf, die wohl jeder macht, der beyde Redner neben einander mit Schülern liest, daß nämlich der griechische Redner weit weniger Erklärung erfordert, als der römische, was für den ersten Augenblick auffallen mag, wenn

man bedenkt, daß die Schüler für den griechischen Schriftsteller im Allgemeinen weniger Vorbildung erhalten als für den römischen. Wer der Sache genauer auf den Grund sieht, wird sich aber darüber nicht wundern. Sind ja doch die Sachen, welche Demosthenes in seinen Reden berührt, unendlich planer und einfacher als bey Cicero, der häufig Einzelheiten aus der Geschichte seiner oder der früheren Zeit berührt, und ist ja doch der Ausdruck des Griechen in gleichem Maße einfacher als der des Römers, der seiner ungefügeren Sprache nicht selten mehr Gewalt anthun muß, und auch mehr nach Prunk und rhetorischem Schmucke hascht. Bringt man dieses in Anschlag, so ist gegen das Maß der Anmerkungen durchaus nichts einzuwenden; die Fassung derselben ist aber durchaus bestimmt und präcis; auch weisen sie, wo es für die Fassungskraft der Schüler geeignet erscheint, überall auf die Quellen zurück, was in so ferne gewiß Beyfall verdient, als dadurch die Jugend bey Zeiten an Gründlichkeit in ihrem Studium gewöhnt wird.

Dieses Streben überall möglichst auf die Quellen zurückzugehen zeigt sich auch darin, daß der Rede für den T. Annius Milo die Einleitung des Asconius Pedianus vorangestellt ist, während sich von den übrigen Reden, was bey dieser Sammlung als Regel gilt, deutsche Einleitungen finden, in welchen das zum Verständniß der einzelnen Reden Nöthige sehr zweckmäßig zusammengestellt, und, wo es nöthig schien, durch unter den Text gesetzte Stellen griechischer und römischer Schriftsteller belegt ist. Besonders ausführlich ist natürlich die Einleitung zu den Catilinarischen Reden. Auf die Frage, ob die drey letzten ächt seyen, einzugehen, war nicht die Sache dieser Ausgabe; allein es ist aus der Zusammenstellung der Thatsachen und aus den einzelnen Bemerkungen hinlänglich zu ersehen, daß H. Halm, und gewiß mit Recht, keinen Anstand nimmt, dieselbe zu bejahen. Den vier Reden selbst ist die Gesammtüberschrift vorangestellt: M. Tullii Ciceronis invectivarum in L. Catilinam libri quattuor.

Betrachten wir die einzelnen Reden, so können wir uns mit der Feststellung des Textes wie mit der Erklärung fast durchaus einverstanden erklären. Einige Stellen, bey welchen dieses nicht in gleichem Maße der Fall ist, so wie einige Einzelheiten, die uns in den Bemerkungen anstößig oder zweifelhaft erschienen, erlauben wir uns im Folgenden zu besprechen.

Wenn in der ersten Rede gegen Catilina zu den Worten (§. 5.) in Etruriae faucibus collocata bemerkt ist: „bey Fäsulä, dem heutigen Fiesole, am Fuße der Apenninen," so ist der Ausdruck in so fern etwas ungenau, als der Leser glauben könnte, Fiesole läge in der Ebene, während es, wie ja die meisten der altetrurischen Städte, in einer bedeutenden Höhe auf einem der Vorberge der Apenninen liegt. — Das. §. 15. zu den Worten: Quot ego tuas petitiones ita coniectas, ut vitari posse non viderentur, parva quadam declinatione, et, ut aiunt, *corpore effugi* ist bemerkt: „Sprüchwörtliche Redensart, die besagt, daß er gerade nur mit der Körpersweite (Körperbreite?) seinem Dolchstoße entgangen sey. Wir sagen ähnlich: nur mit einem Haare. Verschieden ist die Stelle im Curtius VI, 1, 4: alia tela clipeo, corpore alia vitabat, d. i. corporis declinatione." Abgesehen davon, daß man im Deutschen wohl sagt: „er hätte mich bey einem Haare getroffen," aber nicht: „ich bin nur mit einem Haare entgangen," fragt es sich, ob wirklich die Stellen des Cicero und des Curtius verschieden zu erklären sind? Sollte nicht Cicero, um die sprüchwörtliche Redensart anzubringen, statt declinatione corporis gesagt haben declinatione et corpore, wie p. Rosc. Am. 47, §. 136, honorem et gradum u. a. (vgl. Hand Tursell. II. p. 476 f.)? Es handelt sich doch wohl nicht gerade darum, wie weit der Stoß von dem Körper weg gegangen ist, sondern wie wenig Schutz Cicero dagegen hatte, so daß er ihn weder durch einen Schild abhalten, noch durch eine Waffe abwehren (pariren), sondern ihm eben nur durch die Beugung seines Körpers ausweichen konnte.

Im Eingang der zweyten Catilinarischen Rede werden die Worte: vel ipsum egredientem verbis prosecuti sumus erklärt: „Wir haben seinem schon gereiften Entschluße der freywilligen Entfernung noch den letzten Nachdruck durch unsere Worte gegeben."

Allein betrachten wir die beyden Stellen: Tusc. II, 25, 60. Quem ut vidisset et salutavisset, *honorificisque verbis prosecutus esset* und in Verr. II, 29, 73. Iste iratus hominem *verbis vehementioribus prosequitur* atque ei gravius etiam minari coepit, so scheint vielmehr der Sinn zu seyn: „ich habe ihm, da er von selbst ging, zum Abschied noch meine Herzensmeinung gesagt." — Daselbst wohl in der Note: „loco motus ein Fechterausdruck, wofür man auch status sagt," ist wohl status nur ein Druckfehler für statu. — Das. §. 9. ist die Beziehung der Ablative frigore et fame et siti et vigiliis perferendis auf assuefactus wohl nur zu billigen. Der Zusatz: „So zuerst Lambinus, der jedoch frigori et fami verlangte," dient aber neben der Erklärung „an Ertragung von Käl:e u. s. w. gewöhnt," nur dazu, ein Bedenken, das wohl an sich im Geiste eines strebsamen Schülers aufsteigen möchte, rege zu machen, ohne es zu beseitigen. Es hätte also darauf aufmerksam gemacht werden können, daß, wie bello lacessere heißt durch Beginnen des Krieges einen andern zum Kriege reizen, so auch frigore perferendo assuefactus heißen kann, „durch Ertragung der Kälte an die Ertragung derselben gewöhnt," und daß stuprorum exercitatione daneben den Sinn hat: „in Folge der Ausübung der Unzucht." — Das. §. 26. ist interpungirt: Gladiatores, quam sibi ille manum certissimam fore putavit — quamquam animo meliore sunt quam pars patriciorum —, potestate tamen nostra continebantur, und quamquam . . patriciorum mit Recht als beschränkender Zusatz zu dem Relativsatz quam . . putavit gefaßt. Eben deßhalb möchte es aber besser seyn zu interpungiren: Gladiatores — quam sibi ille manum certissimam putavit, quamquam animo meliore sunt quam pars patriciorum —, weil dadurch noch deutlicher hervorträte, daß quamquam und tamen nicht zusammengehören. Daß so der Vordersatz zu tamen in die Parenthese gestellt ist, kann um so weniger beanstandet werden, als ja derselbe gar nicht die Form eines concessiven Vordersatzes hat. — Daselbst §. 27. ist zu den Worten: Mea lenitas adhuc si cui solutior visa est bemerkt, adhuc gehöre zu mea lenitas in dem Sinne „meine bisherige Milde," da aber bey Cicero die Stellung von adhuc Bedenken errege, sey vielleicht mit einer Handschriftenfamilie si cui adhuc solutior visa est zu schreiben. Indessen fragt es sich, ob nicht gerade diese Stellung des adhuc als absichtlich von Cicero gewählt zu betrachten ist, indem er gerne in solchen Fällen Adverbia, die er nicht geradezu auf ein Substantiv beziehen will, so stellt, daß die Wahl gelassen ist, ob man sie zu diesem oder zu einem Verbum beziehen will.

Gegen das Ende der dritten Catilinarischen Rede (§. 26.) ist mit Madvig geschrieben: eandemque diem intelligo, quam spero aeternam fore, propagatam esse et ad salutem urbis et ad memoriam consulatus mei, † unoque tempore in hac re publica duos cives extitisse, quorum alter fines vestri imperii non terrae sed caeli regionibus terminaret, alter eiusdem imperii domicilium sedesque servaret, und dabey bemerkt, die Construction biete fast unübersteigliche Schwierigkeiten, da der Infinitiv extitisse weder von intelligo noch von propagatam esse, so daß man daraus memoriae proditum esse zu ergänzen habe, abhängen könne, weßhalb die Ansicht große Wahrscheinlichkeit habe, daß die Stelle lückenhaft sey. Madvig habe die Ergänzung versucht: omnique tempore hoc praedicatum iri (sc. intelligo) uno tempore extitisse. Allein der Hauptbegriff der ganzen Periode ist der an der Spitze stehende, memoria; es fragt sich daher, ob nicht der den Satz unoque tempore extitisse regierende Verbalbegriff in den Worten ad memoriam zu suchen sey, so daß dieser Satz als nähere Ausführung der Worte consulatus mei zu betrachten wäre, und man nach Reisig's Vorlesungen über lat. Sprachwiss. §. 233, 3. übersetzen könnte: „zum Andenken an mein Consulat oder vielmehr daran, daß zu gleicher Zeit in unserem Staate zwey Männer hervorgetreten seyen" u. s. w.?

(Schluß folgt.)

Geschichte der deutschen Kunst.

(Schluß.)

Wir sehen, wie die weltliche Baukunst sich in Fürstenschlössern, Ritterburgen, Städten und öffentlichen Gebäuden ausbildete, und welchen Einfluß die Kunst auf die Gewerbe ausübte. Als große Baudenkmale dieser Periode werden unter andern angeführt der Dom von Magdeburg, die alte Pfarr zu Regensburg, vor allem aber der Dom zu Köln, von welchem der Grundriß und eine Durchschnittszeichnung beyliegen. Unter den merkwürdigen Domen jener Zeit bezeichnet übrigens der Verfasser die obere Pfarr in Bamberg, die Frauenkirche in Nürnberg und jene von Ingolstadt, die Liebfrauen-Kapelle zu Würzburg, den Dom zu Augsburg. Als das bedeutendste weltliche Baudenkmal nennt derselbe das Schloß des deutschen Ritterordens zu Marienburg in Preußen; nach ihm aus Bayern nur das Rathhaus in Regensburg und das Haus Nassau in Nürnberg. Dagegen erstiegen nicht in ähnlicher Weise die darstellenden oder zeichnenden Künste den Gipfel der Vollendung, und während im 13. und 14. Jahrhundert die christliche Architektur einen Höhenpunkt der Vollendung erreichte, auf welchem sie der Verf. als „gleichberechtiget neben die Architektur des Alterthums“ stellt, blieben Sculptur und Malerey in beschränkten Formen zurück, eine Erscheinung, von welcher der Verfasser mehrere Gründe anführt, welche er aus den christlichen Idealen und ihrer Darstellbarkeit, der kunstlosen Natur des Volkes, aus dem das Christenthum stammte und aus der Beschaffenheit der gothischen Architektur, der namentlich die Sculptur untergeordnet und eng verbunden blieb, herleitet. Es werden übrigens von dem Verf. die einzelnen Schulen, und aus jeder deren hervorragende Kunstwerke aufgeführt. So aus der Nürnberger Schule der Sculptur die Vorderseite der Frauenkirche und die Statuen am schönen Brunnen, aus der bayerischen Schule ein wieder aufgefundener Altar in der Peterskirche zu München; im Gebiete der Malerey aus den Handschriften der Münchner Hof- und Staatsbibliothek ein Codex aus dem Kloster Benediktbeuern, aus Nürnberg die Tucher'schen, Haller'schen, Imhof'schen Altäre. Hier werden auch berühmte Meister mit Namen genannt, was in den frühern Perioden noch nicht der Fall war.

Diese Skizzen aus der vorliegenden Druckschrift lassen erkennen, daß der Verf. seiner Aufgabe vollkommen gewachsen war, und dieselbe auch in doppelter Hinsicht ehrenvoll gelöset hat. Belehrend erscheint diese Lösung nicht nur für den Anfänger oder Lehrling der Kunst und für den denkenden Gewerbsmann, sondern auch für den gebildeten Künstler, welcher einen Ueberblick über die Fortschritte und Muster seines Faches gewinnen will. Unterhaltend und anziehend dünkt sie uns auch für den Layen und Kunstfreund, welcher sich merkwürdiger gesehener Denkmale des Alterthums gerne erinnert oder auf fernern Reisen sich die Nachfragen zu erleichtern wünscht. Diese Absicht wird auch durch die Anlage des Buches erleichtert, da dasselbe in kurze Absätze getheilt, deren Betreff am Rande angezeigt ist und der Inhalt durchaus nicht ermüdet. Für den Layen in der Baukunst wäre allerdings wünschenswerth, daß gewisse technische Ausdrücke z. B. Absis, Abside (Gewölbbogen), Voluten (Windungen), polygone Pfeiler (vieleckige), Krypta (Gruft) erklärt wären; doch gibt darüber jedes Wörterbuch Aufschluß, wenn ja ein solcher nothwendig wäre. Wenn man erwägt, welche ausgebreitete Theilnahme in unsern Tagen die Kunst besitzt, welche Monumente alter und neuer Zeit Bayern enthält, und welche Zahl von Freunden und Verehrern derselben sich gerne in der Geschichte der Kunst unterrichtet, so kann man das vorliegende Geschichtswerk ohne Anstand unter die gemeinfaßlichen Schriften zählen, welche zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse dienen. Sowohl Inhalt als Form machen dasselbe zu diesem Zwecke empfehlenswerth.

LR. Gerstner.



Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. Juli.

Nro. 13. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

Cicero's ausgewählte Reden.

(Schluß.)

Wenn daselbst zu den Worten: non terrae *sed caeli regionibus* bemerkt ist: „Derselben Hyperbel bedient sich Cicero öfters von den Thaten des Pompejus, s. or. IV. §. 21, p. Sest. §. 67, wo es heißt; qui imperium populi Romani orbis terrarum terminis definisset. Zur Erklärung dient Varro de lingua Lat. V, §. 31: ut omnis natura in caelum et terram divisa est, sic caeli regionibus terra in Asiam et Europa. Asia enim iacet ad meridiem et austrum, Europa ad septemtriones et aquilonem," so ist offenbar Ungleichartiges vermischt. Hierher gehört nur die erste Stelle, welche lautet: anteponatur omnibus Pompeius, cuius res gestae atque virtutes *isdem quibus solis cursus regionibus ac terminis* continetur, und die von Benecke noch verglichene Virg. Aen. I, 287, famam *qui terminet astris;* denn es soll hier gesagt werden, daß sich der Ruhm des Pompejus nach allen Seiten nicht nur bis an das Ende der Erde, sondern bis an die Gränze des Himmelsgewölbes erstrecke. Die Stelle aus der Rede p. Sestio, in der nur von den Gränzen des Erdkreises die Rede ist, enthält also eine weit gemäßigtere Hyperbel, mit der sich p. Arch. 10, §. 23. vergleichen läßt: si res eae quas gessimus *terrae regionibus* definiantur; die Eintheilung der Erde nach den Himmelsgegenden gehört aber gar nicht hierher.

In der Rede p. Sulla §. 55. ist nach einer Verbesserung Orelli's geschrieben: Iam si in paranda familia nulla suspicio est, quis praefuerit, nihil ad rem pertinet: sed *tantum* in munere servili obtulit se ad ferramenta prospicienda, praefuit vero numquam. Die Lesart der Handschriften lautet sed *tamen*, und es fragt sich, ob es nöthig ist, diese zu verlassen, wenn man diese Stelle zu dem von Nägelsbach in seiner Stilistik §. 127, 2. Besprochenen rechnet, wo ein concessiver Vordersatz zu einem Hauptsatze erhoben ist, wofür er als Beyspiel anführt de off. I, 1, 2. *sed tamen* nostra legens de rebus ipsis utere tuo iudicio, orationem autem Latinam efficies profecto legendis nostris pleniorem. Demnach wäre der Sinn: „Es kommt zwar nicht darauf an, ob er an der Spitze jener Sklaven stand, indessen mache ich doch das geltend, daß er zwar für Waffen sorgte, aber nie an der Spitze stand." Uebrigens steht so praefuit ohne Beziehung zum Vorausgehenden da, so daß Ref. immer noch, wie er früher in diesen Blättern vorgeschlagen hat, statt munere servili, wozu Hr. Halm in ohne handschriftliche Autorität hinzugefügt hat, schreiben möchte *manui* servili, womit sich auch die oben besprochene Stelle vergleichen läßt (II. §. 26.); Gladiatores, quam sibi ille *manum* certissimam fore putavit. — Daselbst §. 86. ist zu di patrii ac penates bemerkt: „Di patrii, die Nationalgötter, hier im Gegensatz zu penates, den eigentlichen Hausgöttern, die höchsten Götter, die Rom beschützen. Sonst erscheinen die di patrii auch identisch mit den Penaten." Sollte dieses nicht auch hier der Fall seyn? Hertzberg, der in seiner Schrift de diis Romanorum patriis im siebenten Capitel des zweyten Buches, welches die Ueberschrift trägt,

De penatibus publicis, von dieser Stelle ausgeht, scheint dieser Ansicht zu seyn, und was Cicero darauf folgen läßt, steht nicht entgegen. Sollte die Partikel ac dagegen angeführt werden, so läßt sich diese wohl so rechtfertigen, daß man erklärt, dieselben Götter seyen einerseits als patrii und andrerseits als penates betrachtet.

In der Rede pro Milone hätte §. 14. decernebat erklärt werden sollen, wie es §. 43. mit veniebat geschehen ist. Im Folgenden ist die Note zu reliqua auctoritas, so wenig auch sonst an dem Inhalte auszusetzen seyn möchte, für Schüler wohl etwas unverständlich. — Doch §. 33. bey Angabe des Unterschiedes zwischen ne dicam und non dicam, heißt es, man befürchte bey ne dicam zu viel zu sagen, bey non dicam falle aber dieser Begriff der Furcht hinweg. Dieß könnte leicht so verstanden werden, als hänge ne von einem zu ergänzenden Verbum des Fürchtens ab. Dieß soll aber wohl nicht damit gesagt seyn; vielmehr heißt ne dicam, „um nicht zu sagen," was allerdings so viel heißt, als ich sage es nicht, weil ich befürchte zu viel zu sagen. Sollte aber ne von einem Verbum des Fürchtens abhängen, so müßte das „Zu viel" oder „Zu stark" ausgedrückt seyn, wie im Griechischen Demosth. Olynth. I, §. 26. μὴ λίαν πικρὸν εἰπεῖν ᾖ, καὶ συνεισβαλοῦσιν ἑτοίμως. — Zu den Worten infelicissimis lignis semustilatum (§. 33.) ist bemerkt: „Sie heißen infelicia, weil sie zur Vollstreckung eines supplicium nach dem Sinne des Redners dienten, wie Seneca Epist. 101. das Kreuz und den Galgen ein infelix lignum nennt." Sollte aber nicht, wenn man vergleicht §. 63. Multi etiam Catilinam atque illa *portenta* loquebantur, und was sich bey Macrobius Sat. III, 20, (II, 16) 3. aus dem Ostentarium arborarium des Tarquinius Priscus angeführt findet: Arbores quae inferum deorum avertentiumque in tutela sunt, eas infelices nominant, . . . quibus *portenta prodigiaque mala* comburi iubere oportet, angenommen werden dürfen, Cicero habe durch diese Worte den Clodius auch als ein portentum prodigiumque malum bezeichnen wollen? — Das. §. 46. sind nach: Sed erant permulti alii ex quibus id facillime sciri posset, die Worte omnes scilicet Lanuvini als Glosse gestrichen, „1) aus dem sprachlichen Grunde, weil Cicero eine nähere Bestimmung von permulti alii ohne Beyfügung von scilicet gegeben hätte; 2) aus dem rhetorischen, weil ein solcher Zusatz die Behauptung des Redners geschwächt hätte, indem sie die Einrede zuließ, daß Clodius mit keinem Lanuviner bekannt war, und so die Sache kaum erfahren konnte." Diese beyden Gründe scheinen auf der Ansicht zu beruhen, daß der Zusatz omnes Lanuvini das vorausgegangene permulti alii ganz erschöpfen solle; nimmt man dieß nicht an, sondern daß Cicero nur eine vorzugsweise in das Auge fallende Classe von Leuten habe nennen wollen, so ist gegen den Gebrauch von scilicet nichts einzuwenden, in dem Sinne: „alle Lanuviner einmal gewiß," oder, wie Hr. Halm zur Rede in Catil. II, §. 13. scilicet übersetzt, „begreiflicher Weise, wie ich kaum zu sagen brauche." Man vergl. nur de fin. V, 20, 55. Sunt autem etiam clariora . . indicia naturae, *maxime scilicet* in homine, sed in omni animali, und Orat. 34, 120. Cognoscat etiam rerum et memoriae veteris ordinem *maxime scilicet* nostrae civitatis, sed et imperiorum populorum et regum illustrium, und bey dieser Auffassung möchte auch der rhetorische Grund seine Bedeutung verlieren, da man sich ja hinzudenken kann: *maxime* scilicet omnes Lanuvini, *sed etiam* multi Romani. — Gegen die Erklärung der Worte perculit ab abiecto (das. §. 56.): „fecit ut ab abiecto percelleretur," ist kaum etwas einzuwenden; denn die örtliche Auffassung der Präposition ab, welche Hand Tursell. I. S. 30 vertheidigt, paßt namentlich nicht recht zu dem Verbum perculit; aber die angeführten Beyspiele Cic. Acad. post. I, §. 29. a quo intereat und Tac. Ann. XVI, 9. donec a centurione caderet entsprechen dem hier vorliegenden Falle doch nur theilweise, da hier kein intransitives Verbum steht, sondern ein factitives, und es sich also nicht fragt, von wem die Handlung ausgeht, sondern wer als Werkzeug dient. — Das. §. 57. ist zu den Worten: Occideritne? occidit bemerkt: „Occideritne darf man ebenso wenig von occidere herleiten, als Milo dazu als Subject denken, wenn auch der Ausdruck

absichtlich zweydeutig gesetzt ist; vielmehr ist Subject: is ex quo quaereretur." Daß occidere ohne Bezeichnung der Quantität steht, fällt wohl dem Drucker zur Last, obgleich bey den Berichtigungen nichts angegeben ist. Es fragt sich aber, ob nicht doch Milo als Subject zu betrachten ist, wenn gleich dadurch mehr zugegeben scheint, als Cicero zugeben will, der ja nur zugesteht, daß die Sklaven des Milo den Clodius getödtet haben. Bezieht man es auf den Sklaven, der die That vollbrachte, so paßt das Folgende: Iure an iniuria? nicht dazu, und man erwartete vielmehr die Frage, ob es auf Befehl des Milo geschehen sey. Auch folgt ja gleich darauf Manu vero cur miserit, si id potius quaeris, wo ja doch Milo entschieden als Subject zu denken ist. — Das. §. 64. wird angenommen, die villa Occiculana wäre eine villa suburbana des Milo gewesen, weil es, wenn man sie in der Nähe von Occiculum annähme, statt *de*vecta Tiberi heißen müßte *sub*vecta. Allein es handelt sich ja dabey nicht um das Wegschaffen der Waffen von Rom, sondern um das Herbeyschaffen an einen Ort, von wo aus sie leicht nach Rom gebracht werden könnten; man muß also bey devecta an ein Herabbringen aus den oberen Gegenden denken, wobey nur der Anstand sich ergibt, daß weiter hinauf die Tiber wohl nur mit kleinen Kähnen fahrbar war, die freylich zum Waffentransport schon genügten. — Das. §. 67. ist geschrieben: Cum tamen metuitur etiam nunc Milo, aber die Vermuthung ausgesprochen, man könnte das in den Handschriften nach tamen stehende si festhalten, wenn man annähme, das Ganze wäre eine Periode, deren Nachsatz mit magna certe in hoc vis endete, was aber wegen der Anrede an Pompejus doch nicht wohl angeht. Sollte nicht vielleicht zu lesen seyn: Cum tamen *sic* metuitur etiam nunc Milo, so daß man sic auf die damalige Lage der Dinge zu beziehen hätte? — Daselbst zu §. 76. ist der Titel tetrarches nicht richtig erklärt als „Fürst eines in vier Herrschaften zertheilten Landes," da ja so ein Tetrarch das ganze Land unter sich haben müßte, während er doch nur einen District, eigentlich den vierten Theil desselben beherrschte.

In der Rede pro Ligario §. 27. hätten wohl die Worte in eam ipsam causam (venit) a qua erat reiectus erklärt werden dürfen. Im Folgenden wird eine Lücke angenommen: tantum modo in praesidiis eratis, animi vero a causa abhorrebant: an, ut fit in civilibus bellis, xxx nec in vobis magis quam in reliquis? omnes enim vincendi studio tenebamur, nach der Ansicht Madvig's, der dazu bemerkt hat: Exciderunt quae proprie de Tuberonum studio dicta erant. Hr. Halm sagt dazu: „Die Fortführung des Gedankens mit nec magis zeigt, daß die ausgefallenen Worte eine negative Fassung hatten, etwa: oder fand, wie es bey Bürgerkriegen zu geschehen pflegt, keine Nachgiebigkeit (keine Versöhnlichkeit) statt, und zwar bey euch eben so wenig als bey den übrigen?" Allein die Nothwendigkeit der Annahme einer Lücke leuchtet mir eben so wenig ein, als diese auf nec magis begründete Erklärung. Dieses ist nämlich nicht zu erklären: „eben so wenig als," sondern „nicht in höherem Grade als," was keinen negativen Satz im Vorhergehenden voraussetzt. Es ist aber nicht sowohl eine Lücke anzunehmen, als ein absichtliches Anakoluthem. Der einfache Gedanke wäre: tantum modo in praesidiis eratis, animi vero a causa abhorrebant, *an vincendi studio tenebamini?* Dieß schien aber dem Redner den Tuberonen gegenüber zu hart, deßhalb gestaltet er seinen Ausdruck ähnlich wie §. 9.: quid optabas? Nimis urgeo, commoveri videtur adolescens — ad me revertar: isdem in armis fui, und bezieht, was er von den Tuberonen sagen wollte, auf die ganze Partey und auf sich selbst: „oder (waret ihr so gesinnt), wie es bey Bürgerkriegen der Fall zu seyn pflegt, und bey Euch nicht in höherem Grade als bey den übrigen, denn wir alle waren von dem Wunsche zu siegen erfüllt," so daß also zu interpungiren seyn dürfte: an —, ut fit in civilibus bellis, nec in vobis magis quam in reliquis, omnes enim vincendi studio tenebamur.

In der Rede pro rege Deiotaro §. 8. sind, auch nach Madvig's Vorgang, die Worte teque cum huic iratum tum sibi amicum esse cognoverant als unächt eingeklammert. Daß dieselben nicht ganz in Ordnung sind, scheint durch Madvig's Beweisführung erwiesen, nicht so aber, daß sie ganz ge-

strichen werden müssen. Die meisten Anstände würden sich nämlich heben, wenn man nur cognoverant striche und putabant heraufbezöge. Dadurch würde nämlich quodque u. s. w. zu einem untergeordneten Satzgliede werden und nicht mehr den vierten Satz, sondern den zweyten Theil des dritten ausmachen, wodurch das doppelte que entschuldigt würde; ferner konnte der Redner wohl sagen, sie hätten geglaubt (putabant), Cäsar sey dem Deiotarus feindlich, gegen sie selbst aber freundlich gesinnt, nicht aber sie hätten es erkannt (cognoverant), und dieses Verbum konnte leicht von Jemanden eingesetzt werden, dem putabant nach fore zu fern zu stehen schien. Das Pronomen huic läßt sich dadurch entschuldigen, daß cum huic iratum auf das Vorhergehende zurückweist, wo Deiotarus eben genannt war, und tum sibi amicum esse erscheint dann als Folge des cum huic iratum, was für quum huic iratus esses stünde. — Zu den Worten: Neque enim ille odio tui progressus est, sed errore communi lapsus est, (§. 10.) ist bemerkt: „Progredi ist hier nicht im localen, sondern im ethischen Sinne zu fassen. Der Redner deutet mit dem Worte ein Zuweitgehen des Deiotarus an" u. s. w. Die Bedeutung des Wortes progredi an dieser Stelle tritt aber deutlicher und schärfer hervor, wenn man den Gegensatz lapsus est ins Auge faßt. Der Redner will nämlich sagen, Deiotarus habe nicht aus Haß gegen Cäsar frey und absichtlich so gehandelt, einem Mann vergleichbar, der auf ebenem Wege ruhig und fest vorwärts schreitet, sondern er habe sich von dem allgemeinen Irrthum fortreißen lassen, wie man auf einem abschüssigen Wege hinabgleitet, auch ohne es zu wollen. — Die Worte sed tamen acta res criminose est (§. 21.) sollen ironisch gefaßt werden. Aus der Erklärung: „Zwar sehe ich noch keinen Grund zu einer Veränderung des Ortes, doch davon abgesehen, so ist allerdings etwas vorgefallen, was gar sehr zu einer Beschuldigung berechtigt," geht hervor, daß dieß auf den Deiotarus bezogen werden soll; allein die Sache gestaltet sich ganz einfach, wenn man die Verfahrungsweise des Anklägers darunter versteht, die im Folgenden angegeben wird. Criminose rem agere ist demnach dasselbe als criminose dicere, was sonst mit suspiciose zusammengestellt wird, in dem Sinn: „so reden, daß die Anklage und der Verdacht deutlich hervortritt." Vergl. pro Rosc. Amer. 20, 55. Quum enim aliquid habeat, quod possit *criminose ac suspiciose dicere* (accusator), aperte ludificari et calumniari sciens non videatur, und Brut. 34, 131. Non fecissem hominis paene infimi (accusatoris de plebe) mentionem, nisi iudicarem qui *suspiciosius aut criminosius diceret*, audivisse neminem. — Daselbst §. 23. ist zu den Worten: quem profecto is, qui optime nostros homines novit vel quia nosset, vel quia non nosset contemneret, bemerkt: „Contemneret heißt nicht verachten würde," sondern ist der modus potentialis der Vergangenheit: „den er damals wohl (gewiß) verachtete." So erklärt sich am natürlichsten auch der Conjunctiv des Zwischensatzes, vel quia nosset etc.; „er mußte ihn verachten, man mag die Sache von diesem oder jenem Gesichtspunkte aus betrachten." Es fragt sich, ob hier die Erklärung durch den modus potentialis an der Stelle ist. Richtig ist sicherlich die Uebersetzung: „den er verachten mußte;" zu erklären ist sie aber so, daß man den Relativsatz als consecutiv betrachtet, im Verhältniß zu dem vorausgegangenen istum, wie wenn dastünde: qui is fuit quem . . contemneret. So versteht sich denn auch der Conjunctiv in den Nebensätzen vel quia nosset, vel quia non nosset, von selbst.

Im Uebrigen, das heißt zum bey weitem größten Theile, ist Ref. mit dem in dieser Ausgabe Gebotenen einverstanden, und wünscht von Herzen, daß der Fortsetzung nichts in den Weg trete, so daß sie bald zum Nutzen und Frommen der studirenden Jugend vollendet vorliege.

L. v. Jan.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. August.

Nro. 14. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

Legis Rubriae Pars superstes. Ad fidem aeris Parmensis exemplo lithographo exprimendam curavit Fridericus Ritschelius.

Zweyter Artikel. *)

Um für Beantwortung der Fragen nach dem Urheber der sog. lex Rubria, nach ihrer Bestimmung und den Verhältnissen des Landes, dem es gewidmet war, die nöthigen Anhaltspunkte zu gewinnen, werden wir kurz an Beschaffenheit und Schicksal der Gallia cisalpina zu erinnern haben.

Die Ebene zwischen Alpen und Apenninen, von unermeßlichem Reichthum und der Natur nach zu Italien gehörend, dessen nothwendige Gränze gegen Norden die Alpen sind, aber politisch bis zum Ende der Republik davon getrennt, war durch die aus den Alpen eindringenden gallischen Stämme zur Zeit des Tarquinius Priscus, U. c. 138, den Etruskern entrissen worden, während die Bewohner des Apennin, die Ligurer, ein an Arbeit gewöhntes, hartes und kriegerisches Geschlecht, sich gegen die Eroberer behaupteten oder ihnen bey den Raubzügen nach dem südlichen Italien sich anschlossen. Die Römer, ihren Angriffen so gut ausgesetzt wie die übrigen Staaten von Italien, kamen erst nach Besiegung der mächtigen Völker des innern Landes dazu, sich mit Nachdruck gegen die von Norden drohenden barbarischen Stämme zu schützen, und faßten den Feind nach ihrer Art an seiner verwundbarsten Stelle. Die Apenninen im Norden erwiesen sich ihnen so unzugänglich wie den jenseits hausenden Barbaren. Sie lagerten als Scheidemauer zwischen den Völkern zu beyden Seiten ihrer gewaltigen Gebirgszüge. Indeß der Apennin auf seiner Wendung von Westen nach Osten erreicht, wie man weiß, nicht das hadriatische Meer, sondern biegt vorher nach Süden hinab, so daß zwischen ihm und dem Hadria ein Streif Landes übrig bleibt, der durch einzelne Ausläufe der Apenninen zum Theil mit Hügelreihen erfüllt, gegen das Meer zu flach und durch eine große Zahl meist kleiner Gewässer aus dem Gebirge mit jenem Humus bedeckt wird, der allen aus dem innern Apennin kommenden Flüssen eigen ist, und die Fruchtbarkeit der Gegenden, welche sie bewässern, nach Umständen aber auch ihre Versumpfung bedingt. Erst bey Ancona zweigt sich ein Doppelarm von mächtiger Höhe aus dem Gebirg und schließt diese schmale Fortsetzung der großen Padusebene dadurch ab, daß er sich bis in das Meer hinein erstreckt.

Dieser Landstrich zwischen den Apenninen und dem Hadria ward, als ein Vor- und Küstenland von Umbrien Umbria maritima genannt und seit ältesten Zeiten von Pelasgern, die zur See kamen, von den aus den Gebirgen herabgestiegenen Umbriern und von den südlich eingedrungenen Pelignern und Picentern besessen. Ihre Kämpfe und Schicksale sind im Dunkel der Vergangenheit verhüllt; doch scheinen die letztern durch Tapferkeit und Glück dort übermächtig gewesen zu seyn, und ihre Macht über den Gränzfluß Arsis bis gegen Ariminum ausgedehnt zu haben.

*) S. den ersten Artikel Bd. XXXIV. S. 417.

Zwischen sie schoben sich die gallischen Stämme ein, vor welchen die frühern Bewohner, so viel dem Schwerte entronnen, sich in den Seestädten hielten oder gegen Ankona und in die Gebirge zogen. Zuvorderst saßen die Senonen, die Zerstörer von Rom zur Zeit des Camillus, hinter ihnen die Lingonen und die mächtigen Bojer bis über Bologna und über die Niederungen des Padus ausgebreitet.

Da die umbrischen Apenninen im Rücken dieses Landstriches weniger unzugänglich sind, als die ligurischen im Norden, und wer ihren flachen Rücken vom Metaurus aufwärts zwischen Ad Ensem und Bevillum überstiegen hat, gleich in den breiten und schönen Thälern von Umbrien und Hetrurien ankam, deren Flüsse, der Clanis, der Arnus und Tiberis ihn bis nach Pisa und Rom hinableiteten, so war hier die später von der Via Flaminia geebnete und befestigte große Straße, auf der Völker und Heere sich begegneten, von dem Zuge der Senonen an, welche nach der Einnahme von Rom und ihrem erkauften Abzuge aus den Ruinen der Stadt noch lange das mittlere Italien durchstreiften, und nur durch einen Angriff der Veneter auf ihr Gebiet bestimmt wurden, auf dem gleichen Wege in dasselbe zurückzugehen (Polyb. II. Res Gall. c. 18), bis auf Hasdrubal, des Hannibal Bruder, der am Metaurus von den Römern gehemmt nnd vertilgt wurde.

So lange die Römer mit Unterwerfung des innern Italiens beschäftiget waren, blieb das umbrisch-gallische Küstengebiet von ihnen unberührt. Kaum aber hatten sie im Innern die Hände frey und die Picenter bis Ancona sich unterworfen, so gingen sie A. U. 441 auf dem oben bezeichneten Wege zum Angriff gegen die Gallia cisalpina über. Die Senonen erfuhren nun den rächenden Arm der Römer. Was von ihnen dem Schwerte entging, zog sich unter die nördlich sitzenden Stämme zurück. Um aber den ersten Besitz, mit welchem sie auf dem Grenzgebiete des gewaltigen Feindes festen Fuß faßten, zu sichern, ward in den Hauptort des besiegten Volkes, Sena, eine Colonie (Senogallia, Sena gallica) geschickt, und die Macht der Bojer, welche den Nachbarn zu Hilfe kamen, obgleich sie ihre ganze Jugend (*τοὺς ἄρτι τῶν νεῶν ἡβῶντας*) in den Kampf geführt hatten, in die große Ebene zurückgeworfen. (So Polybius II. cap. 19. 20.) Rom bekam durch diesen Erfolg den Schlüssel zu der großen gallischen, jetzt lombardischen Ebene in die Hände und verstärkte die vorgeschobene Stellung noch dadurch, daß auch nach Ariminum eine Colonie gesandt und bald darauf das öffentliche Land unter die Kleruchen vertheilt wurde. So groß war die Furcht, welche dieser erste Stoß der römischen Waffenmacht den Barbaren einflößte, daß, wie Polybius bemerkt, sie den Frieden 45 Jahre lang hüteten.

Während des Krieges mit Pyrrhus und dem ersten Punischen, A. U. 490 — 513, dauerte diese Ruhe; aber nach demselben rüsteten die Gallier von Neuem. Ein jüngeres Geschlecht, der früheren Katastrophen unkundig, drängte dort zum Kampfe. Die Senonen waren vernichtet, desto mehr erstarkte die Macht der Bojer. Auch die Ligurer wurden in die Bewegung gezogen, desgleichen jenseits des Padus das mächtige Volk der Isombrer, deren Hauptort Mediolanum war, und über die Alpen drang eine neue große Einwanderung der unter dem Namen der Gäsaten vereinigten Stämme den Cisalpinischen zu Hülfe vor.

Ueber die italienischen Völker kam von Neuem der „gallische Schrecken“ (*ἡ ἔφοδος πᾶσι μὲν Ἰταλιώταις μάλιστα δὲ Ῥωμαίοις μέγαν καὶ φοβερὸν ἐπικρεμάσασα κίνδυνον* Polyb. II. c. 31). Sie begriffen, daß nicht nur ihre Sicherheit, sondern ihre Existenz von diesen kriegerischen Rotten bedroht war. Doch Rom stand nach Beendigung des ersten Punischen Krieges an der Spitze der Italioten, alle streitbare Macht ihm zur Verfügung. Sie wurde gemustert, und nach Polybius (Buch II, 23) gab der Census mit Einschluß der Römer nahe an 800,000 freygeborne und waffenfähige Männer an, nach Plinius (H. N. V, 4) wurden 700,000 Mann Fußvolk und 80,000 Reiter gezählt. Auch dieses Mal ging der Hauptangriff auf die umbrischen Apenninen, doch leiteten die Ligurer ein anderes Heer nach den Ebenen des Arnus herab. Indeß führte das Mißgeschick die Barbaren bey Pisa zwischen zwey consularische Heere, und nach einem furchtbaren Kampfe waren 40,000 auf dem Wahl-

felde geblieben und 10,000 in römische Gefangenschaft gerathen.

Die Römer verfolgten ihren Sieg und rückten über die ligurischen und umbrischen Apenninen in die Ebene des Feindes vor. Sieben Jahre lang dauerte der hartnäckige Kampf, meist siegreich besonders unter Marcus Marcellus U. C. 532, welcher die römischen Waffen bis Mediolanum und Comum an den Fuß der Alpen trug. Die Macht der Gallier ward dadurch gebrochen und der römische Besitz durch Anlage mächtiger Colonien, wie Placentia und Cremona, denen bald Parma und andere folgten, gesichert. Sie bildeten die Bollwerke nicht nur gegen die gallische Unbändigkeit, sondern auch gegen die Gefahr, welche damals aus Hispanien über Gallia transalpina durch die Carthager drohte.

Als Hannibal von den Alpen in die Ebene der Tauriner die Reste seines zerrütteten Heeres herabbrachte, fand er die Bojer noch unter den Waffen. Sie hatten vor seiner Ankunft den Mallius und Atilius geschlagen (Appian. IV. c. 7). Andere trugen mit Widerwillen das ihnen kaum aufgelegte Joch, und so fand er gleich anfangs, besonders aber nach den ersten Siegen am Ticinus und der Trebia den Beystand der gallischen und ligurischen Völker, im Vertrauen auf welchen er den abentheuerlichen Zug über die winterlichen Alpen gewagt hatte (Polyb. Bell. pun. III. c. 34). Wie stark die Hülfe war, welche sie leisteten, geht unter andern daraus hervor, daß bey Cannä allein 4000 Gallier auf dem Schlachtfelde blieben (Polyb. B. pun. II. c. 106). Auch am Metaurus bildeten sie den linken Flügel des Hasdrubal (Liv. XXVII. c. 50). Uebrigens ging keine der römischen Pflanzstädte im cisalpinischen Gallien verloren, weil der Krieg sich hauptsächlich nach dem mittleren und untern Italien gezogen hatte. Selbst Hasdrubal hatte Placentia vergeblich belagert (Liv. l. l. c. 42).

Nach dem Schlusse des zweyten punischen Krieges, U. C. 553, gingen die Römer daran, die durch Erscheinung der punischen Waffen unterbrochene Unterjochung der oft besiegten aber nie ganz bezwungenen Barbaren zu vollenden. Damals traf die Bojer, welche noch während des hannibalischen Krieges das Heer des L. Postumius in der Silva Situna unter dem Einsturze abgesägter Bäume vertilgt und den Schädel des erschlagenen Feldherrn zum Pokale bey ihren Siegesmahlen in Gold gefaßt hatten (Liv. XXVI. c. 9), das Schicksal, dessen Strabo (Buch V. §. 6) gedenkt. Die dem Schwert oder der Gefangenschaft entronnenen wurden aus dem Lande getrieben und zogen an den Istrus, wo sie mit den Tauriskern wohnten und mit den Dacern Krieg führten, bis das ganze Volk zu Grunde ging (ἕως ἀπώλοντο πανεθνεί). Ihre Fluren in Illyrien wurden zur Viehweide bestimmt. Die Bändigung der Ligurer war mit der der Gallier diesseits der Alpen gleichen Schritts gegangen, und alles Land jenseits des Arnus und des Rubico wurde zur Provinz Gallia cisalpina gemacht und die einzelnen Landschaften den römischen Municipien zugeschlagen (Plin. H. N. III. cap. 10 §. 24).

Die Römer begriffen zu gut die Wichtigkeit und den unversiegbaren Reichthum des eroberten Landes, um es nicht in jeglicher Weise in ihr volles Eigenthum überzuführen. Die Ansiedelungen der Colonien und Märkte (fora) bis über Aquileja hinaus mehrten sich mit jedem Jahre. Die Sümpfe um den Padus waren schon vom Consul M. Aemilius Scaurus durch schiffbare Canäle trocken gelegt und durch ebendenselben die Straße von Pisa über Luna in die Padusebene geführt worden, während Cajus Flaminius (als Censor Liv. Epit. l. XX. u. c. 53) die Via Flaminia über die umbrischen Apenninen an Sena vorüber nach Ariminum geführt hatte, von wo aus sie durch Marcus Lepidus nach Aquileja und bis an die Wurzeln der Alpen fortgesetzt wurde (Strabo V. §. 11), und Aemilius Lepidus (Liv. XXXIV. c. 11) eine andere Aemilia von Placentia über Parma, Regium Lepidi (Reggio), Mutina, Bononia, Forum Cornelii (Imola), Forum Livii (Forli) nach Ariminum zog und dort an die Flaminia anknüpfte.

So begreift sich, wie in dem nun gesicherten Besitz das prachtvolle Land von unerschöpflicher Fruchtbarkeit bald ganz mit der Bevölkerung des tiefern Italiens überzogen, von römischer Art und Sitte durchdrungen, und meist dem Handel und friedlichen Verkehr hingegeben, in kaum mehr als

einem Menschenalter zur Gallia togata wurde. (Τογάτα (ὥσπερ εἶπον) ὅτι τε εἰρηνικωτέρα παρὰ τὰς ἄλλας ἐδόκει εἶναι, καὶ ὅτι καὶ (τῇ) ἐσθῆτι (τῇ) Ρωμαϊκῇ τῇ ἀστυκῇ ἐχρῶντο ἤδη. Dio Cass. XLVI. p. 490 c. 2.) Bey allen folgenden Kriegen, selbst bey dem cimbrischen Schrecken und bey dem furchtbaren bellum italicum oder sociale, dem schwierigsten, den je die Römer geführt haben (Id bellum amplius CCC. juventutis italicae abtulit Vellej. II. c.15. §. 4.), kommt in jenen Ländern keine auch nur leise feindliche Bewegung mehr zum Vorschein.

Diese Umgestaltung führte bald zu dem engsten socialen und zuletzt politischen Nexus mit den innern italischen Ländern und mit Rom selbst. Derselbe Mann, unter dessen Consulate, U. C. 665, durch den die lex Plautia Papiria den verbundenen italischen Völkern, wenn gleich Anfangs mit einigen Ausnahmen, die civitas verliehen wurde, bewirkte bald darauf, daß dem cispadanischen Gallien dieselbe civitas, dem transpadanischen die latinitas zu Theil ward. Es war Cn. Pompejus Strabo, des milden Cn. Pompejus Magnus harter und waffenmächtiger Vater, vir et ferox animo et praepotens armis (Valer. Maxim. IX. 14), einer der größten im bellum sociale neben vielen ebenbürtigen Waffenhäuptlingen jener Zeit, dem Porcius Cato, L. Sylla, C. Marius, Q. Catulus, P. Crassus, Q. Metellus (Numidici Filius), C. Cinna. (Cic. pro Fontejo c. 16. Vgl. Appian B. C. I. 41. 42. 49. 70. Vellej. II. c. 15. §. 4.) Denn nachdem er in seinem Consulate die Marser geschlagen und Präneste zur Uebergabe gebracht, dann als Proconsul die Vestrini und Peligni bewältiget hatte, bezwang er an der Spitze eines Heeres von 75,000 römischen Bürgern bey Asculum die vereinigte Macht der Bundesgenossen von mehr als 60,000 Mann (Vell. II. c. 21 §. 1) und erstürmte Asculum, die Hauptstadt der Picenter. Daß er als Proconsul der Verwaltung von Gallia cisalpina vorstand, zeigen Maßregeln, die er zum Behuf der Colonisirung des Landes genommen hat. Asconius Pedianus (ad Cic. Pisonianam p. 3 ed. Orelli), wo er untersucht, warum Cicero Placentia ein Municipium nenne. Nicht könne gesagt werden, sic eam Coloniam esse deductam, quemadmodum post plures aetates Cnej. Pompejus Strabo, pater Cn. Pompeji Magni Transpadanas colonias deduxerat. Pompejus enim non novis colonis eas constituit, sed veteribus incolis manentibus jus dedit latii et. Auch wird besonders erwähnt, daß er Comum am Fuße der Alpen und am Ufer des lacus Larius gegen die Einfälle der Galier durch neue Bewohner stärkte. Daß er Laus Pompeji, welches zwischen Mediolanum und Placentia lag, gegründet, zeigt der Name. Daß diese Vorkehrungen, als nicht in den gewöhnlichen Befugnissen des Proconsuls begriffen, ohne ein Gesetz unmöglich waren, ist offenbar, und wir werden später der lex Pompeja de Gallia cisalpina begegnen. Hier genüge es, auf die Gründe seines Verfahrens hinzuweisen. Als Proconsul Galliae cisalpinae zugleich mit der Führung des bellum sociale, soferne er an die Grenzen seiner Provinz streifte und den Ager picenus überschritt, war er bey der Erschöpfung des innern Italiens und der Bildung und Unterhaltung eines so gewaltigen Heeres, wie es Vellejus bezeichnet, offenbar an die früheren römischen Kolonien der Provinz und an die Hülfsmittel der gallischen Bevölkerung gewiesen. In welchem Umfange er ihrer theilhaftig wurde, zeigt der Erfolg, und was er sofort für die seiner Verwaltung untergebenen Landschaften that, war die Belohnung ihrer Hülfe und Ausdauer. Uebrigens war Pompejus Strabo in Picenum und bis nach Ariminum herauf reich begütert, fast das ganze Land stand unter seinem Patronat und deßhalb war es später seinem noch jungen Sohne Cn. Pompejus, der unter ihm als tiro den Krieg gelernt hatte (auch M. Cicero war als solcher in seinem Lager Philipp. XII. c. 11), möglich, von dort aus und namentlich zu Ariminum, obwohl sine imperio, ein Heer von drey Legionen zu rüsten, das er dem nach Italien zurückgekehrten Sylla siegreich entgegenführte.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 4 August.

Nro. 15. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Legis Rubriae Pars superstes.

(Schluß.)

Die lex Pompeja aber kommt unter diesem Namen bey Plinius (H. N. III. cap. 21 §. 24) vor, wo nach Aufführung der erst unter Augustus bezwungenen alpinischen Bevölkerung bemerkt wird, daß in ihrem Namen die zwölf civitates cottianae nicht begriffen seyen, da sie nicht feindselig aufgetreten waren, und beygefügt wird: item attributae municipiis lege Pompeja. Das werden also die Alpenthäler um den See von Comum her gewesen seyn, und beyde Nachrichten des Plinius und Asconius ergänzen sich. Die Gallia cisalpina war ursprünglich ohne Städte, und nur mit Flecken bedeckt. Diesen Zustand änderte schon früher in der Cispadana die dorthin geführte römische Colonie; jenseits des Padus fand ihn Pompejus Strabo vor, und hob ihn. Da aber das bellum sociale die römische Jugend gleichsam abgemäht hatte, zog er die gallische Bevölkerung in die neuen Städte zusammen, schloß dieselben in die benachbarten Gauen und Alpenthäler ein und gab ihnen als Grundlage ihrer politischen Geltung und Erkräftigung die latinitas, während die in dem Colonialrechte schon früher erstarkten cispadanischen Städte mit der civitas belohnt und zu Municipien erhoben wurden, ein Verhältniß, das Asconius nicht begriff, der sich nicht erklären kann, warum Cicero in den Pisonien Placentia ein Municipium nennt.

Uebrigens sieht man aus dieser Anführung, daß die lex Pompeja de Gallia cisalpina neben den bürgerlichen und rechtlichen Verhältnissen oder der jurisdictio auch die Bestimmungen über Grund und Boden der neuen Colonie enthalten hat.

Wie natürlich füllten sich auch die transpadanischen Colonien des Pompejus bald mit römischen Einwanderern in dieses italische Eldorado, und trachteten sofort die neuen Städte jenseits des Padus, denen durch die lex Pompeja die latinitas war verliehen worden, nach derselben politischen Rechtsvollkommenheit, welche den Cispadanis zu Theil geworden war. Sie fanden in Rom selbst mächtige Fürsprache, sobald nach Sulla der erschütterte Staat wieder zur Ruhe gekommen war. Diese Bewegung kommt A. U. 689, vierundzwanzig Jahre nach der lex Pompeja, zum Vorschein. Dio Cassius (XXXVII. S. 33, d.) meldet bloß, daß die Censoren jenes Jahres über die jenseits des Eridanus wohnenden Gallier in Streit geriethen. Der eine wollte sie in die πολιτεία aufnehmen, der andere nicht. Weder über diese Sache, noch über eine andere hätten sie sich vereinigt, und ihr Amt niedergelegt. Auch unter ihren Nachfolgern, im nächsten Jahre, sey es um nichts besser gegangen. Plutarchus (vit. Crassi p. 550 f.) ist darüber deutlicher. Er nennt als Censoren des erwähnten Jahres M. Crassus und Q. Lutatius Catulus, und bemerkt, daß sie über keinen Theil ihres Geschäftes zur Vereinbarung kommen konnten, obgleich Crassus den mildesten und verträglichsten der Römer, eben den Catulus, zum Amtsgenossen gehabt habe. Crassus nämlich, habsüchtig wie er war, wollte Aegypten zur römischen Provinz machen (Αἴγυπτον ποιεῖν ὑποτελῆ Ῥωμαίοις). Catulus wird also die Sache

der Transpadanen, in deren Gau sein Vater mit Marius die Cimbern besiegt hatte, geführt und M. Crassus den Widerstand gegen seinen ägyptischen Plan durch gleichen Widerstand gegen den gallischen dem Collegen vergolten haben. Uebrigens stritt gegen den Plan des M. Crassus, der, wie es scheint, Aegypten als Provinz, und als Brutus seine Habsucht in Aussicht nahm, wohl schon damals das politische Bedenken, welches später geltend gemacht wurde, „ne quandoque violentiorem praesidem nacta novarum rerum materia esset Suet. V. Caes. c. 35. Die Bemühung für die Bestrebungen der Transpadanen hörte darum nicht auf, und A. U. 706 versuchte Julius Caesar als Aedilis, wiewohl vergeblich, die civitas für sie durchzusetzen, fünfzehn Jahre nach den Bemühungen des Catulus. In jene Jahre fällt wohl die wiederholte Verhandlung darüber im Senat, deren Cicero gedenkt (offic. III. cap. 22. §. 10.) male etiam Curio (nämlich Lucius Scribonius) cum causam Transpadanorum aequam esse dicebat; semper autem addebat: „vincat utilitas.“

Daß die Ansprüche der Bewohner des linken Padusufers auf gleiche Rechte mit den dießseitigen in der aequitas gegründet waren, ward, wie man sieht, auch von ihren Gegnern anerkannt. Aber Curio und die ihm beystimmten, behaupteten offenbar, das Bürgerrecht, welches den strengen Römern schon durch die Aufnahme der italischen Bundesgenossen in dasselbe über das Maaß erweitert schien, werde durch jene Erweiterung in seiner Bedeutung noch mehr geschwächt und herabgebracht. Man sieht, diese Ansicht war die aristokratisch-optimatische, Grund genug für den ehrsüchtigen jungen Caesar aus dem Marianischen Lager, die ihr entgegengesetzte zu vertreten, wozu noch kam, daß die reichen und mächtigen Pflanzstädte jener Gegenden ein Patronat reichlich belohnen und ihrem Schutzherrn bey ihrem Einfluß in Rom die Wege zu den Ehrenstellen ebnen und verkürzen konnten. (Cic. Ep. ad Att. I, 1 et quoniam videtur in suffragiis multum posse Gallia ct.) Doch ließ Caesar, bald in größere Unternehmungen verwickelt, die Sache bis zu seiner Verbindung mit Pompejus ruhen, die ihm außer den römischen Besitzungen jenseits der

Alpen die ganze Gallia cisalpina, dazu Illyricum als Provinz mit fünfjähriger Verwaltung zuwies und ihm dadurch Gelegenheit bot, sich das Land zu verpflichten und seinen weiteren Plänen dienstbar zu machen. Auch zog er aus ihm die ergiebigsten Mittel und Streitkräfte, durch die verstärkt, er seine Legionen über Ravenna und den Rubico nach Ariminum und von da auf der Flaminischen Straße in das Herz des mittleren Italiens führte. Als Dictator hat er die Verpflichtung gelößt, die er gegen jene Colonien übernommen hatte. Schon während der gallischen Kriege hatte er aus den Transpadanen eine ganze Legion, „Gallico vocabulo alaudam,“ gebildet, die er später in ihrer Gesammtheit mit dem römischen Bürgerrecht beschenkte (Suet. V, Caes. 24), und die letzte Handlung seiner Dictatur war die Uebertragung des Vollbürgerrechts an die „Gallier zwischen den Alpen und dem Eridanus“ (Dio Cass. lib. XLI. p. 117. l. 39 *τοῖς Γαλατίοις τοῖς ἐντὸς τῶν Ἄλπεων ὑπὲρ τὸν Ἠριδανὸν οἰκοῦσι τὴν πολιτείαν ἅτε καὶ ἄρξας αὐτῶν ἀπέδωκε*) hörte dadurch bereits die Cisalpina auf Provinz zu seyn, oder beschränkte sich die Veränderung darauf, daß die transpadanischen Städte in das Vollbürgerrecht aufgenommen wurden, welches die cispadanischen seit der Lex Pompeja hatten. Jenes nimmt man an, dieses folgt aus den Ereignissen. Denn nach Caesars Tode besteht das Land noch als Provinz. Als solche war sie dem Consul Decimus Brutus zugefallen, und Antonius bemühte sich, sie ihm zu entreißen: *ὡς καὶ ἰσχυροτάτην καὶ τοῖς στρατιώταις καὶ τοῖς χρήμασιν οὖσαν* (D. C. XLV, p. 445, l. 45.)

Auch bey der Theilung des Reiches unter die drey Triumvirn kommt die cisalpina noch als Provinz vor und wird als solche neben der transalpina (die Narbonensis ausgenommen) dem Antonius zugetheilt (D. C. XLVI, p. 489. l. 99. *Ἀντωνίῳ δὲ τὴν λοιπὴν Γαλατίαν, τήν τε ἐντὸς τῶν Ἄλπεων καὶ τὴν ὑπὲρ αὐτὰς οὖσαν ἄρχειν δοθῆναι.* Dieß geschah A. U. 711. Erst A. U. 713, nach Besiegung der republikanischen Waffen, erscheint Gallia togata als ein Theil von Italien. Es war zu diesem Lande geschlagen worden, damit es nicht dem

Inhaber Gelegenheit gebe, ein Heer diesseits der Alpen zu unterhalten und Rom selbst zu bedrohen. D. C. l. XLVIII. p. 535, l. 45. καὶ ἐκ τῆς Γαλατίας τῆς τογάτης (ἣ καὶ ἐς τὸν τῆς Ἰταλίας ἤδη νομὸν, ὥστε μηδένα ἄλλον προφάσει τῆς ἐνταῦθα ἀρχῆς στρατιώτας ἐντὸς τῶν Ἄλπεων τρέφειν ἐσεγέγραπτο) καὶ χρήματα καὶ στρατιῶται ἦλθον. Es ist auffallend, daß diese politische Ansicht nicht schon damals, als Catulus sich für diese Sache bemühte, die nahe genug und offen lag, sich Geltung verschaffen konnte. Ihr Sieg würde höchst wahrscheinlich die Republik dadurch befestiget haben, daß es die bewaffneten Häuptlinge cum imperio über die natürlichen Bollwerke von Rom, die Apenninen und die Alpen, hinausgewiesen hätte. Augustus vollendete die Einverleibung der Provinz dadurch, daß er ihre Marken in die regio VI. bis XI. aufnahm, und die Gränzen von Italien an die Alpen vorrückte.

Das sind die politischen Bewegungen und Gestaltungen der Gallia cisalpina, die in Frage kommen, wenn von Ursprung und Beziehung einer lex de Gallia cisalpina, wie die vorliegende ist, gesprochen wird.

Daß sie fälschlich lex Rubria genannt wird, haben wir gezeigt; als älteste bietet sich die lex Pompeja, als nächste die lex Julia. Denn da die Triumviri sich an die acta Caesaris gebunden hielten, so werden sie sich begnügt haben, der lex Julia de Gallia cisalpina (so dürfen wir wohl das Gesetz des Dictators über jene Provinz nach Analogie der andern von ihm gegebenen nennen) bey ihren weiteren Vorkehrungen Geltung zu verschaffen. Das also sind die zwey allein nachweisbaren Gesetze, zwischen denen zu wählen wäre, von denen die eine municipia und coloniae trennte, die andere, ohne die Provinzialverfassung noch aufzuheben, alle cisalpinischen Städte zu Municipien erhob.

Für das Gesetz des Pompejus spricht die durch besondere Aufführung angedeutete Trennung der municipia, coloniae, praefecturae, comitiatula, fora, castella, eine Specialisirung, welche auch in andern Gesetzesfragmenten über Verwaltung von Provinzen mit verschieden berechtigten Städten und Ortschaften vorkommt, aber bey einem und zu allgemeinen römischen Bürgerrecht gebornen Lande zwecklos war und auch sonst nicht gefunden wird. So stimmt auch die ganze Legislation und administrative Phraseologie mit der in der alten Provinzialverfassung gewöhnlichen (z. B. Lex Thoria p. 15 c. 21 in jovis adiecit ad eum quem ex h. l. de eo agere; ius dicere oportebit vergl. p. 16 p. 17 p. 20 mit unserm Ges. XXI. c. 22 ex decreto ejus quei ibei jurei deicundo praeerit). Ebenso kann für das ältere Gesetz angeführt werden, die Erwähnung der damals noch näher liegenden lex Rubria de colonia Carthaginem ducenda und selbst die noch ungemilderte casca latinitas, welche gerade in dem Menschenalter zwischen dem bellum sociale und der Dictatur des Caesar im Wesentlichen sich gemildert und aufgelöst hat. Hätten wir aber einen Theil der lex Pompeja, so bestünde bezüglich des eigentlichen Urhebers kaum ein Zweifel. Cn. Pompejus Strabo selbst war ein Mann von wenig Bildung; ein mittelmäßiger Redner, sagt Cicero (Brut. c. 47), aber sein Bruder Sextus Pompejus wird als einer der in der Kunde des Rechtes, der Philosophie und selbst der Mathematik ausgezeichnetsten Männer jener Zeit gepriesen (praestantissimum ingenium contulerat ad summam juris civilis et ad perfectam geometriae et rerum Stoicarum scientiam. Cic. Brut. 47), dessen Erfahrung und Rechtskunde dem Pompejus Strabo bey legislativen Ar-

beiten zur Verfügung stand, und der von ihm, als er ein Bündniß mit den Marsern unterhandelte, aus Rom in das Lager beschieden wurde.

Dagegen aber steht, wie schon oben angedeutet wurde, das vadimonium, welches in unserer lex bey wichtigen Schuldforderungen an den Prätor nach Rom gegeben wird.

Wird hier das gewöhnliche Verfahren der jurisdictio provincialis als geltend betrachtet, so wäre der Fall ganz abnorm, da der magistratus cum imperio in der Provinz auch die wichtigsten Fälle des Civilrechts vor sein Tribunal zog und entschied. Man würde sofort genöthigt seyn, das Land als schon in das jus Italiae aufgenommen zu denken, um jener Bestimmung Grund und Boden zu verschaffen. Aber dann wäre man auch gehindert, an die lex Julia zu denken, welche, wie wir eben bemerkten, den status provincialis keineswegs aufhob. Es bestünde demnach nur die Annahme zu Recht, daß erst bey Ueberführung der cisalpina in die Landesabtheilung von Italien (ἐς τὸν τῆς Ἰταλίας νομόν) durch die Triumviri, also etwa A. U. 713 die dazu nöthigen legislativen Entscheidungen gegeben und in dem zum Theil erhaltenen Gesetz niedergelegt worden wären — eine Annahme, gegen die sich indeß allerdings mehrere Bedenken erheben. Denn kaum ist denkbar, daß während der ersten Jahre des Triumvirates, welche mit Waffengewalt und politischen Katastrophen erfüllt waren, Veranlassung und Muße zu so genauen und in das kleinste eingehenden Rechtsbestimmungen und Cautelen gewesen wären. Auch wären sie unnöthig gewesen für ein Land, welches schon in das Vollrecht der municipia übergegangen war.

Werden wir dadurch auf die Verwaltung des Pompejus Strabo zurückgeführt, so ließe sich dem auf das vadimonium gegründeten Schluße nur durch die Annahme entgehen, daß Pompejus in einer Zeit, wo den übrigen Italioten das volle Bürgerrecht zu Theil wurde, für seine an sie gränzenden gallischen Schützlinge, welche zwar jenseits der politischen Gränze von Italien lagen, aber mit ihm durch den innigsten Verkehr und Zusammenhang verknüpft waren, bey Ertheilung der civitas und latinitas an die durch Einsetzung jenes Vadimoniums einen inneren Nexus des Rechts zwischen Rom und seinen cisalpinischen Pflanzstädten zu vermitteln oder einzuleiten gemeint war, der dann der weiteren Entwickelung der Verhältnisse zu noch festerer Einigung überlassen blieb. Die lex Pompeja begriffe dann nicht die alten Einwohner der Gallia cisalpina, sondern allein die in den Municipien, Colonien, Märkten und andern Ortschaften ansässigen römischen Bürger, mochten sie die civitas oder die bloße latinitas haben, und das ihnen nach Rom aufgelegte vadimonium sollte das nähere Verhältniß bezeichnen, in das er sie mit der Bürgerschaft der übrigen italiotischen Städte bezüglich ihres Verhältnisses zu Rom bringen wollte.

Man sieht, daß auf diesem ganzen Gebiete wir uns nur in Vermuthungen bewegen (und wie Vieles in unserer Kunde von dem römischen Provinzialwesen beruht nicht auf solchen!), daß aber, wenn in bezeichneter Weise über das vadimonium hinwegzukommen ist, für die Annahme der lex Pompeja die meisten und bedeutendsten Gründe sprechen. An eine ganz imaginäre Lex Rubria wird aber wohl nicht mehr zu denken seyn.

Fr. Thiersch.



Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. August.

Nro. 16. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Briefe aus Aegypten, Aethiopien und der Halbinsel des Sinai, geschrieben in den Jahren **1842—45** während der auf Befehl Sr. Maj. des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen ausgeführten wissenschaftlichen Expedition. Von Richard Lepsius. Berlin **1852.**

Es wird schwer seyn, in dem ganzen Bereich unsrer neueren und neuesten Literatur ein Werk zu finden, welches in höherem Maße als das hier vor uns liegende, geeignet wäre, allen Anforderungen, auch der verschiedenartigsten Leser, an reichhaltige Belehrung und anmuthige Unterhaltung zu entsprechen. Wer auch noch nie von Lepsius großartigen Entdeckungen gehört hätte, der würde hier in diesen Briefen, wie an der Hand eines Freundes, von einer jener Fundstätten zur andern geleitet werden, aus denen er mit immer kräftiger erwachender Theilnahme einen ganzen, vorhin unbekannten Welttheil der Menschengeschichte hervorgehen sähe. So wie der Verfasser dieser Briefe, als er einst in Rom zwey Jahre lang das Haus mit der weithin reichenden Aussicht auf dem Tarpejischen Felsen bewohnte, jedem besuchenden Landsmann das Bild der alten Weltenstadt in der Mitte der neuen, mit ergreifender Lebendigkeit vor Augen legte, so übt er in seinem vorliegenden Werke dieselbe bewundernswürdige Kunst, wenn er von seiner Thebaischen Akropolis auf dem freygelegenen Hügel von Abd el Qurna aus, das Gesammtbild der alten ägyptischen Weltreiche vor die Seele seiner Leser treten läßt, oder wenn er denselben auf den Höhen des Serbal das uralte Geheimniß der Pilgerzüge nach dem Berge Gottes enthüllt. Das aber, was uns in Lepsius Briefen die Erscheinungen, auch der fernest abgelegenen Vergangenheit, so unmittelbar nahe vor die Seele bringt, das ist der überaus reiche Vordergrund der Gegenwart und des so eben auf dem Wege seiner Forschungen von ihm Gesehenen und Erlebten, den er in unnachahmlicher Geschicklichkeit mit dem erhabenen Hintergrund der großen Urwelt zu verschmelzen weiß. Während wir ihn, mit immer steigendem Interesse, eine Gräberstadt der memphitischen Dynastien nach der andern aus dem mehr denn tausendjährigen Schutte herausarbeiten und in jeder derselben ein neues Blatt der Geschichte aufrollen sehen, überrascht er uns, eben so wie seine Begleiter, am Weihnachtsabend mit einer Beleuchtung der großen Pyramide des Cheops, durch ein hoch aufloderndes Feuer auf ihrem Gipfel, und durch die Lichter eines Weihnachtsbaumes in ihrer Königskammer. Oder wir werden zugleich mit ihm selber überrascht durch die Fluthen des Regens und Hagels, welche aus den plötzlich über den heitren Himmel hinziehenden Wolken hervorbrechend, den Boden der Wüste um die Zelte her in ein Land der Ströme und Seen verwandeln, oder durch die Schwärme der Heuschrecken, welche fünf Tage lang aus der unbekannten Tiefe der Lybischen Wüste ihren Heereszug nach dem fruchtbaren Nilthale nehmen.

Es war, als sollte im weiteren Verlauf der Entdeckungsreise durch Oberägypten eine Enttäuschung

physischer Art auf die andre von geistiger Bedeutung vorbereiten. Die vorgefaßte Meinung, an welcher die einheimischen Begleiter so wie der landeskundige türkische Kavas fast mit Starrsinn festhielten: die Meinung, daß in Oberägypten kein starker Regen fallen könne, wurde noch am Fuße der Katarakten durch den allerdings seltenen Ausbruch eines niederfluthenden Gewitterregens widerlegt. Eine vorgefaßte Meinung der Gelehrten, nach welcher Meroe der älteste Lichtpunkt sollte gewesen seyn, an welchem das geistige Leben des alten Aegyptens sich entzündete, widerlegten die Forschungen unsres Reisenden. Denn aus der genauen Betrachtung der Bauwerke wie der hieroglyphischen Urkunden ergab sich, daß die Blüthezeit des Reiches von Meroë nur wenige Jahrhunderte vor Herodot hinauf zu setzen sey. Meroë hat auf dem Gipfel seiner Macht äußerlich über Aegypten geherrscht, während es selber, innerlich, von Aegyptens geistiger Macht beherrscht war.

Wenn aber auch dem Lande der Königin Kantake die Majestät des hohen, mehrtausendjährigen Alters abgeht, so bleibt ihm dagegen, bis zu unsern Tagen, eine andre Majestät: das ist die seiner übergewaltigen Natur, in deren lebendige Anschauung der Verfasser der Briefe uns eben so meisterhaft einführt, als in die Betrachtung seiner monumentalen Urwelt. Wir ergötzen uns mit ihm an dem Anblick der tropischen Natur im Lande der Löwen und Affen, der weidenden Antilopen auf den Hügeln und des Hippopotamus im Flußthale, der buntfarbigen Vögel im Gezweige der riesenhaften Adansonien und der Krokodile am sandigen Ufer. Wir theilen mit ihm das Mißbehagen am Frühstück der frisch gelegten Krokodileyer, das seinen Matrosen ein so willkommenes war; theilen aber auch mit ihm das unerwartete Vergnügen und Wohlbehagen, das ihm zu Theil ward, als er an der äußersten Gränze der ägyptischen Besitzungen, unter 13° n. Br. einen deutschen Fabrikbesitzer aus der Gegend von Würzburg fand. Im Hause dieses Gastfreundes, bey der Bewirthung der alten gutmüthigen schwäbischen Haushälterin, träumte er sich in die alte deutsche Heimath, während die blutigen Metzeleyen, welche die Arnauten an den Negern verübten, die in fanatischer Blindheit sich der Uebermacht ihrer Herrscher widersetzt hatten, nur zu bald den Traum von einem Lande der Ordnung und des Friedens verscheuchten.

Die 39 Briefe, deren Mittheilungen die Geschichte der Entdeckungen und der persönlichen Ereignisse der Expedition vom 5. Sept. 1842 bis zum 7. Dec. 1845 umfassen, waren ursprünglich an sehr verschiedene Empfänger gerichtet. Was ihre Schreibart und würdevolle Haltung betrifft, so wird man zwar die, welche an den eigenen Vater und die nächsten Freunde des Verf. gerichtet sind, hierin eben so vollendet finden, als jene, die Sr. Maj. dem Könige, oder dem Minister des Cultus, und Meistern der Wissenschaft, wie Al. v. Humboldt, zugeschrieben waren; gerade aber die große Verschiedenheit, die im Kreise der Empfänger herrschte, gibt dem Inhalt des Buches jene Mannichfaltigkeit der Töne, die den empfänglichen Leser in so hohem Maaße anspricht. Denn während sich z. B. die anmuthige Beschreibung der Scenen der Gastfreundschaft im Hause des deutschen Fabricanten, oder die Geschichte der Verirrung im Dochan-Gebirge, in ihrer die ängstlichste Theilnahme erregenden Ausführlichkeit, nicht für Briefe an äußerlich sehr fern stehende Empfänger geeignet hätten, war dieß gerade der geeignetste Stoff zur gemüthlichen Unterhaltung mit den nächsten Freunden und mit der größeren, solche Unterhaltung begehrenden Zahl der Leser.

Doch es war unsre Absicht nicht, ein Buch, wie das hier vor uns liegende, nur nach einem so allgemeinen, flüchtigen Umriß zu betrachten, sondern es ist unser Wunsch, die Leser auch dieser Anzeigen, gründlicher eingehend mit dem Inhalt der Briefe aus einer so weiten Ferne der Zeiten und Räume bekannt zu machen.

Noch vor wenig Menschenaltern würde die Gelehrsamkeit eines Reisenden angestaunt worden seyn, welcher mit einiger Sicherheit in der Hieroglyphen-Inschrift der beyden Obelisken zu Alexandria (der sogenannten Nadeln der Kleopatra) den Namen ihres

ersten Errichters: Thutmoses III, und des Ramses Miamun so wie eines dritten, in den Büchern der Geschichte ungenannten Königes zu lesen, und das Zeitalter des ersten in das 16. Jahrh. v. Chr. zu setzen vermocht hätte. Noch mehr, wenn er aus einleuchtend haltbaren Gründen behauptet und nachgewiesen hätte, daß dem von Sesurtesen I. (um 2300 v. Chr.) errichteten Obelisken zu Heliopolis kein andres Kunstwerk dieser besonderen Form und Art in Aegypten an Alter gleich komme. Eine solche genaue Bekanntschaft mit dem chronologischen Umfange der monumentalen Denkmale, in dem Lande des geheimnißvollen Schweigens der Gräber, eine solche Leichtigkeit ihre Sprachzeichen zu lesen, würde Jeden, der die Wichtigkeit der Aufgabe erkannt hätte, als der höchste Triumph des wissenschaftlichen Forschens erschienen seyn. Lepsius hat sich nicht allein in dem Verstehen der Sprache, welche Aegyptens Monumente reden, zur klaren Einsicht erhoben, sondern er hat sich derselben in solchem Maaße bemeistert, daß er sie, wie ein gewöhnlicher Schulgelehrter die lateinische Sprache der altrömischen Monumente, selber zu schreiben vermag; correcter sogar als manche jener späteren Steinhauer, welche in dem jüngeren Reiche von Meroë, oder unter griechischer und römischer Herrschaft, in den hieroglyphischen Sprachzeichen, die sie der älteren Zeit abgelernt hatten, sich auszudrücken versuchten. In dieser Hinsicht wird jene steinerne Gedächtnißtafel, die nach Art der alten Stelen und Proskynematen gebildet, die Glück- und Segenswünsche zum 47. Geburtstage Seiner Majestät des Königes Friedrich Wilhelm IV. von Preußen in deutscher Zunge mit hieroglyphischer Schrift ausspricht, und welche sich in beträchtlicher Höhe an der Pyramide des Cheops neben dem Eingang eingemauert findet, für gegenwärtige so wie für fernkünftige Zeiten, ein Denkmal des deutschen Ruhmes seyn und bleiben, dem nur wenig andre an Werth und Bedeutung gleich kommen mögen.

Dort, am Fuße der großen Pyramiden von Gizeh, hatte die Gesellschaft, den Forscher Lepsius an ihrer Spitze, Erlkam der Architect, die Gebrüder Weidenbach und Frey als Maler, Franke der Former, Bonomi der Bildhauer, Wild der Architect länger als 4 Monate ihr Lager aufgeschlagen; sie durfte da nach der unbeschränkten Erlaubniß, welche der alte Vicekönig Mohamed Ali (der Mann, welcher für geistig hohe Interessen nicht ohne Empfänglichkeit war), ihr ertheilt hatte, nach allen Richtungen hin die Tiefen durchgraben und die Herrlichkeiten der alten Memphitischen Dynastien, so weit sie unter dem Schutt der Wüste sich erhielten, an das Licht hervorziehen. Und wie unerwartet groß war die Ausbeute der Forschungen, welche Lepsius und seine Gehülfen hier, auf dem so oft durchwühlten ältesten Schauplatze aller chronologisch bestimmbaren Menschengeschichte, machten! Auf den besten früheren Karten tragen nur zwey Gräber, außer den Pyramiden, noch besondere Bezeichnungen. Rosellini hatte nur ein Grab näher untersucht, und Champollion spricht in seinen Briefen das Urtheil aus, daß außer dem Copiren der bildlichen Darstellung häuslicher Scenen von den Wänden des einen Grabes, hier nichts für ihn zu suchen und zu thun gewesen sey. Lepsius dagegen gibt auf seinem topographischen Plane der ganzen Necropolis bey Gizeh 45 Gräber an, deren Inhaber ihm aus ihren Inschriften bekannt geworden waren, und hat im Ganzen 82 verzeichnet, die ihm durch ihre Inschriften oder wegen andrer Eigenthümlichkeiten beachtenswerth erschienen. Nur wenige von diesen gehören in eine spätere Zeit; fast alle sind während oder kurz nach der Errichtung der großen Pyramide erbaut, sie gehören mithin dem ältesten bekannten Anfang der Monumentalgeschichte an. Und wie vollständig zeigen sich schon hier alle Architecturglieder; Sculpturen ganzer Figuren von allen Größen in Hautrelief und Basrelief bieten sich in überraschender Menge dar. Der Styl ist sehr bestimmt und musterhaft ausgebildet, obgleich noch nicht der später allein herrschende Kanon hier durchblickt; die Malerey, auf dem feinsten Kalküberzug, ist oft über alle Erwartung schön und zuweilen frisch wie von gestern, so wie vollständig erhalten. Mit diesen Darstellungen in bildlicher Form zeugen zugleich die Inschriften an den Wänden von dem Stande, den Würden, dem Reichthum und dem Lebensberuf des Verstorbenen, und mit Recht sagt Lepsius, daß man aus ihnen den Stoff zu einem Hof- und Staatskalender des Königes Cheops her-

stellen könne. Die stattlichsten Grabgebäude oder Felsengräber gehörten meistens den Prinzen und höchsten Beamten jenes Königes an, bey dessen Pyramide sie gelegen sind. Eines der schönsten von allen, welches Lepsius ganz nahe an der Westseite der großen Pyramide unter dem Sande aufspürte, nennt uns als seinen Erbauer und Besitzer einen wahrscheinlichen Sohn und Priester des mächtigen Königes Chufu oder Cheops: den Prinzen Merhet. Dieser Prinz war nicht bloß als Besitzer von 8 königlichen Dörfern sehr reich, sondern durch sein Amt, als „Oberaufseher aller Bauten des Königes“ von hoher Bedeutung für seine Zeit, denn es ist nicht unwahrscheinlich, daß dieser altägyptische „Erwin von Steinbach“ auch den Bau der großen Pyramide beaufsichtigt und geleitet habe.

Welches bewundernswerthe Volk war überhaupt, durch die Aeußerungen seines Bautriebes, das der alten Aegypter! Sieht man in den ungeheuren Werken, welche dieses Volk in dem Gebiet des alten Memphis und im Reiche von Theben dahin stellte, nichts andres als die Frucht ungemäßigter, durch Tyrannengewalt erzwungener Anstrengungen einer sklavischen Menge, dann hat man allzueinseitig ein Hauptmoment außer Acht gelassen, welches jenen fast unbegreiflichen Leistungen zu Grunde lag. Dieß ist jener Naturtrieb des Geistes, welcher wie der Trieb des Bauens, der vom Willen der Königin ausgehend, alle die Tausende der Arbeiterinnen eines Bienenstockes durchdringt, so auch die einzelnen Glieder eines ganzen Volkes ergreifen kann, wenn dasselbe vor andern zu irgend einem großen Werk der Geschichte berufen ist.

Außer den Gräberfeldern unmittelbar bey den 3 großen Pyramiden des Chufu (Cheops), Chophra (Chephren) und des Menkera (Mykerinos), durchforschte unser von seltenem Glücke begünstigte Landsmann auch nach andern Richtungen hin das monumentale Feld der alten memphitischen Herrscherstadt. Er fand in Abu Roasch statt der einen bisher bekannten, drey Pyramiden und zwey Gräberfelder; bey Zawiet el Arrian, einem jetzt fast ganz verschwundenen Dorfe, zeigten sich die Spuren von zwey Pyramiden, an die ein großes Ruinenfeld sich anschließt. Er war bemüht, in Folge der ihm ertheilten Erlaubniß, so viel als möglich von den zu Tage gebrachten Schätzen einer uraltesten Kunst zum Theil selbst durch unmittelbares Ueberführen derselben nach Europa, oder wenigstens in Nachbildungen und Zeichnungen von dem Untergang zu retten, der ihnen sonst unvermeidlich drohet, denn mit einem Gefühle der innern Empörung mußte er es ansehen, wie täglich ganze Züge von Kamelen aus den nächsten Dörfern zu den Gräberstätten kamen und mit Bausteinen aus den gewaltsam auseinander gerissenen Monumenten beladen wieder abzogen. Einen schönen, festen, ganz beschriebenen Pfeiler, der so eben gezeichnet werden sollte, hatten jene Steinbrecher und Kalkbrenner, als die Zeichner den Rücken gewandt, zu Boden geschmettert, um ihn zu zertrümmern und seine Stücke zum Transport bequem zu machen; die Festigkeit des Kunstwerkes hatte jedoch die Absicht vereitelt.

Bey der genaueren Betrachtung der Pyramiden von Lischt und Meidum fand Lepsius, zunächst bey dem zuletzt genannten, seine Ansicht von der Anfertigung dieser Gebäude durch späteren, vielleicht mehrmals sich wiederholenden Anbau bestätigt; jene Ansicht, nach welcher jener Bau von einer kleinen Pyramide ausgegangen zu seyn scheint, die z. B. bey der von Meidum in Stufen von etwa 40 Fuß Höhe errichtet, und dann erst durch umgelegte Steinmäntel von 15 bis 20 Fuß Breite nach allen Seiten zugleich vergrößert und erhöht wurde, bis man endlich die großen Stufen zu einer gemeinsamen Seitenfläche ausfüllte und dem Ganzen die gewöhnliche Pyramidengestalt gab.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. August.

Nro. 17. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

Briefe aus Aegypten, Aethiopien und der Halbinsel des Sinai.

(Fortsetzung.)

Eine andre Bemerkung des klarblickenden Beobachters ist auch für die Geschichte der europäisch-christlichen Baukunde von hohem Interesse. Aegypten, so scheint es ihm, macht nicht allein Anspruch auf die älteste Anwendung (Erfindung?) des Spitzbogens, sondern auch des Rundbogens. Bey den Pyramiden findet sich eine Anzahl Gräber, welche Steingewölbe tragen, deren einzelne Blöcke den richtigen concentrischen Schnitt zeigen. Diese gehören in die 66. Manethonsche Dynastie der Psammetiche, d. h. in das siebente und sechste Jahrhundert vor Chr., nehmen es mithin an Alter mit der Cloaca maxima und dem Carcer Mamertinus zu Rom auf. Ja es finden sich Gräber mit Nilziegelgewölben, deren Alter bis in die Pyramidenzeit zurückgeht. Wo aber der Ziegelbogen, freylich als sehr unvollkommenes Vorbild der Form des vollkommenen Baustein-Bogens, uralt war, dahin wird man auch die Ausbildung des später ebendaselbst, wenigstens gleichzeitig mit seiner Erscheinung in andren Ländern, vorkommenden concentrischen Steinbogens am wahrscheinlichsten zu setzen haben. Was aber den Spitzbogen betrifft, so findet sich die Anwendung desselben im Bau der ältesten Moscheen bis in das 9. Jahrhundert zurück, so wie im Bau des gleichzeitig entstandenen Nilmessers der Insel Rhoda.

So ist das spätere und selbst das neuere Aegypten noch in ähnlicher Weise Vorgänger im Werke der Baukunst für die andern Völker gewesen, als dieses einst das älteste war.

Das, was für unsern Reisenden das Bedeutungs- und Werthvollste war: die schon stark angewachsene Masse von Zeichnungen, Plänen, so wie von monumentalen Merkwürdigkeiten und alten Kunstsachen, war von Gizeh und seinen Nebenstationen bereits nach Kairo in Sicherheit gebracht worden, und dort fand sich auch der wichtigste Theil des Eigenthums der Expedition. Während jedoch Lepsius und einige seiner Freunde einem geistvollen Prinzen ihres Königshauses, der so eben zu Besuche da war, in der ägyptischen Hauptstadt Gesellschaft leisteten, hatte eine Räuberbande aus dem benachbarten Abusir ihre Abwesenheit benutzt, und bey Nacht einen Angriff auf die Zelte gemacht, aus denen sie eine Anzahl von Kisten und Koffern hinwegschleppte. Obgleich der Werth des Raubes schon an sich, und noch mehr für die Räuber nur von geringem Betrag war, denn die Collis enthielten meist nur europäische Kleider und Utensilien, von denen die Araber wenig oder keinen Gebrauch machen konnten, hielt man es dennoch, um des Beyspiels willen, für nothwendig, den Gaunerstreich nicht ungeahndet hingehen zu lassen. Lepsius beklagte sich bey der Regierung; diese, nach jener kräftigen Handhabung der Polizey, die unter Mehemed Alis Regiment statt fand, sendete den Mudhir (Gouverneur) der Provinz mit einer großen Schaar der Bewaffneten und Polizeybeamten, zu Pferd und zu Fuße; es wurde eine Menge der verdächtigen und unverdächtigen Bewohner der nächstliegenden Ortschaften vor Gericht geschleppt, und da kein Geständniß der Schuld von

ihnen zu erholen war, wurden sie alle nach einander, die vermuthlich Schuldigen mit den Unschuldigen, die Füße nach oben, das Gesicht nach unten in den Stock gespannt und so jämmerlich mit den aus der Haut des Nilpferdes geschnittenen Peitschen auf die Sohlen geschlagen, daß man einige von ihnen ohnmächtig hinwegtrug. Als das Bedauernswürdigste bey dieser seltsamen polizeylichen Procedur erschien unserm Reisenden der Umstand, daß sein alter, treuergebner Freund, der Schech von Saqara, auf dessen Gebiet während des räuberischen Ueberfalles sein Lager stand, und dessen Leute zur Wache für ihn bestellt, im ersten Schrecken aber davon gelaufen waren, eben so wie die Beduinen aus Abusir, auf denen der Hauptverdacht ruhte, in den Stock gespannt und ohngeachtet der dringendsten Fürbitten und Gegenvorstellungen unsers Landsmannes so hart auf die Sohlen geschlagen wurde, daß man auch ihn sinnlos in sein Zelt tragen mußte. Härter indeß als die schmerzliche leibliche Züchtigung fiel den Arabern die Geldbuße, die ihnen nach dem absichtlich nicht gering angesetzten Werthe des Geraubten auferlegt wurde, und als Lepsius seinem alten, unschuldig gemißhandelten Freunde, der, weil er der reichste unter den Schechs war, den größten Antheil der Forderung hatte zahlen müssen, das ihm abgenommene Geld zurückgab, da waren alsbald alle Schmerzen und Schläge vergessen, welche ohnehin der Araber nicht sonderlich hoch anschlägt.

Von hohem Interesse ist der Reisebericht nach Faium mit der Beschreibung des Mörissees und des Labyrinthes.

Schon auf der letzten Strecke des Weges von der Pyramide bey Illahun bis zum Lager bey dem alten Labyrinthe begegneten unserm Landsmanne, der mit seinem Dragoman und seinem kleinen Eseltreiber allein war, ein alter Mann und ein Mädchen, welche Staub und Erde auf ihr Haupt streuend ihm klagten, daß ihnen so eben zwey Beduinen ihren Büffel geraubt hätten. Noch sah man die Räuber in der Ferne, wie sie das gestohlene Thier vor sich hintrieben. Bald erfuhr man jedoch von ungleich ansehnlicheren Räubereien, welche seit Kurzem sogar von einem ganzen Stamm der Beduinen an dem andern verübt worden waren. Obgleich diese

Nachrichten geeignet schienen, so kurz nach der bey Saqara gemachten Erfahrung, die Besorgniß vor einem neuen Raubanfall zu erregen, war dennoch die seitdem landeskundig gewordene Erfahrung, welche die dortigen Beduinen von der kräftigen Weise gemacht hatten, in welcher ihre Regierung die Person und das Eigenthum dieser Fremden schützte, hinreichend, um das Diebsgesindel des Landes in Furcht und Schrecken zu halten; nur von einer, zwar nicht gefährlichen wohl aber lästigen Art jener andern Ueberfälle hatten die Reisenden hier zu leiden, bey welwelchen ganze Schaaren der kleinen Mäuse ungescheut bey Tag wie bey Nacht in ihre Zelte drangen, und sogar über die Bewohner derselben furchtlos dahinliefen.

Von dem Bau des Labyrinthes des Möris und der Dodekarchen so wie über die eigentliche Lage und Bestimmung des Mörissees erfahren wir in den Briefen von Lepsius mehr und Sichreres, als in irgend einem der bisherigen Berichte der Reisenden in diese nur selten besuchte Gegend. Noch ist von dem Labyrinthe ein mächtiger Knäuel von Kammern übrig, in deren Mitte der große Platz sich findet, auf dem die Aulen standen und den die Reste der großen monolithischen Granitsäulen und andere Trümmer bedecken. Keineswegs ist, wie dieß den Verfasser der Briefe die Berichte der französischen Expedition fürchten ließen, die Form des Bauwerkes in einem Haufen von Ruinen untergegangen, sondern dem aufmerksamen Beobachter zeigten sich gleich auf den ersten Blick eine Anzahl wahrhaft labyrinthisch verwirrter Räume, sowohl überirdische als unterirdische, so wie die Hauptmassen der nach Strabo mehr als ein Stadium einnehmenden Gebäude.

In der Manethonischen Königsliste finden wir den Erbauer des Labyrinthes gegen Ende der 12. Dynastie, der letzten des alten Reiches, kurz vor dem Einfall der Hyksos, aufgeführt. Die Fragmente der mächtigen Säulen und Architrave, welche unter Lepsius Leitung auf dem großen Platze der Aula ausgegraben wurden, zeigten ihm die Namensschilder des 6ten Königs jener Dynastie, Amenemha III. Auch in der Kammer, welche vor der Pyramide lag, wurde der Name dieses Königs mehrmalen gefunden, so daß kein Zweifel darüber seyn

kann, daß er der Inhaber und Erbauer der Pyramide so wie der ersten Grundlage des Labyrinthes gewesen sey, welche später durch die Dodekarchen nach erweitertem Maßstabe ausgeführt wurde.

Räthselhafter noch als die Lage des Labyrinthes war für die Alterthumsforscher der neuern Zeit die Lage des Mörissees. Es giebt anjetzt nur einen See in Faium: den Birket el Korn; man hatte keine Auswahl: er mußte der altberühmte See seyn. Aber wie sehr war diese Ansicht mit den Berichten des Alterthums in Widerspruch. Der Birket el Korn liegt in dem entferntesten und tiefesten Theile der Halboase des Faium; er ist ein natürlicher See, der nur spärlich durch die Fluthen des Jussufkanales und die seltenen Regenfluthen gespeist wird, so daß sein Wasser nicht süß sondern brakig ist, nur sehr wenigen Fischen zum Aufenthalt dient, und wie dieß seine dürren Ufer bezeugen, nicht einmal der Vegetation günstig ist. Wenn dieser See bey starken Stromschwellen des Nils auch wirklich anwächst, ist seine Lage doch viel zu tief (70 Fuß unter der Einmündung des Kanals in das Thal), als daß ein Tropfen seiner Ueberfülle an die viel höher gelegene Landschaft abfließen könnte.

Welch ein ganz anderer war dagegen der Mörissee, so wie Herodot uns denselben beschreibt! Dieser war ein künstlich angelegter, in reichem Maaße nutzbarer See, welcher in der Zeit des hohen Wasserstandes durch den (um 40 Meilen südlicher vom Nil abgezweigten Jussuf-) Kanal gefüllt wurde, und bey niedrigem Wasserstande durch einen Verbindungskanal abfloß, wobey er nach einer Seite hin die Ländereyen des Faium, nach der andern die angrenzenden Strecken der memphitischen Landschaft bewässerte, und zugleich bey den doppelten Schleussen an der Mündung des Faium einen sehr reichlichen Fischfang gewährte.

Linant, der ausgezeichnete, auch um die Wissenschaft hochverdiente Wasserbaumeister des Pascha, hat das Räthsel gelöst. Er hat die meilenlangen, mächtigen Dämme, von uralter, solider Bauart aufgefunden, welche den obersten Theil des muschelförmig convex gelegenen Faiumbeckens gegen die hinteren, tiefer gelegenen Theile abgrenzten, und nur dazu bestimmt seyn konnten, einen großen See künstlich zurückzuhalten, von welchem jetzt, nach Abtragung der Dämme, nur noch der trockene Boden übrig ist. Dieser alte Seeboden besteht aus einer 11 bis 12 Fuß hohen Lage schwarzer Erde, welche sich während der fast 2000jährigen Zeit des Bestandes des Sees aus dem zuströmenden Nilwasser abgesetzt, und hiedurch die Tiefe des künstlichen Wasserbeckens (dessen Dämme nur die Höhe von 17 Fuß erreichten) zugleich mit der Fähigkeit zur Aufnahme des Wassers sehr verringert hatte. Der künstliche See, welcher bey den Aegyptern Phiom en mere, See der Nilüberschwemmung hieß, woraus bey den Griechen der Name eines Königes Möris und bey den Späteren aus Phiom Faium entstand, mußte hiedurch allmälig seine Nutzbarkeit für das Land verlieren, weßhalb die Nichtbeachtung desselben, wodurch die späteren Herrscher des Landes ihn eingehen ließen, einen natürlichen Grund hatte.

Bald nach der Rückkehr aus Faium trat Lepsius seine monumentale Entdeckungsreise nach Oberägypten an. Obgleich es seine Absicht war, zunächst ohne längeren Aufenthalt an den Zwischenstationen nach dem südlichsten Endpunkt seines großen Arbeitsfeldes hinzueilen, um für das Verweilen in dem tropisch heißen Erdstrich die günstigste Jahreszeit — den Winter — zu benützen, blieb ihm dennoch zur Durchforschung eines Theiles von Mittelägypten noch so viel Zeit, daß er die Arbeiten seiner Vorgänger berichtigen und die Entdeckungen derselben vielfach vermehren konnte. Nur allein an griechischen Inschriften wurden bis nach Wadi Halfa gegen 400 in Abbdrücken oder genauen Abschriften gesammelt. Die Monumente des alten Reiches, die in Mittelägypten sich finden, waren bisher fast gänzlich unbeachtet geblieben; Lepsius fand nur allein in Zaviet el Meitin eine Reihe von 19 Felsengräbern, sämmtlich mit Inschriften versehen, darin die Inhaber der Todtenkammern genannt waren, die sämmtlich den Zeiten der sechsten Dynastie angehörten, deren Alter mithin fast an die Zeiten des Baues der großen Pyramiden hinanreichte. Fünf dieser Gräber enthalten mehrmalen das Schild des gekrön-

ten Makrobioten Apappus Pepi, welcher 106 Jahre gelebt und 100 regiert haben soll. In einem andern Grabe wird des Cheops erwähnt.

Auch den großen Reichthum der Umgegend von Benihassan an Denkmalen aus den Zeiten der ältern Dynastieen benutzte unser Reisender sehr fleißig zur Erweiterung seiner Entdeckungen. Die Stadt, zu welcher die altägyptische Nekropolis von Benihassan gehörte, führte nach den hier aufgefundenen hieroglyphischen Inschriften den Namen Nus. Eines der schönsten Felsengräber stammt aus der zweyten Blüthenzeit des alten Reiches während der mächtigen 12ten Dynastie der Sesurtesen und Amenemha und giebt uns einen Begriff von jener Höhe, welche die friedlichen Künste so wie der Luxus der Großen damals, kurz vor dem verheerenden Einbruch der Hyksosherrschaft erreicht hatten. In den gemalten Darstellungen der Fechterspiele bemerkt man schon hier öfters die weißfarbigen, blauaugigen Gestalten der nachmals dem Lande so gefährlich gewordenen Fremdlinge aus der nordöstlichen Heimath. Auch bey Berscheh finden sich Gräber aus den Zeiten der 12ten und südwärts von da solche aus der 6ten Dynastie.

In Theben brachten die Reisenden vor der Hand nur 12 Tage voll reichen, geistigen Genusses zu, während deren sie bloß eine Uebersicht über das riesenhaft große Feld ihrer künftigen genaueren Forschungen zu gewinnen suchten. In Assuan war es, wo der zuversichtliche Ausspruch des türkischen Kawas: abaden moie (niemals Regen) durch ein Gewitter zu Schanden gemacht wurde, das über den Granitfelsengürtel der Katarakten hereinbrach und längs dem Laufe des Nils bis nach Kairo sich fortwälzte. Das reizend schöne Philä (Ilak, mit dem Artikel Philak) enthält keine Denkmale, welche über die Zeiten des drittletzten Königs ägyptischer Abkunft (des Nectanebus, 100 Jahre nach Herodots ägyptischer Reise) hinangehen; ältere Felseninschriften finden sich auf den Inseln Senmut (jetzt Bigeh) und Kenes (Konosso). Ueberaus reich ist aber Philä an Bauwerken aus der Zeit der griechischen Herrschaft. Der Haupttempel war der Isis geweiht.

Am 6. Nov. verließen die Reisenden das liebliche Philä und traten in die Gränzen des alten äthiopischen Reiches ein. Schon in Dabot (hieroglyphisch Tabet) fanden sie monumentale Werke eines äthiopischen Königes Arkamen: des Ergamenes der Schriftsteller, eines friedlichen Zeitgenossen des Ptolemäus Philadelphus. Dennoch war das Reich der ägyptischen, geistigen so wie Waffengewalt, weit über die äthiopischen Grenzen nach Süden ausgebreitet, dieß bezeugt an den Tempeln von Gerf Hussen und Sebua die Vergötterung des Ramses Sesostris; im Tempel zu Pselchis das Wappenschild des Erbauers: Thutmosis III. Ja selbst im Wadi Sebua giebt sich noch der Tempel des Ammon als ein Werk des Königes Ramses Miamum zu erkennen, welcher im Vorhofe sammt seinen 162 Kindern mit ihren Namen und Titeln abgebildet ist. Griechische Inschriften so wie Spuren römischer Besatzung des Landes reichen hier nur bis Pselchis und Hierosykaminos.

Von der Reise nach Meroë und ihrem für die Geschichte des äthiopischen Reiches sehr bedeutungsvollen Gewinn fassen wir sogleich das zusammen, was in die vorgesteckten Grenzen dieser Auszüge gehört, obgleich die Hauptergebnisse der Forschungen erst bey dem längeren Verweilen der Expedition in Nagi und Wadi Sebua, auf der Rückreise gewonnen wurden. Allerdings finden sich auf der Insel Meroë Pyramiden, Tempel, Kunstwerke aller Art in einer der altägyptischen nachgebildeten Form, aber sie sind nur Reste einer verhältnißmäßig sehr späten Kunst, deren Alter sich nicht wohl über das erste Jahrhundert vor Christo hinansetzen läßt. Die damaligen Herrscher des Landes hatten selbst römische Architekten in ihrem Dienste, wie dieß die Bauart und Verzierung eines Tempels bey Naga bezeugt, dessen wohlgefügte und mit ägyptischen Ornamenten zierlich verbundene Bogenarchitektur durchaus römisch ist.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. August.

Nro. 18. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Briefe aus Aegypten, Aethiopien und der Halbinsel des Sinai.

(Fortsetzung.)

Dennoch fand unser Landsmann nicht ferne von Naga, bey den Ruinen im Wadi el Kirbegan, unter mehreren andern einen Altar aus festem Sandstein gehauen, dessen Kunstwerth die Mühe des Ausgrabens und des Fortschaffens durch Kameele sehr reichlich lohnte. Die Namen des Königs Ergamenes wie der mächtigen Königin Kandake (ein vielleicht mehrmalen hier bey diesem Stand und Geschlechte vorkommender Name) finden sich hin und wieder in hieroglyphischen Schriftzeichen, an deren Zusammenfügung nicht selten die Ungeschicklichkeit oder Unwissenheit der späteren Nachahmer einer vormals lebenden, zu ihrer Zeit aber todten Monumentalsprache sehr augenfällig ist.

Von höherer alterthümlicher Würde sind die Ruinen und Denkmale am Berge Barkal, wo Napata, die Residenz jener äthiopischen Könige lag, unter denen einer, Tahraka, seine Herrschaft auch über Aegypten ausdehnte und eben derselbe Tirhaka war, der zu Hiskias Zeiten gegen Sanherib nach Palästina auszog. Schon die natürliche Lage der Landschaft, welche Lepsius erst auf seiner Rückkehr von dem südlichsten Endpunkt seiner Reise und nach seinem zweyten Verweilen in Meroë genauer durchforschte, eignet dieselbe zum Wohnsitz eines Herrscherstammes, welchem, wenn auch nicht auf lange Zeit, das goldreiche Land in Süden wie das fruchttragende, durch den Fleiß seiner Bewohner blühende Gebiet nach Norden unterworfen war. Der Boden ist gebirgig; er senkt sich von dem Hauptstock seiner Porphyrfelsenmassen von Osten her dem breiten Nilthale zu, erhebt sich aber an der entgegengesetzten westlichen Seite des Stromes zu dem ansehnlichen Höhenpunkte des Barkal, der sich durch seine steilen Wände und die Plattform des Gipfels von ferneher auszeichnet. Die mächtige Krümmung, welche der Nil, nachdem er von dem oberen Ende der Landschaft Meroë aus zuerst in nördlicher Richtung das gebirgige Land durchschnitten, am Saume desselben gegen Südwesten und dann wieder nach Norden macht, erleichtert noch jetzt den Verkehr aller Theile des Gebietes der vormaligen Herrscherstadt. Ein Theil der Denkmale der alten Zeit findet sich nicht an der Westseite des Stromes, an welcher die Stadt Napata lag, sondern an der entgegengesetzten östlichen Seite, bey dem jetzigen Nuri. Am meisten fallen hier 25 Pyramiden, stattlicher als die von Meroë, in die Augen, obgleich das Material, aus dem sie gebaut sind, der weiche Sandstein, der Verwitterung und Zerstörung sehr ausgesetzt gewesen ist. Am jenseitigen Ufer, am Berge Barkal, entdeckte Lepsius unter den Werken der äthiopischen Baukunst auch einen Tempel, der von einem ägyptischen Eroberer der älteren Zeit, Ramses dem Großen, erbaut war. Mehrere Werke der altägyptischen Bildhauerkunst scheinen offenbar durch die späteren äthiopischen Herrscher von ihrer früheren Bestimmungsstätte hieher versetzt zu seyn. Namentlich so jene kolossalen aus Granit gehauenen Widder, welche wie der schon früher von hier nach London hinwegge-

führte Löwe in den Zeiten Amenophis III. entstanden und von dem äthiopischen Könige Mi Amen Asru zur Verzierung des alten Tempels des Amen-Ra aus Soleb hiehergeholt wurden. Es war sehr natürlich, daß bey Beachtung der Geschichte dieser weitgewanderten, altägyptischen Kunstwerke und nach dem Vorgang der glücklichen Uebersiedelung des vormals ihnen zugesellten Löwen nach London, auch in unserm Landsmann der Gedanke erwachte, den schönsten der noch dort vorhandenen Widder nach Berlin, in das ägyptische Museum wandern zu lassen. Der Gedanke wurde zur That und das prächtige Kunstwerk, obgleich sein Gewicht gegen anderthalb hundert Centner betrug, kam glücklich von den Ufern des Nils zu denen der deutschen Spree.

Während Lepsius mit Erlaubniß des ägyptischen Gewalthabers und mit dem Rechte eines wissenschaftlichen Eroberers jenes auf dem herrenlosen Grunde eines äthiopischen Trümmerfeldes liegende Kunstwerk für ein anderes Land in Besitz nahm, erhielt er dagegen, kurz vorher, der benachbarten Landschaft von Meroë eine ihrer augenfälligsten alterthümlichen Zierden: die Pyramidengruppen von Begarauieh. Seitdem Ferlini hier, bey der vormaligen Stätte der alten Hauptstadt des Landes: Meroë, in dem Gemäuer der römisch-gewölbten Vorkammer einer der Pyramiden den Schatz der vielen Goldringe gefunden hatte, war in den mächtigen türkischen und ägyptischen Befehlshabern die Lust erwacht, in allen noch vorhandenen Pyramiden des Landes und ihren Vorkammern nach Schätzen zu graben. Hierbey wären aber diese alten Bauwerke von Grund aus zerstört worden, denn die äthiopischen Pyramiden, so ungemein groß auch ihre Zahl ist, stehen nicht nur ihrer Gestalt nach wie Zwerge neben den memphitischen da, sondern stehen auch durch die Gebrechlichkeit ihres Materials ebenso tief unter jenen Vorbildern als die kurze Dauer des äthiopischen Herrscherreiches unter dem mehrtausendjährigen der altägyptischen Dynastieen. Als daher der rüstige Feldherr Osman Bey an der Spitze eines Heeres von 5000 Mann bey der Rückkehr von seinem blutig siegreichen Zuge gegen die von ihrem alten, blinden Propheten aufgeregten Neger zu Lepsius nach Begarauie kam, mit dem Wunsche, unter der Leitung des kundigen Franken die verborgenen Schätze der Pyramiden zu erheben, würde er ohne die triftigen Gegenvorstellungen unsers Landsmannes gar bald mit dem Werke des Zertrümmerns der mürben Sandsteinmassen fertig geworden seyn, ohne höchstwahrscheinlich die gewünschte Ausbeute an Gold oder Goldeswerth zu finden. So mögen die Erinnerungszeichen an den äthiopischen König Meru oder Merua, welcher mit der Würde des Herrschers zugleich die eines Oberpriesters des Ammon bekleidete, so wie die an Kantake, die kriegerisch mächtige Königin des Landes noch ferner, auch zu einem künftigen Geschlecht von der Geschichte des äthiopischen Reiches sprechen, deren letztes Ende an den Anfang eines neuen, geistigen Reiches der Erde sich nahe anschloß, denn mitten unter und neben den Resten der alten Tempel und Pyramiden finden sich nicht selten die Gemäuer der alten christlichen Kirchen.

Der ganze Theil der Reisebeschreibung, welchen die vor uns liegenden Briefe vom 15. bis zum 27. enthalten, und aus dem wir nach dem Zweck dieser Anzeige nur einige Züge entnehmen konnten, ist nicht nur für die monumentale Bekanntschaft mit der Kulturgeschichte von Meroë, so wie Aethiopiens überhaupt höchst reichhaltig, sondern er gewährt auch dem Freunde der Länder- und Völkerkunde eine hohe Befriedigung. Lepsius hatte Gelegenheit, namentlich durch den sachverständigen Osman Bey, welcher 16 Jahre in diesem südlichsten Grenzlande gelebt hat, sehr Vieles über den Zustand, so wie über die Sitten und Gebräuche der Bewohner zu erfahren; er selbst war mit seinen Forschungen über ihre Sprachen und Sprachverwandtschaften sehr glücklich. Unter den Negerstämmen findet sich auch hier, wie in einigen Gegenden der Westküste von Afrika neben der unbeschränkten Despotengewalt des Königes über sein Volk eine furchtbare Gegenmacht dieses Volkes über seinen König. Dieser muß sich wehrlos in sein Schicksal, von seinen eigenen Unterthanen gehangen zu werden, ergeben, wenn diese in Masse — an ihrer Spitze seine eigenen Verwandten und Minister — vor ihn hintreten und ihm erklä-

ren, daß es, da er den Männern und Weibern des Landes, den Ochsen, Eseln und Hühnern u. s. w. nicht mehr gefalle, sondern Alles ihn verabscheue, am besten für ihn sey, daß er sterbe. Bey einigen Stämmen in Fazokl hat der König das Leben schon verwirkt, wenn er — auch durch Krankheit verhindert — nur 3 Tage lang versäumt, unter einem gewissen Baume Gericht zu halten. In ähnlicher Weise müssen noch mehr die Alten nnd Gebrechlichen sich in ihr Loos ergeben, lebendig von den Ihrigen begraben zu werden, wenn diesen es gut dünkt.

Noch immer scheiden sich jedoch auch dort, in den obersten Gegenden des Nillaufes, die Abkömmlinge jener Völker, welche mit den ältesten Bewohnern von Aegypten stammverwandt waren, von den eigentlichen Negern. Wie die hier noch fortwährend einheimische Thierwelt: der Hundskopfaffe (Cynocephalus), das Hippopotamus, der heilige Ibis und das Krokodil die altägyptische ist, so haben sich auch bey den ersteren die uralten Sitten, Gebräuche, häuslichen und bürgerlichen Einrichtungen aus dem Reiche der alten Pharaonen hieher zurückgezogen und da in noch immer kenntlicher Weise erhalten.

Obgleich unsere meist sehr jugendlich kräftigen Reisenden die allmälig bis zu ihrem höchsten Grad sich steigernde Sonnenhitze des Wendekreises mit geringerer Beschwerde als die meisten andern Fremdlinge in einem solchen Klima überstanden hatten, durfte dennoch jetzt, in der letzten Hälfte des Juni, die Zeit der Rückkehr nach einer milderen Zone nicht mehr verschoben werden. Sie beschleunigten ihre Abfahrt auf dem Nil, hatten aber dabey auf der Rückreise durch Dongola noch das Glück, sehr bedeutende monumentale Entdeckungen zu machen. So fanden sie auf der Insel Argo altägyptische Denkmale aus jener Zeit, in welcher die alten Herrscher des Nilthales, durch die Hyksos verdrängt, sich nach Aethiopien zurückgezogen hatten. Das Material zu den prachtvollen alten Bauwerken und Monumenten dieser Gegend war unfehlbar aus den großartigen Granitbrüchen gekommen, die am Eingang in das Kataraktenland, der Insel Ombos gegenüber, auf dem rechten Ufer des Nils sich finden. Die Felseninschriften enthalten Schilder der 17. Dynastie und eine 18zeilige Hieroglyphenschrift nennt uns das 2. Jahr Thuthmosis I. Weiter hinabwärts dem Strom entlang fügen sich mächtige Ruinenfelder an die Reste ehemaliger blühender Städte, und auf den Höhen am Ufer die Gemäuer vieler alten Burgen und einzelner Festungen, welche auf eine vormals bedeutende kriegerische Macht des Landes schließen lassen.

Von großem Werthe für die Geologie war eine Entdeckung, welche die Reisenden bey dem Tempel von Semneh machten. Sie fanden hier eine Anzahl kurzer Felseninschriften, welche die höchsten Nilstände während einer Reihe von Jahren aus der Regierungszeit Amenemha III. (Möris) und seiner Nachfolger angeben und aus denen hervorgeht, daß der Fluß hier, oberhalb des Kararaktendammes vor 4000 Jahren um 24 Fuß höher anschwoll als in unsern Tagen. Diese und viele andere Entdeckungen und Forschungen hatten den Fleiß der Expedition so sehr und so lange beschäftigt, daß dieselbe erst mit dem Anfang des Septembers Philä und am 4. November (1844) Theben erreichte.

Mit dem Verfasser der Briefe zugleich, findet der Leser derselben in Theben, durch die Beschreibung seiner Geschichte und seiner Wunderwelt der Baukunst einen Ausruhepunkt, auf welchem ihm, wie bey einer Aussicht vom Gipfel des Gebirges, der Gesammtblick über das ganze reiche Gebiet auch dieser jüngsten deutschen Entdeckungen und Forschungen möglich wird, die für alle Zeiten ein Ehrendenkmal des Namens unserer Nation bleiben werden. Er selbst, der Reisende, fühlte sich nach der Ermüdung, die ihn öfters bey dem letztvorhergegangenen Durchforschen der zahlreichen Tempel aus der Ptolemäer- und Römerzeit angewandelt hatte, ganz erfrischt und neugestärkt, als ihm hier in Theben die homerischen Gestalten der mächtigen Pharaonen der 18. und 19. Dynastie in all ihrer Pracht und Hoheit entgegentraten.

Lepsius hat bereits in seinen andern Werken: Chronologie der Aegypter; Denkmäler aus Aegypten und Aethiopien; vorläufige Nachricht über die Expedition, ihre Ergebnisse und deren Publikation, die glückliche Lösung jener Hauptaufgabe seiner Forschungen zur öffentlichen Kunde gebracht, jener Aufgabe,

deren Abschluß namentlich hier in Theben ihn beschäftigte. In seinen Briefen aus Theben giebt er darüber nur kurze Andeutungen, deren Hauptzügen wir hier folgen wollen.

Die erste Arbeit, welche in Theben unter seiner Leitung unternommen wurde, waren die Ausgrabungen in dem berühmten Tempel des Ramses Miamum oder dem Grabmahl des Osymandyas. Diese Ausgrabungen führten zu einer vollständigen Anschauung des Grundplanes jenes schönsten Gebäudes des pharaonischen Alterthumes. Der große Reichstempel der hunderthorigen Thebae, welcher dem Ammon Ra, dem Könige der Götter geweiht war, lag im Ruinenfelde des jetzt sogenannten Karnak. Von ihm hatte die Stadt ihren alten Namen No Ammon (Ammonsstadt) oder Diospolis, während der spätere homerisch griechische Name von dem Worte Tap, einem einzelnen Heiligthume des Ammonstempels, hergeleitet war, ein Name, der schon bey den Aegyptern sowohl im Singular, als noch öfter im Plural, als Napu, auch zur Bezeichnung der Stadt im Gebrauch war. Der Erbauer oder Begründer dieses Nationaltempels war Sesurtesen I., der erste König der thebaischen Reichsdynastie (der 12. bey Manetho) um 2300 v. Chr. Nur wenig Spuren deuten übrigens auf diesen uralten Anfang des Baues hin; die verheerenden Schwärme der Hyksos hatten das Land überfluthet; erst nachdem im 17. Jahrhundert v. Chr. Amosis, dem ersten Könige der 17. Dynastie, die Besiegung der Feinde gelungen war, erbauten seine Nachfolger Ammenophis I. und Thutmoses I. um die Reste des ältesten Heiligthumes den herrlichen Tempel, dessen Umfang und Pracht durch eine Menge der spätern Könige, namentlich der großen Pharaonen der 19. Dynastie (im 15. und 14. Jahrhundert v. Chr.) erweitert und erhöht wurde. Es ist, so sagt der Verf. der Briefe, unmöglich, den überwältigenden Eindruck zu beschreiben, den jeder erfährt, der zum ersten Male in diesen Wald der 134 Säulen tritt, und aus einer Reihe in die andre wandelt, zwischen den von allen Seiten bald ganz bald theilweise hervortretenden hohen Götter- und Königsgestalten, die auf den Säulen abgebildet sind. Die Länge des eigentlichen Tempelgebäudes ist 1170 Fuß. Nimmt man jedoch hierzu die Sphinxreihen vor seinem äußersten Pylone und jenes besondere Heiligthum, welches von Ramses Miamun unmittelbar an die hinterste Mauer des Tempels und in gleicher Axe, dabey aber so gestellt wurde, daß sein Zugang von der entgegengesetzten Seite her war, dann beträgt die Gesammtlänge nahe an 2000 Fuß (gegen 800 gemeine Schritte). Eine Ringmauer schloß die eben genannten Theile zu einem Ganzen ab, innerhalb und außerhalb welchem spätere Herrscher ihre kleineren dem Ammon geweihten Bauwerke anfügten. Das augenfälligste unter diesen ist der besondere Tempel, den Ramses III., dessen Kriegsthaten in Asien im 15. Jahrhundert v. Chr. denen seiner Vorfahren Sethos II. und Ramses II. kaum nachstanden, erbaute und mit Säulenhallen wie Hypostyl umgab. Derselbe König begründete nicht fern von jenem etwas unsymmetrisch zugesetzten Anbau einen Tempel des Chensu, der dritten Person der Thebaischen Triade. Dieses Werk vollendeten die Thronfolger aus seiner, so wie die Priesterkönige aus der nächsten, 21. Dynastie, und von Scheschenk I. (Schischak, der um 970 v. Chr. Jerusalem einnahm) zeigt sich an der südlichen Außenwand dieses großen Tempels die bildliche Darstellung der 140 von ihm überwundenen Städte und Landschaften, unter deren Namen einer das Reich Juda zu bezeichnen scheint. Auf die beyden zuletzt genannten Priesterdynastien, welche nicht mehr Thebaischer, sondern unterägyptisch-städtischer Abkunft waren, folgten die kurze 23., und, wie es scheint, nach einer vorhergegangenen Revolution eine 24. Dynastie, die nur durch einen König repräsentirt war, von welchem sich in den Monumenten keine Spur findet.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. August.

Nro. 19. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Briefe aus Aegypten, Aethiopien und der Halbinsel des Sinai.

(Fortsetzung.)

Hierauf tritt die Herrschaft der beyden äthiopischen Könige: Schabak und Tahraka (So und Tirhaka der Bibel) als 25. Dynastie sowohl in den Büchern der Geschichte als in den monumentalen Werken von Karnak auf, namentlich durch eine von Tahraka im großen Tempelvorhof angelegte stattliche Colonnade. Nach der freywilligen Entsagung des fremden Thrones durch Tahraka nahm diesen noch einmal die Saitische Dynastie ein, bis zur Gewaltherrschaft der Perser. Aus dieser gerade 100 Jahre dauernden Zeit der fremden Unterjochung, finden sich keine monumentalen Reste in Karnak. Dieselben stellen sich alsbald von da wieder ein, wo unter Darius II. Aegypten noch einmal auf kurze Zeit unabhängig wird. Auch die Herrscher aus griechischem Stamme, der erobernde Alexander und das Haus der Ptolemäer, so wie nach ihnen die Römer haben Denkzeichen ihrer Verehrung des Ammon in Karnak hinterlassen; Alexander baute das von den Persern zerstörte hintere, Philipp Aridaeus das vordere Sanctuarium wieder auf; die Ptolemäer fügten Sculpturen hinzu und bauten sogar, freylich nicht in altägyptisch klassischem Style, neue Heiligthümer; selbst von Cäsar Augustus findet sich in Karnak eine Reihe von Darstellungen. So ward durch den religiösen Bautrieb der ägyptischen Herrscher und ihres Volkes in einer Zeit von mehr denn zwey Jahrtausenden eine ganze Tempelstadt erbaut, die einen Flächenraum von $\frac{1}{4}$ geographischen Meile ausfüllt und durch ihre hohe Vollendung einzig in ihrer Art auf Erden dasteht.

Aufwärts dem Strome hat einer der mächtigsten Pharaonen der 18. Dynastie, Amenophis III. den Tempel von Luqsor, eben so wie seine Vorgänger dem Ammon zu Ehren erbaut, an welchen der große Ramses einen zweyten prachtvollen Vorhof, in der Richtung von Karnak anfügte. Diese beyden Tempel sind die Gipfelpunkte der Kunstherrlichkeiten auf der Ostseite des Nilufers.

Größer noch als auf der Ostseite ist die Mannigfaltigkeit der Bauwerke, die sich in dem westlichen durch den Strom geschiedenen Theile der alten mächtigen Herrscherstadt zeigt, denn hier kommen zu den Tempeln und oberirdischen Prachtgebäuden auch die Gräber. Ein bewundernswürdiges Werk der ersten Art ist der in den Felsen gehauene Tempel, den die Königin Numi Amen, die ältere Schwester Thutmosis III. erbaute, und mittelst einer zum Theil durch Felsen gebrochenen Straße der kolossalen Widder und Sphinxe mit dem Nil, so wie in der Richtung gegen den Tempel von Karnak mit diesem in Verbindung setzte. Amenophis III., der Erbauer des Tempels von Luqsor war es, den die beyden Riesenkolosse in der Nähe von Medinet Habu darstellten, deren nördlichster als Memnonsstatue bekannt ist. Sie standen einst an den Thoren einer mächtigen Tempelanlage, deren Reste wie die der nachbarlichen des letzten Königes der 18. Dynastie unter dem angeschwemmten Lande verdeckt liegen. Von Sethos I. und Ramses II., den beyden berühmtesten

aller Pharaonen, finden sich auf der Westseite noch zwey großentheils erhaltene Tempel, schöner aber als diese alle ist der Tempel des Ramses (II.) Miamun; von den Griechen als Grab des Osymandyas benannt. Sehr wohl erhalten ist auch das Prachtgebäude, welches, gegen Süden hin das letzte zwischen den Häuserruinen von Medinet Habu, von Ramses III., dem ersten Könige der 20. Dynastie, dem reichen Rhampsinit des Herodot erbaut und mit den Darstellungen seiner Königsthaten ausgeschmückt ist.

Während alle die bisher genannten Bauwerke jedem besuchenden Reisenden zugänglich vor Augen liegen, erfordert die Durchforschung der altberühmten Gräber der Könige so wie ihrer Verwandten und Verwandtinnen, der Hohen und Mächtigen, so wie der Bürger ihres Landes, schon einen größern Aufwand von Mühe und zum Theil von langwieriger Arbeit. Lepsius hat diese nicht gespart, und für seine Entdeckungen im Gebiet der monumentalen Geschichte von Aegypten haben auch hier in Theben die Kammern der Todten noch mehr Aufschlüsse gegeben als die offen zu Tage liegenden Tempel und Wohnungen der Lebenden. Was jedoch diesen Theil seiner Enthüllungen des alten historischen Dunkels, das über den monumentalen Urkunden von Aegypten lag, betrifft, so verweisen wir in Beziehung auf denselben unsere Leser auf die vorhin genannten Werke des Verfassers, so wie auf den letzten Theil des 30. der vor uns liegenden Briefe.

Wir finden unsern Reisenden beym Beginn seines 31. Briefes (am 21. März 1845) schon auf dem rothen Meere zwischen Gebel Zeit und Tor. Eine große Gefahr seines Lebens hatte er, seitdem er am 3. März Theben verlassen, auf dem Wege von Hamamat nach Gebel Zeit bestanden, welche wir bey dem hohen persönlichen Interesse, das der jugendliche Forscher erregt, nicht mit Stillschweigen übergehen dürfen.

Nach seinem anfänglichen Plane wollte er auf seiner Reise, hinüber nach der Sinaitischen Halbinsel, den Karavanenweg von Keneh nach Kosseir einschlagen, von da nach Tor schiffen. Als er jedoch in Keneh erfuhr, daß von Hamamat ein Weg zu Lande mitten durch das Gebirge nach Gebel Zeit gehe, von wo aus die Fahrt über das Meer nach dem schräg gegenüber gelegenen Tor sehr abgekürzt werden könne, da änderte er hiernach seinen Reiseplan ab, um so mehr, da er auf diesem Gebirgswege die Hoffnung hatte, zu einigen altägyptischen Steinbrüchen zu kommen, welche von keinem Reisenden der neuern Zeit besucht worden waren. Ein Araber, Namens Selim, der vor 12 Jahren den Weg von Hamamat nach Gebel Zeit gemacht hatte, wurde schon von Keneh aus als Führer angeworben, und schien Anfangs den Anforderungen, die man an ihn machte, gut zu entsprechen, denn schon in 2 Tagen brachte er die Caravane nach Gebel Fatireh, wo unser Reisender nach mühseligem Suchen die Stätte jener alten Arbeitercolonie auffand, welche hier einen schwarz- und weißgefleckten Granit gebrochen hatte. Aber schon am darauf folgenden Tage fand sich die Caravane unter Selims Leitung vor einem gähen Abhang, welcher sich gegen 800 Fuß tief in das Thal hinabsenkt, das zwischen den beyden Ketten des Mumfiehgebirges sich hinzieht. Nur der entschlossene Wille unsers Reisenden konnte die Kameltreiber vermögen, ihre Thiere, nachdem man die Last ihnen abgenommen, den halsbrechenden Felsensteig hinabzuführen und dann, nach dem Vorgang von Lepsius und seiner Begleiter, das Gepäck selber hinunter zu tragen. Schon in der Nachbarschaft des Gebel Dochan fand der Reisende, geführt von einem Beduinenknaben, die Bauwerke einer altägyptischen Gebirgsstation auf, welche bereits Wilkinson beschrieben hat. Von hier aus sollte es, nach des Führer Selims Versicherung, nur wenig Stunden zu einer Quelle seyn, nach dessen Wasser die durstenden Menschen und Thiere schon längst sich hingesehnt hatten. Es wurde Nacht; der Führer, bey dem unsichern Licht des ersten Mondviertels, verfehlte den Weg, zog die Reisenden aus einem Felsenthal bald an den steilen Abhängen des Granitgebirges auf- bald abwärts, mit sich in die Irre. Die Karavane war zurückgeblieben, nur Lepsius und seine Reisegefährten hielten sich noch immer gläubig zu Selim, bis den schon so lange Hungernden und Dürstenden, ebenso wie ihrem dem Hinsterben nahen Esel, am andern Tage die Kräfte so ganz entgangen waren, daß sie den Führer allein auf das Suchen der Quelle aussendeten, und seiner

in dem öden, während der heißen Stunden völlig schattenlosen Felsenthale warteten. Vergeblich jedoch sahen sie bis nach Mittag auf Selims Rückkehr auf; die einzige Möglichkeit, das Leben zu retten, schien noch darin zu liegen, daß man die Araberhütten wieder aufsuchte, in denen Lepsius gestern den Knaben gefunden hatte, der ihn nach der alten Gebirgsstation führte. Welche Aufgabe aber war das Auffinden jener Hütten, die in einem der öden Thäler, davon jedes dem andern glich, so versteckt lagen, daß der des Weges Unkundige, auch wenn er das rechte Thal fand, gar leicht an ihnen vorüberziehen konnte, ohne sie zu bemerken; welche Aufgabe überhaupt war der Weg zu den Hütten für Leute, deren Füße vor Mattigkeit nur unsichere Schritte thaten. „So waren wir," sagt unser Reisender, „verirrt in der weiten, glühenden Wüste, ohne Führer, von steigendem Hunger und Durst gequält, soweit menschliche Berechnung reichte, dem Verschmachten anheimgegeben. Schweigend zogen wir in der brennenden Mittagshitze thalabwärts, als plötzlich — der Augenblick wird mir stets unvergeßlich bleiben, zwey Männer hinter der nächsten Felsecke hervortraten. Sie stürzten auf uns zu, umfaßten unsere Knie, küßten unsere Hände, boten uns Wasser aus ihren Krügen, und wiederholten immer von neuem mit rührender Freude ihre Glückwünsche und Begrüßungen. El hamdu l' illah, gelobt sey Gott, tönte es von allen Seiten. — Wir waren gerettet!"

Die beyden Araber, die den Reisenden gerade im rechten Augenblicke, hier am Scheidepunkte der Thalwege als Lebensretter begegneten, gehörten zur Mannschaft der Karavane, welche anfangs den Fremden, für deren Leben und Sicherheit sie verantwortlich war, auf ihren Irrwegen folgte, dann aber Halt machte. Ihr alter Schech: Selam, der vor 25 Jahren einmal hier gewesen, hatte sie glücklich zu der von dem gedungenen Führer vergeblich gesuchten Quelle gebracht; auch dieser, der gedungene Führer, wurde als ein Halbtodter aufgefunden und in's Lager gebracht.

Sobald unser unermüdeter Landsmann sich und die Seinen wieder erquickt und gestärkt hatte, versäumte er nicht einen Hauptzielpunkt dieser mühseligen und gefahrvollen Gebirgsreise aufzusuchen, welcher hier in der Nähe seyn mußte: die Reste jener alten Wohnstätte der Steinbrecher und Arbeiter am Mons Porphyrites, dem jetzigen Gebel Dochan. Noch immer zeigten sich da, den Zerstörungen der Zeit und feindlicher Menschenhände entgangen, bey der 12 Fuß im Durchmesser haltenden Mündung des verschütteten Brunnens fünf Pfeiler einer vormaligen bedeckten Halle und weiterhin die Ruine eines Tempels, dessen Architekturglieder die Kunstfertigkeit des Meisters bezeugten, welcher hier am rothen Granit den Meissel führte. Minder kunstreich erschien der Altar, der aus demselben Gestein gearbeitet in dem von Zellen umgebenen Vorhof stand. Ein ionischer Portikus, aus vier monolithen Granitsäulen, trug die Weihinschrift, welche es aussagte, daß der Exarch Rammius Martialis unter dem Kaiser Hadrian diesen Tempel dem Zeus Helios Sarapis geweiht habe. Etwas höher, zur Linken des Brunnen liegen die Ruinen der viereckig gebauten, durch Thürme geschützten Stadt, von welcher eine alte, steile Straße hinan zu den Steinbrüchen führte, in denen der schöne dunkelrothe Porphyr, wie es scheint mit Hülfe des zerklüftenden Feuers, gewonnen wurde, daraus so viele Monumente der Kaiserzeit gearbeitet sind.

In dem Querthale, welches das Küstengebirge Ennad von der Ebene her durchschneidet, findet sich eine anjetzt salzige, reich strömende Quelle, in welcher Lepsius den Fons Tadnos des Plinius erkannte. Zur Rechten des Weges lagen weiterhin die Ruinen des alten Myos hormos oder Philoterus portus. Der Lagerplatz auf der Halbinsel Gimschah ist reich an Schwefel; an dem Küstenrand vor dem Gebel Zeit (Oelberg) finden sich 5 bis 6 Gruben, aus denen ein schwarzbraunes, syrupartig verdicktes Bergöl gewonnen wird. Bisher vergeblich, hat dort die ägyptische Regierung nach Steinkohlen graben lassen. Seit 4 Tagen wartete hier in der Bucht das von Kosseir aus hieher bestellte Schiff auf die Reisenden, um sie nach Tor zu führen.

Der Inhalt der letzten Briefe des vor uns liegenden Werkes führt uns zu den Ergebnissen der Sinaitischen Reise, welche einen würdigen Schluß-

stein der großartigen Entdeckungen unsers glücklichen Reisenden im Gebiete der ältesten Geschichten unsers Geschlechtes bilden.

Es sind die Denkmale nur zweyer Völker der Erde, welche in gültiger und sicherer Weise von den Ereignissen jener ältesten Geschichten reden; das eine dieser zeugenden Völker sind die Aegypter, das andere die Hebräer. Um fast zwey Jahrtausende älter als die geschichtlichen Werke der Griechen, sind die monumentalen, steinernen Urkunden des alten Aegyptens, deren Berichte mit verhältnißmäßig nur geringer Unterbrechung schon von dem nächtlichen Dunkel der Urzeit ihre Sprüche anheben und in wortkarger, dennoch aber klarer Rede sie fortführen, bis hinauf zu der hellen Mittagszeit der Geschichte der Völker. Es sind Menschenthaten, Thaten und Lebenszeiten der Könige, welche das Volk des Nilthales mit einer ähnlichen magischen Kraft beherrschten als die der Bienenkönigin in ihrem Reiche ist, welche uns die Monumente von Memphis und Theben verkünden, doch schimmert aus den Tempeln von Menschenhand, für eine Dauer der Jahrtausende gemacht, das Licht einer Tempelweisheit hervor, welche nicht ein Werk der menschlichen Erfindung, sondern eine Gabe des sich selber erkennenden Geistes der ewigen Gotteskraft an den Geist des Menschen sind, wie dieß namentlich die Dreyeinigkeitslehre des ältesten Aegyptens bezeuget. Die heilige Urkunde der Hebräer war von Anfang an nicht in sichtbare Werke des Gesteines, sondern in das verborgene Innere der Menschenseele geschrieben, denn sie zeuget vor Allem von den Thaten Dessen, welcher gesagt hat, Er wolle im Dunkeln wohnen. Den Weg Seiner Thaten durch die Zeiten und Räume der Erde verkünden nicht Tempel und Denkmale von Menschenhand gemacht; allgegenwärtig war Sein Wirken dem Geiste des Menschen, dessen Leib heute da, morgen anderswo, als Pilgrim und Fremdling die Räume der Erde durchwandelt. Ein Berg Gottes wird uns in der heiligen Urkunde genannt, auf welchem der Herr als Geber des Gesetzes dem erwählten Volke sich nahte; dieses aber hat nicht in der Weise der Aegypter, an der geheiligten Stätte Tempel zum Denkzeichen für künftige Geschlechter errichtet, sondern seine Bestimmung ist es gewesen, daß es selber, im Geist und in der Wahrheit zu einem Tempel des lebendigen Gottes sich erbaute. Ob unter oder neben den Trümmern von Jerusalem hier oder da der Ort war wo der Herr im Grabe ruhte und siegreich auferstand, das wissen wir nicht, daß Er aber im Grabe geruht, und aus ihm erstanden sey, das wissen wir gewiß. Sollte uns deßhalb die Frage eine Unruhe machen, ob der Berg des geheimnißvollen Dunkels, aus dem der Herr zu Seinem Volke sprach, wirklich jener gewesen sey, den uns die Ueberlieferung der frommen Anachoreten, 2000 Jahre nach dem großen Tage der Gesetzgebung als solchen nennt, ob der Sinai und Horeb unserer Länderkunde, oder ob es ein anderer war? Lepsius gibt uns diese Frage auf und beantwortet dieselbe in einer Weise, die unsere ganze Beachtung verdienet.

Ein Berg der Sinaitischen Halbinsel ziehet vor allen andern den Blick des Reisenden an sich, der von Aegypten her, sey es zu Wasser, über das rothe Meer, oder zu Lande, von Suez her der breiten Küstenebene „El Geah“ bey Tor sich nahet; dieser Berg ist der Serbal. Sowohl seine Form als seine Lage sind es, welche den Serbal vorzugsweise zu einem Punkte des Aufmerkens machen. Wie ein Thurm an der Mauer einer festen Stadt, steht der Berg mit der herrlichen Krone seiner fünf Felsenzinnen und mit der einen seiner steilen Wände frey aus dem Gedränge der andern Gebirgsmassen hervor; zu seiner majestätischen Höhe gesellt sich nachbarlich der Reichthum einer Tiefe, der seines gleichen nur selten auf Erden hat. Denn vom Fuße des Serbal senkt sich das breite Thal Aleyat hinab nach dem Wadi Firan (Pharan) „diesem kostbarsten Kleinod der Halbinsel, mit seinen Palmen- und Tarfawäldern, durch welche ein rauschender Bach unter Gebüsch und Blumen sich hinabwindet nach dem alten Klosterberge der Stadt Pharan.“

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 16 August.

Nro. 20. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.



I. The Natural History of the Varieties of Man. By Robert Gordon Latham. M. D. London 1850. 574 S. 8.

II. Man and his Migrations. By R. G. Latham. London 1851. 250 S. kl. 8.

III. The Ethnology of the British Colonies and Dependencies. By R. G. Latham. London 1851. 264 S. kl. 8.

IV. Varieties of Mankind. By Dr. Carpenter (Todd's Cyclopaedia of Anatomy and Physiology. Part 41 — 42). 1851 — 1852.

Die englische Literatur hat sich neuerdings, sowohl in Alt-England als in den Vereinigten Staaten, mit besonderer Vorliebe der Betrachtung der Menschenrassen zugewendet. Wir haben bereits in unsern Blättern die in dieser Beziehung in Nordamerika publicirten Arbeiten von Pickering, Hales, A. Smith und Bachmann zur Anzeige gebracht, und reihen nunmehr die vor Kurzem in England erschienenen Leistungen von Latham und Carpenter daran an.

Indem wir uns zuvörderst mit dem Hauptwerke von Latham, seiner Naturgeschichte der Menschen-Varietäten, befassen wollen, haben wir gleich bemerklich zu machen, daß der Verf. in seinem Vaterlande den Ruf eines ausgezeichneten Kenners der neueren Sprachen genießt. Er ist daher wohl befähigt, der Betrachtung der Menschen-Varietäten, welche bisher hauptsächlich vom naturhistorischen Standpunkte aus erörtert wurden, die andere Seite, welche die sprachlichen Verschiedenheiten sich zum Hauptgegenstande macht, abzugewinnen und somit einen wesentlichen und ergänzenden Beytrag zur Förderung unserer Kenntniß von den Grundbeziehungen der Verschiedenheiten des Menschengeschlechtes zu liefern. Wirklich ist auch der Verf. von seinem Standpunkte aus zu bedeutsamen Resultaten gelangt, und diese werden um so mehr Beachtung und Prüfung erfordern, als sie in vielfacher Hinsicht im völligsten Widerspruche mit den bisherigen, vom naturhistorischen Gesichtspunkte aus gewonnenen Annahmen sich befinden.

In seiner Klassification der Menschen-Varietäten hält sich der Verf. im Allgemeinen an die gewöhnlich angenommenen drey großen Hauptabtheilungen, denen er aber zum Theil andere Namen und andere Begrenzungen giebt. Er charakterisirt sie folgendermaßen.

I. Mongolidae. Gesicht breit und flach entweder von der Entwicklung der Jochbeine oder der Scheitelbeine, öfters von der Depression der Nasenbeine. Stirnprofil zurückweichend oder niedergedrückt, selten dem Senkrechten sich annähernd. Kieferprofil mäßig prognathisch, selten orthognatisch. Augen öfters schief. Haut selten wirklich weiß, selten kohlschwarz; Iris gewöhnlich dunkel. Haare straff, schlicht und schwarz, selten licht, bisweilen kraus, selten wollig. — Sprachen: aptotisch und agglutinirt, selten mit einer ächten amalgamirten Beugung. — Verbreitung: Asien, Polynesien, Amerika.

II. Atlantidae. Profil der Kiefer vorragend, der Nase gewöhnlich flach, der Stirne zurückweichend; Schädel dolichocephalisch, Scheiteldurchmesser gewöhnlich klein. Augen selten schief. Haut oft kohlschwarz, sehr selten dem rein. Weißen sich nähernd. Haare kraus, wollig, selten straff, noch seltner hellfarbig. — Sprachen: mit agglutinirter, selten amalgamirter Beugung. — Verbreitung: Afrika.

III. Japetidae. Profil der Kiefer nur wenig vorragend, der Nase oft vorstehend, der Stirne manchmal fast senkrecht. Gesicht selten sehr flach, mäßig breit. Schädel gewöhnlich dolichocephalisch. Augen selten schief. Haut weiß oder bräunlich. Haare niemals wollig, oft licht; Iris schwarz, blau, grau. — Sprachen: mit amalgamirten Beugungen, oder sonst anaptotisch; selten agglutinirt, niemals aptotisch. — Verbreitung: Europa.

Man ersieht schon aus der hier angeführten Charakteristik der drey Hauptvarietäten des Menschengeschlechts, daß der Verf. ihre gewöhnlichen Abgrenzungen nach der physischen und geographischen Seite hin etwas abgeändert hat und man wird auch wohl errathen, aus welchem Grunde dieß von ihm geschehen ist, um nämlich die Sprachverschiedenheiten zur vollen Berechtigung bey Festsetzung der großen Hauptabtheilungen gelangen zu lassen. Die sprachlichen Verhältnisse sind hier wie im Folgenden überwiegend über die naturhistorischen und zunächst maaßgebend. Bevor wir jedoch in unserer Anzeige weiter vorschreiten, müssen wir zuerst die Terminologie, deren sich der Verf. zur Bezeichnung der Sprachverschiedenheiten bediente, erläutern.

Er unterscheidet drey Methoden, durch welche die Relation zwischen den verschiedenen Worten, die Sätze bilden, angezeigt wird.

Die erste nennt er die klassische Methode. In einem Worte wie homin-em giebt es zwey Theile, homin- radical, -em inflectional. Dasselbe kommt beym Worte te-tig-i vor. Die Bedeutung dieser Theile ist klar. Tig- und homin- bezeichnen die einfache Action oder das einfache Object. Das te- zeigt die Zeit, das -i den Agirenden an. In dem

Beyspiel te-tig-i homin-em bezeichnet das -em die Relation zwischen dem Object (der berührte Mann) und der Handlung (des Berührens). Logisch sind es zwey Ideen, nämlich die der Action oder des Objectes, und die der zugefügten Bedingungen hinsichtlich der Zeit, Handlung und Relation. Im Lateinischen und Griechischen wie in vielen andern Sprachen werden diese zugefügten Bedingungen durch Abänderung der Form des ursprünglichen Wortes ausgedrückt. Bisweilen geschieht dieß durch Zufügung von Lauten oder durch einfachen Wechsel z. B. homin-is, homin-em; speak, spoke. Dieß ist die Methode der Beugung, und solche Sprachen werden beugungsfähige (inflectionale) genannt.

Die zweyte ist die englische Methode. Die englische Sprache besitzt Beugungen z. B. father-s, touch-ed, spoke. Nichtsdestoweniger hat es so bedeutende nicht beugungsfähige Methoden, daß es billig in Contrast mit dem Lateinischen und Griechischen gesetzt werden kann. Wo der Römer sagt te-tig-i, sagt der Engländer J have touched, oder J touched, statt patr-i to father, statt tangam, J will touch. Mit andern Worten: der Engländer bedient sich der Hülfszeitwörter und Präpositionen statt der Beugungen, welche Casus und Tempora ausdrücken.

Die dritte ist die chinesische Methode, welche mit der englischen darin übereinkommt, daß sie die verschiedenen Bedingungen und Relationen der Handlungen und Objecte vielmehr durch besondere Worte als durch Beugungen ausdrückt, und sie führt dieses Princip so weit aus, daß sie selbst nur einen geringen Betrag von Beugung, nach einigen Schriftstellern sogar keinen hat. Der Unterschied zwischen Englisch und Chinesisch liegt aber darin, daß ersteres nicht beugungsfähig ist, weil es Beugungen, die es ehemals besaß, verloren hat, während letzteres solche niemals aufzuweisen hatte. Daraus entspringt aber ein großer Unterschied in der Natur der Wörter, die in beyden Sprachen das Geschäft der griechischen und lateinischen Beugungen ausführen sollen. Im Englischen sind sie so abstract, daß sie nur in der Zusammenstellung mit andern Wörtern eine Bedeutung haben. Im Chinesischen sind sie oft die Na-

men von Hauptwörtern und Zeitwörtern. Wenn wir z. B., anstatt zu sagen, J go to London (ich gehe nach London), figs come from Turkey (Feigen kommen aus der Türkey), sagen würden: J go end London (ich gehe Ende London), figs come origin Turkey (Feigen kommen Ursprung Türkey), so würden wir nach Art der Chinesen reden.

Die beugungsfähigen Sprachen theilen sich aber in zwey Klassen: in der einen haben die Beugungen keinen Anschein, als ob sie besondere Worte gewesen wären, in dem andern ist aber Letzteres der Fall.

Aus diesen Unterscheidungen leitet nun der Verf. folgende Nomenclatur ab:

1. Sprachen des chinesischen Typus: aptotische.

2. Agglutinirter Typus, welcher am deutlichsten in den amerikanischen Sprachen ausgedrückt ist. Diese besitzen Beugungen, von welchen gewöhnlich gezeigt werden kann, daß sie aus der Juxtaposition und Composition verschiedener Worte entstanden sind.

3. Amalgamirter Typus, von welchem die klassischen Sprachen das beste Beyspiel liefern, und bey denen nicht nachgewiesen werden kann, daß die Beugungs-Elemente von gesonderten und unabhängigen Wörtern herrühren.

4. Sprachen des englischen Typus: anatoptische.

Nach Erläuterung dieser sprachlichen Beziehungen wollen wir jetzt zeigen, in welcher Weise der Verf. seine erste Hauptabtheilung, A. die Mongoliden, in weitere Gruppen bringt. Er nimmt aber sieben solcher an und zwar unter folgenden Namen.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Aegypten, Aethiopien und der Halbinsel des Sinai.

(Schluß.)

Das Firanthal ist der tiefste Punkt der Sinaitischen Gebirgslandschaft, nach welchem in den ältesten Zeiten der Bildungsgeschichte der jetzigen Erdfläche alle Gewässer, selbst von dem Höhenpunkte des Gebel Musa her zusammen strömten, und wie dieß die Erdniederschläge bezeugen, welche sich an den Felswänden des Thales bis zu einer Höhe von 80 bis 100 Fuß hinanziehen, hier einen See bildeten, der nach dem Durchbruche seiner Fluthland-Dämme gegen das Aleyatthal hin sich entleerte. Aber die tiefe Lage des Firan- oder Pharanthales giebt ihm noch jetzt jenen Wasserreichthum, der dasselbe zu einem Paradiesgarten der Wüste macht, dessen oberirdische, augenfälligere Naturreize alle Reisende schildern, während die noch jetzt unverkennbaren Spuren des unterirdischen Metallreichthumes dem Kenner des Bergbaues nicht minder bedeutend erscheinen, als die Naturfülle der dortigen organischen Welt. Bereits unter der vierten Manethonischen Dynastie, derselben, welche in Aegypten die großen Pyramiden von Gizeh erbaute, hatte man in dieser Gebirgsgegend Kupferminen entdeckt, wie dieß die hieroglyphischen Monumente im Wadi Maghara berichten, welche zu den frühesten Denkmälern des ägyptischen Alterthumes gehören. Die ägyptische Macht, in beständigem Kampfe mit den Urbewohnern des Landes aus Semitischem Stamme, hatte sich hier, wie dieß aus den monumentalen Urkunden von Sarbut el Chadem erkannt wird, bis zum Ende der 19ten Dynastie erhalten und der ganze Gebirgsstrich war als Mafkat, Kupferland bekannt.

Wie schon in der ältesten Zeit der Geschichte das liebliche Pharanthal und seine gebirgige Landschaft die Züge der Völker von Osten und Westen her zu sich hinlenkte, so geschah dieses auch in späterer Zeit. Die sogenannten Sinaitischen Inschriften, aus den Zeiten, welche nahe vor und nach der

christlichen Aera zu stellen sind, zeigen sich auf der ganzen Halbinsel nirgends so häufig zusammengedrängt, als in dem Felsengebiete des Serbal. Hieher scheint sich damals der Zug, wenn man so sagen darf, der Pilgrime ohne Aufhören gewendet zu haben. Die Bedeutung aber des Serbal, als eines heiligen Berges, als des Berges Gottes, gehört nach L. in viel ältere Zeiten, ja in die Zeiten vor der Gesetzgebung, denn Moses trieb schon von Midian aus die Schafe des Jethro hinter die Wüste, an den Berg Gottes Choreb, und bis an diesen kam ihm bey seiner Rückkehr nach Aegypten Aaron entgegen. Der nothwendige Mittelpunkt der Sinaitischen Bevölkerung mußte zu allen Zeiten die Oase Firan seyn, und die Vermuthung ergibt sich von selber, daß schon die alten hier inwohnenden Stämme, Semitischer Abkunft, einen gemeinschaftlichen Ort der Anbetung haben mußten, wozu kein anderer Punkt geeigneter und würdiger war als der Serbal. Dieser ist denn auch der eigentliche Berg der Wüste Sin (Sinai), die zwischen ihm und Elim lag; das Wadi Pharan oder Firan ist das Raphidim der heiligen Schrift und nur in ihm und in seiner Nachbarschaft konnten die Heere Israels für sich und ihre Heerden einen Haltpunkt für die längere Zeit des Aufenthaltes am Berge der Gesetzgebung finden. Hier, im Thale Pharan und auf dem Serbal selber, finden wir auch die ältesten Spuren ansehnlicher christlicher Gemeinden und klösterlicher Niederlassungen, deren geschichtliche Ueberlieferungen nicht bis auf unsere Zeiten gekommen sind. In die Wüste des jetzt sogenannten Gebel Musa oder Sinai scheint sich allerdings auch schon in einem früheren christlichen Jahrhundert eine Schaar der Einsamen, vor den mörderischen Anfällen der Sarazenen zurückgezogen zu haben, aber die Reihe der Ueberlieferungen über die geschichtliche Bedeutung dieses Berges empfängt erst seit der ersten Hälfte des 6ten Jahrhunderts, wo Kaiser Justinian den frommen Einsamen dort ihren befestigten Wohnsitz erbaute, einen sichern Ausgangspunkt.

Wir konnten hier nur in einigen wenigen ungenügenden Zügen das andeuten, was Lepsius zur Begründung seiner Ansicht, daß der Serbal der uralte Berg Gottes, der eigentliche Sinai der heiligen Schrift gewesen sey, mit vieler Klarheit ausgesprochen hat. Seine Forschungen über diesen bedeutungsvollen Gegenstand waren übrigens in voller Uebereinstimmung mit denen von Burckhardt, Bartles u. A., welche so wie unser trefflicher C. Ritter auch nahe schon zu demselben Endurtheil über die Sinaitischen Oertlichkeiten der heiligen Schrift gelangt waren. Möchten die Leser der kurzen Andeutungen welche wir hier über die Lösung eines alten Räthsels, von höchstem, allgemeinstem Interesse gaben zu dem Lesen des Lepsius'schen Buches selber hingezogen werden, das uns von seiner ersten Seite bis zur letzten eine seltene Befriedigung gewährt hat.

Nur mit einigen Worten weisen wir, in Beziehung auf das, was Lepsius in den Anmerkungen zu seinen Briefen S. 405 in vollkommen überzeugender Weise darüber sagt, die ungerechten und zum Theil unsinnigen Beschuldigungen zurück, welche eine Parthey der Neider der preußischen Expedition über ihre Zerstörungswuth gemacht hat. Ist man doch in jenen blinden Verläumdungen so weit gegangen, daß man Lepsius und seinen Begleitern die Götterverstümmlungen im Tempel El Kab zugeschrieben hat, welche eine gründliche historische Forschung um 12 Jahrhunderte vor Christo hinaufstellen muß.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. August.

Nro. 21. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

I. The Natural History of the Varieties of Man.
II. Man and his Migrations.
III. The Ethnology of the British Colonies and Dependencies.
IV. Varieties of Mankind.

(Fortsetzung.)

I. Altaische Mongoliden, so benannt nach dem Altai-Gebirge, mit 2 Abtheilungen: 1) der serische, 2) der turanische Stock.

1) Der serische Stock. Physische Bildung: mongolische Sprachen entweder ganz aptotisch oder nur mit den Rudimenten einer Beugung. Hauptabtheilungen: Chinesen, Tibetaner, Anamesen, Siamesen, Kambodschianer, Birmanen, Mons und viele unfixirte Stämme. Der Verf. stellt also hier in Hinsicht auf ihre Sprachen Völker zusammen, welche durch die Chinesen, Tibetaner und Indo-Chinesen repräsentirt sind. Ihren Sprachen geht nicht nur eine ächte Beugung ab, sondern ihre getrennten Wörter bestehen auch gewöhnlich nur aus einer einzigen Sylbe, weßhalb sie eben als einsylbige Sprachen bezeichnet werden.

2) Der Turanische Stock. Physische Bildung nicht mongolisch, Sprachen nicht einsylbig. Abtheilungen: der mongolische, tungusische, türkische und ugrische Zweig.

Ueber die beyden ersten Zweige dieses Stocks haben wir keine Erinnerungen zuzufügen, wohl aber über die beyden folgenden.

Dem türkischen Zweige giebt der Verf. dieselbe geographische Ausdehnung, wie sie gewöhnlich angenommen wird, so daß also Völker von entschieden mongolischer Gestaltung mit andern von entschieden kaukasischen Formen in Verbindung kommen, und zwar auf den Grund hin, daß alle diese Völker einerley Sprache reden, mit so wenig Verschiedenheit, daß der Jakute vom Eismeere dem Türken von Konstantinopel verständlich seyn soll. Es ist ein merkwürdiger Umstand: Identität in der Sprache und Rassenverschiedenheit in der leiblichen Gestaltung, und zwar liefern hievon die türkischen (tatarischen) Völker nicht das einzige Beyspiel, sondern der Fall kehrt noch einigemal wieder. Wie läßt sich nun wohl dieser Gegensatz ausgleichen? Der Verf. ist im vorliegenden Fall der Meinung, daß in der türkischen Völker-Familie die mongolische Physiognomie eher die Regel als die Ausnahme sey, und daß die Türken der Türkey den exceptionellen Charakter dieser Familie aufzuweisen hätten. Wie er sagt, dürften uns diese beyden Thatsachen auch nicht befremden: Sprachenverwandtschaft zwischen Türken und Mongolen existire in hohem Grade, ebenso gleiche klimatische Verhältnisse; beydes lasse aber Aehnlichkeit der physischen Bildung erwarten. Andrerseits, wo der Türke am wenigsten dem Mongolen ähnlich ist, wissen wir, daß Vermischung statt gefunden habe. Daher will der Verf. zur Erklärung der Differenz zwischen Türken und Mongolen — nicht zur Erklärung der Aehnlichkeit — eine Vermischung annehmen.

Dieser Grund läßt sich allerdings hören; es kann aber auch die Annahme gestattet seyn, daß in

fernen Zeiten Völker kaukasischer und mongolischer Rasse mit ursprünglich verschiednen Sprachen in innige Verbindung mit einander kamen, so daß die Sprache der einen Rasse zuletzt auch von der andern angenommen wurde. Bekanntlich wurden früherhin Mongolen und Türken mit dem gemeinschaftlichen Namen der Tataren bezeichnet, weil einer der mongolischen Stämme diesen Namen trug, der nachher nach Unterjochung türkischer Völker auch auf diese übergieng. Durch dieses oder ein ähnliches älteres Ereigniß konnte die Sprache des einen Theils gegen die des andern aufgegeben werden, und als dann später die Verbindung sich wieder löste, blieb gleichwohl die Identität der Sprache noch übrig.

Daß bey Berührungen zweyer verschiedener Völker mit einander eine Sprache öfters gegen die andere aufgegeben wird, ist bekannt. Franken, Longobarden, Vandalen haben ihre eigne Sprache unter den von ihnen unterjochten Völkern eingebüßt, weil sie diesen an Bildung und noch mehr an Zahl nachstanden. Die Neger von Hayti haben gar die französische Sprache als die ihrige angenommen. Wüßten wir die näheren Verhältnisse nicht, unter denen dieß geschah, wären sie uns eben so verschleyert wie die frühesten Beziehungen der Türken und Mongolen zu einander, so würden wir zu einem grundirrigen Resultate gelangen, wenn wir aus der Gleichartigkeit der haytischen Sprache mit der französischen auf gemeinschaftliche Abstammung dieser zwey, ganz verschiednen Rassen angehörigen, Völker geschlossen hätten. Aehnliche Verbindungen mit nachfolgender Trennung mögen sich in ältern Zeiten mehrmals ereignet haben. Die Sprache des einen Theils konnte dabey verloren gehen, und die des andern dafür aufgenommen werden; nicht so der Rassencharakter, der trotz aller Vermischungen und daraus sich ergebenden Mittelformen doch eine unverwüstliche, hartnäckige Beständigkeit zeigt. Ein evidentes Beyspiel geben uns die Hunderassen, die bey aller möglichen Kreuzung doch immer noch ihre Haupttypen forterhalten.

Die sprachlichen Beziehungen sind demnach bey Feststellung der Menschenrassen nur mit großer Vorsicht zu gebrauchen, weil die Sprache ungleich leichter wandelbar und umtauschbar ist als die leibliche Gestaltung. Bey Auseinandersetzung der Menschenrassen muß unter den Merkmalen dem physischen Baue der erste Rang angewiesen werden; der Naturforscher wenigstens muß sich von ihm bey der Klassification ausschließlich leiten lassen. Trifft er auf Rassen-Differenz in der physischen Beschaffenheit bey gleichzeitiger Verwandtschaft der Sprache, so bleibt ihm nichts andres übrig, als nach jenem Merkmale die Völker auszuscheiden, und damit allerdings das Sprachenband zu zerschneiden. Er kann sich dabey beruhigen, daß er mit der Ausscheidung solcher Völker nach ihren Rassen nicht bloß den festen naturhistorischen Standpunkt gewahrt, sondern sicherlich auch naturgemäß nur das getrennt hat, was ursprünglich geschieden war, und erst später in Beziehung zueinander getreten ist, und nach einer ganz andern Richtung hin, nach der sprachlichen, sich geeinigt hat.

Unter dem finnischen Zweige des turanischen Stocks begreift der Verf. 1. die transuralischen Ugrier (Wogulen und Ostjaken), 2. die permischen Finnen (Permier, Syrjaenen und Wotjaken), 3. die Finnen der Wolga (Morduinen, Tscheremissen, Tschuwassen), 4. Finnländer von Finnland, 5. Esthen, 6. Lappländer, 7. Magyaren. Auch hier treffen wir wieder die mongolische Form, wie sie in den Lappländern auftritt, durch Sprachverwandtschaft in Verbindung mit Stämmen kaukasischer Rasse, und eben deßhalb sind jene vom naturhistorischen Standpunkte von diesen letzteren abzusondern, und dem mongolischen Typus zuzuweisen *).

II. Dioscurianische Mongoliden. Diese Benennung hat der Verf. von dem alten Seehafen Dioscurias, wo der Haupthandel zwischen Griechen und Römern stattfand, und woran die Bewohner des Kaukasus Theil nahmen, entlehnt. Er charakterisirt diese Gruppe als modificirte Mongolen mit wenigsylbigen, agglutinirten Sprachen, von denen keine serische Formen hätte, und am nächsten einer

*) Die nähere Nachweisung ist vom Ref. in diesen Blättern Band XXI. Nro. 172 bis 174 beygebracht worden.

aptotischen Beschaffenheit komme. Als hauptsächliche Abtheilungen bezeichnet er: 1. Georgier, 2. Lesgier, 3. Mizjejen, 4. Ironen (Osseten), 5. Tscherkessen.

Man wird nicht wenig erstaunt seyn, hier vom Verf. unter dem mongolischen Typus Völker eingereiht zu sehen, die bisher von allen Anthropologen der kaukasischen Rasse zugewiesen, ja von Blumenbach sogar, nach dem berühmten, in seiner Sammlung befindlichen Schädel einer Georgierin, ihren schönsten Formen zugezählt wurden; ein Lob, das alle späteren Beobachter bestätigten. Der Verf. verhehlt es sich auch nicht, daß er mit seiner Einreihung der Kaukasier inmitten der Mongolen eine Behauptung ausgesprochen habe, die wohl unter allen, die sich in seinem Buche fänden, die meiste Anfechtung erleiden würde; allein die bisherigen Annahmen seyen eben unhaltbar, und somit müsse er ihnen widersprechen.

Was die Zusammenstellung der dioskurianischen Völker mit den Europäern anbelange, so beruhe selbige, wie der Verf. argumentirt, lediglich auf dem Schädel der Georgierin, den Blumenbach erhielt und der von ihm als der schönste in seiner ganzen Sammlung erklärt worden sey. Niemals habe aber ein Schädel in der Wissenschaft mehr Unheil angerichtet als dieser. Zwar wolle er es nicht bestreiten, daß dieser Schädel den ächt georgischen Typus repräsentire, er sey auch nicht im Stande, physiologische Einwendungen, die vom physischen Baue der Georgier und Tscherkessen hergenommen wären, aufzubringen, auch fehle es ihm an osteologischen Belegstücken; allein er müsse doch an die von dem mongolischen Gebiete ganz verschiedenen klimatischen Verhältnisse des Kaukasus erinnern, und daß nur unter den Häuptlingen die Schönheit der männlichen Bevölkerung sich zeige, während das Landvolk plump und ungelenk sey.

Was die Verwandtschaft der dioskurianischen Sprachen anbelange, argumentirt der Verf. weiter fort, so hätten zwar Klaproth und Bopp eine solche mit der indo-europäischen finden wollen, allein seitdem Rosen eine Skizze der ossetischen Grammatik vorgelegt habe, halte er jene Meinung für falsch, und glaube vielmehr, daß das Ossetische mehr chinesisch als indo-europäisch sey. Schon früher habe er lediglich nach einer Vergleichung der Wörter die Behauptung aufgestellt, daß die dioskurianischen Sprachen die genaueste Verwandtschaft mit den aptotischen zeigten, und aus grammatischen Gründen sey bald darauf Norris zu derselben Meinung gekommen.

So lauten die Argumente, die der Verf. zur Unterstützung seiner Ansicht, daß die kaukasischen Völker unter den Mongoliden Platz nehmen müßten, aufführt. Offenbar ist es nur die von ihm angenommene Sprachen-Verwandtschaft, die ihn hiebey geleitet hat. Damit hat er aber einen Mißgriff gemacht, ungleich reeller und gefährlicher als der, dessen er Blumenbach bezichtigt, und gegen den man zeitig einschreiten muß, bevor er seinen verwirrenden Einfluß in der Anthropologie ausüben kann. Wir können es hiebey ganz dahin gestellt seyn lassen, ob die Sprachen der genannten Völker an den indo-europäischen oder an den chinesischen Sprachenkreis sich anschließen; wir können sogar, was freylich noch lange nicht erwiesen ist, mit dem Verf. das Letztere annehmen, und doch folgt daraus nichts weniger als daß die kaukasischen Völker Mongoliden sind. Im Gegentheil, ihre Körperbeschaffenheit ist von ächt europäischem Typus. Dieß beweist nicht bloß Blumenbach's Georgier-Schädel, sondern dieß beweisen alle Berichte und alle Abbildungen, die wir von Georgiern, Tscherkessen und andern kaukasischen Völkern besitzen. Diese Thatsache ist unanstreitbar, und an ihr müssen wir festhalten. Die Frage, ob die Sprachenverwandtschaft zwischen Kaukasiern und Chinesen etwa aus einer vorhistorischen Zeit, in der die Differenzirung des Menschengeschlechtes in Rassen noch nicht stattgehabt hatte, herrührt, oder ob diese Differenzirung erfolgte, mit Beybehaltung der gemeinsamen Sprache, oder ob die Sprachenverwandtschaft erst nach Beendigung der Rassenausscheidungen durch Adoption der Sprache der einen Rasse von der andern erfolgte, diese Frage ist der Art, daß wir keine Mittel zu ihrer Beantwortung haben, und eine solche deßhalb auch gar nicht mit irgend einer Sicherheit versucht werden kann. Jedenfalls ist die Sprache das flüssige und

leicht veränderliche Element, der physische Rassencharakter dagegen, nachdem er einmal in die Erscheinung getreten, ist fest und behauptet sich in seiner Selbstständigkeit mit Hartnäckigkeit, zumal da wo, wie im Kaukasus, keine Vermischung mit anderartigen Rassenelementen vorkommt, während wir allerdings nicht läugnen wollen, daß eine solche anderwärts, z. B. zwischen Lappen und Finnen, die Rassengegensätze durch Mittelformen ineinander übergeleitet hat. Wir wiederholen, was wir schon vorhin behauptet haben, die Vertheilung der Völker unter die Hauptrassen kann lediglich nur nach der Beschaffenheit des physischen Baues vorgenommen werden. Wer die sprachlichen Beziehungen in den Vordergrund stellen will, wie es der Verf. gethan hat, kommt nicht selten zu ganz naturwidrigen Gruppirungen, wovon die Einreihung der kaukasischen Völker unter die mongolische Rasse eines der frappantesten Beyspiele ist.

III. Oceanische Mongoliden. In 2 Hauptabtheilungen, vom Verf. als amphinesischer und kelaenonesischer Stock bezeichnet, die [mit Ausnahme der Inseln Mauritius, Bourbon, den Seschellen, Maldiven, Lakkediven und dem japanischen Reiche] über alle bewohnten Landstrecken des indischen und stillen Oceans verbreitet und fast ausschließlich insular sind.

1) Amphinesier. Körperbeschaffenheit modificirt mongolisch. Färbung in verschiedenen Tönen von Braun oder Olivenfarben, selten schwarz. Haare schwarz und schlicht, selten wollig, öfters, aber nicht oft, wollig und lockig. Sprachen nach allgemeiner Annahme eine gewisse Proportion malayischer Wörter enthaltend. Gebiet: malayische Halbinsel, indischer Archipel, Polynesien, Madagaskar? Abtheilungen: Protonesier, Polynesier, Malegassen?

a) Protonesier, verbreitet über die malayische Halbinsel, die sundaischen Inseln, Molukken, Philippinen u. s. w. Bey dieser Abtheilung ist nichts weiter zu erinnern, als daß der Verf. von seinem linguistischen Standpunkte aus die schwarze Bevölkerung, die sich hie und da im Innern der Philippinen und Malakkas findet, unter die Protonesier einreiht, weil bey ihnen, wie er sagt, die Differenz in der Sprache geringer als die der Form und Färbung ist.

b) Polynesier, dieß Wort in der gewöhnlichen Bedeutung genommen. Die Unterscheidung zwischen Micronesiern und eigentlichen Polynesiern behält der Verf. bey.

c) Malegassen; hinsichtlich dieser wird auf Afrika verwiesen. Was er indeß dort sagt, hat uns nicht befriedigt und kann daher hier übergangen werden.

2) Kelaenonesier. Körperbeschaffenheit: modificirte amphinesische Negritos. Haut rauh und hart, eher schwarz als braun oder olivenfarbig. Haare eher kraus, lockig und wollig [?] als schlicht; schwarz. Von den Sprachen nicht allgemein angenommen, daß sie eine gewisse Proportion malayischer Wörter enthalten, obwohl dieß der Fall ist. Gebiet: Neu-Guinea, Neu-Irland, Salomonsinseln, Louisiade, Neu-Hebriden, Neu-Caledonien, Neu-Holland, Vandiemensland. Abtheilungen: Papuas, Australier und Tasmanier.

a) Papuas. Kelaenonesier, eher mit krausen, lockigen, frisirten und wolligen [?] als schlichten Haaren. Gebiet: die Inseln der nordwestlichen Ecke von Neu-Guinea, Neu-Guinea, Neubritannien, Neu-Irland, Admiralitäts-Inseln, Louisiade, Salomons-Inseln, Vanikoro [?], Neu-Hebriden, Neu-Kaledonien, Vidschi-Archipel [?].

b) Australier [Neu-Holländer], Kelaenonesier mit gewöhnlich schlichten oder wolligen, bisweilen gekräuselten Haaren. Sprache: in vielen sehr abweichenden Dialekten, gleichwohl erscheint die Annahme einer fundamentalen Einheit derselben als vollkommen gerechtfertigt.

c) Tasmanier auf Vandiemensland, Negritos mit gelockten, gekräuselten oder wolligen Haaren, d. h. vom Charakter der Papuas.

(Fortsetzung folgt.)

// Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. August.

Nro. 22. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

I. The Natural History of the Varieties of Man.
II. Man and his Migrations.
III. The Ethnology of the British Colonies and Dependencies.
IV. Varieties of Mankind.

(Fortsetzung.)

Die Zusammenstellung der malayisch-polinesischen Rasse mit der der Papuas und Neu-Holländer kann Ref. von seinem Standpunkte aus nur für verfehlt erachten; ob sie vom linguistischen aus gerechtfertigt werden kann, wird sich erst bey gründlicherer Kenntniß der Sprachen der Australneger beurtheilen lassen.

IV. Hyperboraeische Mongoliden. Hieher die Samojeden, Jeniseyer und Jukahiten, mit agglutinirten, weder einsylbigen, noch wenigsylbigen Sprachen. Der Verf. will diese Abtheilung nur als eine provisorische betrachtet wissen, indem weitere Untersuchungen sie vielleicht bloß als eine Unterabtheilung der turanischen oder der halbinsularen Mongoliden erklären dürften.

V. Halbinsulare Mongoliden. Physischer Bau, mongolisch; Sprachen agglutinirt, in einigen Fällen übermäßig vielsylbig. Abtheilungen: 1. Koreer, 2. Japaner, 3. Ainos, 4. Korjaken [Tschuktschen], 5. Kamtschadalen. — Der Verf. vereinigt diese Völker, weil die japanische und koreanische Sprache, im Vergleich mit der chinesischen, nicht einsylbig, die kamtschadalische und korjakische im Vergleich mit dem jakutischen türkisch und dem lamutischen tungesischen, nicht turanisch ist; weil ferner die halbinsularen Sprachen eine allgemeine glossoriale Verbindung miteinander haben [die grammatische Struktur ist nur von der japanischen bekannt], und weil sie endlich eine allgemeine glossoriale Verbindung mit den amerikanischen Sprachen haben, denen sie nach der Meinung des Verf. näher als irgend einer andern stehen.

VI. Amerikanische Mongoliden. Unter dieser Benennung begreift der Verf. sämmtliche Völker, welche Amerika nach seiner ganzen Ausdehnung bewohnen. Zu dieser Vereinigung sieht er sich berechtigt, weil trotz der großen Anzahl verschiedener Sprachen doch eine gewisse Verwandtschaft unter ihnen nachgewiesen werden kann.

Zuerst wendet sich der Verf. mit seiner Betrachtung den Eskimos zu. Er erkennt es an, daß während diese den ächt mongolischen Charakter an sich tragen, die nordamerikanischen Indianer in ihrer am meisten typischen Form nichts mongolisches in ihrer Physiognomie zeigen. Dagegen weist er mit Recht darauf hin, daß diese scharfe Abgrenzung nur auf der atlantischen Seite von Nordamerika stattfindet, daß dagegen die Eskimos des russischen Amerika's und der Theile, welche dem stillen Ocean zugewendet sind, so wenig durch eine scharfe Demarcationslinie von den eigentlichen Indianern oder der sogenannten rothen Rasse getrennt sind, daß sie allmählig in diese übergehen, sowohl in Sitten und Gebräuchen als im Ansehen.

Zu den Eskimos zählt der Verf. die Aleuten, indem zahlreiche Wörterverzeichnisse beweisen,

daß die Bewohner der Aleuten Unalaschkas und Kadjaks alle Eskimos sind. — Ferner die Namollos, die asiatischen Eskimos von Tschuktschilloß bis zur Mündung des Anadyr, die vom Hauptstock noch nicht lange getrennt zu seyn scheinen, wie die Aehnlichkeit ihrer Sprache mit der der amerikanischen Eskimos ausweist. Dann die Konaegen von Kadjak und der Halbinsel Alaschka, die Tschugatsen von Prinz William's Sund und die Kuskokwim vom Cap Rodney bis zur Halbinsel Alaschka. Dieß ist die Richtung der Eskimos auf der asiatischen Seite von Amerika; am entgegengesetzten Ende wohnen die Grönlander und zuletzt folgen die eigentlichen Eskimos.

Von der Sprache der Kaloschen meint der Verf., daß sie wohl eher als eine Unterabtheilung der eskimoischen, denn als eine gesonderte eigenthümliche Sprache anzusehen seyn dürfte.

Wir können dem Verf. hier nicht weiter in das weitläufige Detail seiner Untersuchungen über die amerikanischen Mongoliden folgen, sondern nur noch bemerklich machen, daß er sich ebenfalls zu der Annahme bekennt, daß während die amerikanischen Sprachen in den Wörtern differiren, sie im grammatischen Baue große Uebereinstimmung zeigen, so daß, nach der gewöhnlichen Annahme, diese sogar über die Differenzen überwiegt.

VII. Indische Mongoliden. Physische Bildung von zwey extremen Formen: a) Farbe dunkel oder selbst schwarz, Haut rauh, Nasenprofil abgeflacht, Wangenbeine vorspringend, Lippen dick, Haare grob und gewöhnlich schlicht, Bart spärlich, Glieder öfter schlank als massiv, Statur öfters klein als groß. b) Farbe bräunlich, bisweilen von großer Helle und Feinheit, Haut fein, Nase adlerartig, Augenbrauen gebogen und fein, Stirnprofil senkrecht, Kopf dolichocephalisch, Wangenbeine mässig, Lippen dünn, Statur bisweilen groß, Gliedmassen öfters stark, ganzer Körper gut geformt, selbst wenn nicht muskulös, Gesicht oval mit regelmäßigen und ausdrucksvollen Zügen. Gebiet: Hindostan, Kaschmir, Ceylon, Malediven, Lakediven und ein Theil von Beludschistan. Abtheilungen: 1. Tamulen, 2. Pulinda, 3. Brahui, 4. Indo-Gangetiker, 5. Purbutti, 6. Kaschmirer, 7. Cingalesen, 8. Maldivier.

Zur Charakteristik der wichtigsten unter diesen Abtheilungen mögen folgende Schilderungen des Verf. dienen.

Die Tamulen bewohnen ganz Dekan, vom Kap Komorin bis Goa westlich, und von da hinüber nach Tschicacole östlich. Physische Bildung, hauptsächlich vom ersten Typus. Farbe öfter schwarz als hell brünett, Letzteres jedoch der Fall bey gewissen Bergbewohnern [den Pudahs der Nilgherries]. Hohe Statur und Adlernase seltener als bey den indo-gangetischen Stämmen; Lippen oft dick; Kiefer oft vorstehend. Physiognomie im Allgemeinen manche übereinstimmende Punkte mit dem Afrikaner zeigend. — Sprache: Sanskrit-Wörter im Verhältniß zu dem nicht-heidnischen Charakter des Stammes, von dem sie gesprochen wird, enthaltend; sie sind jedoch in keinem Falle so häufig, daß sie die Annahme des ursprünglichen nicht-sanskritischen Charakters der Sprache verhindern.

Die Pulindas, nördliche Völker, meist Gebirge bewohnend, gehören ausschließlich zum ersten Typus und nähern sich den serischen Mongoliden an.

Die indo-gangetischen Indier, das nördliche Indien bewohnend, sind oft vom zweyten Typus und liefern fast ausschließlich dessen charakteristische Exemplare. Die Sprachen nicht-sanskritisch hinsichtlich der Grammatik, aber so voll von Sanskrit-Wörtern, daß sie als sanskritischen Ursprungs erscheinen.

Wegen der Rechtfertigung der Einreihung aller Völker Vorderindiens unter die Mongoliden verweist der Verf. auf seine spätere Charakteristik der Japetiden, weßhalb auch von uns erst dort die Rede davon seyn soll.

Die zweyte Hauptabtheilung, die der Verf. unter den Menschen-Varietäten annimmt, sind die von ihm so genannten Atlantiden, der Hauptsache nach Blumenbach's äthiopischer Rasse entsprechend, aber freylich mit einer Erweiterung dieses Begriffes, welcher uns in nicht geringe Verwunderung setzen mußte, wenn wir aus dem Vorhergehen-

den nicht bereits wüßten, daß der Verf. von einem ganz andern Standpunkte, als den der Naturhistoriker einnimmt, bey Festsetzung seiner Abtheilungen ausgeht. Er nimmt aber 7 Gruppen unter seinen Atlantiden in folgender Weise an.

I. Negro-Atlantiden. Die eigentlichen Neger, in Westafrika vom Senegal bis zum Gabun-Fluße und im Sudan.

II. Kaffer-Atlantiden. Ihr Gebiet bestimmt der Verf. als westliches, centrales [?] und östliches Afrika, nördlich vom Aequator an bis südwärts vom Wendekreise des Steinbocks.

III. Hottentott-Atlantiden. Bey diesen 3 Gruppen ist nichts weiter zu erinnern; es sind diejenigen, welche Blumenbach's äthiopische Rasse ausmachen. Dagegen führt uns der Verf. noch 4 andere vor, welche von den neueren Anthropologen der kaukasischen Rasse zugerechnet werden, weßhalb es nothwendig ist die Gründe zu hören, welche ihn bewogen haben, dieselben einem ganz andern physischen Typus anzureihen.

IV. Nilotische Atlantiden. Physische Beschaffenheit: „modificirte Neger, in manchen Fällen der arabischen Bildung sich annähernd". Hauptabtheilungen: 1. Gallas, 2. Agows, 3. Nubier, 4. Bischari. Warum der Verf. diese Völker hieher stellt, gibt sich aus folgenden Aeußerungen zu erkennen.

„Die Thatsache, daß sowohl die Galla- als Agow-Sprache durch das amharische in die mehr typischen semitischen Sprachen übergeht, und daß die erstere [außer manchen unläugbaren Verwandtschafts-Beziehungen zum Koptischen] eben so gut subsemitisch als das Berberische ist, ist eine der vielen Erscheinungen, welche die breite Grenzlinie, die so oft zwischen den semitischen und afrikanischen Nationen gezogen wird, niederreißen". — Ferner: „die Verwandtschaft zwischen dem Nubischen von Nubien und der Sprache der Koldagi von Kordofan [vom Verf. zu den Negro-Atlantiden gezählt] wurde zuerst von Rüppell bemerklich gemacht und ist allgemein angenommen. Andrerseits sind die Beziehungen der Koldagi nicht nur zu den Furiern von Darfur, sondern zu den mehr ächten Negro-Schilluks ꝛc. ebenso dargethan. Daher geschieht der Uebergang der Aegypter zu den östlichen Negern durch die Nubier."

V. Amazirgh-Atlantiden. Der Verf. bedient sich dieses Namens, der einem der Kabylenstämme von Algier eigen ist, statt des gewöhnlicheren der Berbern. Nach seiner Charakteristik ist ihre physische Beschaffenheit bisweilen eine Modifikation des Neger-, bisweilen des arabischen Typus. Ihre Sprachen werden gewöhnlich als ein eigenthümliches Vocabularium enthaltend betrachtet, aber mit einer subsemitischen [wenn nicht absolut semitischen] grammatischen Struktur. Hauptabtheilungen: 1. Siwaner, von der Oasis Siwah, dem alten Ammonium, 2. Kabylen vom Atlas, 3. Tuariks der Sahara, 4. Guanchen der kanarischen Inseln.

VI. Aegyptische Atlantiden. Hierunter begreift der Verf. die alten Aegypter und die modernen Kopten, insofern letztere, was selten der Fall ist, unvermischten Blutes sind.

„Die Untersuchungen von Benfey und Andern", sagt er, „haben die Ausdehnung, bis zu welcher die ägyptische Sprache, die von Morton haben die Ausdehnung, bis zu welcher das ägyptische Knochengerüste semitisch ist, gezeigt; auch hat diese Seite der Frage so viel Anerkennung gefunden als die Nachweise rechtfertigen. Die Bestimmung der, so zu sagen, andern Ansicht der ägyptischen Sprache ist mit weniger Erfolg versucht worden. Klaproth verglich sie mit der kaukasischen: die Angabe Herodots von der ägyptischen Abstammung der Colchier zeige eine solche Beziehung an. Bunsen verband sie mit der indo-europäischen: die frühe Entwicklung der ägyptischen Bildung zeige dieß an. Die wirklichen Verwandtschaften sind die, welche die geographische Lage anzeigt, nämlich mit den berberischen, nubischen und Galla-Sprachen, und durch diese mit den afrikanischen allen zusammen genommen, von Negern oder Nicht-Negern."

Er macht dabey aufmerksam auf ein kurzes Verzeichniß von Wörtern, welche das Koptische mit afrikanischen Sprachen gemein hat; selbiges hat er mitgetheilt in den Transact. of the British Association for the advanc. of science. 1847.

VII. Semitische Atlantiden. Hieher zählt der Verf. die Syrier, Assyrier, Babylonier, Phönicier, Beni Terah [Israeliten], Araber und Aethiopier [Abyssinier]; fragweise die Solymen, Kappadocier, Elamiten, Cyprier, Philistäer, Kanaaniter. — Von seinem linguistischen

Standpunkte aus meint der Verf., daß kein Irrthum größer sey als zu wähnen, daß Verbindung mit dem semitischen Stamme synonym sey mit Trennung vom afrikanischen. Ref. meint dagegen vom naturhistorischen Standpunkte aus, daß die Verbindung der Semiten mit den Negern nicht minder oder selbst noch mehr naturwidrig sey als die der Tscherkessen und Georgier mit den Chinesen.

Die dritte und letzte Hauptabtheilung der Varietäten des Menschengeschlechts bilden die Japetiden. Nach der großen Reduction, die der Verf. mit dieser Section vorgenommen, bleiben ihm noch 2 Gruppen übrig.

I. Occidentalische Japetiden. „Sprachen von der gemeinschaftlichen Muttersprache nach der Entwicklung der Personen der Zeitwörter, aber von der Entwicklung der Casus der Hauptwörter getrennt; evident agglutinirt.“ — Hieher zählt der Verf. bloß die Kelten.

II. Indo-germanische Japetiden. „Sprachen von der gemeinschaftlichen Muttersprache nach der Entwicklung der Personen der Zeitwörter getrennt; weniger evident als das Keltische agglutinirt“. Der Verf. bringt sie in 2 Klassen.

a) Europäische Indo-Germanen mit 3 Unterabtheilungen: der gothischen, sarmatischen [Letten und Slaven] und mittelländischen [hellenischer und italischer Zweig].

b) Iranische Indo-Germanen. Diese ganze Klasse, welche die Völker von Kurdistan, Persien, Beludschistan, Affghanistan und Kafferistan umfaßt, bezeichnet der Verf. als eine hypothetische. Zur Rechtfertigung dieser Behauptung giebt er folgende Erläuterungen.

Die Sanskrit-Sprache hat eine Grammatik von derselben Reichhaltigkeit und Complicität wie die griechische und ein Vocabularium, welches sie unter die Reihe der indoeuropäischen Sprachenklasse stellt. Sie ist die Sprache der religiösen und literarischen Schriften der brahminischen Hindus; das Ramayana und Mahabharata wird von Sanskrit-Kennern in's zweyte Jahrhundert vor Christo gesetzt. Eine mehr alterthümliche Form davon ist die Sprache der Vedas, die Einige 1400 Jahre v. Chr. annehmen. Eine andere Form, die sich dem alterthümlichen Charakter der Veda annähern soll, ist die Sprache der Keilschriften, soweit sie persisch sind; das Datum derselben ist die Regierung von Darius. Eine Form, [das Pali] minder alterthümlich als das Sanskrit der Mahabharata, ist in den Inschriften aus den Zeiten der Seleukiden in Babylon gefunden worden; als solche in Urkunden älter als die der nicht-vedaischen Sanskrit-Literatur. Dasselbe Pali ist die Sprache der Buddhistischen Religion und Literatur in Indien, in Ceylon, in der Halbinsel jenseits des Ganges, in Tibet und in der subhimalayischen Gebirgskette. Das Zend, eine dem eigentlichen Sanskrit nah verwandte Form, ist die Sprache der ältesten parsischen religiösen Bücher, der Zendavesta. Zuletzt die Inschriften auf den indo-baktrianischen Münzen der Nachfolger Alexanders sind entweder sanskritisch oder fast sanskritisch.

Der Verf. hält es für passend, diese verschiedenen Sprachreformen, wenn man sie als eine Klasse zusammenfassen will, als iranische zu bezeichnen. Er will auch gleich darauf aufmerksam machen, daß die Annäherung des Persepolitanischen aus einer so späten Zeit als die Regierung des Darius an den vedaischen Dialekt, der ohngefähr tausend Jahre älter seyn soll, die Annahme des Alters der Vedas schwankend macht. Ferner will er auf eine weitere Inconvenienz der gewöhnlichen Annahme, daß die Inschriften den Pali-Charakter tragen, hinweisen, indem nämlich die ältesten Urkunden in der neuesten Form der Sprache verfaßt wären. Indeß gesteht er zu, daß dieß nur untergeordnete Bedenken wären, der Hauptpunkt sey die Aufzählung der iranischen Indo-Germanen, d. h. derjenigen Völker und Stämme, welche von den Sprechern der iranischen Sprachen, sey es das eigentliche Sanskrit, das Sanskrit der Vedas, Pali, Zend oder das Persepolitanische, abstammen; Sprachen, von denen bemerklich gemacht werden muß, daß sie nach dem dermaligen Stande unserer Untersuchungen todte Sprachen sind.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. August.

Nro. 23. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

I. **The Natural History of the Varieties of Man.**

II. **Man and his Migrations.**

III. **The Ethnology of the British Colonies and Dependencies.**

IV. **Varieties of Mankind.**

(Fortsetzung.)

Welches sind also diese Stämme und Nationen? So fragt der Verf., und hören wir nun, wie er die Beantwortungen dieser Frage beurtheilt.

„Die Antwort auf diese Frage bezeichnet uns die iranischen Indo=Germanen. — Als die Sanskrit=Literatur von Indien zuerst Aufmerksamkeit erregte, lautete die Antwort auf obige Frage: alle Völker von Hindostan. Die ersten Untersuchungen [von Ellis u. A.] über die Sprachen des südlichen Indiens zeigten, daß wenigstens die tamulische nicht in diese Kategorie gehöre. Weitere Untersuchungen [von Stevenson u. A.] lieferten Gründe, um die Mahratten=Sprache eher tamulisch als iranisch zu machen; nicht als ob das Vocabularium nicht sanskritisch wäre, wohl aber daß die Grammatik solcher Art sey, daß sie nicht aus der Grammatik dieser Sprache konnte entwickelt worden seyn. Indem so der nicht=sanskritische Charakter der Grammatik einer indo=gangetischen Sprache hervorgehoben wurde, verlor die unläugbare Thatsache, daß ein großer Procentgehalt an Wörtern sanskritisch ist, an Werth als Zeichen einer philologischen Verwandtschaft. Daraus ergab sich eine Anwendung der kritischen Prüfung, welche die mahrattische Sprache abgelöst hatte, auf die andern [anscheinend] minder bezweifelbaren iranischen Dialekte des nördlichen Indiens: das Udiya, Gujerati, Hindi und Bengali. Schreiber dieses meint, daß sie auch diese loslöst; eine Meinung, zu der er eben so sehr durch das, was von den Vertheidigern, als durch das, was von den Gegnern ihres sanskritischen Ursprungs gesagt wurde, gebracht worden ist. Es gibt nicht leicht einen bessern Beweis hiefür, als der in einer sehr geschickten Dissertation von Max Müller [Transact. of Brit. Associat. for the adv. of science, 1847] enthaltene. Dennoch ist er so ungenügend, daß er fast das Gegentheil darthut. Nur alles dieses geht darauf hin, zu zeigen, daß man sich nach iranischen Indo=Germanen nicht in Indien umsehen darf, außer, wie sichs von selbst versteht, als ein fremdes Element zur ursprünglichen tamulischen Bevölkerung".

Wo sie anderwärts zu suchen sind, diese Frage führt den Verf. zum persischen Stamme [in Persien, Beludschistan, Afghanistan, Bochara, Kaffeïristan] d. h. zu der vorhin angeführten Abtheilung b zurück. Ihre Sprachen erklärt er als unläugbar sanskritisch hinsichtlich eines großen Procentgehaltes an Wörtern, aber nicht unläugbar sanskritisch in Bezug auf ihre grammatische Struktur. Wegen letzteren Verhaltens hat der Verf. dieser Abtheilung einen provisorischen Charakter zugeschrieben. Die Kritik oder vielmehr der Scepticismus, welcher von Andern auf die indo=gangetischen Sprachen Hindostans angewendet wurde, wird demnach vom Verf. auf die persische ausgedehnt. Wenn dem so ist, schließt er zuletzt, so bleibt die Nation, welche zu einer und derselben Zeit asiatisch und indo=germanisch ist, noch zu entdecken übrig; er will dabey erinnern, daß sie indo=germanisch lediglich durch ihre Verwandtschaft mit den Sprechern des Sanskrit ist. Wo aber diese Nation zu finden ist, diese Frage läßt er ungelöst.

„Mehr begierig, die Aufmerksamkeit auf die zahlreichen ethnologischen Schwierigkeiten zu richten, welche aus der Annahme der currenten Meinung bezüglich der Verwandtschaften zwischen den unzweifelhaften Indo-Germanen von Europa und den zweydeutigen Indo-Germanen von Asien [darunter eine eingeborne und ursprüngliche Bevölkerung verstehend], entsprungen sind und sogar entstehen mußten, enthalte ich mich jedes positiven Ausdrucks einer Meinung über den Bezirk, von welchem die Sanskrit-Sprache entsprang. Daß die Sprache, welche in derselben Beziehung zu ihr wie das Italienische zum Lateinischen steht, noch erst entdeckt werden muß, davon bin ich fest überzeugt; hiezu will ich noch zufügen, daß ich, außer in Kleinasien oder Europa, nicht weiß, wo nach ihr zu suchen ist“.

Was übrigens seine Classifikation der von ihm sogenannten indischen Mongoliden anbelangt, so will er zur Rechtfertigung, daß er die indo-gangetische Abtheilung als tamulisch bezeichnete, hervorheben, daß diese Stellung keineswegs mit der Beziehung ihrer Sprachen zum Sanskrit stehe oder falle. Würde nämlich selbst ein unläugbarer sanskritischer Ursprung für diese Abtheilung nachgewiesen, so würde die Beschaffenheit ihrer physischen Form noch immer den Forscher zur Frage berechtigen, ob sie doch nicht Tamulen, deren Sprache durch eine eingeführte ersetzt wurde, seyn möchten.

In letzterem Falle will also doch der Verf. dem festeren Elemente, der physischen Bildung, den Vorrang vor dem flüssigeren, der Sprache, belassen. Es wird sich nur dabey fragen, ob die physische Beschaffenheit der Bewohner Vorderindiens in der That den mongolischen Rassencharakter oder den kaukasischen aufzuweisen hat. Lassen hat bekanntlich wenigstens drey Völkerstämme, die Vorderindien bewohnen, angenommen: die Arier (die eigentlichen Hindu), die derkhanischen Völker und die Vindhja-Stämme. Die Sprache der beyden letzteren ist ganz verschieden von der arischen und auch die physische Bildung der Vindjha-Völker wird als verschieden angegeben; dagegen rechnet Lassen in dieser Beziehung die dekhanischen Indier mit den arischen zur kaukasischen Rasse. Pickering hat zwar diese in zwey verschiedene Rassen gebracht, erkennt aber selbst an, daß keine standhafte Abgrenzung zwischen ihnen gezogen werden könne. Daß die eigentlichen Hindus ihrer leiblichen Beschaffenheit nach vom ächt kaukasischen Typus sind, ist eine so ausgemachte Thatsache, daß sie auch vom Verf. selbst zugestanden wird. Und daß in dieser Beziehung ebenfalls die dekhanischen Indier (abgesehen von den nur unvollkommen gekannten Vindhja-Stämmen) zunächst an jenen Typus sich anreihen und von den nördlichen Indiern hauptsächlich nur durch viel dunklere Färbung sich unterscheiden, hat selbst Pickering hervorgehoben. Die dunkle Färbung der südlichen Indier kann aber sowohl von dem heißeren Klima, als längs der Küste von der Vermischung mit Malayen herrühren. Es ist wenigstens bekannt, daß die nördlichen Indier, wenn sie nach Dekhan einwandern, in den folgenden Generationen eine so dunkle Färbung als die Eingebornen erlangen, und die Nachkömmlinge der Portugiesen übertreffen an Schwärze zum Theil sogar noch die letzteren. Demnach können wir des Verf. Rubrik: indische Mongoliden, nicht anerkennen.

Hiemit beschließen wir unser Referat über Lathams Naturgeschichte der Menschen-Varietäten. Was die in diesem Werke niedergelegten linguistischen Untersuchungen anbetrifft, so muß sich freylich Ref. jedes Urtheils über ihre Richtigkeit enthalten, da er selbst Studien dieser Art niemals betrieben hat; wohl aber wird er das Bekenntniß ablegen dürfen, daß ihm des Verf. Darstellungen der Sprachenverwandtschaften der Völker von großem Interesse und vielseitiger Belehrung gewesen sind. Dagegen muß Ref. es zum Schlusse nochmals als einen großen Mißgriff erklären, daß der Verf. in seiner Naturgeschichte der Menschen-Varietäten von der linguistischen Betrachtung als der maßgebenden ausgegangen ist. Die Naturgeschichte hat ihren Gegenstand nach den naturhistorischen Verhältnissen, d. h. nach der physischen Beschaffenheit, zu klassificiren und jede andere Klassificationsweise ist eben nicht mehr eine naturhistorische. Der Verf. hat daher jedenfalls einen falschen Titel für sein Buch gewählt: statt einer Naturgeschichte der Menschen-Varietäten hat er eine Klassification der Sprachengruppen geliefert und an diese die Völker ohne weitere Rücksicht auf ihre

Rassenverhältnisse vertheilt. Dieser linguistische Standpunkt ist an und für sich ein wohlberechtigter, und deßhalb hätte ihn auch der Verf. auf dem Titel seines Buches zur Vermeidung jedes Mißverständnisses gleich entschieden ankündigen sollen.

* * *

Wir gehen nun über zu Lathams zweyter Schrift: Der Mensch und seine Wanderungen. Sie ist entstanden aus sechs Vorlesungen, welche er in der Mechanics Institution zu Liverpool hielt, und die er hier in einer erweiterten und mehr systematisch gehaltenen Form dem Drucke übergeben hat. Wir können uns bey Anzeige dieses Buches um so kürzer fassen, da es in vielen Stücken auf das vorhergehende fußt.

Nach weitläufigen allgemeinen Betrachtungen, in denen unter andern er auch die Annahme eines einzigen Stammpaares für gerechtfertigt hält, kommt der Verf. im vierten Kapitel auf die Verbreitung des Menschengeschlechtes zu sprechen und hier ist es, wo er in ganz eigenthümlicher Weise diesen Gegenstand behandelt, so daß wir dieselbe in nähere Erörterung ziehen müssen.

Wenn die bewohnte Welt, so beginnt der Verf. seine Betrachtungen, eine große kreisförmige Insel wäre, wenn von ihrer Bevölkerung angenommen würde, daß sie sich über die Oberfläche derselben von einem einzelnen Punkte aus verbreitet hätte, und wenn dieser einzelne Punkt zugleich nicht bestimmt und erst der Erforschung bedürftig wäre, was würde die Methode unserer Untersuchungen seyn? Wir müßten dabey fragen, welcher Punkt uns den gegenwärtigen Sachverhalt mit dem geringsten Betrag an Wanderung erklären würde und müßten dabey von dem einfachen Princip, die Ursachen nicht unnöthig zu vermehren, ausgehen. Alsdann würde die Antwort lauten: der Mittelpunkt. Von diesem aus könnten wir die Theile um den Umkreis bevölkern, ohne eine Wanderungslinie länger als einen halben Durchmesser zu machen und ohne eine der zahlreichen derartigen Linien länger als die andere anzunehmen. Dieß letztere sey der Hauptpunkt, der uns zu dem Centrum als einer der hypothetischen Geburtsstätte hinwiese, denn sobald wir sagen wollten, daß irgend ein Theil des Umkreises durch eine längere oder kürzere Linie als ein anderer erreicht worden sey, würden wir eine specifische Behauptung machen, die auch specifische Argumente zu ihrer Unterstützung erforderte. Diese mögen existiren oder nicht. So lange sie indeß nicht vorgebracht sind, dürften wir an unserem conventionellen und provisorischen Mittelpunkt festhalten, jedoch mit Anerkennung seines provisorischen und conventionellen Charakters und seine Existenz nur so lange für gültig ansehend, als die Untersuchung nach etwas mehr Reellem und Bestimmtem im Gange ist. Hinsichtlich der Erde, wie sie ist, könnten wir aber, wie der Verf. zufügt, etwas der Art ausführen, wenn wir sechs äußerste Punkte als unsere Ausgangsplätze annehmen und die Erstreckung, gegen welche sie convergiren, erforschen würden.

Diese sechs Punkte sind aber: 1. Feuerland, 2. Vandiemensland, 3. die Osterinsel, 4. das Vorgebirg der guten Hoffnung, 5. Lappland, 6. Irland. Von diesen versucht es der Verf. im Folgenden sich durch Amerika, Australien, Polynesien, Afrika und Europa nach Asien, von dem irgend ein Theil ihm sein conventionelles, provisorisches und hypothetisches Centrum ergeben würde, hindurch zu arbeiten. Wir wollen in der Kürze darlegen, wie er hiebey zu Werke geht.

I. Von Feuerland nach den nordöstlichen Theilen Asiens. Nachdem die Einheit der amerikanischen Rasse sowohl nach der Körper- als Sprachenverwandtschaft anerkannt ist, gelangt der Verf. von den Feuerländern aus leicht durch die indianischen Völker Süd- und Nordamerikas hindurch bis zu den Theilen an der Nordwestküste, wo der eigentliche amerikanische Typus durch Mittelformen in den ächt mongolischen der Eskimos übergeleitet wird, an welche sich dann wieder die Völker des nordöstlichen Asiens anschließen. So hat sich denn der Verf. auf seiner Wanderungslinie von dem entfernten Feuerland aus seinem conventionellen Mittelpunkt in Asien so genau als möglich genähert,

während natürlich die Völkerwanderung selbst in umgekehrter Richtung von dem Centrum aus nach dem peripherischen Endpunkte stattgefunden hat.

II. Von Vandiemensland nach den südöstlichen Theilen Asiens. Die Vandiemensländer, von denen dermalen nur noch wenige auf die Flinder's Insel verpflanzte Familien übrig sind, kommen, wie es auch der Verf. anerkennt, nach ihrer körperlichen Beschaffenheit mehr mit den Papuas als den Neuholländern überein. Kurze Verzeichnisse von vier Dialekten, die nicht bloß den letztgenannten, sondern auch unter sich unverständlich sind, sind Alles, was der Verf. vergleichen und daraus abnehmen konnte, daß sie mit den von Neuholland, Neuguinea und den Papuas-Inseln zu derselben Klasse gehören. Die Vandiemensländer konnten, wie er meint, auf ihre Insel von Neuaustralien, von Timor oder von Neukaledonien eingewandert seyn.

Die Bevölkerung Neuhollands leitet der Verf. von den schwärzeren und roheren Bewohnern Timors ab, wie diese selbst wieder mit der malayischen Halbinsel durch eine Linie ähnlicher Völker, wie sie noch gegenwärtig auf Ombay und Floris gefunden und früher auch auf Java und Sumatra gelebt haben sollen, in Verbindung stehen. Auf der malayischen Halbinsel läßt er noch eine andere Wanderungslinie ausgehen, nämlich die der Papuas, denen er gleiche Abstammung mit den schwarzen Bewohnern Timors zuschreibt. Ref. hat hiebey bloß zu bemerken, daß der Verf. im Irrthum ist, wenn er glaubt, daß im Innern der sundaischen oder molukkischen Inseln dermalen noch schwarze Stämme hausen; diesen Irrthum hat bereits S. Müller und Temminck berichtigt.

III. Von der Osterinsel zu den südöstlichen Theilen Asiens. Daß die Bevölkerung Polynesiens von den südöstlichen Theilen Asiens ausgegangen ist, ist jetzt allgemeine Annahme. Der merkwürdigste Umstand ist aber, daß die soweit davon abgelegene Insel Madagaskar in ihrer Sprache eine gewisse Anzahl malayischer und polynesischer Wörter enthält.

IV. Vom Vorgebirg der guten Hoffnung zu den südwestlichen Theilen Asiens. So isolirt die Hottentotten zu stehen scheinen, so sucht doch der Verf. sie in verwandtschaftliche Verbindung mit den andern Völkern Afrika's zu bringen. Zunächst legt er eine Tabelle von 20 hottentottischen Wörtern vor, die er in andern afrikanischen Sprachen wieder findet, und folgert, daß diese Uebereinstimmung zu zahlreich sey, um als zufällig angesehen zu werden, und zu weit und zu unregelmäßig vertheilt, um sich aus der Annahme eines Verkehrs oder einer Vermischung erklären zu lassen.

Die große Kluft, welche dermalen die Hottentotten von den Kaffern sowohl nach der Körper- als Sprachen-Beschaffenheit scheidet, sucht der Verf. durch die Annahme zu verringern, daß bey dem fortwährenden Vordringen der Kaffern nach dem Süden die Mittelstämme, durch welche beyde Völker sich einander annäherten, ausgerottet wurden. Daß auch die Sprachen beyderley Völkergruppen einige Coincidenzpunkte darbieten, ist vom Verf. mehr angedeutet als näher ausgeführt.

Wie so der Verf. die Kaffern südwärts in Verbindung mit den Hottentotten zu bringen sich bestrebt hat, so nordwärts mit den eigentlichen Negervölkern. Er macht zuerst aufmerksam, daß man die Kaffern nicht bloß nach ihren südlichen Stämmen, welche eigentlich extreme Formen seyen, charakterisiren dürfe, sondern nach ihrer Gesammtheit. Nun sey aber nachgewiesen, daß die Sprachen von Angola, Loango, dem Gabun und der Küste von Mosambique und Zangibar einen unzweifelhaften kaffrischen Charakter besäßen; bevor man aber dieß nicht gewußt hätte, seyen die Bewohner dieser Länder für nichts anders als Neger gehalten worden.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. August.

Nro. 24. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

I. The Natural History of the Varieties of Man.
II. Man and his Migrations.
III. The Ethnology of the British Colonies and Dependencies.
IV. Varieties of Mankind.

(Schluß.)

Auch in Bezug auf die Sprachen gäbe es Uebergangs-Dialekte in Menge. Der Verf. beruft sich deßhalb auf Kilham's Tafeln von 31 afrikanischen Sprachen, wovon die letzte ein Kongo-Vocabularium enthält, während die andern von Negersprachen herrühren. Dieses Kongo-Vocabularium, welches ächt kaffrisch ist, fand er so wenig mehr von den übrigen, als diese es selbst unter sich sind, verschieden, daß er beym ersten Anblick dieser Liste, wo er noch der Meinung war, daß die Kaffern-Sprachen zum größten Theil ein eigener Stock wären, kaum glauben konnte, daß die ächte Kongo- und Kaffern-Sprache repräsentirt wäre. Von der Richtigkeit überzeugte er sich selbst erst, nachdem er eine Vergleichung mit andern unzweifelhaften Vocabularien hatte anstellen können.

Der Verfasser knüpft aber noch weiter seine Verbindungen mit den nordöstlichen und nördlichen Völkern Afrikas an, indem er zeigt, daß wir einerseits die Sprachen der Berbern, Kopten und Gallas vermöge ihrer semitischen Elemente sich unmittelbar an die ächt semitischen Sprachen der Hebräer, Syrier, Babylonier, Araber und Abyssinier anschließen, so andrerseits aus den abyssinischen Sprachen, dem Gihs und Tigre, durch die unzweifelhaft in Abyssinien einheimische Agow-Sprache der Uebergang in die ächten Negersprachen stattfinde, und daß, so unzweydeutig die semitischen Elemente des Berberischen, Koptischen und Galla auch seyn mögen, ihre Verwandtschaft mit den Sprachen des westlichen und südlichen Afrikas noch unzweifelhafter wäre.

Auf diese Weise hat der Verf. die afrikanische Wanderung, welcher er noch die semitische Bevölkerung von Arabien, Syrien und Babylonien zutheilt, von ihrem entferntesten Punkte, dem Vorgebirg der guten Hoffnung, zu einem dem hypothetischen Centrum so nahen Punkte, als es die Grenzen von Persien und Armenien sind, geführt.

V. Von Lappland nach dem nordwestlichen Asien. Mit den Lappländern beginnend führt der Verfasser die Verbindungslinie durch die ugrischen, türkischen, hyperboräischen, mongolischen und tungusischen Stämme bis zu der großen chinesischen Mauer.

VI. Von Irland nach den westlichen Theilen Asiens. Die europäischen Völker, welche ihre Herkunft vom westlichen Asien ableiten.

Nachdem der Verf. in der eben angeführten Weise sechs Wanderungslinien nach Asien hineingeleitet hat, macht er sich daran, diese hier an ihre Endpunkten aufzunehmen, um sie in nähere Verbindung miteinander zu bringen. Wir können dem Verf. in das Detail dieser weitläufigen linguistischen Untersuchungen nicht folgen, zumal da dem Ref.

dieses Gebiet ganz fremd ist, sondern begnügen uns, aus seinen Schlußbetrachtungen das Hauptsächlichste hervorzuheben.

„Wenn wir nun rückwärts sehen über den Grund, der betreten worden ist, so werden wir finden, daß der Beweis vom Ursprung des Menschengeschlechtes an einem besondern Orte und seiner Verbreitung von da aus zu den äußersten Enden der Erde, keineswegs absolut und conclusiv ist. Noch weniger ist es gewiß, daß dieser besondere Ort ausgemittelt worden ist. Schreiber Dieses glaubt, daß er irgendwo im zwischentropischen Asien war, und daß er die einzelne Lokalität eines einzelnen Paares war, ohne jedoch zu behaupten, daß er es bewiesen habe. Selbst dieses Centrum ist nur hypothetisch, nahe jedoch dem Punkte, welchen er als den Ausgangspunkt der menschlichen Wanderung betrachtet, aber keineswegs identisch mit ihm. Für die Basken und Albanier kann er nicht behaupten, ihre (sprachlichen) Verwandtschaften dargethan zu haben, aber aus diesem Grunde kann er sie auch nicht vollkommen isoliren. Sie haben zu viele gemischte Verwandtschaften, um anzunehmen, daß sie allein stehen. Bezüglich der physischen Bildung zeigen die Hottentotten das Maximum von Eigenthümlichkeiten; gleichwohl ist ihre Sprache einfach afrikanisch, während nach Form und Färbung die Basken und Albanier Europäer sind. Eine Fliege ist eine Fliege, selbst wenn wir uns verwundern, wie sie in den Bernstein kam; und Menschen gehören zur Menschheit, selbst wenn ihr Ursprung ein Mysterium ist. Dieß giebt uns eine Composition von Schwierigkeiten, und die höhern Probleme in der Ethnologie müssen so behandelt werden, daß diese und ähnliche Erscheinungen in Rechnung kommen.“

„Hinsichtlich des Details der Hauptschwierigkeiten glaubt der Verf., daß er, ungern und mit großer Deferenz, von den besten Autoritäten abweicht, indem er so wenig aus dem Uebergang von Amerika nach Asien und so viel aus dem zwischen Europa und Asien macht. Die Ueberzeugung, daß die semitischen Sprachen einfach afrikanisch sind und daß alle auf den Ausdruck indo-europäisch bezügliche Theorien entweder aufgegeben oder modificirt werden müssen, ist das Hauptelement seines Raisonnements über diesen Punkt. Er glaubt auch, daß die Sprachen von Kafferistan, der Dardoh-Landschaft und des nordöstlichen Afghanistans im Uebergang zu den einsylbigen Sprachen und der von Persien stehen, mit andern Worten, daß das moderne Persische mehr einsylbig ist als gewöhnlich angenommen wird. Selbst dieß schon macht einen Riß. Wie fern die am meisten westliche Sprache dieser Klasse mit denen von Europa, und wie fern die am meisten süd-westliche semitische Verwandtschaften hat, sind noch zu lösende und mit großen Schwierigkeiten verknüpfte Fragen.“

Jedenfalls hat sich der Verf. eine interessante Aufgabe gestellt und unserer Meinung nach mit Befriedigung gelöst, durch Nachweisung sprachlicher Verwandtschaften die Völker der entferntesten Punkte der Erde nach verschiedenen Richtungslinien in Beziehung mit dem Innern Asiens zu bringen, und so mit der Annahme, daß hier der Ausgangspunkt der ursprünglichen Völkerwanderungen zu suchen ist, auch vom linguistischen Standpunkte aus weitere Stützen darzubieten.

Eine dritte Arbeit Latham's: die Ethnologie der brittischen Kolonien und Besitzungen ist aus ähnlicher Veranlassung wie die vorige hervorgegangen. Sie ist gewissermassen nur eine besondere Abtheilung aus den beyden ersteren Werken, indem sie sich zunächst auf die Bevölkerung der brittischen Kolonien und Besitzungen beschränkt, obwohl sie öfters des Zusammenhanges wegen darüber hinausgreift. Auch hier wird den linguistischen Untersuchungen besondere Sorgfalt gewidmet und ihre Resultate sind nicht selten klarer und entschiedner

als in den beyden andern Arbeiten hingestellt, zu denen sie eine willkommene Ergänzung bildet. Näher auf diese Ethnologie einzugehen, hält Ref. für überflüssig, da ihr Hauptgegenstand schon im Vorhergehenden zur Besprechung gekommen ist.

* * *

Nach diesen drey Arbeiten von Latham wenden wir uns zuletzt der von Dr. Carpenter für Todd's Cyclopaedia of Anatomy and Physiology bearbeiteten Abhandlung über die Varietäten des Menschengeschlechts zu. Sie ist eine fleißige und umsichtige Zusammenstellung des in der hierauf bezüglichen Literatur aufgehäuften Materials, mit gehöriger kritischer Sichtung und vielen eigenthümlichen Zusätzen, zugleich mit einer Menge von Holzschnitten zur Darstellung der Rassenschädel und Rassenphysiognomien. Die Abhandlung ist in 4 Abschnitte getheilt, nämlich: 1) unterscheidende Merkmale des Menschen, 2) über Species und Varietäten, zoologisch betrachtet, 3) allgemeine Uebersicht über die Verschiedenheiten der physischen und psychischen Merkmale, wie sie von den verschiedenen Menschenrassen dargestellt werden, und 4) allgemeine Uebersicht über die Hauptfamilien des Menschengeschlechts.

Im ersten Abschnitt macht der Verf. mit Recht nicht bloß auf die körperliche Verschiedenheit des Menschen vom Thiere, sondern auch auf seine psychische, als der Hauptsache, aufmerksam. Im zweyten Abschnitt setzt er umständlich und genau die Unterschiede zwischen dem Begriffe der Species und dem der Varietät auseinander. Im dritten wendet er diese Erörterungen an, um den Nachweis zu liefern, daß beym Menschengeschlechte nicht von verschiedenen Arten, sondern nur von verschiedenen Varietäten die Rede seyn könne, und daß man berechtigt sey für alle Menschenrassen einen gemeinschaftlichen Ursprung anzunehmen.

Bey dieser Gelegenheit hat der Verf. auf eine vom Grafen von Strzelecki erhobene Einrede, bezüglich der Beschränkung der Fruchtbarkeit zwischen verschiedenen Rassen, Rücksicht nehmen müssen. Jener hatte nämlich die Behauptung aufgestellt, daß nach seinen eignen, in Amerika, auf den polynesischen Inseln und in Neuholland gemachten Erfahrungen eine Frau von diesen Rassen, wenn sie einmal von einem Europäer schwanger gieng, hiedurch die Fähigkeit zur Empfängniß durch späteren Verkehr mit einem Manne ihrer Rasse ganz und gar verloren habe. Daraus wollte man auch die rasche Abnahme der diesen Rassen angehörigen Bevölkerung, da wo sie in Verkehr mit den Europäern getreten ist, ableiten.

Er versicherte, daß in Hunderten von Fällen, über die er Erkundigungen eingezogen habe, nicht eine einzige Ausnahme vorgekommen wäre. Diesen Angaben hatte der Verf. anfänglich nichts entgegen zu halten, als daß man Aehnliches von Negerfrauen, die auf den westindischen Inseln oder in den Sklaven haltenden Staaten von Amerika lebten, nicht wüßte, wohl aber das Gegentheil. Im Anhange zu seiner Abhandlung jedoch hatte er noch Gelegenheit, den Angaben von Strzelecki die widersprechenden des Dr. Thompson entgegen zu stellen. Dieser nämlich giebt als Resultat seiner persönlichen Erkundigungen unter verschiedenen Stämmen Australiens an, daß es keineswegs eine ungewöhnliche Erscheinung sey, daß eine eingeborne Frau, nachdem sie von einem Europäer halbschlächtige Kinder gehabt habe, mit einem eingebornen Manne Kinder erzeuge. Er gesteht zwar zu, daß wo immer europäische Ansiedler mit den Eingebornen Neuhollands vermengt sind, die einheimische Rasse verschwinde;

dieß erfolge jedoch nicht durch eine Abweichung von den Naturgesetzen, sondern weil der Europäer mit seiner Civilisation zugleich auch seine Laster mitbringt, so daß Trunkenheit uud syphilitische Krankheiten, welche bald unter der benachbarten Bevölkerung allgemein werden, deren Abnahme schnell herbeyführen.

Der Verf. beruft sich weiter auf Dr. Brown, der zugesteht, daß die Verminderung theilweise durch die verhältnißmäßige Unfruchtbarkeit der Weiber, welche mit Europäern zusammen gelebt haben, veranlaßt wird; er schreibt dieß jedoch der veränderten Lebensweise bey, der eine solche Frau ausgesetzt wird. „Indem sie“, sagt er, „an den Comforts des weißen Mannes Theil nimmt, eignet sie sich auch seine Laster an; sie bringt einen großen Theil der Zeit in halb trunkenem Zustande zu, indem sie Tabak raucht und geistige Getränke trinkt, so oft sie dazu kommen kann. Es ist allgemein bekannt, daß zu den hauptsächlichsten Verlockungen einer eingebornen Frau, mit einem Europäer sich zusammen zu halten, Rum und Tabak gehören, mit welchem sie nach Belieben versehen wird. Kann man sich dann wundern, daß sie, wenn sie nach einigen Jahren, die sie in einer Weise zubrachte, welche auf ihre Zeugungskraft noch nachtheiliger als ihre frühere rohe Lebensart einwirkte, zu ihrem Stamme mit zerrütteter Constitution zurückkehrt, und wahrscheinlich nach Verfluß der gewöhnlichen Zeit der Fruchtbarkeit [sie gebären selten Kinder nach dem dreißigsten Jahre], daß sie alsdann unfruchtbar bleibt?“

Diese Bemerkungen, welche zunächst von den Erfahrungen über die australischen Frauen hergenommen sind, gelten sicherlich auch in den andern Fällen, die von Strzelecki aufgeführt worden sind, und beseitigen die Behauptung, als ob die Vermischung von Individuen verschiedener Rassen miteinander eine theilweise Unfruchtbarkeit an und für sich veranlassen könne.

Im vierten Abschnitt, der Charakteristik der Hauptfamilien des Menschengeschlechtes gewidmet, ordnet der Verf. diese nach ihrer geographischen Vertheilung an, und zwar 1) europäische, 2) asiatische, 3) afrikanische, 4) amerikanische und 5) oceanische Nationen, wobey er dann weiter die physischen Eigenschaften und die sprachlichen Verhältnisse berücksichtigt. Die Voranstellung der geographischen Beziehungen vor den physischen mag vom Verf. wohl gewählt worden seyn, um den Schwierigkeiten zu entgehen, die sich ihm bey seinem strengen Festhalten an Lathams Eintheilung, für eine rein naturhistorische Classifikation der Menschenrassen ergeben hätten. Er adoptirt nämlich ganz den linguistischen Standpunkt von Latham, der darnach Georgier mit Chinesen, Hottentotten mit Arabern, Lappen mit Ungarn, Eskimos mit Mexikanern zusammenstellt, und dadurch jede naturhistorische Eintheilung der Menschenrassen unmöglich macht. Es ist dieß ein schlagender Beweis, wie nothwendig es in der Anthropologie ist, dem von Latham angenommenen Princip sich zu widersetzen und es in seine Grenzen zurück zu drängen, um dem naturhistorischen Princip, nach welchem zunächst der Naturforscher die Classifikation der Menschenrassen vorzunehmen hat, seine Geltung auch fernerhin zu sichern, und dadurch zur Festsetzung naturgemäßer Gruppen zu gelangen.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1852 Nr. 25.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. August.
Nro. 25. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

In der Sitzung vom **19.** Juni **1852** berichtete der z. Secretär der histor. Classe, Hr. Prof. Dr. Rudhart, Vorstand des k. Reichsarchivs, über

Eine Seidenfabrik zu München im Jahre **1621**.

Das hier folgend mitgetheilte Originalschreiben an den bayer. Herzog Maximilian I. entbehrt der Unterschrift, so, daß der Schreiber nur vermuthet werden kann. Man glaubt, es sey der damals seiner Projectenmacherey wegen bekannte Senser. Indessen dürfte der im Briefe selbst erwähnte Umstand, daß dessen Verfasser „in Behaimb auf das Lest, da die gefahr am grosten u. s. w. — die Expedition der gehaimen Cantzlei gantz allein gehabt" einiges Licht auf denselben werfen. Der Brief lautet also:

Durchleuchtigister Hertzog.
Genedigister Fürst vnd Herr. .|.

Aus hiebei verwahrtem des Labermayrs aus Seuiglia an mich abgangnem, vnd bay iezziger ordinarj mir gar frisch zugethonem schreiben geruehen E. Frtl. Drtl. mehrerm gnedigist zu verneniben, was gedachter Labermayr sowol insgemain wegen des Münzonweſens wie demselben zu remediern, als in particularj der Commercien halber, wie solche algemach den Sectischen zu entziehen, vnd auf die Catholische Landt vnd vnderthonen zu transferiern sein möchten, vor ein wolmainenden Vorschlag thuet: Nun hab ich in disen Beeden Puncten ein geraumbe Zeit hero nicht nur mit ihme Labermayr, Sonder auch daruor, sonderlich was die Commercia anlangt, auch mit andern, wie das Commerciwesen in E. Frtl. Drtl. Landten zu transportiern vnd zu befördern sein möcht, Correspondiert, hab es auch in 5 Jarn, das ich mich hierunder bemicht, Gott Lob so weit gebracht, das nunmehr in meiner Behaußung Jerlich ein solche meng rocher Seiden, welche von Verona hieher factoriert wirt, verarbait, das dauon allain das Spinnerlohn jährlich von: $\frac{m}{15}$ bis in $\frac{m}{20}$ fl. in massen solches mit rechnungen zu belegen, importiert, dozu aber mir, noch den andern interessenten, die wenigiste Beförderung oder ajuta djcosta nie geraicht, wol aber per indirectum von inn- und außlendischen allerhandt verhinderungen eingeworfen worden, deren vneracht ich meine Behaußung ganz vnd gar, vnd zwar auf mein vnkhosten zu disem weßen, Sonderlich die: 2: beste vnd weiteste Zimmer zu einer Seidenmühl (welches ein schöne inuention, dergleichen diser Landtsart niemals weder erbaut noch ersehen worden,) accomodiert, Sowol auch die obere gemach zu einer Werckhstatt, darinnen die galeten, (also nennt man die rohe materiam daraus die Seiden zuberait wird,) außgehechlet werden, praepariert, dabej dann so wol ich als die Kaufleith, So den Verlag thuen, vil tentiert, vnd es nit wenig müehe Kost, Biß man ein Behaußung alhie gefunden, (weilen niemandt trauen, noch mit Italianern sich empacciern wollen) welche zu solchem gewerb (beuorab der hiesige Sammetweber aus der Ihme erbauten Behaußung nit zu vertreiben gewest,) dauglich: Nun getraut ich mir diß werckh noch ferner, wie auch ander dergleichen mercimonia respectiue zu erheben, vnd De nouo zu introducieren, vnd wolte aber nit gern, wie die Ihenige zethuen Pflegen, die sich neüer Inuentionen berhüemen, vnd vnder solchem pretext offtermahls die

Leüth anfieren, vnd gelt darauf Begehren, E. Frtl. Drtl. vmb den Verlag oder andere Beförderung vnderthenigist Behelligen; Allain kan derselben Ich dis gehorsambist vnentdeckht nit lassen, wie das Ich in erfahrung gebracht, das so wol E. Frtl. Drtl. gewestem Rhat vnd Bundts-Pfennigmaister Herrn Balthas Geroldt Sel? 3000 fl. ohne Interese allein zu dem endt eingehendiget worden, damit er das Commercj wesen bej gemainer Statt sollte Befördern helffen, welches er dann in sein Lebzeiten, vnd an yetzo sein hinderlaßner Sohn, dergestalt praestiert, das Sy den Stockhvischhandel (welches aber ein altes gewerb, vnd nicht ietz erst bey vnsern Lebtzeiten de nouo introduciert worden) Befördern vnd erhalten helfen? Nicht weniger soll man hießiger statt 2500 fl. zuegestelt haben, daruvn Sy das interesse gleichfahls auf Befördcrung des Commercjwesens verwenden sollen, vnd ohne Zweifl der ortten nachricht verhanden sein wirt, wozu das interesse bis anhero verwendt worden: dabej sich E. Frtl. Drtl. gnedigist zu erinnern, was auf mein vnderthenigist anhalten, mir wegen der vorm Ihar so weiten in E. Frtl. Drtl. diensten nicht nur in das Niderlandt verrichten raisen, vnd was ich der ortten für Sorg, müehe, vnd gefahr (in aufbring: werb: vnd armierung der 1500 curasier reütter, so der von Erwitt : Hermansdorf : Nerselj : Morianie : vnd Binsfeldt herauf gefiert,) außgestanden, vertröstung Beschehen, das mir nemblich sowol wegen diser, als auch wegen der andern Verrichtung in Spanien, vnd das ich in Behaimb auf das Lest, do die gefahr am grosten, wie auch die Bemiehung am sterckhisten, die expedition der gehaimen Cantzlej gantz allein ob mir gehabt; soll ain ergetzligkhait widerfahren, deren ich verhofentlich yetz vmb so uil eher soll vnd wirdt fähig werden, weiln nach der wider Khonfft aus Böheimb mir auf ein Neüs abermaln vil miehe aufgewachsen, bej extrachierung der zu Prag eroberten schrifften, wie nicht weniger bej vergreiffung einer generalrelation alles dessen was sich in Schwaben, Oesterreich, vnd Beheimb wehrend E. Frtl. Drtl. expedition zuegetragen, disem allem nach vnderthenigist bittendt, im fahl E. Frtl. Drtl. den augenschein der von mir introducirten Seidenhandlung selbs (wie es Vileicht der müehe wol werth,) nicht einnehmben, vnd also daraus gnedigist sehen wolten, was dißfahls mein mit ausLendern der Commercjen halben gepflogne correspondenz Bis dato gefrucht, Sy aufs wenigist yemandt anderm solche Commission, ohne vnderthenigist gegebene maß, auftragen, vnd nach gstaltsamb vnd Befierderung der sachen, mir sowol vor solches, als auch vor die gnedigist versprochne recompens obgehörter anderer meiner Verrichtung, entweder die obgehörte 3000 fl. capital, so die Geroltische Erben noch sollen bei handen haben, oder aufs wenigist die andern 2500 fl. Bej gemainer Statt alhie Ligent mir gnedigist vnd aigenthumblich, anstadt einer genad folgen Zlassen. Thue Beinebens E. Frtl. Drtl. zu dero Frtl. milten Hulden vnd gnaden mich vnderthenigist, vnd gehorsambist Befelchen, München den 4. Juli Ao 1621."

Daß diese Seidenfabrication wirklich hier in München bestanden, geht aus den im Briefe angegebenen Daten unzweifelhaft hervor. Das endliche Schicksal dieser Fabrik aber zeigt in wenig Worten das Stadt Münchner Saalbuch aus den Jahren 1621 und 1638, vorzüglich von letzterem Jahre, an.

Stadt Münchner Saalbuch v. J. 1621.
„Farbheusel auff dem Pach" (i. e. Angerbach)

„Dises Farbheusel sambt einem Farbkhössel hat Marcus Antonius Betega et Consortes Seidenhändler im bestandt vnnd geben der Statt alle Jar daraus"

„5 fl."

(„Na. Ist alles ab- u. wechgeprochen worden Ao. 38.)

In derselben Sitzung machte das ordentliche Mitglied der Classe, Hr. Geheime Rath Frhr. v. Aretin, Vorstand des k. Staatsarchivs, nachfolgende Mittheilung über eine gleichzeitige Schilderung Carls XII.

Carl XII. ist eine so außerordentliche Erscheinung in der Geschichte, daß jeder Beytrag zur näheren Darstellung seiner Persönlichkeit willkommen seyn muß. Dieser löwenkühne Wittelsbacher, von dem Voltaire sagt, daß er alle Tugenden eines Helden in so übertriebenem Maße geübt, daß sie aufhörten, Tugenden zu seyn, war der letzte in der Reihe von tapfern Königen, welche, aus einem Seitenzweige des pfälzischen Hauses entsprossen, über ein halbes Jahrhundert lang das nordische Reich

beherrschten. Fortwährend auf abenteuerlichen Kriegszügen begriffen, führte ihn im Herbst 1706 die Begierde, seinen erbitterten Feind, den König August von Polen, in dessen sächsischen Erbstaaten zu überfallen, nach Deutschland. Bekanntlich nöthigte er ihn, am 24. September die demüthigenden Bedingungen des Friedens von Altranstädt einzugehen. Aus diesen Tagen stammt die nachfolgende Schilderung. Sie ist einem Briefe des Grafen von Schönborn entnommen, welcher kurmainzischer Statthalter in Erfurt war und von seinem Kurfürsten mit diplomatischen Aufträgen in das schwedische Hauptquartier gesendet wurde. Der Brief ist an die Schwester des Grafen gerichtet, die mit Maximilian Grafen von Seinsheim zu Sinching, kurbayerischem Hofrathspräsidenten, vermählt war.

„Daß E. L. curios seint von dem König in Schweden ein wahre Beschreibung zu haben, wundert mich vmb so weniger als bekannt, daß von dieses Fürstens person und Conduite vielerley seltsambes in der Welt erzehlet wirdt, sich auch in der tath solche Extraordinaire Dingen erzeigen, daß Eß fast vhnglaublich, daß ein so junger vnd großer Monarch sich also aufführe vnd beständiglich bey solcher ahngenommener Conduite noch immer verharre. Er hat seithero wenig monathen das 24. Jahr zurückgelegt, ist nuhn im siebenten Jahr aus seinem Königreich in Einem sehr beschwerlichen, fatiguanten vnd blutigten Krieg verwickelt, vnd dergestalt damit occupiret vnd attachiret, daß Er alleiniglich sich hiezu appliciret, keine andere ahngelegenheit weder diversion sich geben mag, als bloß allein, was zu einem recht müheseligen Soldatenleben gehört.“

„Von person ist Er lang, gueter taille, weillen Er aber sich sehr negligiret, läst Er den Kopf viel vor sich hangen. Das gesicht ist länglich, blawe nicht große augen, welche mehrentheils niedergeschlagen seint, die naas ist zimblich groß, der Mund weith, aber etwas anmuethig dabey, die wangen seint eingefallen, mit einigen blattermasern gezeignet, sehr braun, die Haar seint blonde, aber halben Finger lang nicht, ganz vber sich stehend vnd sehr vhnsauber vnd schlecht vnterhalten. Sehr lange magere doch nervose Hände vnd Finger, schwarz von der Sonne verbrannt, vnd nicht viel gewaschen; die Nägel ahn den Fingern lang vnd vhnsauber.“

„Sein Huet ist ganz gemein, Schwarz, mit einem schlechten knopf aufgestochen, einer schwarzen huetschnur, einem schwarzen flohr vmb den Halz, Einen tunkel blawen mit kurzen vnd engen Ermeln vnd vberguldenen knöpfen aufgemachten rock, welcher mit eben dergleichen Farbe gefuetert ist, hierunter tragt Er ein ledernes, ganz schlechtes Camisol, davon auch die Hohsen seint. Er ist nur mit einem ganz schlechten gelb ledernen Cinturon vmbgürtet, darinnen ein großer Reutersdegen mit goldenem Gefäße stecket. All' dieses aber ist sehr wohl gemacht vnd geschnitten, vnd sicht zusammen dennoch recht wohl aus. Er gehet allzeit in stiefeln, nuhr mit dem vnterschied daß so bald Er vom pferde steiget, läßt Er die spohrn abtuhn. Er traget ganz simple gelbe lederne handschuhe, welche Er aber (wie man sagt) selten ahnziechet.“

„Er kommet nihe in eine Caleche weder kutsch, sondern ist alzeit zu pferde, auch wenn Er mit der armée marchiret, soll Er manchmahlen viele stunden selbst zu fueß gehen. Er logiret nihe in Einer statt, sondern gemeiniglich in Zelten oder geringen törfern. Alle morgends nach dem aufstehen, vnd dann noch mittags bettet er ganz erbawlich, vnd mehrentheils auf den kniehen. Er leidet durchaus kein fluchen weder vhngerechtigkeitten, haltet vhnbeschreibliche scharfe ordre vnd discipline, läst die hier wieder handelten also balden ohne einige barmherzigkeit noch vnterschied der personen strafen und aufhänken. Es ist auch eine solche furcht vnd Gehorsamb vnter ihnen, daß gewißlich Ihre Moderation vnd höflichkeit vhnmöglich genuegsamb gerühmt vnd admiriret werden kann.“

„Er redet sehr wenig, vnd gegen frembte nichts, sondern laßet dieselbe durch den geheimben Secretarius beantwortten. Er gebrauchet sich der teütschen mehr als der Schwedischen sprach. Vnd obwohl er die französische sprach selbsten wohl verstehet, so hatt Er dennoch nicht gerne, daß seine Leüthe dieselbige reden, wie mann auch bey Hofe nichts anderes als teütsch oder schwedisch sprechen höret.“

„Bey der tafel speyset Er ahn einem ovalen tisch, darahn Er auf einem ganz gemeinen stuel in der mitten sitzet, ist auch vor seine person nicht anders als für die vbrigen aufgedecket, vnd nuhr allein diese Distinction dabey, daß nebend ihme vf beyden seithen ein zimblicher platz offen bleibet, vnd daß ein Cavalier vorschneidet, vnd die paagen (darunter Einer vor vnd nach dem Essen vf Schwedisch vorbettet) die speysen auf vnd abtragen. Die speysen seint wohl vnd proprement zugerichtet, allein deren nicht mehr als sieben, vnd nachdem diese abgetragen kombt zuletzt noch eine große schüssel mit gebradenem, zweyen Saladen vnd vier andere kleinere schüsseln mit Obst vf die tafel. Er isset viel butterschmier, geringe vnd harte

speysen, trinket nichts als klein bier, vnd ist die ganze mahlzeitt in einer halben stunde vorbey; nachgehends retiriret Er sich allein, vnd eine halbe stunde hernachen gehen gleich wiederumb seine negotia ahn."

„Er liebet weder Conversation, spiel, Musique, noch das frawenzimmer, sondern lebet in allem fast ganz ohnempfindlich, sich nur allein mit seinen kriegssorgen vnd geschäften occupirend, denen Er einzig sich ergeben vnd im Vbrigen nichts estimiren tuhet; wie Er den gahr keine gemächlichkeit suechet, sondern nicht allein seine person gegen die feinde vnerhöret waget, aber auch seine person durch allerley mühesseligkeiten vnd continuirliche strapazen dergestalten abmattet vnd bereits ruiniret hat, daß Es schwehrlich ahn großes alter abgeben türffte."

„Seine gemüethsneigungen sollen folgende sein: Geringhaltung seiner eignen person; ohnbeweglich in gegebnem worth vnd einstmal gefaster Resolution; Gotesfürchtig; die Gerechtigkeit vber alles considerirend; darbey gahr streng vnd gleichsamb ohnbarmherzig; alle Eüsserliche Ceremonien vnd pracht meidend; darbey aber dennoch ambitios vnd glorios von sich in der welt reden zu machen; sehr geheimb; nicht liberal sondern in allem sehr spahrsamb, vnd sehr genaw, auf die geringste depense acht gebend; machend keine andere Distinction vnter den leüthen als begaabsambkeit ihrer qualitäten vnd verdienste, derenthalben die fürsten vnd adeliche mit ihme wenig zufrieden seint. Er soll seinem adel, ständen vnd vnterthanen sehr harth seyn, vnd wenig erkenntlichkeit vor Sie bezeigen. So soll er auch zimblich superstitios seyn, viel vf treume vnd revelationen halten vnd alles auf Verhengnuß Gottes ahnkommen lassen, derenthalben auch seine conduite vf kein Einzig sonst gewehnliche Staats Maxime gegründet, derenthalben auch so geringe Vorsichtigkeiten vnd mesnagements gebrauchet werden, daß gleichsamb vorzusehen, daß es noch vielleicht übel vor ihn ausschlagen törfte. Wie denn der jüngst erlittene Verlust des Margenfeltischen *) Corps mehrentheils davon herrüren soll, das ohneracht sein Ministerium vnd die ganze Generalität ihm remonstrirt, der General Margenfelt müste nothwendiger Weise mit mehrern secours versehen werden, der König dennoch beständig darbey geblieben, daß weillen Er einen gerechten Krieg führe, so würde Gott nicht zugeben, daß seine feinde auch vber seine wenige manschaft jemahls triumphiren sollten. Der Ausgang aber hatt sich ganz anders bezeiget. Was nuhn weitters hienach werden wirdt, soll die Zeit bald ergeben."

„Die schwedischen Herrn Ministri, Generals vnd Officiers auch die Hofbedienten seint ohnbeschreiblich höflich vnd modest: man höret von ihnen keine großsprecherey noch Vanitäten, seint in Allem sehr human vnd recht demüthig; alle sambt vber die maasen sauber gekleidet, aber mehrentheils vf einerley arth, in tunkelblawem tuech, mit kurzen engen Ermeln, sehr wohlgeschnitten vnd gearbeitt, viel mit gulden Borten gebrähmet auch bordiret, sauberen peruquen, mehrentheils blonde, saubere Hüete mit Gold eingefasset, vnd fast alle wohlgewachsene Leüthe. Des Königs sein gardes oder reütende trabanden seint 600 alle Edelleuthe, gehen auch tunkelblaw mit güldenen Knöpfen, güldenen großen Reüthersdeegen ahn einem gelb ledernen mit gold piquirten Cinturon. Die bandoulliers seint auch von gelbem Leder mit gold piquirt vf beiden seiten mit blawen hellen sammt eingefasset. Die königl. pagen, deren zimblich viel seint, gehen auch tunkelblaw gekleidet, vnd vnter einem von dieser farb ahnhabenden zimblich weitten ganz simplen surtout tragen sie hellblawe lange Cammisolles dicht mit silber chamanirt, deren aufschläge mit gelbem Sammet garniret seint. Eben fast so seint auch die Laquayen, Laufer vnd vbrige livrée pursch gekleidet. Vnd ist alles in solcher eingerichten stillen Ordnung, daß man glaubet, man sey in einem Kloster."

„Von Schwedischem frawenzimmer habe ich nuhr zwey gesehen, als die feldmarschallin Gräfin von Reinschild vnd dann eine Obristin Gräfin von Hamilton; die Erstere ist schond bei Jahren, die andere aber recht schön, beede sehr höflich vnd modest, in Belzwerk gekleidet."

(Das Schreiben ist datirt: Leipzig den 10. November 1706.)

*) Corps des General Mardefeld.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1852 Nr. 26.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. August.

Nro. 26. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.



Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 14. August 1852.

Hr. Professor v. Kobell las:

1) Ueber den Sismondin, Chloritoid und Masonit, und über die Mischung dieser und ähnlicher Silicate (Disterrit, Xanthophyllit, Clintonit, Chlorit, Ripidolith) aus dem Gesichtspunkte der Polymerie betrachtet.

Der Sismondin kommt in derben, gebogenblättrigen Massen in Chloritschiefer eingewachsen vor. Der Fundort ist St. Marcel in Piemont. Er ist von schwärzlichgrüner Farbe, spec. G. = 3,5, die Härte zwischen Apatit und Orthoklas. Nach dem Glühen ritzt er den Orthoklas. Vor dem Löthrohr ist er sehr schwer schmelzbar, über 5 meiner Skale, zu einem schwärzlichen Glase. Nach heftigem Glühen wirkt er schwach auf eine feine Magnetnadel.

In Borax ist er schwer auflöslich zu einem von Eisen gefärbten Glase. Im Kolben giebt er etwas Wasser.

Von Salzsäure wird er nicht angegriffen, dagegen von Schwefelsäure bey längerem Kochen, obwohl nicht ganz leicht, zersetzt.

Es standen mir sehr reine chloritfreye großblättrige Stücke zur Analyse zu Gebote. Ich zersetzte das Mineral durch Aufschließen mit Kali und auch durch Schwefelsäure.

Die Talkerde wurde von der Thonerde und dem Eisenoxyd durch neutralisiren der salzsauern Auflösung mit doppelt kohlensauerm Natrum getrennt.

Das Ausglühen geschah vor dem Gebläse.

Die Analyse gab:

		Sauerstoff.
Kieselerde	25,75	13,37
Thonerde	37,50	17,51
Eisenoxydul	21,00	4,66
Talkerde	6,20	2,43
Wasser	7,80	6,93
Unzersetzt	0,50	
	98,75	

Wenn man Scheerers Polymerie an diesem Silikat prüft, so erhält man eine ziemlich passende Formel.

Wenn nämlich 3 $\dot{H}$ = 1 $\dot{M}g$ u. 3 $\ddot{A}l$ = 2 $\dddot{S}i$, so ergiebt sich

$$(\dot{R})\ \ddot{A}l + (\dot{R}) \left\{ \begin{matrix} \dddot{S}i \\ \ddot{A}l \end{matrix} \right\}$$

Die Differenz im Sauerstoff der Kieselerde ist übrigens + 1,5.

Meine Analyse weicht merklich von der ab, welche Delesse zuerst angestellt hat. Er fand:

Kieselerde	24,1
Thonerde	43,2
Eisenoxydul	23,8
Wasser	7,6
	98,7

Die Aehnlichkeit des Chloritoids vom Ural mit dem Sismondin bestimmte mich, auch mit ihm eine Analyse vorzunehmen, obwohl er mehrmals analysirt worden ist.

Die bisherigen Analysen von Bonsdorff 1. Erdmann 2. und 3. Gerathewohl 4. und Smith 5. gaben:

	1.	2.	3.	4.	5.
Kieselerde	27,48	24,90	24,963	24,40	23,75
Thonerde	35,57	46,20	43,833	45,17	39,84
Eisenoxydul	27,05	28,89	31,204	30,29	27,62
Talkerde	4,29	—	—	—	0,58
Manganoxydul	0,30	—	—	—	0,52
Wasser	6,95	—	—	—	6,85
	101,64	99,99	100	99,86	0,64 Ca
					0,30 Ka Na
					100,10

Meine Analyse gab:

		Sauerstoff.
Kieselerde	23,01	11,94
Thonerde	40,26	18,82
Eisenoxydul	27,40	6,08
Talkerde	3,97	1,56
Wasser	6,34	5,63
	100,98	

Ich habe nicht finden können, daß das Wasser bey 100° fortgehe, es entweicht für diese Temperatur kaum $\frac{1}{2}$ prCt., und muß Gebläsefeuer angewendet werden, um alles Wasser auszutreiben. Die Probe wurde von dem beybrechenden Eisenocker mit Salzsäure gehörig gereinigt. Von Schwefelsäure wird das Mineral vollkommen zersetzt.

Wenn man auf diese Analyse die Scheerer'sche Theorie anwendet, so erhält man ebenfalls

$$(\dot{R})\,\dddot{Al} + (\dot{R}) \left\{ \begin{matrix} \dddot{Si} \\ \dddot{Al} \end{matrix} \right\}$$

Die Differenz im Sauerstoff der Kieselerde ist + 0,74.

Der Masonit Jackson's, welcher sich chemisch ganz ähnlich verhält, steht auch in der Mischung sehr nahe. Die Analyse von Withney gab:

		Sauerstoff.
Kieselerde	28,27	14,68
Thonerde	32,16	14,04
Eisenoxydul	33,72	7,48
Talkerde	0,13	0,05
Wasser	5,00	4,44
	99,28	

Mit Scheerer's Theorie giebt er

$$(\dot{R})\,\dddot{Al} + (\dot{R}) \left\{ \begin{matrix} \dddot{Si} \\ \dddot{Al} \end{matrix} \right\}$$

Differenz im Sauerstoff der Kieselerde = + 1,54.

Withney hält ihn ebenfalls als zum Chloritoid gehörig.

Sismondin, Chloritoid und Masonit sind also nicht wesentlich verschieden und können zu einer Species gezählt werden, da die Quantitäts-Differenzen der isomorphen Basen nicht erheblich sind. Die Species mag billigerweise den ältern Namen Chloritoid führen.

Zur Gruppe dieser Silicate, in welchen die Thonerde wenigstens theilweise als electronegativ anzusehen ist, gehören noch der Disterrit, Xanthophyllit, Clintonit (mit dem Holmit oder Holmesit Thomsons und dem Seybertit Clemsons) und der Chlorit und Ripidolith.

Ich habe ihre Mischungen analog berechnet wie die vorhergehenden.

Der **Disterrit** enthält nach meiner Analyse

		Sauerstoff.
Kieselerde	20,00	10,40
Thonerde	43,22	20,23
Eisenoxyd	3,60	1,08
Talkerde	25,01	9,70
Kalkerde	4,00	1,14
Kali	0,57	0,10
Wasser	3,60	3,19
	100,00	

Die Formel wird 3 $(\dot{R})$ $\ddot{Al}$ + $(\dot{R}^3)$ $\dddot{Si}^2$. Differenz im Sauerstoff der Kieselerde = + 0,61.

Der **Xanthophyllit** enthält nach den Analysen von Meitzendorf im Mittel:

		Sauerstoff.	
Kieselerde	16,30	8,47	
Thonerde	43,95	20,53	
Kalkerde	13,26	3,72	
Talkerde	19,31	7,47	
Eisenoxydul	2,53	0,56	(2,81 $\ddot{F}$ „ 0,841)
Natrum	0,61	0,15	
Wasser	4,33	3,84	
	100,29		

Wenn man das Eisen als Oxyd annimmt wird die Formel

$$2\ (\dot{R})\ \ddot{Al} + (\dot{R}^2)\ (\dddot{Si})$$

Die Differenz im Sauerstoff der Kieselerde + 0,69.

Der **Clintonit** ist nach Clemsons Analyse, welcher reineres Material analysirt zu haben scheint, als Thomson, von folgender Zusammensetzung:

		Sauerstoff.
Kieselerde	17,00	8,826
Thonerde	37,60	17,575
Eisenoxyd	5,55	1,661
Talkerde	24,30	9,546
Kalkerde	10,70	3,042
Wasser	3,60	3,199
	98,75	

Der Clintonit giebt genau die Formel 3 $(\dot{R})$ $\ddot{Al}$ + $(\dot{R}^3)$ $(\dddot{Si})$, wenn man das Gesetz, daß 3 Atome Thonerde für 2 At. Kieselerde eintreten, umgekehrt so anwendet, daß die fehlende Thonerde durch den Ueberschuß der Kieselerde nach diesem Verhältniße ersetzt wird. Die Differenz im Sauerstoff von (R) wird dann nur — 0,13.

Um die vorhergehende Betrachtungsweise auch auf den **Chlorit** und **Ripidolith** anzuwenden, welche sich Rammelsberg durch die seltsame Annahme unter einen Hut gebracht hat, daß darinn 2 Atome Kieselerde für 3 Atome Thonerde, aber auch 1 Atom Kieselerde für 1 Atom Thonerde eintreten könne, habe ich die vorhandenen Analysen neuerdings berechnet.

Für den **Chlorit** ist das Mittel aus den Analysen von Varrentrapp und Brüel, Marignac und den meinigen, folgendes:

Chlorit vom Zillerthal (Mittel aus m. Anal.)

		Sauerstoff.
Kieselerde	26,91	13,97
Thonerde	21,25	9,91
Talkerde	23,86	9,37
Eisenoxydul	15,11	3,35
Wasser	12,00	10,66
	99,13	

Die Formel wird $(\dot{R}^3)$ $\ddot{Al}$ + $(\dot{R}^3)$ $(\dddot{Si}^2)$. Differenz im Sauerstoff der Kieselerde — 1,12.

Chlorit von Rauris, St. Gotthard und Dauphiné. (Mittel d. A. v. Marignac, Varrentrapp u. mir)

		Sauerstoff.
Kieselerde	26,48	13,75
Thonerde	18,51	8,65
Talkerde	15,67	6,15
Eisenoxydul	25,18	5,58
Wasser	10,61	9,43
	96,45	

Die Formel wird wie die vorige Differenz im Sauerstoff der Kieselerde — 0,31.

Ripidolith. (Mittel der Anal. v. mir, Varrentrapp und Brüel).

		Sauerstoff.
Kieselerde	31,38	16,29
Thonerde	16,81	7,85
Talkerde	33,22	13,05
Eisenoxydul	5,05	1,12 ($\ddot{F}$, 1,68)
Wasser	12,40	11,02
	98,86	

Die Formel wird wie bei den Chloriten allgemein $(\dot{R}^3)\ (\dddot{Al}) + (\dot{R}^3)\ (\dddot{Si}^2)$, wenn nach Marignac's Angaben das Eisen als Oxyd angenommen wird. Die Differenz im Sauerstoff der Kieselerde = + 0,35.

Diese Species erhalten in dieser Weise einen gemeinschaftlichen Ausdruck und bilden wie die Granaten, Epidote ꝛc. eine eigenthümliche Formation (Genus). Dabey zeigt sich der Ripidolith (mit dem Ponnin und Leuchtenbergit) als die talkreichste Species, der Chlorit von Rauris als die eisenreichste und der Chlorit vom Zillerthal als mehr in der Mitte stehend. Dem Chlorit von Rauris dürfte ein eigener Name zu geben seyn.

Diese Berechnungen sprechen in so ferne zu Gunsten der Scheerer'schen Polymerie, als auf andere Weise die Formeln mancherlei Schwierigkeiten darbieten, gleichwohl können sie die dagegen erhobenen Zweifel nicht beseitigen, so lange nicht aufgeklärt ist, in welchen Fällen eine Vertretung von 3 $\dot{\text{H}}$ für 1 $\dot{\text{Mg}}$ oder von 3 $\dddot{\text{Al}}$ für 2 $\dddot{\text{Si}}$, und in welchen das Umgekehrte anzunehmen ist, daß nämlich auf 1 $\dot{\text{Mg}}$ für 3 $\dot{\text{H}}$ und 2 $\dddot{\text{Si}}$ für 3 $\dddot{\text{Al}}$ eintreten können, denn es wäre wohl nicht zu rechtfertigen, nur das Eine gelten lassen zu wollen.

2) Ueber den Pyromelin.

Dieses Mineral, ein Zersetzungsproduct vielleicht von Nickelarsenikglanz, findet sich in erdigen Massen von blaß berggrüner Farbe, als Ueberzug, krustenartig und schmale Klüfte ausfüllend in einem quarzigen Gestein mit gediegen Wismuth, von einem Anbruch im Jahre 1825 auf der Friedensgrube bey Lichtenberg im Bayreutischen.

Vor dem Löthrohr in der Pincette bläst es sich anfangs sehr stark unter wurmförmigen Krümmungen auf und färbt sich lichtgelb, dann an Volumen bey stärkerer Hitze allmälig abnehmend schmilzt es zu einer grauen metallischen Kugel, welche stark vom Magnet gezogen wird. Auf das Gelbwerden beym Erhitzen bezieht sich der Name Pyromelin. Im Kolben giebt es Wasser, welches sauer reagirt und einen Beschlag von arsenichter Säure.

Auf der Kohle mit Soda, entwickelt sich etwas Arsenikrauch, man bekommt Hepar und kleine graue Metallkörner.

Dem Boraxglase ertheilt es in der äußern und innern Flamme eine bräunliche oder braunrothe Farbe. In Wasser ist es leicht auflöslich zu einer spangrünen Flüßigkeit.

Wird diese Auflösung mit etwas Salzsäure versetzt so erhält man mit Schwefelwasserstoffgas ein Präcipitat von Schwefelarsenik.

Mit salzsauerm Baryt erhält man ein starkes Präcipitat von schwefelsauerm Baryt, mit Aetzammoniak in Ueberschuß eine kornblaue Flüßigkeit und etwas weißes Präcipitat.

Ich überzeugte mich, daß das Mineral wesentlich aus wasserhaltigem schwefelsauerm Nickeloxyd bestehe, gemengt mit etwas arsenichter Säure. Zu einer vollständigen Analyse war das Material nicht ausreichend.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1852 Nr. 27.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. September.

Nro. 27. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Hr. Prof. Wagner legte vor den zweyten Bericht des Hrn. Professors Harleß:

Ueber die in dem physiologischen Kabinet der Universität München angestellten Untersuchungen während des Jahres 1851/52.

Nachdem die Gewebe des Kehlkopfes in Beziehung auf ihre physikalischen Eigenschaften so weit untersucht worden waren, als zu einer genaueren Einsicht des ganzen Mechanismus der Stimmbildung erforderlich schien, mußte bey so manchen Widersprüchen der Autoren in Beziehung auf die eigentlichen Tonquellen in diesem Apparate seine physikalische Leistung nach allen hierauf bezüglichen Richtungen festgestellt werden. Da aber die Verhältnisse am Kehlkopf sehr verwickelt sind, das Studium der verschiedenen Werke über Akustik und einzelne Reihen von Voruntersuchungen sehr bald auswiesen, daß schon sehr kleine Veränderungen in den einzelnen Bedingungen der Tonerzeugung bey den dem Kehlkopf ähnlichen Instrumenten mehr als man bisher wußte, an der Natur des zum Vorschein kommenden Tones ändern können, war es nothwendig, alle diese einzelnen Bedingungen so weit in die Hand zu bekommen, daß sie willkührlich und in meßbarem Grad abzuändern möglich wurde. Kein Zweifel herrscht unter den neueren Autoren wenigstens, daß bey der Tonerzeugung unserer Kehle die Stimmbänder schwingen. Diese Schwingung, eine regelmäßig periodisch wiederkehrende Ortsveränderung, in allen Fällen wenigstens des Stimmbandrandes, war aber für den Einen nur ein für den Tonwerth an sich gleichgültiger Mechanismus gegenüber der den Ton eigentlich erzeugenden Luftströmung, deren Continuität durch jenen Mechanismus elastisch hin- und zurückschwingender und dadurch die Ausströmungsöffnung abwechselnd verengender und erweiternder Bänder in eine Periode regelmäßig sich wiederholender Stöße aufgelöst würde, für den Anderen, die den Ton eigentlich bestimmende Bewegung, welcher gegenüber der Luftstrom die Rolle des streichenden Bogens bey einer Saite übernähme.

Somit war klar, daß die Natur des ganzen Vorganges bey der Schwingung gespannter Membranen überhaupt zuerst und so weit nur immer möglich verfolgt werden mußte, ehe das natürliche Kehlkopfpräparat selbst in Angriff genommen werden konnte.

Den Einfluß der Spannung membranöser Zungen auf die Tonhöhe kannte man so ziemlich; nur ist die Vermuthung, daß sich die Schwingungsmengen der Töne direkt wie die Quadratwurzeln der spannenden Kräfte verhalten mögen, als eine Thatsache hinzustellen nicht gerechtfertigt; sie gilt vielleicht nur für ganz schmale Riemen, nicht aber für breitere Membranen. Auch die Beziehung der Windstärke zu den Tönen bey gewissen Spannungsgraden der Membranen kannte man im Allgemeinen. Sehr häufig beobachtete man Tonveränderungen in

Folge der Modifikation „der Ansprache.“ Dieser Begriff aber wurde ganz im Dunkel gelassen. Bald bezog man ihn auf die Windstärke, bald auf gewisse Verbindungen der Zunge mit dem Rahmen, über welchen sie gespannt war, bald auf irgend welche andere eben unbekannte Bedingungen, die bey sonst gleichbleibender Spannung und Windstärke ꝛc. eine Aenderung des Tones herbeyführten.

Ueberblickt man die Concurrenz variabler Bedingungen, welche die einzelnen Töne bestimmen, so findet man deren eine nicht unbeträchtliche Anzahl. An der Zunge selbst wirkt bestimmend ihre Dimension, ihr absolutes und spezifisches Gewicht, ihr Elasticitätsmodulus, ihre Structur, von welcher selbst wieder die Gleichartigkeit oder Ungleichartigkeit aller jener erstgenannten Eigenschaften in Beziehung auf die Summe der einzelnen Theile der ganzen Membran abhängen. Außer der Zunge gelegene Bedingungen sind die Werthe der spannenden Kräfte, die Richtung des spannenden Zuges, die Stärke des Windes, die Richtung der Luftströmung gegen das Band, die physikalischen Eigenschaften der der Zunge Befestigungspunkte gewährenden festen Massen (Rahmen ꝛc.), die Beschaffenheit der der Zunge gegenüberliegenden, mit ihr die Ausströmungsöffnung des Windes bildenden Fläche.

Nun liegt es in der Natur der Sache, daß über den Einfluß einer Bedingung nur entschieden werden kann, wenn alle übrigen in ihrem Werth vollkommen belassen werden; eben so klar ist aber auch, daß bey der großen Summe jener aufgeführten Bedingungen verhältnißmäßig nur selten die unbedingte Forderung des ceteris paribus bey dem Experimentiren über den Einfluß einer vereinzelten Bedingung erfüllt werden kann. So hängt z. B. Windstärke und Spannung so innig miteinander zusammen, daß man den Wind nicht schwächen kann, ohne die Spannung zugleich zu verringern, weil eben die Windstärke selbst als eine den Grad der Spannung mitbedingende Größe in Anschlag zu bringen ist. Selbst die inneren Zustände einzelner Zungen ändern sich sehr mit der Veränderung gewisser äußerer Bedingungen, wie z. B. der Elasticitätsmodulus des Stimmbandes in sehr erheblichem Grad geändert wird mit dem Grade der Dehnung, sey diese durch Gewichte oder Windstärke herbeygeführt.

Wie für die früheren Untersuchungen die Bestimmung der Elasticitätsverhältnisse der elastischen Kehlkopfgewebe der Ausgangspunkt war, von dem man hoffen konnte, eine größere Reihe von Momenten zur Beurtheilung der akustischen Leistungen zu gewinnen, so wurde für die neuen etwas Gleiches von dem genaueren Studium der Ansprache elastischer Zungen überhaupt erwartet. Mittelst eines einfachen Apparates an einer ganz kurzen kubischen Pfeife konnte die Windrichtung unter dem Band approximativ aus der mit großer Genauigkeit meßbaren Einstellung fester Platten bestimmt werden. Denken wir uns die Pfeife zur einen Hälfte bedeckt von der gespannten Cautschucplatte und zur anderen von einer Metallplatte, so daß nur ein $\frac{1}{2}$ Mill. weiter Spalt zwischen ihren der Mittellinie der Pfeifenöffnung zunächst gelegenen Rändern übrig bleibt. In diesem Fall kommt bey einer gewissen Windstärke ein bestimmter Ton zum Vorschein. Wird jetzt die Metallplatte um ihren einen Rand so gedreht, daß sich der dem freyen Membranrand gegenüberliegende etwas auf- oder abbewegt, so kann es vorkommen, daß, wenn sich dieser Rand in eine Ebene begiebt, welche nur 0,5 Mill. senkrechten Abstandes von der ursprünglichen hat, die Windstärke sich um 10 — 20 Mill. (Wasserdruck) ändern muß, wenn der frühere Ton wieder zum Vorschein kommen soll.

Es hatte sich ferner ergeben, daß je leichter die Ansprache überhaupt unter der Summe in einem gegebenen Fall herrschender Bedingungen ist, um so tiefer der Ton ist, den man eben noch bey dem schwächsten Anblasen hervorbringen kann. Da nun aber eben die Grenze dieser Möglichkeit von sehr manchfachen und sehr kleinen Größen abhängig befunden wurde, so durfte die relativ geringste Windstärke nicht, wie dieß bisher fast allgemein gethan wurde, als feststehendes Glied der Proportion bey der Untersuchung der Verhältnisse, unter welchen sonst die Töne erzeugt werden können, betrachtet werden; vielmehr lag in der richtigen Auffassung dieser Größe mit ihrem sehr schwankenden absoluten

Werth der Schlüssel zur Erklärung einer großen Reihe von Resultaten, welche die Veränderung anderweitiger Bedingungen begleiteten.

Der Satz nämlich, mit welchem der Einfluß verschiedener anderer Bedingungen gegenüber der einen, der Windstärke, bezeichnet wird, ist allen vorliegenden Resultaten nach, welche wir mittelst manchfach variirter Apparate und Experimente gewonnen haben, so zu formuliren:

Jedes Arrangement der Bedingungen, welches im Vergleich mit einem anderen die Ansprache der Zungen im allgemeinen erleichtert, muß den Ton vertiefen, jedes, welches diese erschwert, muß ihn erhöhen.

Demgemäß kann eine und dieselbe Bedingung variirt bald Erhöhung bald Vertiefung, bald gar keine Aenderung des Tones veranlassen, welchen man in den einzelnen Fällen je durch die relativ geringste Windstärke hervorzurufen im Stande ist. Denn es kommt darauf an, ob daneben nicht eine oder eine Reihe anderer Bedingungen unwillkührlich mit variirt ist, durch welche die Veränderung der einen compensirt oder übercompensirt wurde. Das gilt von dem Einfluß der Weite der Ritze, der Enge des aditus ad glottidem, der Neigung des Stimmbandes, der Weite des Raumes über den Stimmbändern rc., wobey die verschiednen Autoren bald dieses bald jenes dem ganz Entgegengesetzte beobachtet hatten.

Neben dieser ersten Voruntersuchung gieng eine zweyte einher, welche ebenfalls eine Cardinalcontroverse berührte, nämlich die Frage nach dem eigentlich Tönenden bey Zungenwerken. Bekanntlich sind es zwey Antworten, welche auf diese Frage gegeben wurden. Die eine Ansicht hielt die Luft für das primitiv Tönende, die andere die Membran. Um sich für diese oder jene zu entscheiden, mußte der ganze physikalische Vorgang bey der Schwingung einer membranösen Zunge möglichst genau untersucht werden, wobey sich die stroboscopische Scheibe, nach Plateau's Vorschrift angewendet, sehr gut eignet; auch vergleichende Versuche der Schwingungserregung unter Wasser und in der Luft blieben in dieser Beziehung nicht ohne Erfolg. Mittelst der stroboskop. Scheibe ließ sich erkennen, daß die Schwingungen der Membran keineswegs so einfach sind, als man sich gewöhnlich vorstellt, sondern daß zwey Systeme von Schwingungen beym Tönen eines nur irgend breiteren Bandes auftreten: eine stehende Randschwingung und eine fortschreitende Flächenschwingung, welche selbst wieder zu einer stehenden werden kann, jedoch nur unter gewissen günstigen Umständen, welche in der Gleichartigkeit des elastischen Gewebes einerseits, andererseits in der Gleichmäßigkeit des Windstromes gelegen sind. Ich will hier einige ausführlichere Bemerkungen über diesen Gegenstand einschalten, welche in meinem Artikel über die Stimme unterdrückt wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monat Juni 1852 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von Hrn. de Caumont in Paris:

Bulletin monumental ou collection de mémoires et de renseignements sur la statistique monumentale de la France. 2. Série. Tom. 7 — 17. Vol. de la collection etc. Paris 1851. 8.

Annuaires des cinq departements de l'ancienne Normandie. 1852. Dix-huitième année. Caen 1852. 8.

Bulletin bibliographique des sociétés savantes des départements. No. 6. Févr. 1852. Paris. 8.

Von Hrn. Dr. Sebastian Fischer in St. Petersburg:

Abhandlung über das genus cypris und dessen in der Umgegend von St. Petersburg und von Fall bey Reval vorkommende Arten. St. Petersb. 1851. 4.

Von dem Gartenbauverein für Neupommern und Rügen in Greifswald:

Mittheilungen. 6. u. 7. Jahresbericht. Greifswald 1850 — 52. 8.

Von der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde in Stettin:

Baltische Studien. 14. Jahrg. 2. Heft. Stettin 1852. 8.

Von Hrn. E. Plantamour, Prof. in Genf:

Résumé météorologique de l'année 1850 pour Genève et le Grand St. Bernard. Genève 1851. 8.

Résumé des observations thermométriques et barométriques faites à l'observatoire de Genève et au Grand St. Bernard. Genève 1851. 4.

Von Hrn. Bartholomäo Zanon in Belluno:

Analisi e giudizio delle acqua artesiane di Venezia Bell. 8.

Analisi dell' acqua minerale idrosolforosa di Lorenzaso in Carnia. Bell. 1852. 8.

Von der Accademia Pontifica de' nuovi lincei in Rom:

Atti. Tomo I. anno I. 1847 — 48. Sessione VI — VII. Marzo — Giugno 1851. Roma 1851. 4.

Von dem Verein für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung in Wiesbaden:

Mittheilungen an die Mitglieder. No. 3. Wiesbaden 1852. 8.

P. Hermann Bär, vormals des Klosters Eberbach Priester und Buersterer, diplomatische Geschichte der Abtey Eberbach im Rheingau. I. 3. von Dr. Rossel. Wiesb. 1852. 8.

Von dem historischen Verein für das Großherzogthum Hessen in Darmstadt:

Archiv für Hessische Geschichte und Alterthumskunde. 7. Bd. 1. Heft. Darmst. 1852. 8.

Von dem landwirthschaftlichen Verein in München:

Centralblatt. Juni 1852. München. 8.

Von der deutschen morgenländischen Gesellschaft in Leipzig:

Zeitschrift. 6. Bd. 2. Heft. Leipzig 1852. 8.

Von dem historischen Verein in Mittelfranken in Ansbach:

Zwanzigster Jahresbericht. Ansbach 1851. 4.

Von der k. preuß. Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Monatsbericht 1852. Berlin 1852. 8.

Von der Royal Society in Edinburgh:

Transactions. Vol. XX. Part II. for the session 1850 — 1851. Ed. 8.

Proceedings. Vol. III. No. 40. 41. 1850. 51. Ed. 8.

Von der Société de l'histoire de France in Paris:

Bulletin. No. 4. Avril 1852. Par. 1852. 8.

Von der Royal Observatory in Edinburgh:

Astronomical observations 1844 — 47. Vol. X. Ed. 1852. 4.

Von Hrn. Dr. J. Pigeaux in Paris:

Traité pratique des maladies des vaisseaux. Paris 1843. 8.

Von Hrn. Dr. Ernst Förster in München:

Das deutsche Volk, dargestellt in Vergangenheit und Gegenwart zur Begründung der Zukunft. VIII. Bd. Geschichte der deutschen Kunst. 1. Theil. Leipzig 1851. 8.

Von der k. k. geologischen Reichsanstalt in Wien:

Jahrbuch 1851. II. Jahrgang. No. 4. Novbr. Decbr. Wien. 8.

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und Technik in Speyer:

Jahrbuch für praktische Pharmacie und verwandte Fächer. Bd. XXIV. Heft V. Mai. Landau 1852. 8.

Von der Accademia delle scienze dell' Istituto in Bologna:

Memoire. Fisica e mathematica. Tom. I. II. P. I. II. Bolog. 1806 — 1810. 4.

Memoire. Scienze morali. Tom. I. Part. I. II. Bolog. 1809 — 1813. 4.

Memoire. Tom. I. II. Bolog. 1850. 4.

Novi commentarii. Tom. I. II. 1834. 1836. Tom. X. 1849. Bolog. 4.

Rendiconto. Vol. I. 1833. 1837 — 1851. Bolog. 8.

Von Hrn. William Danieli in London:

Medical Topography and diseases of Guinea. London 1849. 8.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1852 Nr. 28.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. September.
Nro. 28. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die in dem physiologischen Kabinet der Universität München angestellten Untersuchungen während des Jahres 1851/52.

(Fortsetzung.)

Man weiß: wenn man auf der Oberfläche einer Stimmgabelzinke einen Tropfen Wasser ausbreitet, so bilden sich bey dem Anschlagen der zweyten Zinke sehr schöne parallele, stehende Wellen auf der Wasserfläche, welche am höchsten sind da, wo die Excursion der schwingenden Zinke am größten ist, und welche, je näher dem Stiel der Zinke, immer flacher werden. Hat man nun einen Tropfen Wasser auf der elastischen Zunge ausgebreitet, so zeigen sich, wenn sie von dem Gebläse aus angesprochen wird, ebenfalls Systeme sehr regelmäßiger Wellen aber nur in einer gewissen Entfernung vom schwingenden Rand; denn von diesem selbst wird das Wasser mit großer Gewalt sogleich gänzlich weggeschleudert.

Die Form des Wellensystems ist eine an beyden Polen bald mehr bald weniger zugespitzte Ellipse mit regelmäßig der Querachse parallel laufenden Streifen (Wellenbergen). Dieses ganze System behauptet entweder seine anfängliche Stelle auf der Zungenoberfläche, oder es wandert auf derselben hin und her. Je kleiner diese Ortsveränderung, um so reiner ist der Ton und am reinsten, wenn es unverrückt an ein und derselben Stelle verharrt.

Die Wanderungen des Systems lassen sich jeden Augenblick durch Schwankungen der Windstärke hervorrufen, und zwar schon durch außerordentlich kleine, an dem Manometer kaum mehr nachweisbare.

Diese kleinen Wellensysteme beurkunden sonach die Regelmäßigkeit der Schwingungen auf der ganzen Zungenoberfläche, indem sie die Resultanten aller der hin und her laufenden, und sich kreuzenden Wellenzüge darstellen; sie können durch ihre kleinen Wanderungen und den Weg, welchen sie auf der Zungenoberfläche zurücklegen, von der Natur der Schwankungen, welche die einzelnen Bedingungen der Schwingung erfahren, bis zu einem gewissen Grad Rechenschaft geben. Im ganzen darf behauptet werden: die Randschwingungen bestimmen hauptsächlich den Ton, die über die Oberfläche hin und zurücklaufenden und sich kreuzenden Wellenzüge hauptsächlich den Klang des Tones. Beyde Systeme können so durcheinander ziehen, daß sie unter gewissen Bedingungen (größere Abspannung der Zunge) mit ihren gleichnamigen Abschnitten am Rand periodisch aufeinander treffen, wodurch der sonst ruhige Ton einer Zunge in einen vollkommen trommelnden verwandelt wird.

Beobachtungen mit der stroboskopischen Scheibe, und Methoden schwingungsträge Membranen in Vibrationen zu versetzen haben ergeben, daß die Dichtigkeit der Luft unter der Zunge nicht bloß steigt und sinkt, sondern abwechselnd positiv und negativ wird, in Folge dessen die Excursion des Bandes nach abwärts in den Pfeifenraum hinein, also gegen den Luftstrom, größer seyn kann als die entge-

gengesetzte; daß somit die Ursache der Schwingung nicht bloß der Conflikt der elastischen Rückwirkung des Bandes und der vis a tergo des Windstromes seyn kann.

Auch können Schwingungen einer elastischen Zunge nicht unter Wasser hervorgerufen werden, wenn sie durch einen Wasserstrahl so in Bewegung gesetzt werden, wie in der Luft durch einen Windstrom, welcher auf die eine ihrer Flächen trifft, wenn also der Luftdruck einseitig ist. Dagegen entstehen Schwingungen der Zunge auch unter Wasser, wenn ein Wasserstrahl so gegen deren Rand hin getrieben wird, wie der Windstrom die Zunge in der Luft trifft, wenn sie mit dem Tubulus angesprochen wird.

Dieß beweist, daß der Modus der Schwingungserregung in beyden Fällen wesentlich verschieden ist, woher denn auch die Verschiedenheit der Töne ein und derselben Zunge, je nachdem sie auf die eine oder andere Weise angesprochen wird.

Bey dieser Gelegenheit werde ich versuchen, ein höchst anziehendes Phänomen zu beschreiben, welches man an einem mit dem Zungenrand in Verbindung stehenden Faden beobachten kann, wenn man die Zunge durch einen Windstrom zum Tönen bringt, und welches ich in der Abhandlung über die Stimme nur im Vorübergehen erwähnt habe.

Befestigt man am Rand einer membranösen Zunge einen feinen Seidenfaden, von etwa 1′ Länge, indem man ihn durch jenen mit einer Nadel hindurchführt, und durch einen Knoten auf seinem Ende vor dem Ausreißen schützt, während das entgegengesetzte Ende an einem dünnen Faden von Cautschuc befestigt ist, er selbst aber zwischen diesen beyden Punkten, wenn auch nicht gespannt, doch eine ganz gerade Linie bildet, so entstehen an ihm Schwingungen, sobald das Band in tönende Vibration versetzt wird. Je nach der Entfernung der beyden Endpunkte voneinander sind die sich bildenden, stehenden Seilwellen höher oder flacher, zahlreicher oder weniger zahlreich. Hat man die gehörige Entfernung der beyden Endpunkte getroffen, so entsteht mit einemmal eine höchst complicirte Figur, welche aus vier Fäden geschlungen zu seyn scheint. Diese begrenzen einen Raum, welcher vergleichbar ist drey übereinander und in der Mitte ineinander geschobenen Ballons. Dieses ganze System dreht sich zugleich um seine Achse mit einer bald größeren, bald geringeren Langsamkeit, welche 3 — 4 Umdrehungen und noch weniger in der Secunde haben kann. Man kann sich diese Figur nur folgendermassen entstanden denken: Es entstehen zunächst stehende Seilwellen, und zwar in diesem Fall drey hintereinander, in einer Ebene gelegen; im nächsten Moment, und zwar ganz plötzlich, schwingt der Faden in einer auf jener Ebene senkrecht stehenden zweyten Vertikalebene, dann eben so schnell wieder in der ersten und so fort; die Umkehrpunkte, verhältnißmäßig am längsten mit dem Auge verfolgbar, bilden die Begrenzungslinien der ganzen Figur, welche wie durch ein gleichzeitig in zwey rechtwinklig aufeinander stehenden Ebenen zustandekommendes Schwingen des Fadens erzeugt scheint. Der Wechsel der Ebenen muß blitzschnell erfolgen, und nicht durch eine stetige Veränderung der Schwingungsrichtung, sonst müssen wir etwa einen Doppelkegel erhalten, der nie beobachtet werden konnte, nicht aber eine Figur mit scharfen Kanten, wie sie immer zum Vorschein kam.

Ganz stetig aber veränderte sich und langsam die Lage dieses Ebenensystems im Raum, indem es sich um die senkrechten Mittellinien beyder Ebenen sichtbar drehte, und zwar bald von rechts nach links bald umgekehrt, je nachdem man den ersten Anstoß zu dieser ganzen Bewegung verändert. Diese Drehung der Figur um ihre Achse ist das Merkwürdigste an dem Phänomen und scheint mit dem plötzlichen Wechsel der Schwingungsebenen das gleiche ursächliche Moment zu haben. Wenigstens war es mir nicht möglich das Eine oder Andere, oder beydes zugleich an einem anderen stehende Schwingungen verursachenden Apparat zu erzeugen, als eben an einer solchen Zungenpfeife.

Ich verband nämlich das Hämmerchen eines Neeff'schen Inductionsapparates durch einen Seidenfaden mit einem äußerst dünnen horizontal gespannten Cautschucfaden und ließ den Inductionsapparat spielen, wobey ich durch Einstellen der Schraube an

der Feder des Hämmerchens bald einen tieferen bald einen höheren Ton bekam. Hiebey bildeten sich, ich mochte die Bedingungen variiren wie ich wollte, Seilwellen von verschiedener Zahl und Schwingungsweite, allein sie verblieben immer in ihrer ursprünglichen Ebene, ohne daß plötzliche oder stetige Veränderungen dieser Ebene hervorzurufen waren.

Die Ursache in jenem Falle scheint mir hauptsächlich in den in der Nähe des Bandes erzeugten Luftströmungen gelegen zu seyn, obwohl ich keine sicheren Beweise hiefür beybringen kann. Jedenfalls scheint mir das ganze Phänomen werth einer Rechnung unterworfen zu werden, und deßhalb möge hierauf vorläufig aufmerksam gemacht worden seyn. —

Es hatte die Physiker vielfach die Frage beschäftigt, ob die Stimmwerkzeuge zu den einfachen Zungenwerken oder zu den Zungenpfeifen zu rechnen seyen. Rinne hatte in jüngster Zeit diese Untersuchung wieder aufgenommen, dabey Versuche mitgetheilt, welche in ihren Resultaten von denen J. Müller's in manchen Punkten scheinbar abweichen. Aus diesem Grunde wurde eine Wiederholung derselben nothwendig und es ließ sich die Richtigkeit der Angaben Rinne's sehr leicht bestätigen, so daß auch seine Schlußfolgerung „es sey das menschliche Stimmorgan in die Kategorie der einfachen Zungenwerke zu setzen" dadurch vollkommen gerechtfertigt wurde.

Für die Verhältnisse der oberen Stimmbänder zu den unteren, von denen diese alleintönend, jene nur schallverstärkend wirken, obwohl nicht eine Unmöglichkeit des Tönens auch der oberen von vorneherein behauptet werden konnte, hat sich als Gesetz ergeben, daß allein die größere Weite der oberen Stimmritze im Vergleich mit der der unteren das Tönen jener ausschließt, indem schon bey genau gleicher Weite beyder obere und untere Bänder gleichzeitig in tönende Schwingungen gerathen können, bey geringerer Weite der oberen und einiger Spannung der sie begrenzenden Bänder nothwendig diese letzteren tönend werden, die unteren dagegen stumm bleiben müßten.

Nachdem die Natur der Schwingungen, die Wirkungen der Veränderung sämmtlicher auf die Ansprache influirender Bedingungen bey ein- und zweylippigen, horizontal gelagerten und gegeneinander geneigten Zungen und in Beziehung auf die zum Vorschein kommenden Töne untersucht worden war, mußte auch die Frage entschieden werden, ob eigentliche Flageolettöne an Membranen erzeugt werden können, was die Versuche verneinend beantworteten, indem nämlich das Gesetz sich geltend machte, daß eine an einer Stelle berührte Membran, sich jeder Zeit in zwey Portionen theilt, von denen die Eine tönend, die andere nicht tönend schwingt, ähnlich wie Liskovius an den seitlich einen Pfeifenraum begrenzenden elastischen Membranen gefunden hatte.

Nach Beantwortung dieser allgemeinen Vorfragen wurde zur Variirung der Töne durch bestimmte Mittel: Spannung und Windstärke geschritten, welche beyde bekanntlich gegenseitig sich compensiren können, so daß jeder Ton auf zweifache Weise erzeugt werden kann, nämlich durch $S + W$ und $(S - x) + (W + x')$, wenn allgemein S Spannung und W Windstärke bedeutet. Die Wirkung der spannenden Gewichte ist vielleicht bey ganz schmalen Membranen demselben Gesetz unterworfen wie bey Saiten, nämlich daß die Töne sich verhalten wie die Quadratwurzeln der spannenden Kräfte, allein bey breiteren nach einer Richtung gespannten Membranen hat sich dieses Verhältniß durchaus nicht als Norm finden lassen, und zwar deßhalb nicht, weil außer bey ganz tiefen Tönen und sehr schlaffen Membranen nicht das ganze Band bey der tönenden Schwingung betheiligt ist, und zweytens die elastischen Membranen niemals die durchweg gleichartige Masse darstellen, welche hiebey müßte vorausgesetzt werden. Der letztere Grund und die Schwierigkeiten bey jeder Methode der Spannung einen alle Punkte der einen Begrenzung des Bandes gleichmäßig treffenden Zug einzuleiten, hat keine bestimmte Gesetzmäßigkeit in der Wirkung der spannenden Gewichte erkennen lassen. Dazu kommt, daß die Windstärke als weiteres die spannenden Gewichte unterstützendes Moment mit eingreift, diese selbst aber mit ihrem Einfluß auf die Tonerzeugung nicht direkt abgewogen werden kann. Denn jeder Ton

ist abhängig von der Anzahl der Druckmaxima des Windstromes gegen das Band, während die Flüssigkeitssäule im Manometer nur den zwischen Maximum und Minimum des Druckes gelegenen Mittelwerth ganz abgesehen von der Zeit, also der Geschwindigkeit seines Wechsels, angiebt.

Ferner wird durch einen Windstrom von bestimmter Stärke nicht bloß der Dehnungsgrad des Bandes verändert, sondern es wird auch bey der wegen der Beweglichkeit der membranösen Zungen durch den Wind verursachten Beugung des Randes, welche, so lange das Tönen dauert, auch bey dem Rückschwung der Membran sich nicht vollkommen ausgleicht, nebenbey eben durch diese gleichzeitige Veränderung der Stellung der Zungenränder besonders bey zweylippigen Zungen, eine neue Windrichtung herbeygeführt, deren Einfluß als nicht gering durch die Voruntersuchungen bereits erkannt worden war. Alle diese Gründe erklärten hinreichend, weßhalb sich ein einfaches gesetzliches Verhältniß zwischen Windstärke und spannendem Gewicht durchaus nicht aufstellen ließ, vielmehr war hiebey der durch die Windstärke selbst mitbedingten Windrichtung und mittleren Weite der Stimmritze Rechenschaft zu tragen, wovon zusammen die Ansprache und hiemit zugleich wieder die Höhe des zum Vorschein kommenden Tones abhängt.

Variirt man die ebengenannten Bedingungen, nämlich Windstärke und Windrichtung, ohne die Spannung zu ändern, so kann man an demselben Band eine Reihe von Tönen im Umfang einer Quarte und mehr erzeugen, während die Zahl der Töne viel geringer ausfällt, wenn man nur die eine oder die andere allein abändert.

Um an dem natürlichen Kehlkopfpräparat Untersuchungen anzustellen, mußte, wenn außer dem Bekannten noch neue Verhältnisse studirt werden sollten, die Methode der Aufstellung und der Ansprache sehr wesentlich geändert werden. Vorzüglich war es nothwendig die Gießbeckenknorpel, die beweglichsten Theile am Kehlkopf des Lebenden, nicht unbeweglich, wie bisher immer geschehen war, zu fixiren, sondern beweglich; d. h. diese mußte man zur freyen Direktion in die Hand bekommen, und den Schildknorpel zum festen Punkt machen. Ich construirte deßhalb der Form der Gießbeckenknorpel angemessene Pincetten, durch welche mit Schraubenvorrichtung je ein Knorpel festgehalten und beyde beliebig gehandhabt werden konnten, und zugleich Vorrichtungen um sie in jeder beliebigen Lage, Stellung und Entfernung von einander und von anderen Kehlkopftheilen bis zum Schlusse des Experiments zu erhalten. Dabey war durch Hacken und Schnüre zwischen den Armen eines Stativ's der Schildknorpel unbeweglich festgehalten, und der Ringknorpel durch einen doppelarmigen Hebel gegen den Schildknorpel, wie bey dem Lebenden durch den musc. cricothyreoideus aufwärts zu bewegen.

Um sichere Manometerbeobachtungen machen zu können, mußte die der Anwendung des Gebläses sich sonst entgegenstellende Schwierigkeit beseitigt werden, weil die Anwendung des Gebläses mit gleichmäßiger und willkührlich veränderbarer Pression nothwendig gefordert war. Die Schwierigkeit, die zu beseitigen war, lag in der von dem gewöhnlichen Windstrom so schnell herbeygeführten Austrockung der Gewebe, und vor Allem der Stimmbänder. Diese konnte vollkommen dadurch verhütet werden, daß ich den Wind durch ein mit Wasserdampf fortwährend gesättigtes Luftreservoir von beträchtlichem Umfang strömen ließ, wobey es möglich wurde, Stundenlang an demselben Präparat mit gleichem Erfolg zu operiren.

Um die Wirkung der spannenden Gewichte zu eruiren, war vor Allem zu ermitteln, in welchem Grade der Spannung sich die Stimmbänder unter dem Einfluß der gegenseitig rückwirkenden Elasticität sämmtlicher Kehlkopftheile in dem vollkommenen Ruhezustand aller Muskeln befinden. Der Werth dieser elastischen Rückwirkung betrug bey einem männlichen Kehlkopf in Gewichten ausgedrückt: 250 Gramm, was durch eine hier nicht weiter darlegbare Methode gefunden wurde.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1852 Nr. 29.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. September.
Nro. 29. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die in dem physiologischen Kabinet der Universität München angestellten Untersuchungen während des Jahres 1851/52.

(Schluß.)

Die spannenden Gewichte verursachen im Anfange eine raschere Tonerhöhung als gegen die späteren Grade der Belastung hin, wie sich aus dem über den Elasticitätsmodulus des Stimmbandes Gefundenen leicht erklärt. In eben derselben Weise macht sich der Einfluß zunehmender Windstärke bey einem bestimmten Spannungsgrade geltend, während zugleich auch die Neigungen der Stimmbandebene, die Lagen der Stimmbänder in bestimmten Ebenen, die Weite der Stimmritze und die Weite des Unterstimmband-Raumes auf die Tonhöhe von Einfluß sich zeigte. Besonders der letztere Punkt bedurfte einer neuen Prüfung, indem die bisherigen Methoden eine Erledigung desselben nicht erwarten ließen. Ich schob deßwegen eine oben spaltförmig verengte Windröhre in den Unterstimmbandraum und beobachtete die Tonveränderungen bey Annäherung und Entfernung des Windröhrenendes von der Unterfläche der Stimmbänder, wobey kein Zweifel blieb, daß in bestimmten Fällen auf diese Weise eine Veränderung des Tones herbeyzuführen war.

Von großem Einfluß erwies sich auch das gegenseitige Lagerungsverhältniß der beyden Stimmbänder. Wurden sie nämlich in zwey verschiedene, übereinander liegende, wenn auch sehr wenig voneinander entfernte Ebenen gebracht, so war es möglich, ohne irgend welche Veränderung der Spannung unmittelbar einen Contraton in einen Fistelton von sehr beträchtlicher Höhe umschlagen zu machen.

Neben dem Studium der Töne mußte das der Klänge einhergehen, dem sich freylich bey der geringen Ausbeute auf physikalischem Gebiet sehr große Schwierigkeiten entgegenstellten, so zwar, daß oft nur Vermuthungen, in seltenen Fällen sichere Beobachtungen hiebey leiten konnten. Die großen Differenzen in den physikalischen Eigenschaften der Kehlkopfgewebe ließen voraussetzen, daß die an ihnen bey Gelegenheit der Stimmbandschwingung wahrnehmbaren Vibrationen nicht vollkommen isochron mit jener seyn konnten. Daß diese Vibrationen aber trotz dem auf den Gesammteindruck, welchen die Stimmbandschwingung auf das Gehörorgan macht, von unbedingtem Einfluß ist, konnte nicht verkannt werden, also auch nicht, daß sie die Intensität und den Klang dieser mitbestimmen.

Festgestellt war einmal, daß die Stimmbänder das primär Tönende in dem ganzen Apparat sind, und daß alle seine übrigen Theile von hier aus erst die Erschütterungen mitgetheilt bekommen, daß somit diese als resonirende Massen wirken, welche unter Umständen durch selbstständige Schwingungen die Gesammtwirkung auf das Ohr bestimmen können.

Beobachtungen und Experimente führten zu folgenden Schlußsätzen.

Es giebt zunächst zwey extreme Zustände des ganzen Systemes von Geweben, welche die Stimmorgane bilden. Einen Zustand der relativen Er-

schlaffung und einen Zustand der Spannung. Im ersteren ist das System am geschicktesten in seinem ganzen Umfang in transversale Schwingungen „in Bebung“ zu gerathen; im zweyten dagegen, wo es sich der von ihr eingeschlossenen Luft gegenüber mehr als ein System mit starren Begrenzungsflächen verhält, ist es am meisten im Stand, die auf die eingeschlossene Luft übergegangenen Erschütterungen zu reflectiren und zu concentriren. In einem Fall herrscht somit „die bebende,“ im zweyten die wesentlich auf Reflexion der Schallwellen beruhende „concentrirte“ Resonanz vor, von denen jene denn auch hauptsächlich und mit bestem Erfolg bey den tiefen, diese bey den höheren Tönen in Anwendung kommt, zumal die tieferen und tiefsten nie mit sehr beträchtlicher Windstärke producirt werden können, weil sonst statt ihrer höhere Töne zum Vorschein kommen würden.

Ein sehr passendes Mittel, die bebende Resonanz zu vernehmen, besteht in der ausschließlichen Anwendung der Schallleitung durch feste Körper, während natürlich die andere vorzüglich durch die Luft vernommen wird.

Diese verschiedenen Arten der Resonanz bestimmen auch in hohem Grad das Tönbare der einzelnen Töne, also das Charakteristische der sogenannten Register, wenn auch damit nicht schon alle Bedingungen zu ihrem Entstehen gegeben sind.

Folgendes hat sich als physikalische Grundlage und als physikalische Mittel für die Erzeugung der verschiedenen Klangregister ergeben. Das Verhältniß des Spannungsgrades der Bänder zur Windstärke, Differenz der Bandbreite, welche zur tönenden Schwingung verwendet wird, Spannungsgrade der als resonirende Massen wirkenden Gewebe des ganzen Systems. Hebung und Senkung des Kehlkopfes und gewisse Stellungen anderer nicht bey der Stimmbildung unmittelbar betheiligter Organe sind theils Folgezustände, theils entferntere Hülfsmittel bey der Benützung eines der Register.

Diese verschiedenen Register sind: der Contra- (Stroh-) Baß, die Bruststimme, die Kopfstimme, die Fistelstimme. Die Kopfstimme ist das einzige Register, mit welchem alle Töne angestimmt werden können, obwohl auch hier nur in einem gewissen Umfang das Charakteristische des Timber auftritt; von den übrigen Registern hat dagegen jedes eine gewisse Reihe von Tönen, welche nur mit diesem Klang gesungen werden können, wie z. B. die höchsten Fisteltöne und die tiefsten Baßtöne.

Bezeichnet man mit P die natürliche Spannung der Bänder, wie sie durch die bloße elastische Gegenwirkung der einzelnen Kehlkopftheile hervorgerufen ist, mit H die Windstärke, welche bey einer bestimmten Spannung der Bänder deren sogenannten Grundton erzeugt, das heißt das Band eben noch zum vernehmbaren Tönen bringt, mit B die ganze Breite des Bandes, R und R′ die beyden Arten der Resonanz (R nämlich die bebende, R′ die concentrirte), S endlich den mittleren Spannungsgrad des ganzen Systems elastischer Gewebmassen, welche die Luft des Stimmorganes umschließen, so haben diese einzelnen Bedingungen bey den verschiedenen Registern folgende Werthe:

Kopfstimme	P ± x.	H.	B oder B — x.	S ± x.	R oder R′
Bruststimme	P ± x.	H + x.	B.	S oder S — x.	R + R′
Contrabaß	P — x.	H + x.	B.	S — x.	R
Fistel	P + x.	H + x	B — x.	S + x.	R′

Charakteristisch für den Nasenklang ist ein Mißverhältniß der in den Nasencalcul eingetriebenen Luftmenge zu der ihr gegönnten Ausströmungsöffnung, mit gleichzeitig bebender Resonanz in den Begrenzungsflächen dieses Canales.

In Beziehung auf das über die Lautbildung Ermittelte habe ich hier nur noch eine Erfahrung anzuführen, welche einen von mir anderwärts her erschlossenen Satz bestätigt, daß nämlich von den Einzelnen wohl im Allgemeinen zu Bildung dessel-

den Buchstaben die gleichen Mittel benützt werden, allein doch innerhalb eines gewissen und zwar nicht sehr engen Spielraumes auf verschiedene Weise.

Dasselbe versicherte mir nämlich ein im Ablesen der Buchstaben an dem Mund des Sprechenden sehr geübter Taubstumme, welcher, wie er angiebt, erst nach und nach sich in die Lautbildungsweise der Einzelnen gleichsam einstudieren muß, um mit Sicherheit die Buchstaben ablesen zu können.

Inzwischen waren auch die Untersuchungen über den Einfluß der verschiedenen Leuchtgase auf lebende Wesen fortgesetzt worden, und obwohl bis jetzt schon sehr zahlreiche Beobachtungen und Versuche mit Holzgas, Steinkohlengas und reinem Kohlenwasserstoffgas angestellt worden sind, so reichen sie doch noch nicht hin, die Einflüsse individueller Organisation vollkommen zu verwischen, und sichere Mittelwerthe aufstellen zu lassen. Nebenbey ward aber eine Beobachtung gemacht, welche in ganz anderer Beziehung interessant und der Beachtung werth ist. Es wurde nämlich am 20. Februar ein großes Exemplar von rana esculenta zwey Stunden lang reinem Holzgas ausgesetzt, getödtet und das Herz dieses Thieres gleichzeitig mit dem eines zweyten, welches sich unter den gewöhnlichen Bedingungen befunden hatte, in einer Glasglocke über Wasser aufgehängt, und zwar in einem Zimmer, dessen Temperatur ziemlich constant gegen 12 — 13° R. war.

Folgende Beobachtungen wurden an diesen beyden gemacht:

Zeit	A (Herz des gesunden Thieres.)	B (Herz des betäubten Thieres.)
Den 20. Febr. Nachmittags 4 Uhr.	26 Schläge in der Minute.	18 Schläge in der Minute.
Den 21. Febr. Morgens 8 Uhr.	25 — — —	pulsirt nicht mehr.
Nachmittags 1 Uhr.	24 — — —	— — —
Abends 5 Uhr.	11 — — —	— — —
Den 22. Febr. Morgens $8\frac{3}{4}$ Uhr.	15 Schläge in der Minute, und zwar folgen immer 3 schnell nacheinander, dazwischen eine Pause von je 3 Sekunden.	Fängt wieder an zu pulsiren, und zwar macht der Vorhof in der Minute 12 vollständige Contractionen.
Vormittags 11 Uhr.	Vollkommner Stillstand.	12 Contractionen am Vorhof in der Minute.
Nachmittags 2 Uhr.	Kammer und Vorkammer fängt wieder an zu pulsiren.	12 Contractionen in der Minute.
Nachmittags $2\frac{3}{4}$ Uhr.	Keine Pulsationen mehr.	— —
Nachmittags $3\frac{1}{2}$ Uhr.	Aufs neue Pulsationen.	— — —
den 23. Februar Morgens $8\frac{1}{2}$ Uhr.	Stillstand.	11 Pulsationen in der Minute.
Morgens $9\frac{1}{2}$ Uhr.	6 Pulsationen in der Minute an Vorhof und Kammer.	13 Pulsationen.
Mittags 2 Uhr.	8. Pulsationen.	10 Pulsationen.

	Abends 5 Uhr.
Stillstand.	10 Pulsationen.
Den 24. Febr.	Morgens 9 Uhr.
Stillstand.	12 Pulsationen.
	Morgens 11 Uhr.
17 äußerst geringe Bewegungen an der Grenze von Vorhof und Kammer.	14 Pulsationen.
Den 25. Febr.	Morgens 9 Uhr.
	Am untern Ende des Vorhofes alle 14 Secunden eine Contraction.

Das Auffallendste sind hiebey die vollständigen und lange andauernden Pausen, in welchen die Restauration und Reizempfänglichkeit sich wieder herstellte zu Zeiten, wo nur höchst gezwungen eine mit gewöhnlichen Ernährungs-Verhältnissen vergleichbare Herstellung der ursprünglichen Mischung und Zusammensetzung als Erklärung des Phänomens benützt werden kann.

Ohne deßhalb einen anderen Versuch zu einer solchen zu machen, möge diese Beobachtung vorläufig nur der weiteren Verfolgung und Berücksichtigung empfohlen seyn.

Man hat über die Richtigkeit meiner in Müller's Archiv bekannt gegebenen und seit der Zeit häufig citirten Entdeckung von Kupfer im Blute gewisser Wirbelloser Zweifel erhoben, und ich habe deßhalb Veranlassung genommen, die Beobachtung durch einen zuverlässigen Chemiker aufs Neue prüfen zu lassen. Ich sammelte das Blut von c. 200 Schnecken (helix pomatia), trocknete es ein, und sandte es ohne Angabe des Objectes in Pettenkofers Laboratorium mit der Bitte, die in dem Pulver nachweisbaren Metalle zu analysiren. So wurde denn ohne alle Präoccupation die Asche durch den Assistenten, Herrn Pauli, untersucht, und der Kupfergehalt ganz unzweifelhaft nachgewiesen. Da ich in meiner ersten Abhandlung über diesen Gegenstand Andeutungen für die etwaigen Quellen dieses natürlich von Außen aufgenommenen Metalles gegeben hatte, so wäre es einer weiteren Untersuchung werth, zu erforschen, in welchen Gegenden etwa das Blut Kupfer frey gefunden werden kann; denn daß dieß an einzelnen Orten vorkommen wird, kann ich nach anderwärts gemachten Analysen nicht bezweifeln; aber eben so wenig könnte dieß zur Behauptung berechtigen, daß überhaupt kein Kupfer im Blute dieser Thiere vorkomme.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. September.

Nro. 30. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Journal für Physik und physikalische Chemie des Auslandes in vollständigen Uebersetzungen herausgegeben von Dr. A. Krönig. Berlin 1851.

II.

Nachdem wir dieses vortreffliche Werk in seinen Hauptzügen geschildert haben *), wollen wir von den in dem ersten Jahrgange niedergelegten Arbeiten einige der wichtigsten hervorheben, und dieselben einer kurzen Betrachtung unterwerfen. Es kann aber dabey unsere Absicht nicht seyn, diese Arbeiten ihrer ganzen Ausdehnung nach hier zu berücksichtigen; es soll vielmehr das Nachfolgende von denselben nur eine Uebersicht und die durch dieselben gewonnenen Hauptresultate enthalten. — Aus dem Gebiete der allgemeinen Physik wählen wir für unsere Betrachtungen die folgenden Untersuchungen: Biot. Notiz über die Anfertigung und Anwendung der für das Herzogthum Modena bestimmten Meteretalons. II. 367. (Compt. rend. XXXII. 605.)

L. Foucault. Aus der Pendelbewegung abgeleiteter physikalischer Beweis für die Achsendrehung der Erde. I. 257. (Ann. de Chimie et de phys. etc. XXXI. 19.)

— — Ueber die Schwingungen eines dünnen Stabes, welcher auf einer drehbaren Achse befestiget ist. III. 229. (Instit. 1851 p. 269).

Antinori. Beobachtungen der Mitglieder der Academia del Cimento über den Gang des Pendels. II. 254. (C. R. XXXII. 635 **). —

Th. G. Bunt. Pendelversuche. II. 380. (C. R. XXX. 635.) —

Dufour, Wartmann und Marignac. Neue Versuche über die scheinbaren Ablenkungen der Schwingungsebene des Pendels. III. 96. (C. R. XXXII. 13.)

C. Marignac. Notiz über die zu Genf angestellten Versuche über die Ablenkung des Pendels. III. 429. (Arch. de sc. phys. et natur. XVII. 200.) —

H. Cox. Beweis der Achsendrehung der Erde mittelst zweyer Pendel. II. 253. (The Athen. 1851. p. 504.)

C. Wheatstone. Notiz über Foucault's neuen mechanischen Beweis für die Drehung der Erde. II. 358 (Phil. Mag. I. 572.)

C. Silvestre. Apparat zur Veranschaulichung des Verhältnisses zwischen der Winkelgeschwindigkeit der Erde und der Drehung eines beliebigen Horizontes um die Vertikale. II. 115. (C. R. XXXIII. 40.) —

A. Bravais. Ueber die Systeme, in welchen zwischen rechtsdrehenden und linksdrehenden Schwingungen ein Unterschied stattfindet. I. 557. (C. R. XXXII. 166.)

— — Ueber den Einfluß der Umdrehung der Erde auf die Bewegung des konischen Pendels. III. 222. (C. R. XXXIII. 195.)

---

*) Gelehrte Anzeigen, 1852, Nr. 12, S. 343.

**) „C. R." bezeichnet „Comptes rendus."

A. Baudrimont. Experimental-Untersuchungen über die Elasticität heterophoner Körper. II. 533. (Ann. de Chimie etc. XXXII. 288.)

A. T. Kupffer. Versuche über die Elasticität der Metalle. III. 325. (Compte-rendu annuel etc. St. Petersburg 1851.) —

D. Andrews. Neue Bestimmungsmethode des Feuchtigkeitsgehaltes der Luft. III. 359. (Inst. 1851. p. 302. etc.).

Wenn gleichwohl die so bescheidene und anspruchlos gehaltene Notiz des greisen Physikers Biot für uns keine beachtenswerthe Bedeutung zu haben scheint, so können wir uns dennoch nicht enthalten, aus derselben einen gewiß sehr lehrreichen Punkt zu entnehmen. Die Anfertigung von Normalmaaßen ist nicht bloß sehr kostspielig, sondern auch bekanntlich mit großen Schwierigkeiten verbunden, wenn dieselben die hinlängliche Brauchbarkeit zu allen Zeiten besitzen sollen. Um nun den gewöhnlichen Uebelständen zu entgehen, wurde von Regnault der Vorschlag gemacht, anstatt der Etalons aus Platin, eine größere Anzahl von Etalons aus Messing, Meter à bouts und à traits, eine Theilmaschine, einen Comparateur und eine genaue Wage, kurz einen vollständigen Apparat von Normaletalons und Instrumenten, um dieselben zu vervielfältigen, in allen solchen Fällen anzuschaffen, in welchen solche Maaße als Normalmaaße benützt werden sollen. Dieser Vorschlag wurde bey Anfertigung der für das Herzogthum Modena bestimmten Meteretalons in Anwendung gebracht, und es genügt hier die Bemerkung, daß dieses Verfahren nicht bloß zu jeder Zeit sichere Normalmaaße bietet, sondern die letzteren wenigstens nicht mehr Kosten verursachen, als dieß nach der älteren Vervielfältigungsweise der Fall war. Näheres über diesen so wichtigen Gegenstand findet man im historischen Theile des 24. Bandes der Denkschriften der italienischen Gesellschaft zu Modena.

Eine der merkwürdigsten Beobachtungen, welche wir den Forschungen neuester Zeit verdanken, ist jene über die Veränderlichkeit der Lage der Schwingungsebene eines möglichst einfachen, in einem Punkte aufgehängten Pendels. Denkt man sich ein einfaches Pendel in der Verlängerung der Erdachse aufgehängt, so ist klar, daß dasselbe in seiner Ruhelage an der täglichen Bewegung der Erde keinen Antheil nimmt, daß also die Schwingungsebene des oscillirenden Pendels beständig ihre Lage scheinbar verändern würde, und erst nach 24 Stunden ihre erste Lage wieder einnehmen könnte. Es fragt sich nun, ob bloß unter diesen idealen Bedingungen oder auch in der Wirklichkeit, wenn nämlich das Pendel an irgend einem Orte schwingt, jene Erscheinung eintritt. Nur wenige Anhaltspunkte deuten an, daß schon in früherer Zeit bey den zahlreich angestellten Pendelversuchen jene Erscheinung von den Physikern beachtet wurde. So haben nach den Mittheilungen von Antinori schon im J. 1661 die Mitglieder der Academia del Cimento an einfachen Pendeln die Beobachtung gemacht, daß letztere aus der Vertikalebene in gleichem Sinne abweichen, und daß die von jedem Pendelkörper beschriebene Bahn kein vertikaler Kreisbogen, sondern eine Spirale sey. Aehnliches wurde auch von Clairaut an den Schwingungen eines sogenannten Pitt-Pendels beobachtet, und es läßt sich daher vermuthen, daß bey den älteren Pendelbeobachtungen, die mit möglichst einfachen Pendeln angestellt wurden, wohl jene Erscheinung (über die Ablenkung der Lage der Schwingungsebene) wahrgenommen wurde; einer nähreren Untersuchung aber wurde dieselbe nicht unterworfen. — Foucault hat zuerst diese Erscheinung näher untersucht, und aus derselben einen neuen Beweis der täglichen Bewegung der Erde abgeleitet. Es wurde nämlich von demselben früher gefunden, daß die Schwingungsebene eines an einer drehbaren Achse befestigten dünnen Stabes von der drehenden Bewegung jener Achse unabhängig sey. Man kann sich hievon überzeugen, wenn man in die Richtung der Achse der Welle einer Drehbank einen dünnen möglichst gleichförmigen Stahlstab einspannt, die Welle in Rotation versetzt, und hierauf den Stahlstab ausbiegt: es bleibt sodann die Schwingungs-

ebene des letzteren unverändert. Wenn man daher ein möglichst einfaches Pendel an einem festen Punkte aufhängt, so wird zwar die Vertikale an der täglichen Bewegung der Erde Antheil nehmen, die Vertikalebene des schwingenden Pendels wird eine langsamere scheinbare Bewegung annehmen, als wenn die Ruhelage des Pendels in der verlängerten Achse der Erde sich befinden würde, indem an jedem Orte der Erde die Horizontalebene mit der Erdachse einen Winkel bildet, der der geographischen Breite des Ortes gleich ist; allein die Veränderung der Lage der Schwingungsebene ist von der Rotation der Vertikalen unabhängig, und es kann, wenn sonstige secundäre Erscheinungen vernachläßigt werden, die Winkelbewegung der Schwingungsebene dem Produkte aus der in derselben Zeit statthabenden Winkelbewegung der Erde in den Sinus der geographischen Breite des Beobachtungsortes gleichgesetzt werden. — Seine ersten Versuche hierüber hat Foucault mit einem 2 Meter langen und 0,6 — 1,1 Millimeter dicken Stahldraht, welcher aus einer gehärteten, am höchsten Punkte eines Kuppelgewölbes eingelassenen Stahlmasse hervortrat, und an dessen unterem Ende eine 5 Kilogramm schwere Messingkugel angehängt war, also mit einem möglichst einfachen Pendel angestellt. In noch größerem Maaßstabe wurden die Versuche in dem Meridiansaale der Pariser Sternwarte mit einem 11 Meter langen Pendel wiederholt. Bey den ersten Versuchen konnte schon, nachdem das Pendel eine Minute lang in Schwingungen war, die allmählige Ablenkung der Schwingungsebene wahrgenommen werden, bey den letzten Versuchen aber zeigte das Pendel sogar bey jeder Rückkehr nach seiner Ruhelage eine Ablenkung seiner Schwingungebene, und zwar war die Ablenkung der letzteren in entgegengesetztem Sinne wie die tägliche Bewegung der Erde.

Seit jener Zeit, in welcher Foucault seine Beobachtugen angestellt hat, wurden an vielen Orten die Pendelversuche wiederholt, aber nur wenige derselben gelangten zur Oeffentlichkeit. Die wenigen Versuche, welche in diesem Journale mitgetheilt wurden, sind von Bunt, dann von Dufour in Verbindung mit Wartmann und Marignac gemacht worden, zeigen aber, daß außer der Rotationsbewegung der Erde noch andere Ursachen bey der Pendelbewegung mitwirken müssen, welche eine scheinbare Bewegung der Schwingungsebene hervorbringen. Diese Versuche bestätigen wohl die Erscheinung der Ablenkung der Schwingungsebene des Pendels im Allgemeinen, allein die dabey beobachtete Winkelbewegung ist nicht genau dem Sinus der geographischen Breite proportional, ferner kehrt das Pendel nicht in die Vertikale zurück, wenn es durch seine Ruhelage geht, sondern beschreibt bey jedem Hin- und Hergange eine Curve, die einer Ellipse mit sehr geringer kleiner Achse ziemlich nahe kömmt, und die scheinbare Ablenkung der Schwingungsebene wird durch eine wirkliche, wenn auch in geringem Maaße stattfindende, vergrößert. Man kann zwar theilweise diese Erscheinungen der Centrifugalkraft der Erde und der dem Pendel am Anfange mitgetheilten seitlichen Bewegung zuschreiben, allein so viel ist gewiß, daß die wahren Gesetze der Pendelbewegung in der eben betrachteten Beziehung bis jetzt noch nicht gefunden wurden, und deren Auffindung der weiteren Forschung überlassen bleiben muß. Aus den über diesen Gegenstand bekannt gewordenen Versuchen, die mit Messungen verbunden wurden, läßt sich entnehmen, daß durch secundäre Ursachen die Pendelbewegung abgeändert wird, und so die Resultate der Messungen immer mit Fehlern behaftet seyn werden, die bey verschiedenen Pendeln auch verschieden sind. Es müssen deshalb jene Einflüsse entweder näher erforscht und in Rechnung gebracht werden, oder der Pendelapparat muß so eingerichtet seyn, daß jene secundären Ursachen den möglichst kleinsten Einfluß haben. Ein zu solchen Versuchen benütztes Pendel muß aus einem dünnen, cylindrischen, biegsamen, unausdehnbaren Faden bestehen, der Pendelkörper muß homogen und so gearbeitet seyn, daß die Verlängerung des Pendelfadens durch Schwingungs- und Schwer-Punkt der Pendelmasse geht, der in der Verlängerung des Pendelfadens liegende Index muß während der Pendelbewegung genau beobachtet werden können, der Pendelfaden muß an der Befestigungsstelle nach allen Seiten hin frey beweglich seyn 2c., der Luftwiderstand soll in Rechnung gebracht werden, und

keinerley Luftströmungen dürfen in dem Raume, in welchem die Pendelbewegung vor sich geht, stattfinden, weßhalb der ganze Pendelapparat in einem Kasten von nicht zu großer Ausdehnung luftdicht eingeschlossen und an einem solchen Orte angebracht seyn soll, in welchem die Temperaturveränderungen während der Beobachtungszeit sehr gering sind. Es ist daher auch erforderlich, daß das Pendel nicht zu lang und die Schwingungsamplitude nicht zu groß ist, wenn die Resultate rein von allen zufälligen Ursachen ausfallen sollen. Daß also genaue Pendelbeobachtungen nur mit einem sorgfältig eingerichteten Apparat, an welchem die Pendelbewegung durch einen mit einem Fernrohr versehenen Meßapparat bestimmt werden kann, angestellt werden können, bedarf kaum mehr der Erwähnung.

Die vom Herrn Conservator Lamont in dieser Beziehung angestellten Untersuchungen bestätigen nicht bloß das Erwähnte, sondern zeigen auch zur Genüge, daß zur Erlangung zuverläßiger Resultate die Pendel von bedeutender Länge nicht bloß nicht angewendet werden können, sondern auch nicht einmal nöthig seyen. Herr Lamont stellte am Anfange seine Messungen mittelst eines Positionskreises an einem 83 Fuß (bayerisch) langen Pendel mit cylindrischem Pendelkörper an; sein Apparat ließ nicht bloß eine genaue Ablesung der Durchgänge, der Seitenbewegungen ꝛc. zu, sondern es konnte auch durch die sehr sinnreich eingerichtete Aufhängungsart der Einfluß der letzteren eliminirt werden; allein trotzdem konnten die Beobachtungsresultate nicht rein ausfallen, weil die Luftströmungen in dem sonst ganz geeigneten Beobachtungsraume *) keinen unbedeutenden Einfluß ausübten. —

Die Ablenkung der Lage der Schwingungsebene eines oscillirenden Pendels kann man in verschiedener Weise dem unbewaffneten Auge wahrnehmbar machen. Cor schlägt hiefür zwey in nicht zu geringer Entfernung von einander schwingende Pendel vor, deren Befestigungsstellen in einer Horizontalebene liegen. Verbindet man die beyden Pendelmassen durch einen Faden, brennt den letzteren ab, so werden beyde Pendel ihre Schwingungen in einer Vertikalebene beginnen, und dieselben scheinen sich zu decken, wenn das Auge des Beobachters in dieser Vertikalebene sich befindet. Nach kurzer Zeit werden aber demselben Auge die Ablenkungen der Schwingungsebene aus ihrer ersten Lage deutlich genug erscheinen. — Wheatstone hat die Veränderung der Lage der Schwingungsebene unabhängig von der Achsendrehung der Erde darzustellen gesucht. Zu dem Ende wurde ein kurzer, aber spiralförmig gewundener Draht mit dem einen Ende an einer vertikalen Achse und mit dem anderen Ende an einem beliebigen Theilpunkte eines in Grade eingetheilten vertikalen Halbkreises eingeklemmt, welcher letztere auf einem horizontalen Rade befestiget war, das um jene Achse rotiren konnte. Die Schwingungen, welche der Draht in der durch den Durchmesser des Rades gehenden Vertikalebene (nach einer kleinen Ausbiegung des Drahtes) machte, konnten, da die Ebene des Halbkreises nicht genau durch den Mittelpunkt des Rades ging, leicht beobachtet werden. Wurde nun das Rad gedreht, während der Draht in Schwingungen sich befand, so konnte man das Zurückbleiben der Bewegung der Schwingungsebene gegen die Rotationsbewegung des Rades wahrnehmen.

(Fortsetzung).

*) Diese Beobachtungen wurden im Thurm des neuen Universitätsgebäudes dahier vorgenommen.



Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. September.

Nro. 31. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

Journal für Physik und physikalische Chemie des Auslandes.

(Fortsetzung.)

Wenn die untere Klemme zuerst an der Achse des Rades durch einen Stift befestiget, und der Draht von Norden nach Süden abgelenkt wurde, so blieb während der Drehung des Rades die Lage der Schwingungsebene unverändert; wenn aber die untere Klemme nach und nach an verschiedenen Theilpunkten des Vertikalkreises befestiget wurde, so daß der Draht die verschiedenen Lagen erhielt, in welchen derselbe z. B. mit der vertikalen Achse die Winkel 60°, 70°½, 75°½ und 90° bildete, so wurde die Bewegung der Schwingungsebene gegen die Rotationsbewegung des Rades im Verhältnisse der Cosinus jener Winkel verlangsamt, so daß also während zwey, drey, vier ꝛc. Umdrehungen des Rades die Schwingungsebene des Drahtes nur eine Umdrehung vollführte. Da ähnliche Umstände bey der Bewegung eines einfachen Pendels unter verschiedenen Polhöhen stattfinden, so ist der von Wheatstone construirte Apparat sehr geeignet, die Erscheinung bezüglich der Ablenkung der Schwingungsebene eines oscillirenden Pendels deutlich zu veranschaulichen. — Die Einrichtung des von Silvestre construirten Apparates beruht auf demselben Principe, wie die Wheatstone'sche Vorrichtung; an jenem kann man übrigens noch die tägliche Drehung, die konische Bewegung der Vertikalen eines Ortes von beliebiger Breite und die Kreisbewegung des Horizontes um jene Vertikale durch das Experiment darstellen. —

Die Untersuchungen von Bravais beziehen sich auf die Bestimmung des Einflusses der Ablenkung der Schwingungsebene auf die Bewegung eines konischen Pendels. Sowohl seine theoretischen Betrachtungen, als auch die mittelst zweyer 10 Meter langen Pendel angestellten Beobachtungen haben gezeigt, daß die Vibrationsdauer für rechtsdrehende und linksdrehende Schwingungen eines konischen Pendels nicht dieselbe seyn kann, und haben zu dem Resultate geführt, daß bey einem 10 Meter langen von Westen nach Osten konisch schwingenden Pendels in Paris die Winkelgeschwindigkeit der Rotation um 11,4 Sekunden während einer Sekunde Zeit verzögert, und um dieselbe Größe beschleuniget wird, wenn die Drehung von Osten nach Westen erfolgt. Ist t die Dauer der vollständigen geradlinigen Schwingung eines Pendels, T die Dauer eines Sterntages und λ die geographische Breite, so ist die scheinbare Drehung während der Zeit t

$$2\pi + 2\pi \frac{t}{T} \sin\lambda$$

wenn die Drehung von Osten nach Westen, hingegen

$$2\pi - 2\pi \frac{t}{T} \sin\lambda$$

wenn die Drehung von Westen nach Osten erfolgt, also ist die Correction der Winkelgeschwindigkeit nach Verlauf der Zeit T gleich $\pm 2\pi \sin\lambda$. — Bravais macht bey dieser Gelegenheit den Vorschlag, diese Art von Beobachtungen zur Bestimmung der Länge

des einfachen Sekundenpendels zu benützen, und gibt hiebey genau die Umstände an, welche bey Pendelbeobachtungen in Rücksicht zu bringen sind, wenn die Resultate derselben fehlerfrey werden sollen. Seine Beobachtungen geben für die Länge des Sekundenpendels zu Paris die Zahl 993,77 Millimeter, eine Größe, die von der bekannten Länge zu 993,86 Millim. nur sehr wenig verschieden ist.

Den Untersuchungen über die Elasticität der Körper, welche aus der früheren Zeit von Galilei, Jakob Bernoulli, Euler, Lagrange, Buffon, Coulomb, Rondelet, Tredgold und anderen, und aus der neueren Zeit von Navier, Duhamel, Dufour, Lagerjhelm, Savart, Seebeck, Wertheim 2c. 2c. bekannt wurden, reihen sich in würdiger Weise die in letzterer Zeit von Baudrimont und insbesondere die von Kupffer angestellten Versuche an. Die Versuche von Baudrimont erstrecken sich sowohl auf Körper, deren Elasticität nach allen Richtungen dieselbe ist (isophone Körper), als auf solche, welche ganz bestimmte Structurachsen haben (heterophone Körper), und haben also das Studium der Structur der Körper zum Gegenstande. Die zu seinen Versuchen angewendeten Mittel sind: die Bestimmung der Elasticität durch Dehnung, Druck und Biegung und die Gesetze der Akustik. Die Resultate der Voruntersuchungen zeigen, daß die Euler'sche Formel, welche die Erscheinungen schwingender elastischer Streifen enthält, bey dünnen Streifen ihre Anwendung finden kann, daß die elastischen Streifen aus Substanzen mit mehreren Achsen in Beziehung auf die Anwendung jener Formel von den homogenen Substanzen keinen Unterschied machen, und daß man bey Untersuchung der Elasticität durch akustische Mittel nur mit hinreichend dünnen Streifen experimentiren dürfe. Die Gesetze der Vertheilung der Elasticität in Körpern mit mehreren rechtwinkligen und in Platten mit schiefwinkligen, aber einander gleichen Achsen hat Baudrimont aus Versuchen abgeleitet, deren Veröffentlichung noch nicht vorliegt.

In ausgedehnter Weise hat Kupffer seine vor mehreren Jahren begonnenen Untersuchungen über Elasticität der Metalle fortgesetzt. Es beziehen sich diese auf die bey der Torsion, Biegung oder Dehnung (Dilatation) der Körper auftretenden Erscheinungen. Ueber Torsion wurden Versuche mit Eisen, Messing, Gold, Platin und mit anderen Metallen gemacht (Recueil des Mémoires de l'Academie Imper. des sciences. T. 1.). Die Versuche wurden mit 13 Fuß langen und beynahe eine Linie dicken Drähten, welche bis zu 140 Kilogrammen gespannt wurden, angestellt, und dabey waren die drehenden Schwingungen so langsam, daß sich die Dauer derselben bis auf Tausendelsecunden mit Sicherheit (!) bestimmen ließ. Es zeigte sich dabey, daß die Veränderungen der Temperatur auf die Elasticität der Metalle einen merklichen Einfluß haben, so daß die Elasticität zu- oder abnimmt, je nachdem die Temperatur niedriger oder höher wird, wie dieß für große Temperaturintervalle schon aus den Versuchen Wertheim's (Annales de Chimie et de Phys. T. XII. 3e Ser.) hervorgeht. Die sämmtlichen Versuchsresultate ergaben sich aus der Beobachtung der Schwingungsdauer eines elastischen Drahtes aus dem zu beobachtenden Metalle; aus der durch Rechnung bestimmten Torsionskraft konnte die Ausdehnung bestimmt werden, die ein Draht erleidet, wenn man an denselben ein Gewicht hängt. Nicht bloß die Torsionselasticität und die damit zusammenhängenden Erscheinungen konnten auf diese Weise gefunden werden, sondern es wurde auch eine sehr genaue Bestimmung des Luftwiderstandes erhalten, welcher sich diesem im Vergleiche mit den Oscillationen des Secundenpendels sehr langsamen Schwingungen entgegensetzt. Es ist nämlich die Reduction auf unendlich kleine Bögen der Quadratwurzel der Schwingungs-Amplitude proportional, und ist vom Stoffe des elastischen Drahtes abhängig, woraus hervorgeht, daß die Elasticität des Drahtes dem Torsionswinkel nicht genau proportional ist und von der Natur des Metalles abhängig seyn müsse. Der Antheil des Einflußes, welchen die Wärme auf die Elasticität der Metalle ausübt, machte es nothwendig, auch die Untersuchung der Ausdehnung der Körper durch die Wärme vorzuneh-

men, und zu diesem Zwecke einen genauen Apparat zu construiren. — Die Untersuchung der Biegungselasticität wurde mit mehreren Metallen begonnen, und hiezu zuerst die Dauer der transversalen Schwingungen eines an dem einen Ende befestigten und an dem anderen Ende freyen Stabes beobachtet. Um die Dauer der Schwingungen dieses Stabes zu verlangsamen, konnte ein Gewicht an dem freyen Ende des Stabes so befestiget werden, daß es die Bewegungen des letzteren in keiner Weise hinderte, und daß zugleich der Abstand des Schwerpunctes des Gewichtes vom Befestigungspuncte leicht zu bestimmen war. Es wurde abwechselnd das Gewicht unten und oben befestigt, die Dauer der Schwingungen für beyde Anordnungen bestimmt, und es ergab sich, wenn t die Schwingungsdauer, während das Gewicht oben, t' jene war, während das Gewicht unten sich befand, als Verhältnißzahl der beyden Kräfte, Elasticität und Schwere, unter deren Einfluß der Stab oscillirte:

$$\frac{'t^2 + t^2}{'t^2 - t^2}$$

und $\frac{1}{\delta} = \frac{4}{3} \cdot \frac{M('t^2 + t^2)}{r^4('t^2 - t^2)}$

für einen Stab mit kreisförmigem Querschnitte, dann

$$\frac{1}{\delta'} = \frac{4M('t^2 + t^2)}{ab^3('t^2 - t^2)}$$

für einen Stab mit rechteckigem Querschnitte, wenn δ und δ' die Elasticitäts-Coefficienten, r der Radius des kreisförmigen, a und b die Breite und Dicke des parallelepipedischen Stabes und M das Trägheitsmoment (bezogen auf eine fixe Achse) bedeutet.

An denselben Stäben wurde noch die Biegung durch eine zweyte Methode untersucht. Der zu untersuchende Stab wurde nämlich an dem einen Ende in einem um eine horizontale Achse drehbaren Schraubstock befestiget, während an das freye Ende Gewichte gehängt wurden, und senkrecht gegen die Achse des Stabes an dem freyen Ende ein Spiegel angebracht, auf welchen das Fernrohr eines Verticalkreises gerichtet wurde. Durch diese sorgfältig angestellten Versuche wurden vorläufig die Resultate erlangt, daß wenn ein Stab an einem Ende eingeklemmt und am anderen frey ist: 1. die eintretende Biegung mit der Zeit größer wird, und erst nach längerer oder kürzerer Zeit, bisweilen erst nach mehreren Tagen constant bleibt; 2. der Stab erst nach einer gewissen Zeit seine anfängliche Lage wieder einnimmt, wenn er eine bestimmte Zeit gebogen war; 3. der Stab sogleich seine ursprüngliche Lage wieder annimmt, wenn er nur durch ein geringes Gewicht gebogen war; hingegen erst nach einiger Zeit oder sogar nie mehr seine ursprüngliche Lage wieder annehmen wird, wenn das Gewicht eine gewisse Gränze erreicht hat; 4. daß wenn das eingeklemmte Ende des Stabes horizontal bleibt, die Biegung dem Producte aus dem am freyen Ende angehängten Gewichte in den Cosinus des Neigungswinkels des Stabes gegen den Horizont proportional ist; daß ferner dasselbe Resultat erhalten wird, wenn das freye Ende horizontal bleibt.

Die kurze Notiz „neue Bestimmungsmethode des Feuchtigkeitsgehaltes der Luft“ können wir nicht übergehen, ohne diesen so wichtigen Gegenstand, welchen dieselbe bespricht, berührt zu haben. Die sehr lehrreichen Untersuchungen Regnault's (C. R. T. XX. p. 1127 et 1220) zeigen zur Genüge, daß die jetzt im Gebrauche stehenden Methoden und Instrumente zur Bestimmung der Luftfeuchtigkeit theils zu unbequem sind, um sie mit Vortheil überall benutzen zu können, theils aber, besonders die gebräuchlichen Hygrometer, nur höchst unzuverläßige und selten übereinstimmende Angaben liefern. Seiner einfachen Einrichtung wegen hat das Psychrometer die verbreitetste Anwendung gefunden, und es ist dasselbe in der neuesten Zeit so weit verbessert worden, daß man ohne Hülfe von Tabellen aus seinen Angaben unmittelbar den Dunstdruck bestimmen kann (Lamont, Annalen für Meteorologie und Erdmagnetismus 1842. S. 57), allein die Natur des Psychrometers selbst, die verschiedenartigen secundären Einflüße, endlich die Hypothese, welche

der Bestimmung der Luftfeuchtigkeit mittelst desselben, zu Grunde liegt, lassen nur selten richtige Angaben dieses Instrumentes erwarten. Es gehört, selbst bey der einfachsten und genauesten Einrichtung des Psychrometers, wie dieß bey den Lamont'schen Instrumenten der Fall ist, immer eine große Gewandtheit und Genauigkeit im Beobachten dazu, um annähernd richtig den Dunstdruck mittelst dieses Instrumentes bestimmen zu können. Aehnliche Uebelstände führen die übrigen bekannten Hygrometer mit sich, und es scheint daher, daß zur annähernd richtigen Bestimmung der Luftfeuchtigkeit kein anderes Mittel übereinstimmende und brauchbare Resultate liefert, als die sogenannte chemische Methode, daß es aber auch vorzuziehen seyn möchte, anstatt den Dunstdruck oder den Dunstgehalt der Luft in irgend einem bestimmten Augenblicke anzugeben, denselben für einen gewissen Zeitraum, z. B. für je zwey Stunden im Laufe des Tages zu bestimmen.

Andrews fand, daß gut getrocknete, pulverförmige Körper die Feuchtigkeit der Luft, wenn diese durch jene Substanzen geleitet wird, rasch und vollständig in sich aufnehmen, und daß in dieser Beziehung schwarzes Manganoxyd und schwefelsaurer Kalk brauchbarer als Chlorcalcium sind. Andrews hat hierüber Versuche angestellt, und benützte hiezu einen Gasometer, dessen Glocke mit einer Uhr verbunden ist, und durch welchen ein meßbares Luftvolumen durch eine Röhre geleitet wird, die an einem Ende mit der äußeren Luft communicirt, und mit einem das absorbirende Pulver enthaltenden Heber in Verbindung steht. Auf diese Weise war es nicht bloß möglich den Feuchtigkeitsgehalt der Luft während einer gewissen Zeit durch Wägung zu bestimmen, sondern auch die Hygrometer zu controlliren. Es mag wohl letzteres mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden gewesen seyn, besonders schon deßhalb, weil die Angaben dieser Instrumente in jedem Augenblicke sich ändern können, während der von A. angewandte Apparat die in einer gewissen Zeit in einem bestimmten Luftquantum enthaltene Feuchtigkeit zu bestimmen gestattet; allein eine Vergleichung mit den Hygrometern wäre nicht einmal nöthig, indem die Aussicht, das Schwefeläther-Hygrometer und Psychrometer vollkommen brauchbar machen zu können, nicht groß seyn mag, und endlich es nicht einmal bey der Bestimmung der Luftfeuchtigkeit sichdarum zu handeln braucht, wie groß diese in einem bestimmten Augenblicke war, sondern die Angaben über den Feuchtigkeitsgehalt der Luft während einer gewissen Zeit hinreichend wären. Wie weit sich die von Andrews vorgeschlagene Methode für meteorologische Zwecke in Anwendung bringt läßt, kann aus den vom Verf. hierüber gemachten Mittheilungen noch nicht näher beurtheilt werden.

Aus den übrigen physikalischen Disciplinen heben wir unter den interessantesten Forschungen und Leistungen der neuesten Zeit das Nachstehende hervor:

M. Faraday. Ueber die Möglichkeit einer gegenseitigen Beziehung zwischen Schwere und Elektricität. (24. Reihe der Experimentaluntersuchungen ꝛc.). Ueber die magnetische und diamagnetische Beschaffenheit der Körper (25. Reihe ꝛc.). Ueber das magnetische Leitungsvermögen und den atmosphärischen Magnetismus. (26. Reihe ꝛc.). Ueber den atmosphärischen Magnetismus, Fortsetzung. (27. Reihe ꝛc.). Art. 2702 bis 3069. — I. 502. 512. II. 14. 169. 296. 385. (Phil. trans. Part. I. 1851).

Chas. G. Page. Der Elektromagnetismus als bewegende Kraft angewandt. — Bericht über die elektromagnetische Maschine des Prof. Page von R. Johnson. — Ueber die Zeitdauer, während welcher der galvanische Strom in spiralförmigen Leitern sein Maximum erreicht, und über die Wichtigkeit derselben für die Elektromechanik. — Versuch mit der elektromagnetischen Maschine des Prof. Page. I. 127. 233. 243. II. 550. (Americ. Journ., 2nd ser. vol. X. p. 344. 473. XI. 86.; Mech. Magaz. vol. LIV. p. 375.).

B. A. Gould. Ueber die Geschwindigkeit des galvanischen Stromes in Telegraphendrähten. III. 1. (Americ. Journ. 2nd ser. XI. 67. 153.)

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. September.

Nro. 32. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

Journal für Physik und physikalische Chemie des Auslandes.

(Fortsetzung.)

Die gehaltreichen und fruchtbaren Forschungen Faraday's mußten in der diesem großen Physiker eigenen allgemeinen Auffaßung der Wirkung der Naturkräfte, in seiner Ueberzeugung, daß alle Naturkräfte von einander abhängig sind und meistentheils in einander umgesetzt werden können, denselben auch auf den Gedanken führen, ob zwischen Schwere, Magnetismus und Elektricität keine gegenseitige Beziehung stattfinde. In der Meinung, daß die Schwerewirkungen in irgend einer Beziehung dem dualistischen oder antithetischen Character der magnetischen und elektrischen Kräfte ähnlich seyn müßten, glaubte Faraday, daß die gegenseitige Annäherung oder die Entfernung zweyer gravitirenden Körper die einzigen Punkte wären, die eine Uebereinstimmung der genannten Art zeigten. Er betrachtete daher die Erde als einen gravitirenden Körper, und als zweyten, Cylinder aus Glas, Harz oder Metall, und suchte festzustellen, ob nicht, wenn letztere durch eine Drahtspirale fielen, ein elektrischer Strom entstünde. Obgleich dieser Versuch ein vollständig negatives Resultat ergab, so spricht dennoch Faraday die Ueberzeugung aus, daß es später vielleicht gelingen werde, eine solche Beziehung wie die vermuthete, noch nachweisen zu können. —

Schon die früheren Untersuchungen (23. Reihe rc., Pogg. Ann. LXXXII. 75 u. 232) zeigten, daß bey diamagnetischen Körpern keine Polarität stattfindet, wenn dieselben den magnetischen Einwirkungen ausgesetzt werden; es war daher sehr wichtig, zu untersuchen ob die gegenseitigen Bewegungen der magnetischen und diamagnetischen Körper den gewöhnlichen Anziehungs- und Abstoßungserscheinungen gleichen, und hiebey die Veränderungen der physikalischen Eigenschaften der diamagnetischen Substanzen, wenn dieselben unter magnetischem Einfluße stehen, näher zu erforschen. In dieser Beziehung wurden daher die Körper auf ihre lichtbrechende Kraft und auf die Volumenveränderung, welche sie allenfalls erfahren könnten, näher geprüft, allein bey sorgfältiger Anwendung der geeignetsten Mittel konnten Veränderungen jener Art nie wahrgenommen werden. Hieraus schloß Faraday, daß die magnetischen und diamagnetischen Erscheinungen eine differentiale Wirkung seyen, und von der Art und Weise abhängen, wie die magnetischen Kraftlinien beym Uebergange von einem Körper auf den anderen auf ihren Weg von Pol zu Pol afficirt werden, und für gewöhnlich die differentiale Wirkung zwischen dem untersuchten Körper und dem umgebenden Medium und den Polen stattfindet. Diese differentiale Wirkung wurde für Gase näher untersucht, und zwar wurden bey der ersten Versuchsreihe Seifenblasen angewandt, die mit Sauerstoff und anderen Gasen gefüllt waren und so dem magnetischen Felde ausgesetzt wurden, später wurden aber die Untersuchungen mittelst einer Drehwage angestellt, in welcher zwey mit verschiedenen Gasen angefüllte Ballons in gleichem Abstande von einer horizontalen Achse angebracht wurden. Das ungleiche Be-

streben beyder Ballons in verschiedenen Abständen von der magnetischen Achse in Ruhe zu kommen, konnte gemessen, und so das Verhältniß des Magnetismus oder Diamagnetismus der Gase zu einander bestimmt werden. Aus diesen Versuchen ergab sich, daß der magnetische Zustand des Sauerstoffes weit größer als jener der übrigen untersuchten Gase ist, daß derselbe mit der Expansivkraft des Sauerstoffes zunehme, daß hingegen die übrigen Gase derley Verschiedenheiten nicht zeigen, und unter allen Umständen der leere Raum, welcher in einem mit Sauerstoff gefüllten Ballons erzeugt wurde, in Beziehung auf Magnetismus dieselbe Intensität besitze, wie ein mit einem anderen der untersuchten Gase gefüllter Ballons, daß aber das Vacuum von allen Gasen immer dieselbe magnetische Intensität hat. Hieraus schloß Faraday, daß nur im Raume der wahre Nullpunkt zu suchen sey, und daß der Raum für sich, unabhängig von der Materie, welche ihn erfüllt, ein eigenthümliches magnetisches Verhalten besitze, welches sich wahrscheinlich noch als höchst einflußreich in den Erscheinungen der Natur erweisen wird. Treten materielle Körper zum Raume hinzu, und bringen gar keine Wirkung hervor, so scheinen sie in Beziehung auf Magnetismus neutral zu seyn, stehen sohin auf dem Nullpunkt; führen aber Körper die Wirkungen der einen Art mit sich, so stehen sie auf der einen Seite, bringen sie die entgegengesetzten Wirkungen hervor, so befinden sie sich auf der anderen Seite des Nullpunktes, und es können sohin die sämmtlichen Körper entweder neutrale, magnetische oder diamagnetische seyn. Das Wort magnetisch muß daher in allgemeinerem Sinne angewandt werden, und sämmtliche durch eine und dieselbe Kraft erzeugten Erscheinungen und Wirkungen umfaßen, weßhalb diejenigen Substanzen, welche sich wie Eisen, Nickel, Kobalt unter den festen, und Sauerstoff unter den gasförmigen Körpern verhalten, der Klasse der diamagnetischen Körper gegenüber als paramagnetisch bezeichnet werden sollen. Die sämmtlichen Körper theilt sohin Faraday in Beziehung auf ihre magnetischen Eigenschaften in paramagnetische und diamagnetische. Unter den untersuchten Gasen zeigten sich Chlor- und Bromdampf, Cyan, Stickstoff, Wasserstoff, Kohlensäure, Kohlenoxyd, ölbildendes Gas, Stickstoffoxydul, Stickstoffoxyd, salpeterichtsaures Gas, Chlorwasserstoff, schwefelichte Säure, Jodwasserstoff, Ammoniak, Schwefelwasserstoff, Leuchtgas, Chlorgas und Chlorkohlenstoffdampf als indifferent.

In Folge der bedeutenden magnetischen Kraft des Sauerstoffes wird wohl die atmosphärische Luft als Ganzes ein magnetisches Medium von nicht geringer Kraft; es mag daher dieselbe auf die diamagnetische Beschaffenheit der übrigen Gase sowohl, als auf jene der flüßigen und festen Körper ihren Einfluß ausüben, und so die früher aufgestellte Liste der magnetischen und diamagnetischen Körper (20. Reihe der Experimentaluntersuchungen ꝛc., Pogg. Ann. LXIX. 289.) eine Veränderung erfahren müssen, wenn man die durch den Einfluß der Luft nöthig gewordenen Correctionen ermittelt hat. Ausserdem muß auch der Sauerstoff der Atmosphäre, dessen magnetische Beschaffenheit wegen der Veränderungen der Dichte und Temperatur bedeutende Variationen erleidet, auf die Anordnung des Magnetismus der Erde als Ganzes einen bedeutenden Einfluß ausüben, so daß vielleicht die täglichen und jährlichen Variationen des Erdmagnetismus — nach Faraday's Ansichten — von demselben herrühren möchten, und magnetische Beziehungen und Variationen entdeckt werden könnten, die von dem atmosphärischen Magnetismus herrühren, und von denen wir jetzt noch gar keine Vorstellung haben können. —

Zur Erklärung des merkwürdigen Verhaltens des Sauerstoffes dem Stickstoffe und anderen Gasen gegenüber, und um eine große Anzahl von Erscheinungen von einem einzigen allgemeinen Gesichtspunkte aus miteinander in Verbindung zu bringen, nimmt Faraday ein hypothetisches Leitungsvermögen der Körper für den Magnetismus an, wodurch im Allgemeinen die möglicher Weise den Körpern innwohnende Fähigkeit, die Fortpflanzung der Magnetkraft zu afficiren, gleichviel auf welche Weise diese Fortpflanzung geschieht, bezeichnet werden soll.

Vermöge der Unterschiedswirkung verhält sich ein Körper mit einem gewissen Leitungsvermögen innerhalb eines Mediums von geringerem Leitungsvermögen ebenso, wie wenn er angezogen, und in einem Medium von größerem Leitungsvermögen ebenso, wie wenn er eine Abstoßung erfahren würde. In Betreff der Fortpflanzung der Magnetkraft können jene Körper, welche dieselbe erleichtern, die Klasse der paramagnetischen, andere Körper, welche einen größeren Widerstand entgegensetzen, die diamagnetische Klasse bilden. In Folge der Annahme des Leitungsvermögens in der Materie, muß auch jeder einzelne Körper im Raume dem magnetischen Einfluße unterworfen seyn; es bewegt sich also eine paramagnetische Substanz innerhalb eines magnetischen Feldes von ungleicher Kraft von Punkten schwächerer nach Punkten stärkerer Wirkung, oder wird angezogen, während ein diamagnetischer Körper unter denselben Umständen von Punkten stärkerer nach Punkten schwächerer Wirkung übergeht, oder abgestoßen wird; also stoßen sich paramagnetische Körper gegenseitig und ebenso diamagnetische ab, während zwey Körper aus verschiedenen Klassen sich anziehen. — Bey Vergleichung zweyer Körper in Beziehung auf ihre magnetischen Wirkungen ist es am geeignetsten, das Volumen derselben hiebey als Maaß zu nehmen, und stets gleiche Volumina beyder Körper zu betrachten. — Nimmt man nun die paramagnetischen und diamagnetischen Substanzen als verschiedenartige Leiter an, so läßt sich der Einfluß erwägen, den dieselben auf die Kraftlinien im magnetischen Felde ausüben. So wird ein paramagnetischer Körper, z. B. eine Sauerstoffkugel, in einen von Kraftlinien durchschnittenen leeren Raum gebracht, eine Concentration (Convergenz) der Kraftlinien nach sich hin und durch sich hindurch veranlassen, und der Raum, den sie nun einnimmt, wird mehr Magnetkraft fortpflanzen, als vorher, während eine Kugel einer diamagnetischen Substanz ein Divergiren oder Auseinandertreten der Linien in äquatorialer Richtung und einen Raum von geringerer Leitungsfähigkeit als vorher erzeugt. Diese Körper afficiren also die **Richtung der Kraftlinien** und die **Menge** (Intensität) der Kraft irgend eines Raumes. Ist das magnetische Feld durch eiserne ꝛc. Wände begränzt, welche die Flächen entgegengesetzter Pole bilden, so wird durch die Gegenwart der paramagnetischen und diamagnetischen Substanzen die Vertheilung des Magnetismus im Eisen afficirt.

Die Beschaffenheit einer Masse, als Ganzes betrachtet, in Beziehung auf den Zustand, in welchen sie durch ihre eigene Verschiebung der magnetischen Kraftlinien versetzt wird, und zwar sowohl hinsichtlich ihrer Beschaffenheit in Bezug auf andere ähnlich afficirte Körper, wie auch hinsichtlich der in verschiedenen Theilen ihrer eigenen Masse existirenden Verschiedenheiten nennt Faraday die **Leitungspolarität** des Körpers. Diese besteht also bey den paramagnetischen Körpern in einer Convergenz der magnetischen Kraftlinien nach zwey entgegengesetzten Theilen des Körpers hin, deren Verbindungslinie der magnetischen Achse parallel ist, bey den diamagnetischen in einer Divergenz der Kraftlinien bey der Annäherung an die Theile, oder in einer Convergenz bey Entfernung von den Theilen, welche in der Richtung der magnetischen Achse einander gegenüber liegen. In der Natur der Polaritäten existiren also zwey wesentliche Unterschiede, welche von der Leitung abhängen, nämlich bey Vergleichung mit einem umgekehrten Magneten der Unterschied in der Richtung der Kraftlinien, welche gegen die Pole treffen, und bey Vergleichung mit einem nicht umgekehrten Magneten der Unterschied der Convergenz und Divergenz dieser Linien. Diamagnetische Substanzen müssen in noch stärkeren diamagnetischen Medien die polare Beschaffenheit von paramagnetischen Körpern, und umgekehrt können diese die Polarität der diamagnetischen Körper annehmen, wenn sie in stärkeren paramagnetischen Medien sich befinden. Ein permanenter Magnet hat selbst Polarität, wie auch seine Theilchen, aber diese Polarität ist von der Kraft des Magneten wesentlich verschieden; diese Polarität unterscheidet sich aber auch von der eines Leiters wesentlich. — Bey Anwendung der Untersuchungen über das Leitungsvermögen der Körper auf magnekrystallische Körper, fand Faraday die Erklärung der sämmtlichen Eigenthümlichkeiten dieser Substanzen, die dieselben im mag-

netischen Felde zeigen. Es ist nämlich dann ein magnekrystallischer Körper ein solcher, der im krystallisirten Zustande die magnetische Kraft in einer Richtung besser fortpflanzen kann, als in einer anderen, und diese ist dann die Magnekrystallachse. Es wird also im magnetischen Felde die Magnekrystallachse mit einer jenem Unterschiede entsprechenden Kraft so gedreht, daß sie mit der Achse des Magneten zusammenfällt, gerade so wie bey zwey Körpern von verschiedenem Leitungsvermögen der besser leitende den schlechter leitenden verdrängt. Wenn daher ein Wißmuthkrystall von symetrischer Gestalt in verschiedenen Richtungen mit Genauigkeit untersucht wird (es geschah dieß mit der Drehwage), so kann derselbe weniger diamagnetisch seyn, wenn seine Magnekrystallachse senkrecht auf der magnetischen Achse steht, als wenn sie mit letzterer parallel ist. Durch dieselben Untersuchungen gelang es nicht, beym Kalkspath einen Unterschied aufzufinden, allein Faraday ist der Ansicht, daß wenn die optische Achse des Krystalls, der magnetischen Achse des Felds parallel ist, der Kalkspath am stärksten diamagnetisch sich zeigen wird.

Alle diese Untersuchungen waren nothwendig, um auf die vom atmosphärischen Magnetismus herrührenden Veränderungen wieder eingehen zu können. Die Erde ist eine selbstständige Quelle magnetischer Kraft, von welcher aus die magnetischen Kraftlinien im Raume sich verbreiten, und zwar in einer Vertheilung nach denselben Gesetzen, nach welchen die Vertheilung der Kraft um einen unregelmäßigen Magneten erfolgt. Im Raume breitet sich leicht und in constanter Weise die magnetische Kraft aus, sie wird aber hier durch die Gegenwart von paramagnetischer und diamagnetischer Materie geändert. Es bildet also der Raum das große Reservoir, in welches die von der Erde ausgehenden Kraftlinien übergehen; aber die Gränze zwischen dem Raume und der Erdoberfläche bildet gleichsam die Atmosphäre, welche der Veränderungen wegen (in Beziehung auf Temperatur und Dichte), die in ihr vorgehen, die magnetischen Kraftlinien, die von der Erde in den Raum übergehen, afficiren muß. — Die in der Luft enthaltenen vier Fünftheil (Raumtheile) Stickstoff üben unter keinerley Umständen auf die magnetische Kraft einen Einfluß; hingegen wird wegen des dem Volumen nach zu ein Fünftheil in der Atmosphäre enthaltenen Sauerstoffquantums die magnetische Kraft der Atmosphäre fortwährend geändert, indem der Sauerstoff bey gleichem Volumen dieselbe Kraft besitzt, wie eine Auflösung von schwefelsaurem Eisenoxydul, welche in krystallisirtem Zustande das Siebenzehnfache seines Gewichtes enthält, und jede Temperatur- und Dichtigkeits-Aenderung der Atmosphäre nur auf ihre magnetische Kraft ihren Einfluß ausüben muß. Derartige Veränderungen kann aber — nach Faraday — die Magnetnadel nie anzeigen. Letztere zeigt nämlich die Veränderungen der magnetischen Kraft überhaupt an; wenn man aber die letztere auf zwey verschiedene Ursachen zurückführt, nämlich Quantität und Spannung, so kann eines dieser beyden Elemente sich ändern, das andere unverändert bleiben, während die Nadel dieses nicht anzeigt. Aus demselben Grunde könne die Nadel die Veränderungen des Erdmagnetismus nicht genau anzeigen; indem es möglich wäre, daß die magnetische Kraft der Erde sich nicht ändert, während die scheinbaren Aenderungen, welche die Magnetnadel zeigt, in Folge des wechselnden Einflusses von Tag und Nacht oder von Sommer und Winter entstehen. Es scheint daher, daß wenn man die Veränderungen der beyden Elemente, Leitungsvermögen und Größe der Kraft, näher zu untersuchen hat, und entscheidende Resultate für die erdmagnetische Kraft erlangen will, eigene Methoden in Anwendung bringen muß, die von den bisherigen verschieden sind.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. September.

Nro. 33. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Journal für Physik und physikalische Chemie des Auslandes.

(Fortsetzung.)

Die Variationen des atmosphärischen Magnetismus selbst werden größtentheils durch den veränderlichen Stand der Sonne gegen die Erde hervorgebracht, und sind auch theilweise von der Höhe des Ortes abhängig, weshalb die täglichen und jährlichen Variationen des Erdmagnetismus, so wie die Störungen durch den indirecten Einfluß der Sonne bedingt sind *). Zur Bestätigung seiner Ansicht benützt Faraday die zu Hobarton, Greenwich, Washington, am Athabasca-See, Fort Simpson und zu St. Petersburg angestellten Beobachtungen. Der Punct, von welchem aus die Kraftlinien der Erde afficirt werden, liegt — nach Faraday's Erörterungen — irgendwo in der Atmosphäre, und kann nicht an der Erdoberfläche selbst liegen, weil er an Orten, welche nördlich und südlich von den Tropen liegen, und an denen die Inclination ziemlich bedeutend ist, wie in Hobarton und Toronto, im Sommer und Winter die Neigung vergrößert, an Orten innerhalb der Tropen aber eine Abnahme der Inclination hervorbringt.

In Beziehung auf die unregelmäßigen Variationen entscheidet Faraday durch seine weiteren Untersuchungen, daß Luftdruck, Winde und ausgedehnte Luftströmungen, Regen oder Schnee, fortschreitende Massen von warmer und kalter Luft und endlich Nordlichter auf jene Veränderungen von größerem oder geringerem Einfluße sind. Ebenso hält es Faraday für wahrscheinlich, daß Luftmassen von verschiedener Temperatur durch den Magnetismus bewegt werden können, in Uebereinstimmung mit den Experimenten über die differentiale Wirkung von Sauerstoffvolumina, die ungleiche Temperatur oder Dichte haben, und daß sowohl materielle als potentiale magnetische Stürme existiren mögen. — In seinen weiteren Untersuchungen betrachtet Faraday den Einfluß der Nacht und des frühen Morgen auf die magnetische Kraft, auf die entgegengesetzte Bewegung der Nadel um dieselbe Stunde in verschiedenen Monaten, die von der Vertheilung des Landes und des Wassers abhängigen lokalen Unterschiede von Ebbe und Fluth, die in den tropischen Regionen statthabenden, ununterbrochenen Einflüsse der höheren Temperatur in der nördlichen Hemisphäre im Vergleiche mit der südlichen, und es findet so der Verfasser sowohl in seinen experimentellen Untersuchungen, als auch durch Vergleichung derselben mit den magnetischen Beobachtungen die Bestätigung seiner Ansichten.

*) Man sehe hierüber Pogg. Ann. LXXVI. 67: „über die Ursache der täglichen regelmäßigen Variationen des Erdmagnetismus."

Bey allen bisherigen Versuchen, den Elektromagnetismus als bewegende Kraft zu benützen, wurden Elektromagnete angewendet, durch deren Anziehung oder Abstoßung, überhaupt durch deren Ein-

wirkung auf Eisenkerne oder Magnete die Bewegung hervorgebracht wurde. Das von Page bey seinen Maschinen zu Grunde gelegte Princip unterscheidet sich von dem bey allen anderen elektromagnetischen Maschinen angewendeten, wesentlich, und die Anwendung jenes Principes ist daher ganz neu. Wenn nämlich eine elektrodynamische Spirale mit den Polen einer Volta'schen Kette von nicht zu geringer Wirkung in Verbindung gebracht wird, und man bringt in die Spirale einen Eisenkern, so wird dieser festgehalten, wenn auch jene vertikal steht; wird der Eisenstab, während die Kette geschlossen bleibt, zum Theil aus der Spirale herausgezogen, so springt sie nach dem Loslassen wieder zurück. Diese Wirkung der Spirale auf einen innerhalb derselben befindlichen Eisenstab wendet Page bey seinen elektromagnetischen Maschinen an. — Die genannte Thatsache ist nicht neu, sie wurde aber, wie es scheint, bis jetzt zu wenig für die Anwendung beachtet. In Dove's Repertorium (1837, I. 263) ist ein von Barlow (Elektromagnetism. Encycl. metrop., p. 30; Roget, Elektromagnetism., p. 37) erwähnter Versuch mit den eigenen Worten Barlow's mitgetheilt: „so kräftig ist die Wirkung einer Spirale, daß wenn eine kleine Magnetnadel (of bar) in sie hineingelegt wird, daß sie auf dem unteren Theile der Windungen ruht, diese Nadel im Moment der Verbindung der Spirale mit der galvanischen Kette aufspringt, und in der Achse der Spirale den Gesetzen der Schwere entgegen schwebend bleibt. Diese Erscheinung zeigt sich selbst bey senkrechter Stellung der Spirale, und man sieht auf diese Weise einen schweren Körper ohne materiellen Zusammenhang mit anderen Körpern gehalten durch eine unsichtbare Kraft wie die fabelhafte Statue des Dinochares." Ferner erinnern wir uns einer Notiz von Poggendorff (in dessen Annalen), in welcher nachgewiesen wird, daß eine elektromagnetische Spirale kein Magnet ist, welche das Bekanntseyn jener Thatsache voraussetzt, und die den neuesten Untersuchungen der Elektrodynamik nicht fremd ist. —

Page hat schon früher (Silim. Journ. 1846. I. 242) auf diese Erscheinung die Einrichtung eines Galvanometers gegründet, das er Axial-Galvanometer nannte. Da nämlich — erwähnt Page — starke elektrische Ströme mittelst der Galvanometer mit Magnetnadel nicht mehr genau gemessen werden können, und da die Astacität astatischer Systeme äußerst schwierig zu erhalten ist, so scheint es zweckmäßiger, das Axial-Galvanometer (das aber seiner Einrichtung nach, verschieden von dem früher in Silim. Journ. Ser. I., XLIX. 137. beschriebenen ist) zu benützen. Bey diesem dient ein weicher Eisendraht, der mit einer bogenförmig gekrümmten Spirale concentrisch gekrümmt ist, als Index. Der Eisendraht kann sich um den Mittelpunkt des Bogens drehen, und kann durch einen in der Spirale circulirenden Strom verschoben werden, so daß die Verschiebung des am Ende des Drahtes angebrachten Zeigers an einer Scala abgelesen werden kann ꝛc. Dieses Instrument mag zwar manche Uebelstände besitzen, und insbesondere mag das Anlegen des Drahtes an die Spirale ein solcher seyn, ferner haben die in hohem Grade vervollkommneten Messungsmethoden des galvanischen Stromes dem neuen Instrumente wenig Eingang verschaffen können; allein man sieht schon aus den Grundgedanken, die Page hiebey äußerte, daß die Verfertigung seiner elektromagnetischen Maschinen nach dem oben erwähnten Principe ihn schon seit längerer Zeit beschäftigen möge. Seinen ersten Vorschlag hierüber machte er schon im Jahre 1838, und verfertigte eine Maschine, die er axial engine nannte (Silim. Journ. XXXVI. 352), und von welcher er als Hauptvortheil angibt, daß sie nicht, wie die gewöhnlichen rotirenden Maschinen durch Rückstände von Magnetismus im Eisenstabe verzögert werden kann, während er eine kräftigere Maschine dieser Art im Jahre 1846 (Dingl. Journ. CII. 112) zu Stande brachte. Die in neuester Zeit — seit dem Jahre 1850 — construirten elektromagnetischen Maschinen setzen die Möglichkeit, derartige Maschinen im Großen ausführen zu können, außer Zweifel.

Wir müssen, um eine Vorstellung von der Einrichtung der neuesten Page'schen Maschinen verschaffen zu können, in der physikalischen Literatur vorzugreifen uns erlauben, und hiezu eine in Dingler's

Journal enthaltene kurze Beschreibung der wesentlichsten Theile einer solchen Maschine benützen. Der Wirkung dieser Maschine liegt — wie oben erwähnt — das Princip der elektromagnetischen Attraction durch intermittirende Magnetisirung einer Reihe hohler Elektromagnete (Spiralen), welche continuirlich auf einen in ihrer Höhlung sich bewegenden Magnetkolben wirken, und zwar in der directen Linie der Bewegung, dieselbe mag horizontal, vertikal oder kreisförmig (rotirend) seyn, zu Grunde. Verschiedene Umstände, insbesondere der, daß eine gewisse Zeit nöthig ist, damit der Strom sich entwickelt und ein weicher Eisenstab durch die Spirale magnetisch wird, oder diesen Zustand wieder verliert, machten es nöthig, die Anordnung zu treffen, daß der secundäre Strom mit dem zu bewegenden Gegenstande stets in gleicher Richtung wirke, und der Magnet beständig magnetisch bleibe. Ein an einem Gestell befindliches System hohler Spiralen, die unter sich metallisch verbunden sind, und von denen jede mit einem beyläufig 1500 Yard langen Draht umgeben ist, sind mit dem Schieber so verbunden, daß nur drey Magnete (Spiralen) auf einmal ihre Stromrichtung wechseln, und daß immer eine Spirale hinter ihnen unterbrochen wird, während der Strom beständig in der Richtung der Kolbenbewegung in die vor dem Kolben befindliche Spirale übergeht. Der Magnet ist eine in der Achse der Spiralen befindliche Eisenmasse, die sich in den Spiralen, ohne diese zu berühren, bewegt, sobald die Kette geschlossen wird. Bey der Maschine mit vertikalen Spiralen steigt eine 520 Pfund schwere Eisenmasse mitten in den Spiralen in die Höhe, oder senkt sich herab, je nachdem die Kette geschlossen oder geöffnet wird, und es wurden durch dieselbe sogar mehrere Personen, welche sich auf die an der Eisenstange angebrachte Platform stellten, durch diese geheimnißvolle Kraft gehoben. Der Kolben der Maschine gleicht dem einer Dampfmaschine, nur daß die Packung und der Eisendeckel fehlt. Die Kraft der Maschine ist im Verhältnisse zur Batterie sehr groß, und soll in gleichem, wo nicht größerem Ver-Verhältnisse mit der Vergrößerung der Batterie zunehmen, die freye Länge des Kolbenhubes ist eine neue und wichtige Eigenschaft, eben so die Art und Weise des Schließens und Oeffnens der Kette neu ꝛc. (Dingl. Journ. CXXIV. 18; Mech. Mag. Jan. 1852. Nr. 1483.)

Mittelst der ersten Probemaschine wurden die wichtigsten Umstände untersucht, welche bey der Ausführung von Einfluß seyn konnten. So wurde der dynamische Werth verschiedener Sorten von weichem Eisen, hartem und weichem Stahl, Gußeisen, die Verhältnisse der Spiralen (eine noch nicht ganz erörterte Aufgabe), die Art und Weise die Maschine umzukehren, den Strom zu unterbrechen (einer der schwierigsten und wichtigsten Puncte), die Wirkung geschlossener und secundärer Ströme, die vortheilhafteste Geschwindigkeit und die absolute Kraft bey einer gegebenen Batterie, das Verhältniß der Kraftzunahme mit der Stromstärke ꝛc. der näheren Untersuchung unterworfen. Bezüglich der Unterhaltungskosten einer solchen Maschine ergaben sich sehr günstige Resultate; der Preis einer Pferdekraft soll nach den Angaben von Page ungefähr 20 Cents (30 Kreuzer), nach den Versuchen von W. R. Johnson zu 10 Cents für vier und zwanzig Stunden angenommen werden dürfen. Von welcher Einrichtung die zur Erzeugung des Stromes angewendete Batterie (vermuthlich die Grove'sche Hydro-Kette) ist, ist nirgends eine Erwähnung gemacht, jedoch ist bemerkt, daß in Bezug auf die Anordnung der Batterie, insbesondere constante Wirkung derselben zu erzielen, noch viel zu thun übrig sey. — Die genauen Untersuchungen, welche Johnson bey der Prüfung einer Page'schen Maschine anstellte, haben sehr günstige Resultate herausgestellt. Die Leistung der geprüften Maschine war 6,03 Pferdekraft, und die Batterie konnte so regulirt werden, daß man die Wirkung der Maschine leicht bedeutend zu erhöhen im Stande war. — Die gegen Mitte October 1850 von Page gefertigte Maschine besaß 10 Pferdekraft, der Gang derselben war 2 Fuß, der Umfang des Schwungrades 13,29 Fuß, die Anzahl der Umdrehungen per Minute war 102, und der Druck gegen die Peripherie 1900 Pfund. — Die Versuche mit einer elektromagnetischen Lokomotive von 10660 Kilogramen Gewicht, deren Treibräder 10 Fuß Durchmesser hatten, ergaben eine Ge-

schwindigkeit von 10 englischen (beyläufig $2\frac{1}{5}$ teutschen) Meilen per Stunde. — Von den bey Gelegenheit der Construction jener Maschine vorgenommenen Untersuchungen sind nur einige näher besprochen, die wir in Kürze hier berühren wollen. Uebereinstimmend mit schon seit längerer Zeit bekannten Thatsachen findet Page, daß zum Entwickeln der Stromstärke sowohl, als auch für die Abnahme derselben eine gewisse Zeit gehöre. Er findet nach den mittelst eines Metronomes vorgenommenen Messungen (denen er aber selbst keine große Genauigkeit zugestehen kann) für die Zu- und Abnahme des Stromes $\frac{1}{6}$ bis $\frac{1}{5}$ Secunde, wenn die Spiralen allein benützt und mit einer kräftigen (?) Grove'schen Kette verbunden werden; hingegen $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Secunden, wenn bey sonst gleicher Anordnung eine Stange von weichem Eisen in der Spirale war. „Die Eisenstange verstärkt den inducirten Strom beym Schließen, verlängert die Zunahme der Ströme der Batterie, vergrößert den secundären Strom bey der Unterbrechung, und erhält oder prolongirt die Dauer des Batteriestromes." Wird der Strom unterbrochen, so zeigen sich, wenn der Eisenstab in der Spirale ist, noch kurze Zeit ($\frac{1}{2}$ Secunde) Funken, worauf nun nach den Untersuchungen von Page bey der Anfertigung von elektromagnetischen Maschinen Rücksicht genommen werden muß. Sobald nämlich Magnetismus erregt werden soll, muß die für die Spirale und den Magneten erforderliche Zeit, sowie der inducirende Einfluß der Bewegung gehörig berücksichtiget werden.

Die Entwickelung der Stärke des Stromes beurtheilt Page durch den beym Oeffnen der Spirale (Unterbrechung des Stromes) erzeugten secundären Funken; letzterer zeigt sich nämlich nach kurzer Schließung des Stromes klein, wird aber, wenn die Schließung länger andauert, größer, und bringt zugleich ein bedeutendes Geräusch hervor. Werden zwey, drey oder noch mehr Spiralen in die Kette eingeschaltet, so nimmt die Größe und Hörbarkeit des Funkens bedeutend zu, ohne daß hiezu längere Zeit nothwendig zu seyn scheint, als vorher; wenn der annähernde Strom (Nullstrom) nur kleine, geräuschlose Funken hervorbrachte, so wurden durch den vollständig entwickelten Strom Funken von drey Zoll Durchmesser erzeugt, deren Gestalt aber von der Art der Unterbrechung abhieng, und deren Länge auf sechs bis acht Zoll gebracht werden konnte, wenn in der Spirale ein weicher Eisenstab sich befand, und die Unterbrechung rasch und vollständig geschah.

Zum Schluße müssen wir noch der sehr werthvollen, mit großer Umsicht und beharrlichem Fleiße dargestellten Untersuchungen erwähnen, welche Gould zur Vergleichung der aus bisherigen Versuchen in Telegraphendrähten erhaltenen Geschwindigkeit des Volta'schen Stromes mit der von Wheatstone (Pogg. Ann. XXXIV. 464.) annäherungsweise für den elektrischen Strom gefundenen, vorgenommen hat. — Die mittelst der telegraphischen Beobachtungen von Walker in den vereinigten Staaten von Nordamerika vorgenommenen Längenbestimmungen (Proc. Am. Phil. Soc. V. 76; Astronom. Nachr. XXIX. 54.) erforderten, um brauchbare Resultate zu liefern, Correctionen, die von der Entfernung der Telegraphenstationen abhängig waren, und man konnte diesen Umstand auf keine andere Weise genügend erklären, als daß man die Fortpflanzungs-Geschwindigkeit des Volta'schen Stromes in Telegraphen-Drähten für geringer annahm oder hielt, als die Geschwindigkeit des elektrischen Stromes. Gould unternahm es, alle bisherigen Bestimmungen über diesen Gegenstand einer gründlichen Prüfung zu unterwerfen, benützte hiezu insbesondere die zwischen Washington und St. Louis am 4. Februar 1850 angestellten telegraphischen Versuche, und suchte die Fehlerquellen der letzteren, so wie die Größe des hiedurch für die Geschwindigkeit des Volta'schen Stromes entstandenen Fehlers näher zu erwägen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. September.

Nro. 34. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

1. **Engla and Seaxna scôpas and bôceras. Anglosaxonum poëtae atque scriptores prosaici, quorum partim integra opera, partim loca selecta collegit, correxit, edidit Ludovicus Ettmüllerus. Quedlinburgi et Lipsiae. MDCCCL.**
2. **Vorda vealhstôd Engla and Seaxna. Lexicon Anglosaxonicum ex poëtarum scriptorumque prosaicorum operibus nec non lexicis Anglosaxonicis collectum, cum synopsi grammatica edidit Ludovicus Ettmüllerus. Quedlinb. et Lipsiae. MDCCCLI.**

Die Freunde der Angelsächsischen Sprache werden sich mit dem Verfasser dieser Anzeige über das Erscheinen der hier zu besprechenden Bücher gefreut haben. Herr Ettmüller hat schon durch mehrere frühere Arbeiten, durch seine Uebersetzung des Beowulf und sein Handbuch der deutschen Literaturgeschichte, seine Vertrautheit mit der Sprache und Literatur der Angelsachsen bewiesen, und auch in den vorliegenden Büchern findet der Leser neue Proben von Hrn. Ettmüller's langjähriger Beschäftigung mit seinem Gegenstand. Die beyden in der Ueberschrift genannten Werke stehen in enger Beziehung zu einander. Das erstere ist eine umfassende Auswahl aus den Angelsächsischen Dichtern und Prosaikern; das zweyte ursprünglich ein Wörterbuch zu dieser Auswahl. Der Auswahl schickt Hr. E. eine kurze Uebersicht der Angels. Literatur in lateinischer Sprache voraus (p. VII — XXIV). Im Buche selbst machen den Anfang die Prosaschriften (S. 3—83). Ihnen folgen, wie billig in größerer Ausdehnung, von S. 96 — 304 die Dichter. Der klare und gedrungene Druck so wie die zweckmäßige Verwendung des Raumes gestatten die Mittheilung einer größeren Masse als man auf kaum dreyhundert Seiten erwartet.

Im Text der mitgetheilten Stücke schließt sich Hr. E. natürlich meist den vortrefflichen Arbeiten der neueren Englischen Gelehrten an, die seit einer Reihe von Jahren auf die würdigste Weise Jakob Grimm's Forschung auf Englischen Boden verpflanzt haben. Im Beowulf folgt er Kemble, im Caedtmon Thorpe. Er thut dieß aber mit der Selbständigkeit des Kenners, indem er nicht selten den Text der Englischen Herausgeber wesentlich verbessert. Wenn er sich sogar an Wiederherstellung der verzweifelten Stelle Beóv. 6295 -- 6304 (Kemble) wagt, wo die Beschaffenheit der Handschrift eine förmliche Neudichtung fordert, so wird man seinen Versuch wenigstens als Specimen eruditionis gewiß gelten lassen. Wichtiger für die Herstellung des Textes sind die Stellen, wo die zu Gebote stehenden Hilfsmittel eine größere Sicherheit des Erfolgs bieten. So verbessert z. B. Hr. E. die Stelle Cædm. 16, 27 (Thorpe) so, daß die bey Thorpe gestörte Alliteration in Ordnung gebracht wird. Statt Thorpes þät hie his giongorscipe fyligan volden liest er: þät hie his gióngorscipe fulgân (perficere) volden. — Cædm. 56, 17 sq. liest Thorpe: ðu scealt fiersna sætan tohtan nivre tuddor,

zweifelt aber in der Anm. selbst an der Richtigkeit der Uebersetzung, die er von diesen Zeilen giebt. Ettmüller (S. 193, 667) hilft durch die glückliche Conjectur: þu scealt fiersna stecan [stĕcan] tohtan nivre. Das Wort tuddor zieht er, indem er tuddre liest, zum Folgenden. Wie Thorpes Ausgabe des Cædmon, so erhält auch Kembles Beóvulf durch Hrn. E. an einzelnen Stellen gute Berichtigungen. Ich will als Beyspiel eine Stelle ausheben, in welcher Hr. E. selbst noch vor wenigen Jahren sich Kemble anschloß, jetzt aber sich selbst und seinen trefflichen Vorgänger verbessert. Beóv. 5508 sq. liest Kemble: Ge-seah đá sige-hređig þá he bi sesse geóng, mago-þegn módig, máđđū-sigla fealo, gold glitmian grunde ge-tenge, und weil ihm das fealo der Handschrift keinen Sinn zu geben scheint, schlägt er in der Note vor, statt dessen fela zu lesen. Hr. E., der in seiner 1840 herausgegebenen Uebersetzung des Beowulf noch selbst die Stelle wiedergab durch: „Menge der Kleinode“, hilft jetzt glücklicher durch eine Aenderung der Interpunktion, indem er fealo (flavum) zum folgenden Vers zieht und mit gold verbindet, mádum-sigla aber nicht wie früherhin als Genitiv, sondern als Accusativ Pluralis faßt.

In der Schreibung und Bestimmung der Agf. eaute folgt Hr. E. wie billig J. Grimm's Anga-Lbn. Daß er dabey dem bunten Durcheinander der Agf. Handschriften in den verschiedenen Stücken einigen Spielraum läßt, wird man nur billigen, zumal ja J. Grimm selbst in seiner mustergiltigen Ausgabe von Andreas und Elene absichtlich nicht die Strenge der Regel durchführt.

Noch weit wichtiger als die Scôpas and bôceras ist natürlich für das Studium des Agf. das zweyte Werk des Hrn. E., der Vorda vealhstôd (vocabulorum interpres), in welchem wir zum erstenmal ein vollständiges, nach den Forderungen der gegenwärtigen Sprachforschung gearbeitetes Angelsächsisches Wörterbuch erhalten sollen. Dem Wörterbuch selbst schickt Hr. E. einen kurzen Ueberblick über die Agf. Grammatik voraus. „Quum extra Germaniam, sagt er p. IX, linguae Anglosaxonicae studiosis Jac. Grimmii grammatica theodisca minus promta, veruntamen desiderata ne dicam necessaria esse videatur, quod scilicet optumum studii fundamentum est, prima grammaticae Anglosaxonicae rudimenta hic cum studiosa juventute communicare decrevi, Grimmii regulas normasque secuturus, et quae addenda esse videantur additurus.“ Zu den Eigenthümlichkeiten, durch die sich Hr. E's Darstellung von Grimm unterscheidet, gehört unter Andern die Annahme eines sehr gebräuchlichen Agf. Casus instrumentalis im Singular der st. Masculina u. Neutra, der sich durch sein langes ê vom e des Dativs unterscheide. Ebenso wird es Manchem auch in den Texten der Scôpas and bôceras auffallen, daß Hr. E. als Endung des Conj. praes. plur. nicht mit gr. I², 895 en, sondern án ansetzt, dem er dann das en erst als geschwächte Form beyfügt.

Daß Hr. E. auch in dem Agf. Lexikon sehr Vieles bietet, was die Agf. Studien zu fördern geeignet ist, und daß er auch auf dieses Werk viele Mühe verwendet hat, versteht sich nach dem bisher Gesagten von selbst. Wenn wir nun aber nichtsdestoweniger die Erwartungen, mit denen wir das Buch in die Hand nahmen, nicht ganz erfüllt sahen, so sind wir hievon eine begründete Rechenschaft schuldig, um so mehr als sich einerseits einigen der von uns bemerkten Uebelstände auch in Hrn. E's Buch selbst nachträglich wird abhelfen lassen, und wir andrerseits für zukünftige Arbeiten der Art recht nachdrücklich vor dem Wege warnen möchten, den Hr. E. eingeschlagen hat.

Hrn. E's Angelsächsisches Lexikon ist zuerst veranlaßt worden durch die Nothwendigkeit, den Scôpas and bôceras ein Wörterbuch beyzugeben, wie dieß Hr. E. gleich im Eingang der Vorrede zu seinem Lexikon sagt. Er zog es aber vor, sich nicht auf den Inhalt seines Lesebuchs zu beschränken, sondern den ganzen Agf. Sprachschatz in sein Wörterbuch zu verarbeiten. Bey dem Mangel eines genügenden Agf. Wörterbuchs wird man Hrn. E. diesen Entschluß nur Dank wissen. Billig aber wird man verlangen können, daß darunter der erste Zweck, ein brauchbares Wörterbuch zu den Scôpas and bôceras zu liefern, nicht leiden dürfe. In dieser Er-

wartung aber sieht man sich leider getäuscht. Wie ein solches Wörterbuch einzurichten ist, dafür hat W. Wackernagel ein musterhaftes Beyspiel geliefert in dem Wörterbuch zu seinem Altdeutschen Lesebuch. Ganz abgesehen von der wissenschaftlichen Vortrefflichkeit dieses Buches ist schon dessen äußere Einrichtung so zweckmäßig, seine Citate so vollständig und genau, daß man es zugleich als einen fortlaufenden Commantar zu den Stücken des Lesebuchs gebrauchen kann, und auch der Wohlbewanderte wird bisweilen den einen oder anderen Artikel nachschlagen, um sich aus dem Citat zu überzeugen, für welche Auffassung einer schwierigen oder zweydeutigen Stelle sich Wackernagel entschieden hat. Daran ist nun bey Hrn. E's Werk nicht zu denken. Die beyden Bücher, das Lesebuch und das Wörterbuch, laufen so nebeneinander her, als wenn sie gar nichts miteinander zu schaffen hätten. Darauf, daß man die Citate des Wörterbuches im Lesebuch finden könne, so weit sie in diesem enthalten sind, hat es Hr. E. offenbar gar nicht abgesehen. Die beyden wichtigsten Werke der Angelsächsischen Poesie sind der Beóvulf und der s. g. Cædmon. Mit Recht hat ihnen deßhalb auch Hr. E. in seiner Scôpas eine besonders große Stelle eingeräumt. Die Mittheilungen aus Cædmon füllen 24 Seiten (S. 178—202) und vom Beóvulf giebt Hr. E. etwa 3000 der Kemble'schen Halbverse, also ungefähr die Hälfte des ganzen Gedichtes. Aber von all den unzähligen Citaten, die das Wörterbuch aus diesen beyden Werken giebt, läßt sich ohne Hinzunahme anderer Bücher kein einziges im Lesebuch auffinden. Dann im Wörterbuch citirt Hr. E. den Cædmon nach der Seitenzahl und dem Vers von Thorpes Ausgabe. Im Lesebuch aber hat er seine eigene Verszählung, indem er nur die Verse, die er ausgewählt hat, für jeden der beyden Haupttheile des Cædmon hintereinander fortzählt. Daneben aber bemerkt er am Rande die Zahl von Thorpes Hauptabschnitten und die Seitenzahl der Handschrift; diese sind aber wieder im Lexikon nicht angeführt, sondern allein die Seiten- und Verszahl von Thorpes Druck.

Man sieht leicht, daß es unter solchen Umständen rein unmöglich ist, irgend ein Citat des Wörterbuches aus Cædmon im Lesebuch zu finden, wenn man nicht Thorpes Ausgabe dabey hat und durch deren Vermittlung die verschiedenen Zahlen aufeinander zurückführt. Ganz ähnlich ist der Fall beym Beóvulf. Hier citirt das Wörterbuch nach Kemble's Verszahl und diese giebt wieder das Lesebuch nur viermal (auf mehr als 3000 Verse) an. Fast noch übler ist es, daß das Wörterbuch bisweilen in der Lesart der citirten Stelle ganz abweicht von der in das Lesebuch aufgenommenen, so daß nun erst zu entscheiden bleibt, welcher Lesart der Hr. Verf. denn eigentlich den Vorzug giebt. So liest z. B. Hr. E. in den Scôpas p. 105 v. 447 in der Stelle Beóv. 1608 (Kemble): ellorgäst und vertheidigt dieß in der beygefügten Anmerkung. Im Wörterbuch dagegen liest er p. 19 ellórgäst und führt dazu eben unsere Stelle aus Beóvulf an. In den Bôceras S. 79, Z. 10 liest Hr. E. bediglast (occultas). Man sucht aber vergeblich ein solches Wort im Vealhstôd. Wohl aber findet man hier p. 564 bedŷgeljan. Solche Abweichungen sind für den Benützer beyder Bücher um so unangenehmer, da, wie wir sehen werden, Hr. E. das Aufsuchen der Wörter durch seine ganze Anordnung ohnehin sehr erschwert hat.

Was die Ordnung des Wörterbuches betrifft, hat sich nämlich Hr. E. nicht an die Reihenfolge des abendländischen Abeces gehalten, sondern statt dessen eine rationelle Anordnung der Laute vorgezogen. Die Art, wie er die Laute aufeinanderfolgen läßt, ist den Kennern des Altdeutschen allerdings schon ziemlich geläufig. Es ist in der Hauptsache dieselbe, die Graff im Ahd. Sprachschatz befolgt hat. Damit aber doch auch denen, welche durch anhaltende Beschäftigung mit Graff's Sprachschatz, dessen Anordnung fast ebenso in den Griff bekommen haben wie das Abece, die Sache nicht gar zu bequem gemacht werde, hat Hr. E. auch an Graff's Buchstabenordnung einige kleine Aenderungen vorgenommen. Innerhalb der einzelnen Classen der Stummlaute machen bey Graff die Mediae den Anfang, darauf folgen die Tenues und zuletzt die Aspiratae oder deren Stellvertreter. Hr. E. beginnt mit den Tenues, läßt dann erst die Mediae und auf diese

die Aspiratae folgen. Doch dieß ist nur eine Nebensache. Die Hauptsache ist, daß man sich doch endlich den wesentlichsten Zweck eines Wörterbuches klar machen und demgemäß Alles bey Seite lassen möge, was dessen **Brauchbarkeit** beeinträchtigt. Der Brauchbarkeit eines Wörterbuches aber thut Alles Abbruch, was die Schnelligkeit des Auffindens hemmt. Nun haben wir uns aber vom Lateinischen her, dem in der Hauptsache alle Romanischen und neueren Germanischen Sprachen folgen, für die mit lateinischen Buchstaben geschriebenen Europäischen Sprachen so an die Ordnung des Wörterbuchs nach dem lateinischen Abece gewöhnt, daß uns das Aufschlagen der Wörter nach dieser Ordnung fast mehr noch in den Fingern als im Verstande sitzt. Und was gewinnt man denn durch die neue Anordnung?

(Schluß folgt.)

Journal für Physik und physikalische Chemie des Auslandes.

(Schluß.)

Gould glaubt, daß die Versuche von Walker und Wheatstone einander nicht widersprechen, wenn man den Leitungswiderstand und die sonstigen Nebenumstände näher in Rücksicht bringt, selbst wenn der Umstand außer Acht gelassen würde, daß bey den Versuchen Walker's der galvanische Strom, bey denen von Wheatstone aber die Maschinen-Elektricität von möglichst großer Spannung gebraucht wurde, während er die Versuche von Fizeau und Gounelle (C. R. XXX. 437) für mangelhaft hält. Als wahrscheinlichen Werth findet Gould aus den genannten Versuchen die Geschwindigkeit des galvanischen Stromes per Secunde im Eisendraht zu 15890 engl. Meilen, welcher sich zu der von Wheatstone für Reibungselektricität gefundenen Geschwindigkeit im Eisendrahte (zu 51096 engl. Meilen) fast genau verhält, wie sich die Querschnitte der hiebey angewandten Drähte umgekehrt verhalten. — Wir können nicht näher auf die vom Verfasser angestellten Betrachtungen hier eingehen, und müssen uns daher mit der Erklärung begnügen, daß Gould keinen wesentlichen Umstand, welcher bey der Bestimmung der Geschwindigkeit des Volta'schen Stromes in Rücksicht zu bringen ist, in seinen Betrachtungen unbeachtet gelassen, daß er die Literatur dieses Gegenstandes in gehöriger Weise und zum größten Theile benützt hat, und daß daher bey künftigen Beobachtungen über den vorliegenden Gegenstand seine reichhaltigen Untersuchungen als sehr nützliches Hülfsmittel dienen werden.

Am Ende dieser Betrachtungen können wir dem Journale, das in diesen Abhandlungen den Gegenstand unserer Besprechung ausmachte, keine geringeren Eigenschaften abgewinnen, als jene, die wir am Eingange unserer Anzeigen schon angegeben haben; wir müssen vielmehr nur noch beyfügen, daß jene Zeitschrift ein treffliches Mittel zur Förderung der Fortschritte der physikalischen Wissenschaften bilden würde, wenn dieselbe in gleicher Weise, wie in dem vor uns liegenden — aus drey Bänden bestehenden — ersten Jahrgange fortgeführt werden könnte. Leider kömmt aber jeder Wunsch in Beziehung auf das glückliche Gedeihen jener Zeitschrift jetzt zu spät, indem das Journal für Physik und physikalische Chemie des Auslandes rc. (vermuthlich aus materiellen Gründen) schon mit dem Schluße des dritten Bandes zu erscheinen aufgehört hat.

Kuhn.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. September.

Nro. 35. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

1) Engla and Seaxna scôpas and bôceras.

2) Vorda vealhstôd Engla and Seaxna.

(Schluß.)

Daß unsere gewöhnliche Buchstabenordnung nicht viel taugt, daß es eine vernünftigere giebt, das weiß jetzt jeder Anfänger und braucht es nicht erst aus dem Wörterbuche zu lernen. Und wie steht es denn am Ende mit der wirklich rationellen Durchführung der neuen Ordnung, wenn man der Sache etwas genauer auf die Finger sieht? die allgemeinen Grundsätze sind richtig. Die neuere Sprachforschung bestätigt hier, was der Scharfsinn der Griechischen Grammatiker herausgebracht hat. Aber im Einzelnen ist es merkwürdig zu beobachten, wie trotz aller Vernunftmäßigkeit der neuen Anordnung doch immer wieder das alte, wohlbekannte Alphabet durchschlägt. So bey den Compositis der einzelnen Hauptartikel u. s. w. Ja, warum lassen denn Graff und ihm nach, Ettmüller die Reihen der Mutae so aufeinanderfolgen, daß erst die Labialen, dann gleich die Gutturalen und erst zuletzt die Dentalen folgen? Warum anders als wegen des Altgriechischen β, γ, δ, deren Ordnung sich dann π, κ, τ und φ, χ, ϑ fügen mußten. Denn rationell ist diese Ordnung doch sicherlich nicht, und wer sich entweder an die Sanskritische Aufeinanderfolge, die wirklich rationell ist, gewöhnt hat, oder an die eben so berechtigte in Grimm's Grammatik, der wird sich auch nach langjährigem Gebrauche noch bisweilen in den Bänden von Graff's Sprachschatz vergreifen, weil er die Dentalen in der Mitte der Mutae sucht, nicht aber an deren Ende.

Aber diese ganze Frage über die Ordnung der Buchstaben in den Lexicis germanischer und romanischer Sprachen ist untergeordnet verglichen mit einer anderen, über die bald kein Streit mehr seyn wird, wenn Graff auch bey ihr außer Hrn. E. noch andere Nachfolger finden sollte. Es ist dieß nämlich die Frage, ob man Wörterbücher germanischer Sprachen nach Wurzeln ordnen solle. Je mehr ein Wörterbuch den Charakter eines wirklichen Sprachschatzes an sich trägt, nicht sowohl dazu bestimmt, beym Lesen von Schriften der betreffenden Sprache gebraucht zu werden, als vielmehr selbst die ganze behandelte Sprache nach einer gewissen Ordnung in sich zu befassen, um so mehr mag der Versuch einer Ordnung nach Wurzeln gestattet seyn. Man mag daher diesen, wenn auch oft mißglückten Versuch dem verewigten Graff in seinem grundlegenden Lebenswerke zu gute halten. Gerade beym Ahd. bot die Masse der Glossen einen gewaltigen und zunächst nur für die Wortforschung werthvollen Stoff. Wer übrigens im Fall war, den Graff'schen Sprachschatz vor dem Erscheinen des alphabetischen Index beym Lesen althochdeutscher Sprachdenkmäler zu benutzen, der wird sich auch erinnern, wie lang er oft nach einem Worte gesucht hat, bis er es endlich durch einen glücklichen Zufall an einer Stelle fand, wo er es nimmermehr gesucht hätte. Wenn nun schon bey Graff's Sprachschatz Kenner, wie Lachmann, sich über die Schwierigkeit des Auffindens beklagten, wie viel größer wird der Uebelstand seyn bey einem

Werk, das, wie das vorliegende Agſ. Lexikon, erſtens eine Sprache behandelt mit einer ungleich werthvolleren Literatur und das zweytens für ſich ſelbſt durchaus nicht den Anſpruch machen kann, nach Art von Graffs Arbeit ein wirklich erſchöpfender Sprachſchatz zu ſeyn. Hier tritt die Forderung der Brauchbarkeit unbedingt in den Vordergrund. Zur Brauchbarkeit eines Wörterbuches gehört aber, wie geſagt, vor Allem, daß es mich raſch und ohne Umſchweife zum Ziele fördert. Damit iſt keineswegs gemeint, daß man ſich mit einer oberflächlichen Auskunft begnügen ſolle. Vielmehr wird auch ein Agſ. Wörterbuch, ſo weit es irgend angeht, in ſeinen einzelnen Artikeln die Etymologie des Wortes zu erörtern haben. Aber die ſämmtlichen Wörter nach ihrer Etymologie unter Wurzeln zuſammenzuordnen, das geht bey einer ſo jungen oder (nach Bacos treffendem Ausſpruch über uns und die Alten) ſo alten Sprache wie das Agſ. nicht an, ohne den Gebrauch des Wörterbuchs geradezu unerträglich zu machen. Bey Sprachen, die ihrem Urſprung verhältnißmäßig ſo nahe ſtehen, wie die Hebräiſche, iſt die Ordnung nach Wurzeln möglich und erwünſcht. Wo dagegen ſo viele Ableitungen dunkel oder doch zweifelhaft geworden, ſo viele Wurzeln verloren ſind wie in den germaniſchen Sprachen, da iſt es eine unerhörte Geduldprobe, wenn der Benützer eines Wörterbuches immer erſt den etymologiſchen Experimenten des Verf. nachgehen ſoll, bis er die Bedeutung irgend eines zu ganz andern Zwecken geſuchten Wortes findet. Hr. E. ſucht nun dem Uebel einigermaſſen dadurch abzuhelfen, daß er die einfachen Wörter außer unter ihren Wurzeln auch noch an ihrer Stelle verzeichnet und dort auf die weitere Auskunft verweiſt, die man unter der Wurzel findet. Er drückt ſich über ſeine Anordnung in der Praef. (p. V.) ſo aus: „Voces singulas, quatenus fieri potuit, sub verbis fortioris quae dicitur conjugationis protuli, — qui nimirum ordo, etiamsi difficultatem aliquam habeat atque in nonnullis incertus sit, omnibus aliis rationibus sive regulis longe praeferendus mihi videtur. Omnes tamen simplices voces alphabetico (? s. v.) quoque ordine collocatae sunt, sed explicatione carentes.“ Das hört ſich ſo im Allgemeinen ganz gut an. In welcher Weiſe man nun aber im Buch ſelbſt hin- und hergeſchickt wird, dafür mögen einige Beyſpiele genügen. Geſetzt, es ſtößt Jemand auf die Form **feala** (multus), ſo findet er in E's. Vealhstôd p. 336 die Auskunft: „**feala** vide fêla.“ Nun ſchlägt er fêla auf. Hier findet er dann p. 338: „**fêla**, — vide filan.“ Endlich findet er auf p. 344 ein von Hrn. E. angeſetztes, aber nicht vorkommendes und deßwegen mit einem Sternchen bezeichnetes ſt. Verbum **filan** (extendi) und darunter dann die Angabe, daß **feala** multus heißt. Oder es wünſcht Jemand zu wiſſen, was **unþæslîces** in den Scôpas and bôceras des Hrn. E. S. 77 Z. 35 heißt. Da Hrn. E's. eigener Text dieſe Form bietet, ſo iſt er berechtigt, ſie auch in E's. Wörterbuch zu ſuchen. Er findet aber dieß Wort, da wo er es ſuchen muß, nämlich p. 603 gar nicht. Hat er ſchon einige Uebung, ſo fällt ihm ein, daß manche Ausgaben æ auch für Grimm's ä ſchreiben, und er ſucht alſo þäslîc auf. Hier findet er nun p. 581 (denn þäslîc und þæslîc, wenn dieſe Schreibart ein wirkliches æ bezeichnete, ſind nach E's. Ordnung der Vocale an ſehr verſchiedenen Stellen zu ſuchen): „**þäs, þäslîc, þäslîcness**, vide þë.“ Endlich unter þë ſteht dann p. 585: **unþäslîc**, adj. incongruus. — Ein anderes Beyſpiel. Es findet Jemand in E's. Scôpas and bôceras S. 78 Z. 9 die Form **tŷdôde**. Nach der oben aus E's. Praefatio ausgehobenen Anweiſung muß er dieß Wort zunächſt unter den Anfangsbuchſtaben tŷ ſuchen. Hier findet er aber Vealhst. p. 542 über tŷdjan gar nichts. Er probirt es alſo mit dem Anfang **ty**. Hier findet er p. 530: **tydjan**, vide **tvëþan**. Er ſucht demnach **tvëþan**, findet aber (p. 548) unter der ganzen Formel **tvë** nur die Worte: „**tvë** (= goth. **tvi**). **tvë** vide **tvi**.“ Er macht ſich alſo von Neuem auf den Weg, in der Hoffnung, das verheißene tvëþan nun unter der Formel tvi zu finden. Aber nachdem er dieſe ganze Formel durchgeleſen hat (p. 549—553), iſt er gerade ſo klug wie vorher. Er findet keine Spur weder vom tvëþan, auf das er verwieſen wurde, noch von dem tŷdjan, das er eigentlich ſucht. Es bleibt ihm nun nichts übrig,

als sich aufs Rathen zu legen. Ist er darin glücklich, so verfällt er auf den Gedanken, Hr. E. könnte vielleicht eine Wurzel tvîþan angesetzt haben, die zwar nicht vorkommt, aber doch vorkommen könnte, und unter dieser entdeckt er denn endlich auch p. 554 das seit einer kleinen halben Stunde gesuchte tyđjan, annuere. Es versteht sich von selbst, daß dieses Beyspiel eines der stärksten ist, und daß man die meisten Wörter um ein gut Theil leichter findet. Das aber kann man ohne alle Uebertreibung sagen, daß das Aufsuchen der Wörter in Herrn E's. Vealhstód zum mindesten die vierfache Zeit erfordert, die man brauchen würde, wenn er die Wörter ganz einfach nach dem ABC geordnet hätte. Es ist aber doch wahrlich keine Kleinigkeit, ob ich zu einer Arbeit vier Stunden brauche oder Eine.

In Bezug auf Vollständigkeit und Genauigkeit soll dem Hrn. Verf. die Mühe nicht vergällt werden, die ihn seine Arbeit gekostet haben mag. Daß aber der Vealhstód doch auch in dieser Hinsicht gar Manches zu wünschen übrig läßt, wird sich aus den nachfolgenden Bemerkungen ergeben. Die erste Bemerkung, die wir zu machen haben, betrifft die Art, wie Hr. E. öfters seine Belege wählt. Er bietet im Ganzen eine reiche und gute Auswahl von Belegstellen, und hat zu diesem Behuf, wie natürlich, auch die vorzüglichen Arbeiten gut genutzt, durch welche ihm die Herausgeber einzelner Agſ. Hauptquellen die Mühe erleichterten. So namentlich Kembles Glossary zum Beóvulf, Thorpes verbal index zum Cædmon u. s. f. Auch daß Hr. E. die allgemeinen lexikalischen Arbeiten seiner Vorgänger, die Agſ. Wörterbücher von Somner, Bosworth u. Aa. für seinen Zweck ausbeutete, ist ganz in der Ordnung. Nicht zu billigen aber ist, daß Hr. E. bisweilen nur diese zuletzt genannten Lexikographen anführt, wo sich ein unmittelbarer Quellenbeleg darbietet. Denn dieß verleitet zu dem Irrthum, daß diese Wörter zwar von jenen Lexikographen angeführt würden, daß man aber nicht wissen könne, ob und wo sie eigentlich in den Agſ. Quellen vorkämen. Seltsamer Weise finden sich solche Berufungen auf Bosworth u. s. f. ohne anderweitigen Quellenbeleg selbst bey solchen Wörtern, die in den Agſ. Stücken vorkommen, die Hr. E. in seine eigenen Scôpas and bôceras aufgenommen hat. So heißt es Vealhst. p. 563: „dysiglîc (dyselic, dyslîc), adj. stultus, Bosw." Das Wort findet sich in dem Agſ. Leben des H. Cûđberht, Scôp. and bôc. S. 77, Z. 31. — Aehnlich ist es mit dem Wort syfling Vealhst. p. 668, wo nur auf Bosw. und Som. verwiesen wird, obwohl sich das Wort in eben dem Leben des H. Cûđberht S. 78, 28 findet. — Vealhst. p. 641 steht: „unsîđ, — es, m. iter infelix, infortunium, Som." Das Wort kommt S. 82, 4 der genannten Vita vor.

Aber auch sonst ist Hrn. E's. Lexikon von der universa vocum Anglosaxonicarum copia, die es zu umfassen sich vorsetzt (praef. p. V.), doch weiter entfernt, als der Hr. Verf. wohl vermuthet, obschon er die Schwierigkeit seiner Arbeit kennt und deren Mängel mit Bescheidenheit eingesteht (praef. p. VI.) Ich will zuerst eine Anzahl Wörter hersetzen, die sich in Hrn. E's. eigenen Scôpas and bôceras finden, im Vealhstód aber fehlen, dann einige, die mir außerhalb der Scôpas and bôceras gerade in den letzten Wochen aufgestoßen sind und die nicht im Vealhstód stehen. Im Beóv. 854 (Kemble) findet sich das Wort freo-wine, das Kemble im gloss. durch liber amicus wiedergiebt. Hr. E. liest in der Stelle (Scôp. and bôc. S. 100, V. 226) freávine, aber weder das erstere Wort findet sich Vealhst. S. 373, noch das zweyte S. 372, wo sie stehen müßten. Hr. E. führt nämlich die

Composita, mit Ausnahme derer, die mit Partikeln zusammengesetzt sind, unter dem ersten Wort des Compositums auf (praef. p. V.) — scûrheard (Beóv. 2059 Kemble; Scôp. and boc. S. 107, 519) fehlt Vealhst. p. 689, oder wenn man scurheard lesen will, so fehlt es S. 690. — neódlâde (Beóv. 2640, Kemble, der im Text neódladu, im gloss. neód-lâdu liest; in den Scôp. and bôc. 114, 806) fehlt Vealhst. S. 245. Da Ettmüller in seiner Uebersetzung des Beóvulf das Wort durch „Nothladung" verdeutscht, so könnte man denken, er habe an unsrer Stelle neód für neád genommen, aber dann müßte das Wort Vealhst. p. 246 stehen und da stehts auch nicht. — välbleát (Beóv. 5446 Kemble, Scôp. and bôc. S. 126, 1341) fehlt Vealhst. p. 76. — gióngorscipe (Cædm. p. 16, 26; Scôp. and bôc. p. 178) fehlt Vealhst. p. 430.

Nun noch einige Wörter aus dem Theil des Agf. Andreas, der nicht in die Scôpas and bôceras aufgenommen ist: dvolcräft, v. 34, fehlt Vealhst. p. 578. — frumræden, v. 147, fehlt Vealhst. p. 370. — feásceaft (miser), v. 181 (ein auch sonst nicht seltenes agſ. Wort, vgl. z. B. Cædm. 126, 24) fehlt Vealhst p. 356. Es findet sich dort bloß das Substantivum feásceaft, miseria, aus Beóv. 4781. — mereþissa, v. 257, fehlt Vealhst. p. 203. — ŷdlid (navis) und ŷdlid (undarum iter, via) v. 445 mit Grimms Anm., fehlen beyde Vealhst. p. 72. — vundorâgräfen, v. 712, fehlt Vealhst. p. 124 und zu âgrafan wird p. 439 nur Bosw. citirt.

Es versteht sich von selbst, daß ich Hrn. E.'s Wörterbuch nur in einzelnen Theilen habe prüfen können. Niemand wird dem Beurtheiler einer solchen Arbeit mehr zumuthen. Ich habe offen ausgesprochen, wie ich es gefunden habe, nicht um eine mühevolle Arbeit wie die des Hrn. E. herabzusetzen, sondern um wo möglich durch guten Rath nützlich zu seyn. Ich möchte nämlich Hrn. E. im Interesse seiner eigenen Arbeit bitten, dem Vorda Vealhstôd möglichst bald einen recht genauen, streng alphabetischen Index folgen zu lassen. Dadurch würde sein Werk außerordentlich an Brauchbarkeit und mithin an Werth gewinnen. Für Andere aber, die sich mit ähnlichen Arbeiten beschäftigen, möchte ich die dringende Warnung hinzufügen, sich weder auf eine neue Reihenfolge der Buchstaben, noch auf eine Anordnung nach Wurzeln einzulassen, sondern nach dem Beyspiel von W. Wackernagels Wörterbuch sich möglichst dem herkömmlichen Abece anzuschließen. Will man aber der Wortableitung auf die Reihenfolge der Wörter einigen Einfluß gestatten, so beschränke man wenigstens diesen Einfluß auf die allerhandgreiflichsten Wortgruppen, über welche nicht nur Niemand in Zweifel seyn kann, sondern über welche sich auch Niemand einen Augenblick zu besinnen braucht. Alles irgend ferner Liegende aber, keineswegs bloß alles Zweifelhafte, muß an der Stelle behandelt werden, die ihm im Abece zukommt.

Dr. Rudolf v. Raumer.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. September.

Nro. 36. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

1) **Nineveh and Persepolis, an historical sketch of ancient Assyria and Persia, with an account of the recent researches in these countries. By. W. S. W. Vaux. Third edition, revised and enlarged. London. Arthur Hall, Virtue et Co. 1851. VIII. 494 p. 8vo.**

2) **Niniveh und Persepolis. Eine Geschichte des alten Assyriens und Persiens nebst Bericht über die neuesten Entdeckungen im diesen Ländern. Von W. S. W. Vaux, übersetzt von Th. Zenker. Leipzig 1852. VI. 348. p. gr. 8vo.**

3) **Ninive und sein Gebiet, mit Rücksicht auf die neuesten Ausgrabungen im Tigristhale, von Dr. H. J. C. Weissenborn. Erfurt 1851. 36 pg. 4to.**

Immer mehr und mehr zertheilt sich der Nebel der bis jetzt auf der Vorzeit der asiatischen Völker lastete. Die altasiatischen Reiche, deren verloren gegangene Kunden je wieder zu erlangen wir kaum hoffen durften, steigen nach und nach in sprechenden Denkmalen aus der Erde wieder hervor und geben uns ein untrügliches Zeugniß über Leben, Religion, Kunst und Wissenschaft in einer Zeit, die weit über die sichere Geschichte hinausgeht. Je zahlreicher und vielfältiger diese Monumente werden, um so mehr entschwindet auch die fremdartige Vereinzelung in der sie uns anfangs erschienen, Babylon und Aegypten, Assyrien und Persien zeigen uns ihre Denkmäler nicht bloß als stumme Zeugen geschwundener Größe, sie beweisen sich auch als verbunden durch Kunst und Wissenschaft.

Alle diese schönen Entdeckungen, die schon so viel Licht über das Alterthum verbreitet haben, sind eine Frucht der letzten fünfzehn Jahre. Kaum hat Jemand, selbst nach Entzifferung der persischen Keilinschriften, noch so reiche Entdeckungen für die Wissenschaft von dorther zu hoffen gewagt, wie sie die Inschrift von Behistun nun wirklich bietet. Noch viel weniger aber hat man, selbst nach Niebuhrs prophetischem Worte, daß Ninive das Pompeji des Orients werden könne, annehmen können, daß die Palläste der assyrischen Könige in solcher Fülle wieder aus der Erde aufstehen würden wie dieß jetzt der Fall ist. Es ist daher nicht zu verwundern, daß diese Entdeckungen ein bedeutendes Aufsehen bey Allen erregten, die sich für Kunst und Literatur des Alterthums interessirten. Noch sind die Fundgruben nicht erschöpft und wir dürfen mit Zuversicht neuern Entdeckungen in der nächsten Zeit entgegensehen. Die Nachforschungen in Assyrien ruhen nicht, wenn auch in den letzten Jahren nur allgemeine Kunden von den dortigen Funden nach Europa gedrungen sind. Zu Nachgrabungen in Persien ist noch gar kein Anfang gemacht, obwohl man im Voraus versichert seyn kann, daß dieselben eine reiche Ausbeute liefern werden. Während wir aber erwarten, was uns die Zukunft bringen wird, ist es die Aufgabe derer, die nicht einen persönlichen Antheil an der Entdeckung dieser Monumente nehmen können, das

Gewonnene zu übersehen und, soweit unsere Hülfsmittel reichen, eine gründliche Erforschung desselben vorzubereiten. Wünschenswerth ist es, daß auch die deutsche Wissenschaft bey dieser Erforschung sich betheiligen möge, denn wir sind überzeugt, daß es nur vom Standpunkte derselben gelingen kann, weitere Fortschritte zu machen.

Die Aufgabe, die bisherigen Entdeckungen auf persischem und besonders assyrischem Gebiete übersichtlich zusammenzustellen und zugleich mit den bisher gewonnenen sicheren Resultaten der Forschung zu veröffentlichen, lag am nächsten für Franzosen und Engländer, wo die Aufstellung dieser großartigen Monumente in den öffentlichen Museen nicht bloß auf den Gelehrten von Fach, sondern das gebildete Publikum überhaupt seine Anziehungskraft ausübt. Von englischer Seite besonders, sind uns schon mehrere solche Werke bekannt geworden, unter denen das oben genannte von Hrn. Baur sich des meisten Beyfalls zu erfreuen hatte, wie schon der Umstand beweist, daß dasselbe in kurzer Zeit drey Auflagen und eine deutsche Uebersetzung erlebte. Der Uebersetzung selbst können wir unseren Beyfall nicht versagen, sie ist überall, soweit wir sie mit dem Originale verglichen haben, genau und dem Texte entsprechend. Eine ernstliche Rüge verdient aber der Verleger dieser deutschen Uebersetzung. Um des unschönen Druckes gar nicht zu gedenken, hat er statt der zierlichen Zeichnungen, welche dem Originalwerke beygegeben sind, schlechte Lithographieen geliefert und bey alldem den Preis der deutschen Uebersetzung höher gestellt als den des Originals! Nr. 3 ist ein ähnlicher nur kürzerer Versuch wie der englische des Hrn. B. vom Standpunkte deutscher Wissenschaft aus unternommen. Wir werden unten wieder darauf zurückzukommen haben.

So weit die vorliegenden Schriften bloß eine Erzählung der Entdeckungen Botta's und Layard's enthalten, können wir füglich hinweggehen. Wir haben, bey Gelegenheit einer Anzeige von Layard's Werke, vor mehrern Jahren einen ausführlichen Bericht über diese Entdeckungen geliefert, sie sind seitdem, auch durch die Tagblätter bis zum Ueberdruß dem deutschen Leser wiederholt worden. Dagegen müssen wir auf das, was Geschichte und Alterthum Assyriens und Persiens betrifft, etwas genauer eingehen, da wir durchaus uns nicht immer im Einverständnisse mit Hrn. Baur befinden. Einen solchen Gegenstand wie assyrische Geschichte für ein größeres Publikum zu behandeln, ist allerdings auch eine schwierige Aufgabe. Was uns von assyrischer Geschichte überliefert ist, sind einzelne Notizen, diese müssen erst zu einem Ganzen verbunden werden, daß es dabey ohne manichfaltige Hypothesen nicht abgeht ist begreiflich, und kaum zu vermeiden sind bisweilen ausführliche und trockene Erörterungen von Einzelnheiten, nach welchen das Publikum an und für sich nicht fragt. Aus dem fragmentarischen Charakter der assyrischen Geschichte entspringt nun aber auch weiter noch der Uebelstand, daß dieselbe meist nur gelegentlich erörtert worden ist, was dem Forscher die Uebersicht über die vorhandene Literatur sehr erschwert. Hierdurch wird das Uebersehen leicht und entschuldbar und so mag es gekommen seyn, daß Hr. Baur besonders auf deutsche, wirklich bedeutende Schriften, gar keine Rücksicht genommen hat. Darum müssen wir auch, was die Darlegung der Assyrischen Geschichte und die Untersuchungen über die Lage Ninive's betrifft, Hrn. Weissenborn unbedingt den Vorzug ertheilen. Seine Darstellung ist kürzer und gedrängter; erleichtert also dem, der nur die Thatsachen überblicken will, die Uebersicht bedeutend, während für den, der die Einzelnheiten erforschen will, in den Noten ein Stoff geboten ist, der dem englischen Werke, trotz der größeren Ausführlichkeit, abgeht. Eigenthümlich sind Hrn. Baur die Untersuchungen über die Herkunft der Assyrer. Der Verf. holt hier ziemlich weit aus, aber seine Darstellung dürfte den deutschen Forscher schwerlich befriedigen. Im Allgemeinen kommt zwar Hr. Baur zu der Ansicht, daß die Assyrer Semiten gewesen seyen und diese Ansicht gewinnt allerdings in neuerer Zeit mehr und mehr an Halt. Der unbefangene Forscher kann zugeben, daß Assyrier so nahe an dem Scheidegebiete des semitischen und indogermanischen Sprachstammes in Asien liegt, daß man allerdings zweifelhaft seyn kann, ob man die Assyrier zu Semiten oder Indogermanen machen solle. Aber die Ansicht, daß sie Semiten gewesen seyen,

hat einen sehr beachtenswerthen Halt im Gen. X. 8 ff., welche Stelle ausdrücklich besagt, daß Nimrod von Babylon ausgegangen sey. Man mag Nimrod für eine historische oder eine mythische Person halten, in der Hauptsache wird dadurch Nichts geändert. Die Annahme, daß die Assyrer zu dem iränischen Sprachstamm gehörten, stützt sich vornehmlich auf die Voraussetzung, daß sich die assyrischen Eigennamen am leichtesten und ungezwungensten aus dem Persischen deuten ließen. Allein, abgesehen davon, daß viele der assyrischen Eigennamen unzweifelhaft semitisch sind, so werden die Deutungen aus dem Persischen, wie sie vornehmlich Gesenius und v. Bohlen versucht hat, bey dem heutigen Stande unserer Kenntniß der indogermanischen Sprachen kaum mehr fest gehalten werden können. Ein positiver Grund, die Assyrer für Indogermanen zu halten, liegt also nicht vor, wir halten sie daher bis auf Weiteres für Semiten. Die schwierige Frage über den Ursprung der Chaldäer, die sich bey Forschungen über die alte Geschichte Assyriens und Babyloniens gar nicht umgehen läßt, ist bekanntlich sehr strittig, und wir wollen hier um so weniger auf sie eingehen, da eine definitive Lösung gar nicht möglich ist, wenn nicht neue bis jetzt unbekannte Hülfsmittel gefunden werden. Die assyrische Geschichte soll aber auch nach Hrn. V's. Absicht als bloße Einleitung dienen, um die Leser mit den erforderlichen Kenntnissen zu versehen, deren sie bedürfen, ehe sie an die Betrachtung der Monumente selbst gehen. Die allmähligen Entdeckungen der assyrischen Alterthümer durch Botta und Layard werden dann erzählt und das zu Tage geförderte Material nach Layard's Vorgange geordnet und beschrieben. Neues bietet uns dieser Theil des Werkes Nichts, was nicht schon in Layard's Werke zu finden wäre, man findet aber reichliche Zeichnungen theils dem größeren, schwer zugänglichen Werke von Botta entnommen, theils auch den in England aufgestellten Monumenten der altassyrischen Paläste gefertigt, so daß das Studium des vorliegenden Buches allen denen zu empfehlen ist, welchen es an Zeit oder Gelegenheit fehlt, das größere Werk Layard's selbst zu studiren.

Die Geschichte und Alterthümer Assyriens bilden bloß den ersten Theil des vorliegenden Werkes, im zweyten behandelt der Verf. in derselben Weise Geschichte und Alterthümer des alten Persien. Hier ist schon Alles viel klarer, die Quellen sind weit reicher und das Material längst gesammelt, so daß wir ganz anders vorbereitet zu den persischen Monumenten herantreten. Wir können sogar die Geschichte des alten Persien über die historische Zeit hinaufführen, wenn wir, wie wir jetzt mit Recht dürfen, die Sagen, welche uns das Schâhnâme und zum Theil das Avesta überliefern, als die allgemeine iränische Vorgeschichte ansehen. Man muß sich aber hüten, den Begriff der Iränier und Perser ohne Weiteres gleichzusetzen, die Perser waren bloß ein Stamm, wie deren die Iränier sehr viele hatten, sie werden allerdings die Grundzüge iränischer Religion und Sitte gehabt haben, so gut wie die anderen Stämme, aber es muß das Allgemeine theils eigenthümlich gestaltet gewesen und auch manches Locale hinzugefügt worden seyn. Viele sagengeschichtliche Elemente finden sich in der Geschichte des Cyrus. Hiermit soll nicht gesagt seyn, daß Cyrus selbst der Sage angehöre, aber daß seiner Lebensgeschichte, wie sie bey Herodot erscheint, manches Sagenhafte beygemischt worden sey, wird wohl von Niemanden bezweifelt werden, auch können wir noch einen sehr wahrscheinlichen Weg nachweisen, wie diese Mischung der Geschichte und Dichtung entstanden sey. Wir wissen aus anderen Quellen, daß Cyrus früher Agradatus geheißen habe und erst später den Namen Cyrus annahm, als er zur Herrschaft gelangt war. Der Name Cyrus soll nach dem Zeugniß der Alten die Sonne bezeichnen, dieß ist aber ein Irrthum, der Name der Sonne (hvare, uwara) lautete allerdings sehr ähnlich, aber die altpersische Form des Namen Cyrus lautet Kuru, und dieser Name stimmt nun wieder merkwürdig zu dem indischen Kuru, dem Stammvater einer indischen Dynastie. Ohne Zweifel war dieser Kuru schon eine berühmte Persönlichkeit in der altpersischen Heldensage, und Cyrus wird diesen Namen erst angenommen haben um eben seine Aehnlichkeit mit dem großen Helden der Vorzeit zu beurkunden, die späteren Geschichtschreiber des Occidents aber haben die mythische und geschichtliche Persönlichkeit nicht

voneinander geschieden, und Sagen welche dem ersteren angehörten auf den letzteren übertragen. Mit Cyrus beginnt die wirkliche Geschichte der Perser zu tagen, wir finden zu seiner Zeit die Perser als einen tapferen und kriegerischen aber rohen und wilden Volksstamm des alten Irân. Im Norden und Westen des ursprünglichen Wohnsitzes dieses Kriegerstammes lagen die alten Sitze orientalischer Cultur, die Hauptstädte des alten Welthandels und Luxus. Der rauhen Tapferkeit der Perser gelang es, die verweichlichten Meder und Babylonier zu unterjochen, sie gewannen dadurch an Macht und Ansehen, zugleich aber auch eine Stellung welche mit ihrem früheren Leben und Einrichtungen in Widerspruch stand. Der persische König war nun nicht mehr bloß das oberste Stammeshaupt, er war der Beherrscher eines weit ausgedehnten Reiches, wie es vor ihm die Könige von Assyrien und Medien gewesen waren, auf den Trümmern dieser beyden Reiche war ja das persische aufgerichtet worden. Die alten persischen und überhaupt römischen Verhältnisse waren theils zu klein theils auch unpassend für ein großes, aus eroberten Provinzen errichtetes Reich, das durch Despotie zusammengehalten werden mußte. Der persische König richtete sich daher nach den Sitten und mit dem Glanze der untergegangenen Reiche ein, und der semitische Einfluß, der schon hierin zum Theil seine Erklärung findet, mußte noch größer werden, weil ein großer Theil des Reiches aus Semiten bestand, denen das Aramäische die Muttersprache war, diese Sprache blieb daher auch während der ganzen Perserherrschaft die officielle Sprache der persischen Könige in ihren ausländischen Provinzen. Die semitischen Provinzen am Eufrat und Tigris waren aber für die persischen Könige auch die wichtigsten, sie waren weit reicher und fruchtbarer als der größte Theil von Irân, zudem konnte in ihnen der König nach Willkühr schalten und walten, was in den irânischen Provinzen nicht der Fall war. Alle diese Umstände erklären zur Genüge die Vorliebe der persischen Könige für altassyrische Sitten, und wir glauben kaum zu irren, wenn wir annehmen, daß die Einrichtung des persischen Hofes nur sehr wenig von der des assyrischen verschieden war. — Auf Cyrus folgte Kambyses, oder, wie er in den Keilinschriften heißt, Kabujiya. Schon Lassen hat darauf hingewiesen, daß dieser Name derselbe ist, den wir in dem indischen Ländernamen Kamboja finden, es scheint also auch hier, daß der historische Kambyses nach einer alten mythischen Persönlichkeit benannt wurde. An seinen Zügen nach Aegypten und seiner Unduldsamkeit gegen den ägyptischen Gottesdienst wird jetzt Niemand mehr zweifeln, nachdem die Glaubwürdigkeit Herodots sich in den anderen Begebenheiten aus dieser Zeit so glänzend bewährt hat. Was derselbe im Gegensatze zu Ctesias über die Vorgänge in Persien nach dem unerwarteten Tode des Kambyses sagt, hat sich durch die Inschrift zu Behistun auf das Vollständigste bestättigt. Die Meder, die noch immer über den Verlust der Herrschaft betrübt waren, scheinen damals die Gelegenheit für günstig gehalten zu haben, um das ihnen Entrissene wieder zu erlangen. Die Mager waren, wie wir wissen, ein medischer Stamm, es scheint, als ob dieselben vornehmlich die priesterlichen Geschäfte verrichtet und in dieser Eigenschaft auch bey den Persern anerkannt worden seyen. Einer derselben, Gumâta mit Namen, der eine große Aehnlichkeit mit Smerdes oder Bardija, dem heimlich ermordeten Bruder des Kambyses, hatte, gab sich für denselben aus und regierte eine Zeit lang bis der Betrug entdeckt und der Magier mit einer großen Anzahl seiner Stammesgenossen ermordet wurde. Sieben der vornehmsten Perser beriethen sich hierauf, ob sie zur Demokratie oder Oligarchie zurückkehren, oder wieder einen König wählen sollten. Man hat diese Notiz bey Herodot gewöhnlich nur obenhin behandelt und es für unmöglich gehalten, daß eine solche Frage bey den Persern auch nur habe aufgeworfen werden können.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. September.

Nro. 37. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.



1) Nineveh and Persepolis.
2) Niniveh und Persepolis.
3) Ninive und sein Gebiet.

(Fortsetzung.)

Die Ansicht von einer, von allem Anfange an despotischen Verfassung der alten Perser ist aber keineswegs richtig, die altiränische Verfassung war eine freye und in ihren Grundzügen der alten deutschen ziemlich ähnlich, der Despotismus entstand erst nach und nach, nach der Vergrößerung des Reiches. Die sieben vornehmen Perser entschieden sich endlich für das Königthum, und es versteht sich wohl von selbst, daß sie alle befähigt waren dasselbe zu übernehmen, denn sie gehörten gewiß alle sieben zu den Verwandten des Königs d. h. zum Clane der Achämeniden, dessen Zahl, wie wir auch sonst wissen, sehr beträchtlich war. Es wird bey den Persern nicht anders gewesen seyn als bey den heutigen Kurden: man hielt sich bey der Wahl des Oberhauptes wohl an einen gewissen Clan, aber innerhalb desselben nicht an eine einzelne Familie, viel weniger, daß das Recht der Erstgeburt anerkannt worden wäre. Daß endlich und auf welche Weise Darius zur Herrschaft gelangte, ist bekannt genug, wie wenig aber seine Anerkennung eine allgemeine war, wie sehr es seiner ganzen Kraft bedurfte, um sein Reich nicht nach allen Seiten hin zerfallen zu lassen, wissen wir jetzt aus seinem eigenen Munde. Er war ohne Zweifel nicht bloß der größte, sondern auch als Staatsmann der begabteste unter den persischen Fürsten. Er sah zuerst ein, daß mit der bloßen Eroberung noch nicht Alles gethan sey, daß Tribute nicht hinreichen um eine Monarchie auf die Dauer zu erhalten, daher suchte er eine geordnete Verwaltung einzurichten, indem er zuerst den Grund zu der später so ausgebreiteten Eintheilung in Satrapien legte. Auch die persische Kunst scheint unter ihm ihre Blüthe gehabt zu haben, wir verdanken ihm die Gründung der vorzüglichsten Prachtbauten, die noch auf uns gekommen sind, doch läßt sich, da die persischen Landschaften noch keineswegs genügend erforscht sind, noch nicht mit Sicherheit behaupten, ob nicht noch manches Denkmal aus früherer und späterer Zeit gefunden werden wird, das wir seinen Bauten an die Seite setzen dürfen. — Xerxes übernahm das persische Reich in seiner höchsten Blüthe, aber unter diesem schwachen Fürsten begann schon der Verfall, man braucht nur die inhaltslosen Inschriften desselben mit denen des Darius zu vergleichen um den ganzen Unterschied zu begreifen, wiewohl er offenbar mit Geschmack seine Palläste zu verschönern wußte.

Nur bis auf Xerxes hat die Geschichte Persiens einigen Werth für unseren Zweck, da sich ausser einem kleinen Denkmal des Artaxerxes III. kein Gebäude späterer Herrscher bis jetzt gefunden hat. Wir folgen daher Herrn V. auch nicht weiter bey seiner Darstellung der Geschichte des persischen Reiches, wiewohl er dieselbe nicht nur über die Zeit der Achämeniden und Sâsâniden, sondern auch durch das ganze Mittelalter fortsetzt. Wir finden diese Ausdehnung um so mehr überflüssig, als ja die

Geschichte Assyriens und Persiens ohnehin bloß Einleitung seyn soll und die Geschichte des orientalischen Mittelalters uns nicht in den Stand setzt, die alten Monumente besser zu begreifen. — Auf die Geschichte Persiens läßt nun Hr. V. die Darstellung der altpersischen Monumente folgen, und wir können es nur als einen glücklichen Gedanken bezeichnen, daß Hr. V. die Darstellung der assyrischen und persischen Alterthümer verbunden hat und zwar aus dem folgenden Grunde. Ist auch das assyrische Alterthum eine ganz neue Eroberung der letzten Jahre, während die Ruinen des alten Persien schon seit Jahrhunderte, von Reisenden bewundert worden sind, so haben doch die letzteren durch die Vergleichung mit den assyrischen Baudenkmalen an Bedeutung und Verständniß gewonnen. Einen so vollständigen Ueberblick über die Kunst der alten Perser haben wir darum doch noch nicht, während die assyrischen Denkmale durch ihre Manichfaltigkeit und Menge dazu dienen, uns über die häuslichen und bürgerlichen Verhältnisse der Assyrer aufzuklären und gewissermassen den Mangel an schriftlichen Denkmalen ersetzen, sind die altpersischen Monumente zu spärlich, um ähnliche Arbeiten zu erlauben. Doch dürfen wir uns der Hoffnung hingeben, daß noch eine Zeit kommen werde, wo sich die altpersische Alterthumskunde auch in dieser Hinsicht mit der assyrischen messen könne, denn auch in Persien birgt die Erde noch mehr als wir bis jetzt kennen, nicht einmal die Ruinen von Persepolis kann man für ganz ausgebeutet halten, denn wenn auch fast alle Reisende in Persien uns dieselben in mehr oder minder ausführlichen Darstellungen beschrieben haben, so sind sie doch alle die gewöhnlichen Wege gegangen, mehrere Seitenthäler aber, die möglicher Weise Ruinen enthalten könnten, sind noch gar nicht erforscht, Nachgrabungen im Schutte von Persepolis so gut als gar nicht gemacht. Doch sind die Ruinen von Persepolis noch immer am besten erforscht, den Ruinen in Chuzistan, bey Rei, überhaupt in Medien und dem südlichen und östlichen Persien hat noch Niemand mehr als eine flüchtige Aufmerksamkeit geschenkt, selbst das so nahe bey Persepolis gelegene Murghab, das aller Wahrscheinlichkeit nach das alte Pasargada ist und das schon vor mehreren Jahren Rawlinson als den Ort bezeichnet hat, wo Nachgrabuugen von Erfolg seyen, und wahrscheinlich weitere Monumente aus der Zeit des älteren Cyrus zu Tage fördern würden, ist nicht weiter beachtet worden. Es ist aber höchlich zu bedauern, daß sich in Erforschung des altpersischen Alterthums nicht derselbe Eifer und dieselbe Regsamkeit zeigt wie auf dem Gebiete des assyrischen. Wir bedauern dieses Mißverhältniß nicht bloß im Hinblicke auf die Studien über das altpersische Alterthum, sondern mit Rücksicht auf diesen gesammten Zweig der Alterthumskunde. Wenn irgendwo, so ist es hier geboten, von dem Bekannteren und Jüngeren fortgehend zu dem Aelteren und Unbekannteren aufzusteigen und dieses aus jenem zu erläutern. Das altpersische Reich ist aber sowohl das jüngste als das bekannteste von den großen Monarchien der ältesten Periode der Weltgeschichte, die persische Geschichte ist uns in getreuen Umrissen erhalten, über die persischen Könige, ihren Hof, ihre Sitten und Gebräuche hat sich eine Fülle von Notizen bey den Griechen erhalten, die neu aufgefundenen und nun sicher gelesenen Inschriften des Darius und Xerxes dienen als sprachliches und sachliches Verbindungsglied dieser auswärtigen Berichte, mit den im Avesta erhaltenen einheimischen Monumenten. Das Studium aller dieser Hülfsmittel wird zu der Ueberzeugung führen, daß Meder und Perser, sobald sie zur Herrschaft gelangt waren, das Königthum der Babylonier und Assyrer sich zum Muster nahmen. Pracht und Luxus, Wissenschaften und Künste hatten lange schon in Babylon und Ninive geblüht, als die Perser noch rohe, kriegerische Nomaden waren, Umstände, die wir schon oben angedeutet haben, bewogen die persischen Könige nicht bloß die Mittel zu ihrer Hofhaltung großentheils aus den eroberten Provinzen zu nehmen, sondern von dorther auch zu lernen, auf welche Weise sie die erworbenen Reichthümer auf eine angemessene Weise verwenden könnten. Die Vergleichung der altpersischen Pallastmonumente bietet weitere Belege für diese Ansicht. Die Stellung und Einrichtung der Inschriften, die ganze Oekonomie derselben, die auf den Basreliefs abgebildeten Gegenstände, die Kleidung, die fabelhaften Riesenthiere, der Terassenbau (den wir schon

bey den berühmten hängenden Gärten in Babylon angewandt finden) — kurz Alles erinnert in Persepolis an assyrische Vorbilder und ist zum Theil ohne sonderliche Veränderung von dort herüber genommen worden.

Unter diesen Umständen wäre es erwünscht gewesen, wenn Hr. V. auch diesen Theil seines Werkes so reichlich mit Holzschnitten und Kupfern versehen hätte als den ersten, welcher die assyrischen Alterthümer behandelt, damit man zur Vergleichung von beyden Arten der Monumente hinreichendes Material besäße, wir würden dafür gerne die Abbildung säsänidischer Monumente entbehren, die mit dem nächsten Zwecke des Buches nur in einem losen Zusammenhange stehen. Doch sind wenigstens die vorhandenen Zeichnungen getreu und aus den besten Werken, meist aus Ker Porters Reisen, entlehnt. Die Beschreibung von Persepolis ist kurz und für uns Deutsche nicht neu, Heeren hat auf diesem Felde zuerst die Bahn gebrochen, später hat Ritter eine namentlich in geographischer Hinsicht richtige Skizze der dortigen Localitäten gegeben, zuletzt noch sind sie von Lassen ausführlich dargestellt worden. Den ursprünglichen Namen wieder aufzufinden, den die so merkwürdigen Ruinen bey den Persern trugen, dürfte uns wohl schwerlich vollständig gelingen, der von den Griechen überlieferte Name Persepolis ist bloße Uebersetzung des einheimischen Namens. Nahe genug anklingend ist aber der Name Eranschehr d. i. Stadt von Iran, den die neueren Parsen der alten Reichshauptstadt gaben, und einen ganz ähnlichen, wo nicht diesen selbst, muß das alte Persepolis bey den Persern geführt haben. Die neueren muhammedanischen Schriftsteller nennen nach Firdosis Vorgange die Hauptstadt des alten persischen Reichs Istakhr, wir wissen aber, daß dieser Name nicht Persepolis selbst, sondern eine davon etwas entferntere, später aufgeblühte Stadt bezeichnet, von welcher sich gleichfalls noch einige Ruinen erhalten haben. Die Bedeutung des Namens Istakhr, über die man bisher im Zweifel war, ist leicht nachzuweisen. Die ältere Form des Namens, unter welchem dieselbe bey Moses von Chorene vorkommt, ist Stakhr, und dieß ist gewiß das altpersische Çtakhro (Vendidad Fg. II 48.) abzuleiten von der sanskritischen Wurzel stak, resistere, das altpersische çtakhro hat sich vielleicht noch im neupersischen ستركی erhalten, während ein anderes Derivatum derselben Wurzel im neup. ستم (noch im Parsi çtahm) Tyrannei, vorhanden ist. Die Bedeutung der Stadt Persepolis selbst hat schon Lassen, wie mir scheint, richtig nachgewiesen. Es war die Hauptstadt des persischen Reiches, angelegt im eigentlichen Stammlande der persischen Könige, und hat diese Stellung wenigstens dem Namen nach auch später noch behauptet, als die Perserkönige längst, aus Neigung und um ihren westlichen Provinzen näher zu seyn, ihre Wohnung mehr gegen Westen aufgeschlagen hatten. Die Ruinen von Persepolis in engerem Sinne bilden den Terassenbau am Berge Rachmed, den die neueren Perser Takht-i-Djemschid, i. e. Thron des Dschemschid benannt haben. Auf einer an der Westseite zur ersten Terasse hinaufführenden prachtvollen Treppe gelangt man zu einem von Xerxes erbauten Thore, von da steigt man auf einer gleichfalls von Xerxes erbauten, mit vielen Basreliefs versehenen Treppe zur zweyten Terasse, auf welcher sich eine große Säulenhalle befindet, die zu einem von Darius erbauten Gebäude führt. Gegen Osten sind dann weitere Gebäude angelegt gewesen, gleichfalls nach den in ihnen angebrachten Inschriften von Darius erbaut. Alle diese Gebäude sind ebenso wie die Treppe mit Sculpturen verziert, die zu mancherley Deutungen Veranlassung gegeben haben, eine ganz sichere Erklärung derselben ist mit den jetzigen Hülfsmitteln nicht möglich; nur so viel läßt sich jetzt mit Sicherheit behaupten, daß jetzt, nachdem wir die assyrischen Palläste kennen, Niemand mehr daran denken wird, die Grundlage der altpersischen Thiersymbolik in Indien zu suchen, ebensowenig als in der altpersischen Mythologie. Die Perser waren vom Anfange an den Abbildungen ihrer Götter feind und haben diesen Haß gegen den Bilderdienst während des ganzen Verlaufes ihrer Religionsgeschichte sich erhalten. Die kolossalen Thierfiguren, welche die Portale von Persepolis schmückten, haben für die Perser selbst schwerlich je eine religiöse Bedeutung gehabt, und sind nur als ein Schmuck den früheren babylonischen Bauten nachgeahmt. Ebenso haben

sich die alten Perser offenbar den assyrisch-babylonischen Vorstellungen anbequemt, wenn sie den Ahurâ Mazda bildlich darstellen lassen, die ganze Abbildung zeigt ja auch deutlich genug, daß sie nicht rein persisch, sondern von Assyrien entlehnt ist. Die Person, die auf mehreren Sculpturen über dem Haupte des Königs erscheint, mag möglicher Weise eine Stammgottheit bezeichnet haben, die gewöhnliche Annahme, es sey ein Ferver läßt sich durch Nichts begründen und eine reine Vermuthung welche in einer Zeit entstand, als man über das Wesen der altpersischen Religion noch sehr trübe Vorstellungen hatte. Es weist auch gar Nichts in den Inschriften darauf hin, daß der Begriff des Fervers zur Zeit des Darius schon vorhanden gewesen sey, auch würde man denselben, hätte man ihn wirklich gehabt, wahrscheinlich mit einem Sterne bezeichnet haben. — Gegen Osten am Berge Rachmed befinden sich Gräber, mit einigen weitern Sculpturen.

Kurz übergehen wir die Achämenidendenkmale zu Naksch-i-Rustam, wo in einer Höhe von sechzig Fuß das Grab des Darius im Felsen ausgehauen ist, von dem die Alten schon sprachen und wo man neuerlich einige nicht unwichtige Inschriften desselben Königs gefunden hat. Wir haben nun in dieser Gegend nur noch das Grab des Cyrus zu Murghab zu erwähnen, wo, wie wir schon oben gesagt, noch manches alte Denkmal zu finden seyn möchte, wenn genauere Nachforschungen angestellt würden. Da wir wissen, daß Cyrus in Pasargada begraben lag, so müssen wir nothwendig in Murghab das alte Pasargada suchen, was sich auch mit den Angaben der Alten leicht vereinigen läßt. Zwar sind gegen diese (schon von Grotefend ausgesprochene) Annahme noch vor nicht sehr langer Zeit Einwendungen erhoben, und die Lage des alten Pasargada in die Gegend des heutigen Darabgard verlegt worden. Dieser Annahme, bey der man sich hauptsächlich auf eine Stelle des Plinius stützt, stehen aber große Schwierigkeiten im Wege, seitdem man in Murghab den Namen das Cyrus mit Sicherheit gelesen hat, dürften diese Einwendungen ihre Bedeutung verloren haben. — Weitere Bauten als das Grabmal des Cyrus und der Pfeiler mit der Inschrift und Sculptur, die ihn wahrscheinlich selbst vorstellen soll, hat man bis jetzt nicht entdeckt, mit Ausnahme einiger alten Reste, die man gewöhnlich als Feuertempel bezeichnet.

Die Monumente der Achämeniden sind aber nicht die einzigen, welche uns die Ebene von Merdascht darbietet, es finden sich die Denkmale der späteren Dynastie der Sâsâniden in naher Berührung mit denen des älteren Herrschergeschlechtes, als neuer Beweis, daß die Sâsâniden, die ja überhaupt in die altnationelen Bahnen einzulenken suchten, auch hierin sich an das alte Perserreich anzuschließen trachteten. Es gehören zwar diese Monumente eigentlich nicht in ein Werk über Ninive und Persepolis, ihr ganzer Styl hat mit dem älteren nichts gemein, da aber Hr. V. diese Denkmale ziemlich ausführlich besprochen hat, so mögen hier einige Worte über dieselben ihren Platz finden. Es ist also bemerkenswerth, daß sich die sâsânidischen Monumente so ganz in der Nähe der achämenidischen befinden, Ouseley hat einige Inschriften innerhalb der Palläste von Persepolis entdeckt, der Felsen zu Nakschi-Rustam enthält oben die Achämenidengräber, unten die Zeichnungen und Inschriften der Sâsâniden. Ja sogar in der Einrichtung der sâsânidischen Inschriften läßt sich vielleicht eine Nachahmung der achämenidischen vermuthen. Die drey Sprachen dieser Inschriften sind wohl im Einklange mit der alten Sitte gewählt, nach welcher die Achämeniden gleichfalls ihre Inschriften in drey Sprachen einhauen ließen. Leider ist den Inschriften der Sâsâniden noch nicht die nöthige Aufmerksamkeit zugewandt worden, wir besitzen bis jetzt bloß die kleineren, von einer größeren hat bloß Niebuhr einen Theil copirt, aber immer bloß einen Theil der Zeile, so daß ein Verständniß nach dieser Copie nicht möglich ist.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. September.

Nro. 38. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1852.

Zweytes Quartal. April — Juni.

(Fortsetzung.)

M. G. Groen van Prinsterer, Grondwetherziening en Eensgezindheid. St. 1. 2. 3. Amsterd. 1849.

Gachard, Lettres écrites par les Souverains des Pays-Bas aux états de ces provinces depuis Philippe II. jusqu'à François II. (1559 — 1794.) Bruxelles 1851.

Geschiedenis der Graven van Vlanderen. Deel I — IV. Brugge 1846.

G. Moore, The history of the british revolution of 1688 — 89. Lond. 1817.

H. Meidinger, Das brittische Reich in Europa. Leipzig 1851.

D. Lloyd, Memoirs of the lives, actions . . of those noble personages that suffered for the protestant religion. Lond. 1668.

O'Donovan, Annals of the kingdom of Ireland by the four masters from the earliest period to the year 1616. Vol. 1. 2. Dublin 1851.

J. Lauder, Historical notices of scotish affairs selected from the manuscripts. Vol. 1. 2. Edinb. 1848.

S. D'Ewes, The journals of all the parliaments during the reign of Queen Elizabeth. Revised by P. Bowes. Lond. 1682.

A. Geffroy, Histoire des états Scandinaves. Par. 1851.

Wegweiser für Reisende in Norwegen. Berlin 1851.

Das Kronwerk der Festung Rendsburg. Kiel 1851.

U. Horn, Von Idstedt bis zum Ende. Hamb. 1851.

Dr. C. Zerrenner, Erdkunde des Gouvernements Perm. Lief. 1. Leipzig 1851.

Seb. Ciampi, Esame critico con documenti inediti della storia di Demetrio di Iwan Wasiliewitch. Firenze 1827.

— —, Rerum Polonicarum ab excessu Stephani regis ad Maximiliani Austriaci captivitatem liber singularis. Florentiae 1827.

Dr. C. Wurzbach, Beyträge zur Culturgeschichte Polens. Bd. 1. Die Sprüchwörter der Polen. Wien 1852.

J. H. Radulesco, Mémoires sur l'histoire de la régéneration roumaine ou sur les événements de 1848 accomplis en Valachie. Par. 1851.

Süd-Australien. Berlin 1851.

R. G. Bennet en J. van Wijk, Verhandeling over de Nederlandsche ont dekkingen in Amerika, Australie, de Indien en de Poollanden. Mit Atlas. Utrecht 1827.

C. F. Reichardt, Centro-Amerika. Braunschweig 1851.

P. Martini, Biografia Sarda. T. 1. 2. 3. Cagliari 1838.

Dr. Cl. Harms Lebensbeschreibung verfaßt von ihm selber. Kiel 1851.

Ch. Fr. S. Hahnemann. Ein biographisches Denkmal. Leipz. 1851.

Dr. H. Künzel, Leben und Reden Sir Robert Peels. Ein Beytrag zur Geschichte der constitutionellen Entwicklung und Politik Englands während der letzten 40 Jahre (1810 — 1850). Bd 1. 2. Braunschweig 1851.

E. F. Wüstemann, Chr. Ferd. Schulzii laudatio. Gothae 1851.

László Szalay, Status férfiak' es Szónokok Kónyve. Vol. 1. 2. Pest 1847 — 1850.

J. W. Schäfer, Göthe's Leben. Bd. 2. Bremen 1851.

J. H. Meyer, Ritter Rudolph Brun, Bürgermeister von Zürich. Zürich 1851.

Dr. H. Locher, Theophrastus Paracelsus Bombastus von Hohenheim. Zürich 1851.

Will. Laud, The history of the troubles and tryal of the most Rev. W. Laud. Vol. 1. 2. Lond. 1695.

A. de Lamartine, Nouvelles confidences — avec une partie entièrement inédite. Par. 1851.

P. Heylyn, Cyprianus Anglicus. Lond. 1688.

Rob. Dickinson, The life of the Rev. John Braithwaite. Lond. 1825.

Rod. Dareste, Essai sur François Hotman. Paris 1850.

F. C. Collombet, Chateaubriand, sa vie et ses écrits avec lettres inédites. Lyon 1851.

Th. Belsham, Mémoirs of the late Rev. Theophilus Lindsay. 2. ed. Lond. 1820.

The life of A Alexander, written by himself, ed. by J. Howell. Vol. 1. 2. Edinb. 1830.

Fr. v. Raumer, Historisches Taschenbuch. 3. Jahrg. 1852.

M. Koch, Beyträge zur neueren Geschichte aus unbenützten Handschriften. Wien 1849.

Dr. A. Drechsler, Scholien zu Christ. Rudolph's Coß. Dresden. 1851.

Dr. J. Petzval, Integration der linearen Differentialgleichungen mit constanten und veränderlichen Coefficienten. Lief. 1. Wien 1851.

Dr. A. Schlömilch, Die Reihenentwickelungen der Differential- und Integral-Rechnung. Dresden 1851.

— — Handbuch der algebraischen Analysis. Jena 1851.

Dr. C. L. Kunze, Lehrbuch der Geometrie. Bd. 1. Planimetrie. 2. verb. Aufl. Jena 1851.

C. F. A. Jacobi, Die Entfernungsörter geradliniger Dreyecke. Jena 1851.

F. Herrmann, Cubiktafeln zur Bestimmung des Inhaltes runder und vierkantiger Hölzer. Rudolstadt 1851.

A. R. v. Burg, Compendium der höheren Mathematik. 2. verm. Aufl. Wien 1851.

C. F. Besold, Tafel zur Bestimmung des Cubik-Inhaltes aller Gattungen geschnittener oder vierkantiger Hölzer. Dresden 1851.

E. Guhl, Der Dom zu Köln. Stuttg. 1851.

Dr. Ch. Raub, Kritische Reflexionen aus dem Gebiete des Eisenbahnwesens in ihrer Anwendung auf das Projekt. Leipzig 1851.

Dr. J. Zech, Astronomische Untersuchungen über die Mondfinsternisse des Almagest. Preisschrift. Leipzig 1851.

Dr. C. J. Küchenmeister, Die Sonnenfinsternisse. Hamburg 1851.

H. Andler, Die große Wichtigkeit der 18jährigen Mondsperiode für die genäherte Auffindung der Neumonde. Tübingen 1851.

G. A. Jahn, Die Sonnenfinsterniß am 28. Juli 1851. Leipzig 1851.

Dr. G. Karsten, Lehrgang der mechanischen Naturlehre. Abth. 2. Wärmelehre. Wellenlehre. Akustik. Kiel. 1851.

Dr. R. Wagner, Taschenbuch der Physik. Leipz. 1851.

Fr. A. Schneider, Weitere Begründung der Astro-Meteorologie. Berlin 1851.

H. C. Oerstedt, Der mechanische Theil der Naturlehre. Braunschweig 1851.

P. Harting, Die Macht des Kleinen sichtbar in der Bildung der Rinde unseres Erdballs. A. d. Holländ. übers. von Dr. A. Schwarzkopf. Leipz. 1851.

Dr. Chr. Fr. Hänle, Die Ursache der inneren Erdwärme, die Entstehung der Erdplaneten 2c. Lahr 1851.

O. F. Gruppe, Die kosmischen Systeme der Griechen. Berlin 1851.

G. Grimelli, Memoria sul galvanismo. Bologna 1849.

T. E. Gumprecht, Die Mineralquellen auf dem Festlande von Afrika. Berlin 1851.

C. Arcangeli, Sulla teoria dei fenomeni d' urto e della percossa e applicazioni relative alla traumatologia generale e forense. Pisa 1850.

Dr. J. Richers, Natur und Geist. Th. 2. Leipz. 1851.

Dr. Th. Scheerer, Löthrohrbuch. Braunschweig 1851.

Dr. Frz. Döbereiner, Cameralchemie für Land- und Forstwirthe. Abth. 1. 2. Dessau 1851.

E. C. F. v. Gorup-Besanez, Anleitung zur qualitativen und quantitativen zoochemischen Analyse. Nürnberg 1850.

Dr. H. Ludwig, Grundzüge der analytischen Chemie unorganischer Substanzen. Jena 1851.

J. v. Liebig, Chemische Untersuchung der Schwefelquellen Aachens. Aachen 1851.

— —, Chemische Briefe. 3. verm. Aufl. Heidelb. 1851.

G. Krüger, Leitfaden zu qualitativen Untersuchungen mittelst des Löthrohrs. Berlin 1851.

E. Hirzel, Das Opium und seine Bestandtheile. Leipz. 1851.

Dr. M. S. Schultze, Beyträge zur Naturgeschichte der Turbellarien. Abth. 1. Greifswald 1851.

de Férussac, Histoire naturelle générale et particulière des Mollusques terrestres et fluviatiles continué par M. G. Deshayes. Livr. 35—42. Schluß. Par. 1851.

S. Nilsson, Skandinavisk Fauna. Andra omabretade upplagan. I. Delen: Däggdjuren. Lund 1847.

C. L. Bonaparte, Conspectus systematum Mastozoologiae. Lugd. Bat. 1850.

J. J. Bianconi, Specimina zoologica Mozambicana. Fasc. 1 — 3. Bononiae 1850.

C. et A. Duméril, Catalogue méthodique de la collection des reptiles du Muséum d'histoire naturelle de Paris. Livr. 1. Par. 1851.

R. T. Maitland, Fauna Belgii Septentrionalis. P. I. Animalia radiata et annulata Cuvierii. Lugd. Bat. 1851.

J. G. Agardh, Species, genera et ordines algarum. Vol. II. p. 2. Lundae 1851.

E. Fremy, Chemische Untersuchungen über das Reifen der Früchte, Pektose . . . deutsch bearb. von R. Gräger. Halle 1851.

Dr. G. W. F. Wenderoth, Die Pflanzen botanischer Gärten zunächst die des Pflanzengartens der Universität Marburg. Heft 1. Cassel 1851.

F. J. Ruprecht, Ueber das System der Rhodophyceae. Petersb. 1851.

Dr. F. T. Kützing, Grundzüge der philosophischen Botanik. Bd. 1. Leipzig 1851.

Dr. G. W. Bischoff, Beyträge zur Flora Deutschlands und der Schweiz. Lief. 1. Heidelb. 1851.

Memoirs of the geological survey of Great Britain and of the Museum of economic Geology in London. Text. Vol. I. II. 1. 2. Figures and descriptions, Decade 1 — 3. With Maps. London 1846 — 1850.

E. Stitzenberger, Uebersicht der Versteinerungen des Großherzogthums Baden. Freib. 1851.

Dr. Ph. Wessel, Descriptio geognostica regionis ostiis Viadrinis circumjectae. Berol. 1851.

N. P. Angelin, Palaeontologia Suecica. P. I. Iconographia Crustaceorum formationis transitionis. Fasc. 1. Lundae 1851.

R. J. Murchison, Ueber die älteren vulkanischen Gebilde im Kirchenstaate rc. von G. Leonhard. Stuttg. 1851.

G. Leonhard, Die Quarz-führenden Porphyre. Stuttgart 1851.

— —, Grundzüge der Mineralogie, Geognosie, Geologie und Bergbaukunde. Lief. 1. Stuttgart 1851.

C. G. Giebel, Allgemeines Repertorium der Mineralogie, Geognosie, Geologie und Petrefaktenkunde für das Decennium 1840 — 49. Stuttg. 1851.

Gesammelte Erfahrungen über den Grubenbau auf Braunkohle. Bernburg 1851.

Dr. A. Fr. Magerstedt, Die Bienenzucht der Völker des Alterthums insbes. der Römer. Sondershausen 1851.

Ch. Claussen, Der Flachsbau. Braunschweig 1851.

J. B. Boussingault, Die Landwirthschaft in ihren Beziehungen zur Chemie, Physik und Meteorologie. Deutsch bearb. von Dr. N. Gräger. Bd. 1. 2. Halle 1852.

F. A. v. Alemann, Ueber Forst- und Culturwesen. Magdeb. 1851.

Dr. F. X. Hlubeck, Die Landwirthschaftslehre in ihrem ganzen Umfange. 2. verb. Aufl. Bd. I. Wien 1851.

— —, Die Wirthschafts-Systeme in national-ökonomischer, statistischer und pecuniärer Beziehung. Prag 1851.

Dr. C. H. Hartwig, Taschenbuch der gesammten Pferdekunde. Berlin 1851.

H. Le Docte, Mémoire sur la chimie et la physiologie végétales et sur l'agriculture. Bruxelles 1849.

— —, Exposé général de l'agriculture Luxembourgeoise. Bruxelles 1849.

H. Karl, Die Forstbetriebs-Regulirung nach der Fachwerks-Methode. Stuttg. 1851.

Dr. E. Wolff, Die naturgesetzlichen Grundlagen des Ackerbaues nebst deren Bedeutung für die Praxis. Bd. 1. Leipzig 1851.

R. Graßmann, Die thönernen Unterdrains, Nutzen, Ausführung und Kosten derselben in Deutschland. Stettin 1851.

A. v. Doblhoff, Ueber die Drainage. Leipzig 1851.

— —, Versuche über die Drillkultur auf einigen Feldern bey Baden. Wien 1851.

Fr. G. v. Deym, Vorschläge und Entwürfe zur Vertretung und Förderung der Ackerbau-Interessen in Oesterreich. Wien 1851.

H. Scherer, Londoner Briefe über die Weltausstellung, Leipzig 1851.

Gesetz, Den Regalbergbau für das Königreich Sachsen betreffend vom 22. Mai 1851. Dresden 1851.

Del commercio dell' Italia colle Indie cenni storici . . Livorno 1843.

Die Lehre von Handelsgesellschaften. Nach österreichischem Rechte. Wien 1851.

Fr. Harkort, Ueber Volksbanken. Berlin 1851.

Dr. J. Schaller, Die Phrenologie. Leipzig 1851.

Dr. G. Scheve, Phrenologie und Medizin. Leipzig 1851.

Dr. Klencke, Das Naturleben des Weibes. Cassel 1851.

Dr. Hoffmann, Die Physiologie der Sinnes-Hallucinationen. Frankf. 1851.

Dr. G. Klemm, Allgemeine Culturgeschichte der Menschheit. Bd. 9. Das christliche Westeuropa. Leipzig 1851.

J. Hammer, Die Familie und ihr Einfluß auf die Gesellschaft. Dresden 1851.

H. Murray, Enquiries respecting the character of nations and the progress of Society. Edinb. 1808.

A. Graffunder, Grundzüge zu einer geschichtlichen Betrachtung des Aberglaubens. Erfurt 1850.

Dr. C. Helm, Einige Worte über Krippen (Säuglingsbewahranstalten, Crèches). Wien 1851.

Dr. K. Ch. Planck, Die Weltalter. Th. 2. Das Reich des Idealismus. Tübingen 1851.

L. Moreau, Réflexions sur les idées de Louis-Claude de Saint-Martin, le théosophe. Par. 1850.

Dr. J. Gihr, Die neueste Philosophie in ihrem geschichtlichen Fortgang. Lief. 1. 2. 3. Bern 1851.

A. Trendelenburg, Ueber Spinoza's Grundgedanken und dessen Erfolg. Berlin 1850.

A. Lemoine, Charles Bonnet de Genève. Par. 1850.

A. Günther und J. E. Veith, Lydia. Philosophisches Jahrbuch. 2. Jahrg. Wien 1851.

Dr. C. B. Schlüter, Von dem wahren und falschen Begriff der Dreyeinigkeit in der Philosophie. Münster 1851.

Dr. F. Hoffmann, Grundzüge einer Geschichte des Begriffs der Logik in Deutschland von Kant bis Bader. Leipzig 1851.

J. M. Katzenberger, Religion und Kunst. Gekrönte philosophische Preisschrift. Bamberg 1851.

Dr. E. Boehmer, De pantheismi nominis origine et usu et notione. Halle 1851.

F. A. Maercker, Titus Lucretius Carus über die Natur der Dinge und die Unsterblichkeit der Seele. Berlin 1851.

H. F. Link, Die Philosophie der gesunden Vernunft. Berlin 1850.

Dr. Strümpell, Die Vorschule der Ethik. Leipzig 1844.

J. E. Horn, Spinoza's Staatslehren. Dessau 1851.

Fr. Genin, La chanson de Roland, poëme de Théroulde. Par. 1850.

K. Schmitt, Jakob Ayrer. Ein Beytrag zur Geschichte des deutschen Dramas. Marb. 1851.

Frz. Peter, Die Literatur der Faustsage bis zu Ende des Jahres 1850. 2. verm. Aufl. Leipzig 1851.

Alemannische Gedichte. Zürich 1851.

H. König, William Shakspeare. 2. neubearb. Aufl. Th. 1. 2. Leipzig 1850.

Hoffmann von Fallersleben, Heimathsklänge. Mainz 1851.

Edda Snorra, Sturlusonar eda Gylfaginning, Skáldskaparmal og Hattatal. Utgefin af Sveinbirni Egilssyni. Reykjavík 1848.

Dr. Ballagi Mór, Magyar Példabeszédek, közmondások és Szójárások Gyiyteménye. Vol. 1. 2. Szarvason 1850.

R. Keyser og C. R. Unger, Strengleikar eda Liodabok. Christiana 1850.

W. Bilderdyk, Kormak. Amsterd. 1847.[1]

M. Unger, Das Wesen der Malerey. Leipzig 1851.

G. Manuzzi, Delle iscrizioni DCCL. Firenze 1849.

J. Cantini, Inscriptiones marmore insculptae quae protestant in Athenaeo Pisano. Pisis 1850.

Frustula. Gesammelt von L. D. Erlangen 1850.

J. W. v. Göthe, Briefe an Frau von Stein. Herausg. von Schöll. Bd. 2. 3. Weimar 1851.

Ganganelli (Clemente XIV.), Lettere, bolle e discorse. Firenze 1849.

Letters to and from Henrietta countess of Suffolk and her second husband G. Berkeley. Vol. 1. 2. Lond. 1824.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. September.
Nro. 39. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm. Erste und zweyte Lieferung. Leipzig. Weidmann'sche Buchhandlung. 1852.

Es dürfte gewagt erscheinen über ein Werk, welches gegenwärtig in so hohem Grade die öffentliche Aufmerksamkeit beschäftigt, nach ein Paar vorliegenden Heften ein Urtheil der Oeffentlichkeit zu übergeben, hätten wir mit den Herren Verfassern, mit ihrem Gegenstande und ihrer Behandlungsweise desselben nicht schon eine so lange Bekanntschaft zu machen Gelegenheit gehabt, daß ein ziemlich treffendes Bild von dem gelehrten Werke, welches an das Tageslicht treten sollte, schon im Voraus zu den Möglichkeiten gehörte. Jedoch ehe wir uns an die Sache begeben, versuchen wir unsere Ansicht über die Aufgabe eines deutschen Wörterbuches darzulegen.

Zuvörderst fordern wir, wie bey jedem literarischen Erzeugniße, so insbesondere bey einem deutschen Wörterbuch eine feste dem Werke zu Grunde liegende Absicht in Bezug auf den ihm vor Augen stehenden Leserkreis. Die Feststellung dieses Punktes wird als Selbstresultat aus der gesammten Beurtheilung des Werkes sich ergeben.

Was die Form anbelangt, so erwarten wir eine genaue logische Anordnung des Werkes im Ganzen und im Einzelnen. Das Wörterbuch vertritt beym Lesen wie beym Schreiben die Stelle eines allezeit bereiten Rathgebers. Darum muß es uns die Bekanntschaft mit ihm möglichst erleichtern. Die Einrichtung eines Artikels muß auf die Einrichtung aller übrigen schließen lassen und jederzeit genau dieselben Orientirungspunkte bewahren. Zusammengehörige Wortformen müssen zusammengestellt, die verschiedenartigen Bedeutungen der Wörter sorgfältig gesondert und durch Ziffern abgetheilt werden. Selbst die Einrichtung des Druckes muß zur Uebersichtlichkeit beytragen.

Was den Inhalt betrifft, so suchen wir 1. Belehrung über die grammatische Form des Wortes, Geschlecht, Deklination, Motion, Conjugation; 2. Die Bestimmung des Begriffes, wobey die sinnliche Bedeutung der uneigentlichen voranzugehen hat; 3. die Anführung synonymer Bezeichnungen zur Ergänzung der Begriffsbestimmung und zur Ermöglichung der Wahl des Ausdruckes; 4. die Anweisung für syntaktische Anwendung; 5. Belegstellen, aus denen die grammatische Form, die Bedeutung des Wortes und seine grammatische Zusammenstellung deutlich erscheint; 6. bey zweifelhafter Betonung die Bezeichnung des Tones; 7. den Nachweis über die Abstammung des Wortes oder die Etymologie.

Fassen wir zunächst die Form in's Auge, in welcher sich uns das Wörterbuch gibt, so bedauern wir, daß es uns höchst fremd in lateinischem Gewande erscheint. Geben die Herrn Verfasser, wie es scheint, so große Stücke auf Autoritäten, so erinnern wir an Wieland: „Was dem Unternehmen einer Gesammtausgabe meiner Werke, schreibt er an seinen Verleger Göschen, sehr geschadet hat, sind die verwünschten lateinischen Lettern, die wir uns von

den Liebhabern der geraden und halbrunden Linien haben aufschwatzen lassen. Ich habe seit 3 bis 4 Jahren Gelegenheit genug gehabt, von allen Klassen und Ständen die Versicherung zu hören, daß sie deutsche Werke lieber mit den sogenannten deutschen Lettern gedruckt lesen als mit lateinischen.“ Wir erinnern an Jean Paul: „Ich bin recht froh, schreibt er, daß ich mich bey dieser Gelegenheit recht ärgern kann über unser Uebersetzen der deutschen Typen in lateinische. Wenn man nicht die deutsche Handschrift und alle Archive und alle Rathbibliotheken und das Kansteinische Bibelwerk umdruckt, so muß der fortdauernde Umgang mit der alten Form das Auge immer bey der neuen um das Vergnügen der summarischen Faßung bringen, die auf den Gründen beruht, aus welchen wir das Griechische schwer in lateinischen Lettern lesen können.“ Wir erinnern an Lichtenberg: „Wenn ich, sagt er, ein deutsches Buch mit lateinischen Lettern gedruckt sehe, so kommt es mir immer so vor, als müßte ich es mir erst übersetzen; ebenso wenn ich das Buch verkehrt in die Hand nehme und lese — ein Beweis, wie sehr unsere Begriffe selbst von diesen Zeichen abhängen.“ Wenn Wieland, Jean Paul und Lichtenberg, klarverständige und gelehrte Männer, die lateinische Schrift in deutschen Werken dem Auge und Verständniße für anstößig fanden, so läßt sich bey der großen Geschäftswelt eine Neigung, sich damit zu familiarisiren, noch um so viel weniger voraussetzen. Zu dem abschreckenden halb welschen, halb veralteten Gewande der lateinischen Lettern kommen nur noch die kleinen Anfangsbuchstaben der Substantive. Die Gewohnheit hat die großen Initialen sanktionirt; und an diesen an sich unerheblichen Dingen auf Kosten der allgemeinen Kleiderordnung herum zu ändern erscheint, zum mindesten gesagt, ein kleinmeisterliches Thun.

Lesen wir in dem Wörterbuche p. 377:

Der sperling auf dem dache sizt
bei seiner trauten sie anizt;

so kostet es eine gewisse Reflexion, diese Worte in unser liebbekanntes Mutterdeutsch umzusetzen:

Der Sperling auf dem Dache sitzt
Bei seiner trauten Sie anitzt.

Nehmen wir die Sache, wie wir wollen, die gothische Schrift und die großen Anfangsbuchstaben der Hauptwörter gehören zur deutschen Nationalität; die wir nicht einmal aus Gefälligkeit gegen Engländer und Romanen fahren lassen dürfen. Auch sieht der übergeschriebene Umlaut den lateingewohnten Leser eben so fremd an, als: mensa, mensä, musä oder möräs möchus.

Nicht genug; auch eine eigene, zum Theil schon von andern als z. B. Voß, angestrebte Recht- oder vielmehr Unrechtschreibung wurde beliebt: Grif, Angrif, Anbetref, muste, u. s. w. Deßwegen wurde auch Göthes Allleben um ein L gekürzt und mit Alleben gleich gesetzt. Wie wollen wir das Bet-tuch eines Türken von Bett-tuch unterscheiden? Schallloch, Schallleitung, Krystalllinse, Schnellläufer, Balllokal, Stillleben, Volllicht, Zolllinie, Stallleute, Falllehen, Fallladen, Schifffahrt, Rammmaschine, Kammmacher, Kammmaschine, Brennnessel u. dgl., warum diese alle um einen Buchstaben bringen?

Wäre unsere Literatur noch in der Wiege, so würde der Vorgang eines bedeutenden, tiefeingreifenden Schriftstellers in diesen Aeußerlichkeiten der Sprache maßgebend seyn; da es jedoch nur zu sehr den Anschein hat, als sey sie auf dem Culminationspunkt angelangt, welchen sie für lange Zeit behaupten dürfte, also fertig und abgeschloßen, so läßt ein so willkührlicher einseitiger Widerspruch des Grammatikers, und, was dieser immerhin bleibt, des literarischen Aehrenklaubers, als ein höchst unwirksamer, unmächtiger Revolutionsversuch sich ansehen.

Gehen wir fort auf die Ordnung, so scheint auch hier Alles gethan oder vielmehr nicht gethan, um die Brauchbarkeit des Buches zu beeinträchtigen.

Wörter, die bloß in Kleinigkeiten der Form, in einzelnen Buchstaben abweichen, gehören unter die gegenwärtig im Schriftdeutsch vorwaltende Form; bey der veralteten oder ungewöhnlichen Form ist der Leser einfach auf dieselbe zu verweisen. Hier sind diese Wortformen nach zwey, drey und mehreren Verschiedenheiten der Regel nach besonders abgehandelt und mit reichlichen Belegstellen staffirt; z. B.

Abhocken und Abhucken; Abnützen und Abnutzen; Abraitung und Abreitung; Abschied und Abscheid; Abseit und Abseits; Allerwege, Allerwegen, Allerwegens, Allerwegs, Allweg und Allwegen u. s. f. Man sieht aus dieser Absonderung und Zerklüftung des Zusammengehörigen, daß bey der Anlegung der Sammlungen für das D. W. und bey der Redaktion desselben dem formalen, dem auswendigen Theile der Sprache zum Nachtheile des geistigen Materials ein zu großes Uebergewicht beygelegt worden ist. Der Leser verliert bey diesem Verfahren nicht nur an Zeit, sondern übersieht häufig die hier und da zerstreuten abweichenden Formen eines und desselben Wortes.

Das Geschlecht eines Wortes bildet ebenfalls keinen Abtheilungsgrund. Anmuth, masculin, und Anmuth, föminin, sind mit Unrecht in zwey Artikel abgetrennt. Sonach stehen uns zwey Artikel in Aussicht für: der Großmuth und die Großmuth, der und die Hochmuth, der und die Sanftmuth, u. s. f. Auch beweisen die meisten der aus Geiler und Sebastian Frank beygezogenen Beyspiele für das männliche Geschlecht so viel als nichts, da Schriften aus jener Zeit das E des Adjektivs so häufig vernachlässigen; daher denn ein, mein, dein, sein Anmuth, ebensowohl weiblich als männlich seyn kann. Und entschieden weiblich steht Anmuth bey Geiler, Christenlich Kunigin f. 89. a.: Zorn ist nichts anderes, weder (als) kein oder kleine Anmuth der Liebe gegen einen andern.

Das lateinische Wort, welches dem deutschen als Erklärung dienen muß, nimmt, wenn es nicht gar weggeblieben ist, gewöhnlich die erste Stelle ein; zuweilen auch die zweyte, wie bey Abscheuern, manchmal die dritte, wie bey Abendessen; so steht das Neuniederländische, ein unzertrennlicher aber höchst überflüssiger Begleiter des Deutschen, gewöhnlich an dritter Stelle, zuweilen schleppt es hinten nach, wie bey Abrücken, Abrudern, Abschlenkern, Abschwimmen u. a.

(Fortsetzung folgt.)

---

1) Nineveh and Persepolis.
2) Niniveh und Persepolis.
3) Ninive und sein Gebiet.

(Schluß.)

Die griechischen Inschriften haben meistens vorzüglich gelitten, es wäre aber sehr zu wünschen, daß davon copirt würde, was irgend noch lesbar ist, da sie gewiß zum Verständniße der beyden anderen Gattungen die nützlichste Beyhülfe gewähren. In den längeren Inschriften werden gewiß historische Thatsachen erwähnt seyn, und die Bedeutung der Sculpturen dadurch wesentliche Aufklärungen erhalten. So lange wir über den Inhalt der Inschriften nicht mehr wissen als jetzt der Fall ist, kann auch das, was die Reisenden über die Bedeutung der Sculpturen angeben, nur als unbegründete Vermuthung bezeichnet werden.

Verlassen wir nun die Ruinen von Persepolis, so bleibt uns jetzt noch ein Denkmal aus der Zeit der Achämeniden zu erwähnen, dasjenige Denkmal, welches für die Erforschung altpersischer Sprache und Geschichte von größter Wichtigkeit gewesen ist, wenn es auch für den Archäologen ein geringeres Interesse bietet als die Palläste zu Persepolis. Wir meinen die große Inschrift des Darius an dem Felsen zu Behistun. Außer der großen Inschrift enthält dieser Felsen das Bild des Darius, seines Bogen- und Lanzenträgers, so wie zehn Bildnisse seiner besiegten Feinde, auf deren ersten er seinen Fuß setzt. Oberhalb dieser Gruppe schwebt Ahura-Mazda innerhalb des Ringes eingeschlossen, wie wir die höchste Gottheit auch auf assyrischen Denkmalen treffen. Diese Bilder sind häufig falschen Deutungen ausgesetzt gewesen, die Alten erwähnen an dieser Stelle Sculpturen und Inschriften der Semiramis, die nach Rawlinson's Dafürhalten auch einmal vorhanden gewesen seyn mögen, gewiß aber jetzt nicht mehr zu finden sind. Die neueren Reisenden haben aber die achämenidischen Sculpturen für diese Denk-

male der Semiramis gehalten, Andere, wie Ker Porter haben biblische Personen, wie Esther, darin zu sehen vermeint. Seitdem wir die Inschriften kennen ist ein Zweifel nicht mehr möglich, über den Figuren stehen kurze Inschriften, welche besagen wen sie vorstellen sollen; möge man aber diese Verirrungen der früheren Reisenden als eine Warnung betrachten und auch in anderen Fällen sich nicht auf ihre Vermuthungen verlassen, wenn sie nicht durch weitere Thatsachen gestützt sind. — Wie in Persepolis so haben auch hier die Sâsâniden in der Nähe gebaut, nämlich in dem acht Stunden entfernten Kermanschâh sind die schönen Sculpturen welche die neueren Orientalen mit dem Namen Tak-i-Bostan benennen und dem Khosru Parviz zuschreiben, wo sich aber neue Inschriften von Sapor II. vorfinden.

Den noch übrigen Theil des Buches wendet Hr. V. darauf, eine kurze Darstellung der Geschichte der Entzifferung zu geben und dem Leser anschaulich zu machen, wie man nach und nach zur sicheren Lesung der Achämenideninschriften gelangt sey. Es haben diese Studien bey uns weniger Aufsehen gemacht als in England, aus dem Grunde, weil wir diese Entdeckungen nicht auf einmal, sondern sehr allmählig kennen lernten. Schon im Jahre 1815 erschienen im ersten Bande von Heeren's Ideen die Arbeiten Grotefend's, in welchen die richtige Bestimmung der Königsnamen als sicheres Resultat niedergelegt war. Es folgte im Jahre 1836 die im Ganzen und Großen gelungene Entzifferung der Schriftart durch Lassen; aber die kleineren Inschriften, welche damals allein bekannt waren, boten uns wenig historisches Interesse, und so wurden diese Entdeckungen nur in einem engeren Kreise bekannt. Die Engländer, die ohnehin die Studien auf dem Gebiete der altpersischen Literatur mit einem gewissen Mißtrauen behandelten, haben an diesen Forschungen so gut als gar keinen Antheil genommen, so trat sie denn die Bekanntmachung der Inschrift von Behistun ganz unvorbereitet. Die Inschrift von Behistun mußte aber Aufsehen erregen, als ein wichtiges, gleichzeitiges Document aus der Blüthezeit des persischen Reiches. Die fast in der nämlichen Zeit erfolgte Entdeckung der Palläste zu Nimrud lenkten auch die Aufmerksamkeit wieder auf das Studium der Keilschrift, um so mehr, als man hier auch Ausbeute für biblische Studien sich versprechen konnte. Rawlinson hatte vor Lassen den großen Vortheil, daß er über weit mehr und größere Texte gebot, sein Lautsystem war daher von allem Anfange an vollständiger und richtiger, jetzt kann man die erste Gattung der Innschriften für vollständig entziffert halten. Die beyden anderen Gattungen haben nun vorzüglich unsere Aufmerksamkeit zu beschäftigen; Anfänge sind gemacht worden, um sich ihrer Sprache zu bemächtigen, aber noch sind wir noch weit davon entfernt, sie vollständig gelesen und verstanden zu haben.

Wir hoffen durch die vorstehenden Bemerkungen die Mängel und Vorzüge von Hrn. Vs. Buche dargelegt zu haben; es sollte uns freuen, wenn wir auch von unserer Seite zur weiteren Verbreitung desselben beygetragen hätten.

Fr. Spiegel.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. September.

Nro. 40. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im J. 1852.

Zweytes Quartal. April — Juni.

(Schluss.)

Die Vortrefflichkeit der constitutionellen Monarchie für England und die Unbrauchbarkeit der constitutionellen Monarchie für die Länder des europäischen Continents. Hannover 1851.

Neue Gespräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche (von J. v. Radowitz). Erfurt 1851.

M. Gautier, De l'ordre, des causes qui le troublent, et des moyens de le rétablir. Par. 1851.

J. L. Tellkampf, Beyträge zur Nationalökonomie in Handelspolitik. Heft 1. Leipzig 1851.

M. Block, Des charges de l'agriculture dans les divers pays de l'Europe. Par. 1851.

H. M. Deinhardt, Die Organisation der Auswanderung. Gera 1851.

B. Appert, Rathschläge für Direktoren . . . von Gefängnissen, so wie über Phrenologie und Monomanie in Bezug auf die Behandlung von Verbrechern. Hamb. 1851.

Ein österreichischer Commentar zu der russischen Darstellung des ungarischen Revolutionskrieges. Pesth 1851.

C. G. Neumann, Einleitung in das Studium der Arzneywissenschaft. Erlangen 1850.

— —, Heilmittellehre. 2. Aufl. Erlangen 1850.

Dr. F. Weber, Beyträge zur pathologischen Anatomie der Neugebornen. Lief. 1. Kiel 1851.

Dr. J. Budge, Memoranda der speciellen Physiologie des Menschen. 3. verm. Aufl. Weimar 1850.

Dr. H. Luschka, Die Struktur der serösen Häute des Menschen. Tübingen 1851.

Fr. A. Ott, Theoretisch-praktisches Handbuch der Palingenesietherapie. Th. 1. München 1851.

P. Ricord, Briefe über Syphilis. Lief. 1. Berlin 1851.

Dr. J. Putzer, Grundzüge einer naturgemäßen Heilmethode. Magdeburg 1851.

H. A. Hacker, Die Blennorrhöen der Genitalien. Erlangen 1851.

Dr. C. A. L. Hübner, Specielle Pathologie und Therapie. Bd. 1. Erlangen 1850.

Dr. Th. Watson, Die Grundgesetze der praktischen Heilkunde. Nach der 3. engl. Aufl. ins Deutsche übertragen von Dr. J. H. Steinau. Bd. 1. Leipzig 1851.

J. P. F. Thévenot, Traité des maladies des Européennes dans les pays chauds. Par. 1840.

Dr. Schultz-Schultzenstein, Die natürlichen Familien der Krankheiten und die diesen entsprechenden Heilmittel. Berlin 1851.

L. C. A. Motard, Essai d'hygiène générale. T. 1. 2. Par. 1841.

Dr. A. Heumann, Vorschlag zur Behandlung des Nervenfiebers durch das Wasserheil-Verfahren. Darmstadt 1850.

A. Hemmann, Die Uterussonde als diagnost. und therapeutisches Instrument. Zürich 1850.

Dr. H. L. v. Guttceitt, Die Pleuritis. Hamburg 1851.

Alph. Robert, Ueber die partiellen Amputationen am Fuße und die Exartikulation desselben. Aus dem Franz. v. Händel. Weimar 1851.

K. Mohr, Repertorium der bey Zahnkrankheiten anzuwendenden homöopathischen Heilmittel. Sondershausen 1851.

Dr. F. Arlt, Die Krankheiten des Auges. Bd. 1. Prag 1851.

Dr. W. Kramer, Die Ohrenheilkunde in den Jahren 1849 und 1850. Berlin 1851.

Dr. H. Klencke, Die Fehler der menschlichen Stimme und Sprache. 2. verb. Aufl. Cassel 1851.

Dr. Döbner, Die Mineralquellen Thüringens. Meiningen 1851.

Dr. F. Jahn und Dr. Richter, Salzungens Soolquellen. Meiningen 1851.

Dr. Frapart, Lettres sur le magnétisme et le somnambulisme. Par. 1839.

M. Binswanger, Pharmacologische Studien über Rhamnus Frangula und Rhamnus cathartica zur Ermittelung ihrer arzneylichen Wirksamkeit. München 1850.

G. G. Lafont-Gouzi, Traité du Magnétisme animal. Toulouse 1839.

Dr. Ph. Liaudet, Memoranda der medezinischen Botanik in ihrer Anwendung auf Materia medica. Weimar 1851.

Die Nassauischen Heilquellen Soden, Cronthal, Weilbach, Wiesbaden, Schlangenbad, Schwalbach und Ems. Wiesbaden 1851.

Dr. W. Reil, Versuch einer übersichtlichen Eintheilung aller physikalisch geprüften Arzneymittel nach ihrer Wirkung für die Systeme der Organe des menschlichen Körpers. Halle 1850.

Dr. J. Pigeaire, Puissance de l'électricité animale. Par. 1839.

C. Meyer-Ahrens, Die Blüthen des Kossobaumes, die Rinde der Musenna und einige andere abissinische Mittel gegen den Bandwurm. Zürich 1851.

Dr. Le Roi, Die untrüglichsten naturgemäßen Heilkräfte der Kräuter- und Pflanzenwelt. Mitgetheilt von Dr. C. Müller. Braunschweig 1851.

Du Potet de Sennevoy, Le Magnétisme opposé à la Médecine. Par. 1840.

Dr. H. Fr. Nägele, Lehrbuch der Geburtshülfe. 3. verb. Aufl. Th. 1. 2. Mainz 1850.

Dr. L. F. Bley und Dr. G. F. Walz, Neue Denkschrift über die nothwendigen Reformen der pharmaceutischen Verhältnisse in Deutschland. Hannover 1851.

Auswahl medizinisch-gerichtlicher Gutachten der k. wissenschaftlichen Deputation für das Medizinalwesen. Lief. 1. Zur gerichtlichen Geburtshülfe von Dr. J. H. Schmidt. Berlin 1851.

Recueil de mémoires et observations sur l'hygiène et la médecine vétérinaires militaires. T. II. III. Par. 1851.

Dr. G. W. Dittmer, Sammluug vermischter Abhandlungen aus dem Gebiete des Rechts und der Geschichte zur Erläuterung vaterländischer Zustände. Lübeck 1851.

L. Arndts, Lehrbuch der Pandekten. Abth. 1 — 4. München 1850 — 52.

Dr. W. Girtanner, Die Bürgschaft nach gemeinem Civilrechte. Jena 1851.

Dr. C. F. Koch, Lehrbuch des preußischen gemeinen Privatrechts. 2. verb. Aufl. Bd. 1 2. Berlin 1851.

L. v. Rönne, Die Gewerbe-Polizey des preußischen Staates. Bd. 1. 2. Breslau 1851.

Dr. M. v. Stubenrauch, Handbnch der österreich. Verwaltungsgesetzkunde. Lief. 1. 2. Wien 1851.

Dr. J. v. Würth, Das Stadtrecht von Wiener Neustadt aus dem 13. Jahrhundert. Wien 1846.

L. J. Koenigswarter, Histoire de l'organisation de la famille en France. Par. 1851.

J. Reeves, History of the english law from the time of the Saxons to the end of reign of Philip and Mary. Vol. 1 — 5. Lond. 1814 — 1829.

Ottschet ministers twa justizii sa 1847 god. Petersb. 1849.

J. Rüttimann, Der englische Civilprozeß. Leipz. 1851.

Fr. Plowden, Jura Anglorum. The rights of Englishmen. Lond. 1792.

S. L. A. Kolderup-Rosenvinge, Grundriß der dänischen Rechtsgeschichte. A. d. Dänischen übers. von Dr. C. G. Homeyer. Berlin 1825.

W. M. Best, Grundzüge des englischen Beweisrechts, bearbeitet von Dr. H. Marquardsen. Heidelb. 1851.

H. Roscoe, A digest of the law of evidence in criminal cases. Third Edition by T. G. Granger. Lond. 1846.

Kodex karny dla panstw królestwa Peuskiego. Berl. 1851.

P. Roth, Geschichte des Beneficialwesens von den ältesten Zeiten bis ins 10. Jahrhundert. Erlangen 1850.

Guizot, Histoire des origines du gouvernement représentatif en Europe. T. 1. 2. Par. 1851.

Quellensammlung zum deutschen öffentlichen Recht seit 1848. Herausg. von P. Roth und H. Merk. Erlangen 1850.

A. Fr. v. Forstner, Deutschland, Preußen und die constitutionelle Verfassung. Berlin 1851.

G. Weiß, Zur deutschen Staats- und Handelspolitik der Gegenwart. Wien 1851.

L. Reyscher, Drey verfassungsberathende Landesversammlungen und mein Austritt aus dem Staatsdienst. Tübingen 1851.

Dr. Müller-Melchiors, Bericht über den großherzogl. hessischen Preßgesetz-Entwurf. Frankfurt 1851.

Aktenstücke zur neuesten Schleswig-Holsteinischen Geschichte. Heft 1. Leipzig 1851.

W. H. Morley, An analytical digest of all the reported cases decided in the supreme courts of Judicature in India. Vol. 1. 2. Lond. 1851.

Ch. Leslie, Theological Works. T. 1. 2. London 1721.

Th. Jackson, Works. Vol. 1 — 3. Lond. 1673.

M. Deutinger, Der Geist der christlichen Ueberlieferung. Bd. 1. Augsburg 1850.

Hanserd Knollys Society. J. Canne, A necessity of separation from the church of England. Edit. for the Society by Ch. Stovel. Lond. 1849.

Specimen e literis orientalibus exhibens librum Geneseos, secundum arabicam Pentateuchi Samaritani versionem, ab Abii-Sa: Ido conscriptam . . . ed. Abr. Kuenen. Lugd. Bat. 1851.

F. Delitzsch, Das Hohelied. Leipz. 1851.

L. A. Wohlbrück, Das Leben Jesu. Bremen 1851.

Origenis Philosophumena sive omnium Haeresium refutatio. E codice Parisino nunc primum edidit Em Müller. Oxford 1851.

C. W. E. Nägelsbach, Der Prophet Jeremias und Babylon. Erlangen 1850.

J. H. Merle d'Aubigné, L'autorité des Escritures inspirées de Dieu. Genève 1850.

Dr. E. J. Magnus, Philologisch-historischer Commentar zum Buche Hiob. Buch 1. Das echte Gedicht. Halle 1851.

J. Bade, Christologie des alten Testaments. Th. 2. 3. Münster 1851.

G. Mehring, Die Bedeutung der kirchlichen Bekenntnisse. Heilbronn 1851.

J. W. Fr. Höfling, Die Lehre der ältesten Kirche vom Opfer im Leben und Cultus der Christen. Erlangen 1851.

Dr. K. F. A. Kahnis, Die Lehre vom Abendmahle. Leipzig 1851.

K. A. Leibbrand, Die Missionen der Jesuiten und Redemptoristen in Deutschland und die evangelische Wahrheit und Kirche. Stuttg. 1851.

K. Simrock, Die Tochter Sion oder die minnende Seele. Gedicht des 13. Jahrhunderts. Bonn 1851.

J. F. H. Schlosser, Die Kirche in ihren Liedern durch alle Jahrhunderte. Bd. 1. Mainz 1851.

Fr. Bollens, Der deutsche Choralgesang der kathol. Kirche, seine geschichtliche Entwickelung, liturgische Bedeutung. Tübingen 1851.

Ch. Allemand-Lavigerie, Essai historique sur l'école chrétienne d'Edesse. Par. 1850.

P. Martini, Storia ecclesiastica di Sardegna. Vol. 1 — 3. Cagliari 1839 — 1842.

J. M. Mandernach, Geschichte des Priscillianismus. Trier 1851.

Clouet, Histoire ecclesiastique de la province de Trèves et des pays limitrophes. Vol. II. Verdun 1851.

L. C, Ferrucci, Investigazioni storico-critiche sopra Bonifacio VII. figliuolo di Ferruccio. Florenz 1847.

Ph. Schaff, Geschichte der christlichen Kirche von ihrer Gründung bis auf die Gegenwart. Bd. 1. Mercersburg in Pennsylvanien. 1851.

R. Newcourt, Repertorium ecclesiasticum parochiale Londinense. T. 1. 2. Lond. 1708.

Dr. Alex. Muston, L'Israëel des Alpes. Première histoire complète des Vaudois du Piémont et de leurs colonies. Vol. 1 — 4. Par. 1851.

Dr. A. Kirsten, Skizzen aus den vereinigten Staaten von Nordamerika. Leipzig 1851.

Dr. J. A. G. Wolterstorff, Das Alt-Lutherthum. Stendal 1851.

Quartalberichte der Chinesischen Stiftung. II. Jahrgang 1851. Kassel 1851.

P. Heylyn, Ecclesia restaurata. The history of the reformation of the church of England. 3. Ed. Lond. 1674.

G. Groen van Prinsterer, Het Regt der hervormde Gezindheid. Amsterd. 1848.

E. Chavin de Malan, De l'étude et de la bibliographie du droi ecclésiastique. Par. 1851.

J. W. Fr. Höfling, Grundsätze der evangelisch-lutherischen Kirchenverfassung. Erlangen 1850.

Dr. Th. Pachmann, Lehrbuch des Kirchenrechts. Bd. II Olmütz 1851.

Fr. Mercanti, Compendio di diritto canonico. T. 1 — 2. Prato 1844.

J. W. J. Braun, Die gebornen Kardinäle der kölnischen und trier'schen Kirche. Bonn 1851.

Orl. Garbarini, Intorno le leggi che governano le relazioni delle due autorità eccles. e civile. Modena 1850.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1852.

Drittes Quartal. Juli — September.

Manuscripte.

Landt Tafel der Fürstenthümben Ob- und Nidern Bayern ꝛc. Codex chartac. in fol.

Büechlein der Herrn Cavalers, so bey S. Churfürstl. ꝛc. in Bayern ꝛc. Cammerer worden, vnd nach beschehener Vorstöllung den Schlissel empfangen haben, von anno 1669 biß anno 1717. Cod. chart. in 8.

Druckwerke.

J. W. Hudson, The history of adult Education. Lond. 1851.

Fr. Ernst, Die heutige deutsche Burschenschaft. Jena 1851.

J. P. Norman, The law and practice of the Copyright; registration and provisional registration of Designs. Lond. 1851.

Ch. Le Blanc, Manuel de l'amateur d'estampes. Livr. 1. 2. Par. 1851.

Dr. Ch. A. Geißler, Bibliographisches Handbuch der philosophischen Literatur der Deutschen von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. 3. Aufl. Leipzig 1850.

R. P. A. Dozy, Catalogus codicum orientalium bibliothecae academiae Lugduno Batavae. T. II. Leyd. 1851.

Katalog der Bibliothek des k. k. polytechn. Institutes in Wien. Wien 1850.

Miller, Catalogue des Manuscrits grecs de la bibliothèque de l'Escurial. Par. 1848.

L. Fr. Simpson, The literature of Italy from the origin of the italian language to the death of Boccacio. Lond. 1851.

Dr. E. Huhn, Geschichte der deutschen Literatur. Stuttgart 1852.

C. Barthel, Die deutsche Nationalliteratur der Neuzeit. 2. verm. Aufl. Braunschweig 1851.

L. L. Buron, Histoire de la littérature en France depuis la conquête des Gaules par Jules César jusqu'à nos jours. Par. 1851.

H. Kurz, Geschichte der deutschen Literatur. Lief. 1. Leipzig 1851.

Collegii Parmensis convictorum nomenclatura universalis cum notis historicis. Parmae 1820.

P. Bullioud, Inventaire des titres recueillis par Samuel Guichenon, précédé de la table du Lugdunum sacroprophanum. Par. 1851.

Dr. D. G. Kieser, Zur Geschichte der k. Leopold. Carolinischen Akademie der Naturforscher. Jena 1851.

Jahresverhandlungen der kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst. Bd. 1. 2. Mitau 1819—22.

Faits et particularité concernant Marie de Bourgogne et Maximilien d'Autriche . . . recueillis et mis en ordre par A. F. Lacroix. Mons 1840.

Archiv für schweizerische Geschichte. Bd. 1 — 6. Zürich 1843 — 1849.

Georg Spalating's histor. Nachlaß und Briefe. Aus den Originalhandschriften von Chr. G. Neudecker und L. Preller. Bd. 1. Das Leben und die Zeitgeschichte Friedrichs des Weisen. Jena 1851.

G. Rossi, Florilegio Visconteo o sia estratto della principale erudizione delle opere d'Ennio Quirino Visconti. Vol. 1 — 3. Milano 1846 — 49.

Vinc. Gioberti, Operette politiche, con proemio di Gius. Massari. T. 1. 2. Capolago 1851.

E. Fr. v. Feuchtersleben, Sämmtliche Werke. Herausg. von F. Hebbel. Bd. 1. 2. Wien 1851.

Cl. Brentano, Gesammelte Schriften. Herausg. von Christ. Brentano. Bd. 1. 4. Frankf. 1852.

Dr. A. Neander, Wissenschaftliche Abhandlungen. Herausg. von J. L. Jacobi. Berlin 1851.

J. G. Müller, Unterhaltungen mit Serena, moralischen Inhalts. 4. Aufl. Winterthur 1851.

Ch. Fourier, Publications des Manuscrits. Année 1851. Par. 1851.

P. A. Paravia, Memorie Veneziane di letteratura e di storia. Torino 1850.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. September.

Nro. 41. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm.

(Fortsetzung.)

Indeß gehört alles dieses noch zu den leiblichen Uebeln im Vergleiche zu der Anordnung der Begriffsabzweigungen. Wie es gerade kommt, sind dieselben bald nach Ziffern abgetheilt, bald nicht. Da verzweigte Artikel auch gewöhnlich die größte Menge von Beyspielen darbieten, so werden dieselben durch die üble Anordnung für den gewöhnlichen Gebrauch völlig unpraktisch und nur der staubgewohnte Sprachgelehrte kann sich durch solche Irrgänge mit Mühe hindurcharbeiten. Von einer logischen Eintheilung, die in lichter Ordnung den Knäuel anfaßt und die verschiedenen Fäden und Enden daraus leichtfließend abwickelt, finden wir keine Spur; was um so empfindlicher vermißt wird, da uns der klargeordnete Adelung und der praktisch eingerichtete Campe nur zu sehr an das Bessere gewöhnt haben. Nehmen wir die Präposition An und forschen nach einem Eintheilungsgrunde: „1. An bey seyn; 2. bey liegen, stehen, gehen, sitzen; 3. bei haben, halten, nehmen, weiden, hüten, tragen; 4. bey sehen, hören, riechen, empfinden, wissen, erkennen; 5. bey suchen, finden, erlangen, gewinnen; 6. Andere Empfindungen, Gefühle, Eindrücke, Zustände; 7. Accusativkonstruktionen; 8. An hinter Substantiven; 9. An neben Pronomen; 10. An mit dem Accusativ; 11. An neben Adjektiv;“ so finden wir dieser ganz und gar ungeordneten Eintheilung zufolge: „Eine Freundin an mir finden“ unter 5. dagegen: „An ihm habe ich einen Freund“ unter 3. „die Fluth stieg an die Brücke“ unter 10. „Er führte ihn an die Zinnen des Tempels“ unter 7. Unter Abfeimen: „Ein abgefeimter Bube. Luther. Abgefeimte Milch. Uhland Volksl. Du bist ein abgefeimter Spitzbube. Göthe.“ Dieselbe Verwirrung bey Annahme, Anstand, Anstechen, Anlegen u. s. f., mögen die Artikel nach Ziffern abgetheilt seyn, oder nicht, wie Abgehen, Anbringen, Anlaufen, Anliegen, Anmuthen, Anrichten, Anschlagen, Ansetzen, Anspruch, und ganz ebenso bey allen und jeden längeren Artikeln. Fiele dieses d. W. einem mit der deutschen Lexikographie unbekannten Leser in die Hände, er müßte sich dieselbe in Absicht auf logische Ordnung noch in den ersten Anfängen begriffen vorstellen.

Von der Form schreiten wir zum Inhalt, und zwar erstens betrachten wir, in wieferne die grammatische Abwandlung berücksichtigt wurde. Zunächst bemerken wir

a) das Geschlecht nicht immer genau verzeichnet. Z. B. „Ahle f.“ Adelung bemerkt auch das Masculin und Neutrum. Den Schusterahl zu führen, Wieland Lucian, 3, 128. Dem Ahl und Leisten entsagt, S. Baur, Gemälde 1, 58. Die Angel außer Flemming und Klinger Schlegel, Hamlet V. 2: der — die Angel warf nach meinem eignen Leben. Wieland Luc. 4, 19: daß sie ihm die besagten Liebesbriefe an die Angel steckte. Die Anlaß wird aus Fischart angeführt, jedoch der Plural als nicht unwahrscheinlich angenommen. Kreittmair Anmerk. zu C. M. IV, p. 349: Ohne

daß er von Conductore billige Anlaß dazu hat. Dagegen C. M. p. 486. steht: billigen Anlaß. Es scheint ennoetisch als Föminin für Veranlassung gebraucht worden zu seyn, indem die verbalen Substantive, die das — ung abstoßen, männlichen Geschlechtes sind. Zwar ist auf den von Druckfehlern verunstalteten Abdruck der Kreittmairschen Gesetze in diesen Dingen wenig Verlaß. Doch auch Abraham a St. Cl. Etwas 3, 524 hat: die erste Anlaß.

b) die Pluralform wird von Adelung besonders gewissenhaft aufgeführt; in neuerer Zeit gewann dieselbe einen freyern und reichlicheren Gebrauch, z. B. die Ansinnen, die Anliegen, die Abkommen und andere mit dem Infinitive gleich endende Substantive. Die Ankünfte. Manche Länder hegen eine heilige Scheu gegen Ankünfte aus denselben Nachbarländern zur See, Pückler M. Bilders. 2, 404. Fürstliche Abreisen und Ankünfte vorherzusagen. Jean Paul 58, 158. Diese Ankünfte (zweyer an Einen Orte). L. Schefer. Bey Angesicht lehrt das d. W.: „Wo der Plural gebildet wird, lautet er Angesichter, doch ist auch Angesichte (wie Wörter und Worte) zulässig." Folgt ein Beyspiel aus Gryphius: Angesichte [reimt mit: zu nichte]. Sollte heißen: die Pluralform Angesichter, ist [wie der paragogische Plural neben einer andern Pluralform] vorwaltend zum Ausdruck eines niedrigen und verächtlichen Sinnes. (Vgl. Umlaut unter A, O, U) z. B. das waren saubere Angesichter! Ganz wie man: Spitzbubengesichter sagt, dagegen: Eure Jünglinge sollen Gesichte sehen: Bibel. Als schwebten himmlische Gesichte um ihren Geist. Wieland 25, 95. Klopst. 1, 14. Ebenso Herder Rel. I, 162, 3: da haben sie (Cherubim) Flügel und Angesichte. Ders. Lt. 6, 267: ihre (der Grazien) Angesichte. Dagegen hat derselbe beyde Formen ohne Unterschied neben einander Lit. 9, 57: mit ihren Angesichtern — ihre Angesichte (der Cherubim). Die Lutherische Bibel (wiewohl die späteren Abdrücke hierin unzuverlässig): Ihre Angesichter werden verfallen: Feuerroth werden ihre Angesichter seyn. Dagegen: der Herr wird ihre Thränen von allen Angesichten abwischen.

c) Die Motion anbetreffend, bringt das d. W. unter Angst, den Comparativ Aengster, und mußte daher auch unter Ahnd oder And, zur Bestätigung des förmlichen Adjektivgebrauchs, den in Hrn. J. Grimm's Grammatik angeführten Comparativ verzeichnen.

d) Noch viel mehr läßt zu wünschen die Behandlung der Verbalzeitformen. In diesem Punkte dürfte für Schüler und Schulpedanten eine Warnung gegen die hier, wie es scheint blos den Sprachantiquaren zu Gefallen, aufgenommenen Formen ganz an geeigneter Stelle seyn. Das d. W. befiehlt zu schreiben: die Stadt brann ab, was der Schullehrer durchstreichen müßte. Wir sagen und müssen sagen: das Feuer brannte ab, die Stadt brannte ab; und die Form brann, gehört in die Sprachrumpelkammer. Spreng (1600):

Ein neuen Rock er leget an,
Sein Herz vor lauter Freuden brann.

Dagegen fehlt die Form abbrennte, welche für transitiv und intransitiv im Imperf. des Konjunktivs hochdeutsch die einzig richtige ist, und vordem auch im Indikativ gebraucht wurde. Es fehlen überdieß die Formen Abgebrennt und Abgebronnen. Bey Anrennen fehlt die Imperfektform, sowohl die jetztübliche anrannte als die veraltete anrann. Unter Abwenden findet sich die Vergangenheitsform Abgewandt nur gelegentlich in einem Beyspiele; von dem Imperfekt: Abwandte, Abwendete, Conj. Abwendete, Perfekt: Abgewendet, ist keine Sprache. Abhauen: Fehlen die Formen für das Präteritum: abhieb. Und hieb ihm ab sein Ohr, Augsb. Bibel, Matthei f. 13, 6. Und huy ihm das gerecht Ohr ab, Geiler Schiff der Pön. 6. Er hatte tausend Arme, die Kreschna ihm alle abhaute bis auf zwey, Asmus 7, 42. hauten ihm das Haupt ab, Koberger Schatzbehälter f. 188, c. Wie ein Baum, dessen Quelle abgehauen wurde, versiegt, Joh. v. Müller 34, 75. Bey Anglimmen ist als transitive Form Anglimmte beygesetzt und die intransitive Perfektform Angeglommen. Aber die neuesten Schriftsteller gebrauchen Anglimmte und Angeglimmt auch intransitiv: Den halbangeglimmten Kienbrand; Rellstab 1812. 4, p. 237. Ebenso ältere z. B. Happel, Relat. 3, p. 392. a: diese (Steine), wenn sie in's Feuer gelegt wurden,

glimmeten wie Kohlen —; ob auch schon diese Steine nicht angeglimmt, so flinken sie doch. Pückler M. Semil. 1, 3, 83: Wenn drey solcher Prügel mühsam anglimmten. Die vorherrschende Imperfektform für das Intransitiv: Anglomm fehlt unserm d. W. Unter Anschnauben fehlt anschnob. Als der Alte sonder Schonung mich anschnob; H. Heine. —

Adelung und Kampe belehren uns häufig über das mit dem Perfekt zu verbindende Hülfswort seyn oder haben; so bemerkt Adelung bey Abschlagen: „die Niederdeutschen gebrauchen dieses Neutrum häufig mit dem Hülfsworte haben, das Korn, die Kälte hat abgeschlagen" u. s. w. Das d. W. schweigt darüber. Bey Altern heißt es: „er hat (ist) frühe gealtert," während Adelung das Hülfswort haben als das gewöhnliche bezeichnet; während Schiller schreibt: er hat nicht gealtert; und Göthe 26, 288: auch diese frischen, rundbäckigen Kinder hatten gealtert; französ. avoir vieilli. Bey Abhangen, Angehen, Anhangen fragen wir vergebens das d. W. um Rath. Nur gelegentlich steht unter Anliegen eine Stelle aus Göthe mit haben. Dagegen bey Abstoßen und Abzehren wird das Hülfswort oberflächlich besprochen. Eine genaue Bezeichnung des Hülfswortes ist um so nothwendiger, als dasselbe so häufig norddeutschen Recensenten zu Häckeleien gegen süddeutsche Schriftsteller Gelegenheit bieten muß, und Hrn. J. Grimms Grammatik B. 4, p. 162 höchst unvollständig und und unpraktisch ist.

Wir kommen auf die Erklärung und Begriffsbestimmung der deutschen Wörter. Wie wir allenthalben die rohe, cyklopische Sprachform und die einfachen, unbehülflichen Redeweisen des Alterthums vor den abgerundeten Formen und den abgezogenen Wendungen der Neuzeit bevorzugt bemerken, so begegnet uns beym ersten Blick auf das d. W. ein gänzlicher Mangel an demjenigen, was zur höheren Sprachauffassung, zur Bekanntschaft mit dem inneren Kern, mit dem Geiste der Sprache behülflich seyn könnte. Die Wörter sind fast ohne Ausnahme lediglich von der lateinischen Glosse begleitet, so daß das d. W., lateinisch geschrieben, an seiner Brauchbarkeit nichts zu verlieren schiene. Was soll dem Militär ein d. W., welches ihm sagt, ein Achtpfünder sey: tormentum octo librarum globos emittens? Fragt der juristische Geschäftsmann nach einer Bestimmung des Anrüchtig, so hört er: leviter notatus, infamis, turpis. Aber turpis gehört in die Moral, und leviter notatus ist von infamis verschieden, wie Berufen von Uebelberufen. Und allerdings erklärt der Sachsenspiegel 1, 51. Summar: Anrüchtig oder infamis, und 1, 8: Anrüchtig und ehrlos. Jedoch bezeichnet das Wort nach dem neueren juridischen Sprachgebrauche: levi macula adspersus. Besser berathen ist die juristische Welt durch Adelung: „Anrüchtig, in den Rechten, ein wenig berüchtigt, geringer Verbrechen (Vergehen) oder einer unanständigen Lebensart wegen besonderer Ehren unwürdig, aber doch nicht ehrlos. An hat hier die mildernde Bedeutung, einen geringen Grad von Ehrlosigkeit anzudeuten." Ebenso, nur bündiger, Campe. Wie leichten Kaufs konnte d. W. durch eine rathsame Benutzung seiner auch in dieser Hinsicht trefflichen Vorgänger bey der Geschäftswelt Dank einlegen! „Amtsgränze, limes judicii. Das Gericht hat hier seine Amtsgränze offenbar überschritten." Vermuthlich wollte das d. W. andeuten: Competenz, Befugniß, Zuständigkeit, Machtkreis, Bereich.

Zudem sind die lateinischen Glossen oft schielend oder gar unrichtig. z. B. „Ablesen, colligere;" „der Winter ist abgezogen, excessit." Catilina abiit, excessit, evasit etc. „Abscheuern, purgare." Höchst vag. „Abschlag, decussio." „Abfuhr, abductio." Dieses ist an sich unlateinisch, und würde abductio auch die Hinwegführung eines Menschen oder Thieres bezeichnen, so könnte man dasselbe nimmermehr gebrauchen, wo von einer Abfuhr des Holzes aus dem Walde, der Feldfrüchte u. dgl. die Sprache ist. „Abtünchen, tunicare, tunica induere." Tunica und tunicare in diesem Sinne findet sich weder in dem klassischen noch in dem mittelalterlichen Latein (Du Fresne, Francof. 1681). Auch hat das deutsche Wort mit dem lateinischen keinen etymologischen Zusammenhang. —

Wie aber allenthalben eine planmäßige Gleichmäßigkeit vermißt wird, so sind wieder viele Wörter ohne die lateinische Glosse nackt für sich allein hingestellt, z. B. Abscheulich, Abritt u. a.

Nebst den lateinischen Glossen findet sich unzählige Male das neuniederländische Wort, man weiß nicht, ob behufs der Erklärung oder der etymologischen Form: Abendbesuch, avondbezoek; Abendessen, avondeten; Abfegen, afvegen u. s. f. Der Variation wegen kommt anderwärts ein schwedisches Wort: Abendblatt, aftonbladet (sollte heißen: aftonblad, denn das angehängte et ist der bestimmte Artikel); Annicken schwed. med ögonen neg. Wieder einmal steht eine englische Phrase: „Alltägliche Philosophen, an every day philosopher;" dann französisch: „Welche Abscheulichkeiten, quelles horreurs!" „Eine Feder abstreifen, ébarber une plume." Italienisch: Abschlag (ripulsa). Spanisch: bey Absuchen und Ablausen, despiojar. Lithauisch, Russisch, Polnisch u. s. w. Griechisch: Abschweifen, ἀφαμαρτάνειν. Abspaziren, περιπατεῖν. Bey Ach hören wir, daß das deutsche Wort mit dem Genitiv und das griechische αἲ mit dem Akkusative sich verbinde; aber αἲ hat ja auch im Griechischen den Genitiv eben so wohl nach sich.

Alles das ohne Zweck und Plan des Verfassers, ohne Vortheil und Gewinn für den Leser.

Erinnert sich das d. W. zuweilen an die Pflicht des deutschen Lexicographen, deutsche Erklärungen zu geben, so ist es gewöhnlich unglücklich. Z. B. Anis, „anisum, ein bekanntes Kraut." Adelung und Campe sagen wenigstens etwas: Eine Pflanze mit grünlichem Samen von gewürzhaftem, angenehmen Geschmacke und Geruche, der auch Anis genannt wird. „Abendschatten, abendlicher. Abendspiel, abendliches. Abendtanz, abendlicher." So, und sonst nichts weiter. „Abendzusammenkünfte, Abendgesellschaft." Noch seltsamer werden Erklärungen wie folgende: „Abplündern, den Plunder abnehmen. Der Obstbaum ist abgeplündert." Abknaupeln, „das Fleisch von den Knochen zwicken." Unrichtig und ungenau: Abrichten — „den Lehrling, Diener abrichten, vom Schüler, Kind gilt lieber unterrichten; doch richten Diebe ihre Kinder zum Stehlen ab." Gilt lieber? doch? Eberhard und Adelung: „Abrichten gilt von der Fertigkeit, Unterrichten von der Erkenntniß."

Das deutsche Wörterbuch erklärt: „die Achseln zucken, einziehen, Unangenehmes sich gefallen lassen, sich nicht weiter dawider sträuben dürfen, nicht helfen können." Achselzuckend ist erklärt: „ablehnend," eine Bedeutung, die nicht einmal mit der aus Klopstock angezogenen Stelle sich zusammenreimt. Die Achseln ziehen, die Schulter ziehen, die Achsel zucken rc., diese Redensarten führen nur ausnahmsweise die Bedeutung des Sichgefallenlassens und Resignirens, niemals aber die des Ablehnens, und regelmäßig bezeichnen sie: Bedenklichkeiten bey einer Sache, Bedauern, Mitleid und selbst mitleidigen Spott über etwas durch die Pantomime der Achselbewegung andeuten z. B. die ganze Gegend und vorzüglich die in derselben, so seine Predigt gehört, ziehen über ihn die Achseln, man glaubt er habe Wilhelminen (verführt), Hippels, Lebensl. 2, 327. Daß dieser Sohn über das thörichte Leben seines Vaters die Achseln zucken wird; Johannes v. Müller 34, 306. Freylich folgt ein mitleidiges Achselzucken. Lessing 25, 35. Der auf schöne Träume seiner Jugend mitleidig achselzuckend schaut, Gries, Ged. V. Mitleidiges spöttisches Achselzucken, Engels Mimik 1, 181. Ein Paar Achselzucker, die dem Unternehmen einen unglücklichen Ausgang zu weissagen scheinen, Wieland 36, 250. Nicht ohne viel Gespötte und Achselzuckerey des Hofes und der Stadt 22, 14 (der Achselzucker und die Achselzuckerey fehlen dem d. Wörterbuche).

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. September.

Nro. 42. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1852.

Drittes Quartal. Juli — September.

(Fortsetzung.)

Massimo d'Azeglio, Raccolta degli scritti politici. Torino 1850.

J. M. Honigberger, Früchte aus dem Morgenlande oder Reise-Erlebnisse, nebst naturhistorischen medizinischen Erfahrungen. Wien 1851.

J. Hunter, Collections concerning the early history of the Founders of New Plymouth, the first colonists of New-England. Lond. 1849.

Dr. P. Marzolo, Monumenti storici rivelati dall' analisi della Parola. Vol. I. Venezia 1851.

W. F. Bambas, Das Sprachgeheimniß enthüllt und praktisch dargethan. Prag 1851.

G. Bloek, De nominum generibus linguarum Africae australis, Copticae, Semiticarum aliarumque sexualium. Bonn 1851.

A. Pfizmaier, Wörterbuch der japanischen Sprache. Lief. 1. Wien 1851.

Dr. J. Goldenthal, Grundzüge und Beyträge zu einem sprachvergleichenden rabbinisch-philosophischen Wörterbuche. Wien 1849.

Dr. v. Chr. Fr. Rost, Griechisch-deutsches Wörterbuch. 4. gänzlich umgearb. Aufl. Bd. I. Lief. 1 — 3. Braunschweig 1851.

Ch. Th. Schuch, De poësis latinae rythmis et rimis, praecipue Monachorum. Donaueschingen 1851.

Dr. H. M. Braunhard, Handbuch der französ. Sprache und Literatur. Erfurt 1852.

J. E. Gomez de Mier, Manual de literatura moderna española. Hamb. 1851.

Dr. Ed. Brinckmeier, Glossarium diplomaticum zur Erläuterung schwieriger, einer diplomatischen, historischen, sachlichen oder Worterklärung bedürftiger lateinischer, hoch- und besonders niederdeutscher Wörter und Formeln. Bd. 1. Heft 1 — 3. Wolfenbüttel 1850 — 51.

G. Schambach, Die plattdeutschen Sprichwörter der Fürstenthümer Göttingen und Grubenhagen. Göttingen 1851.

J. Kehrein, Grammatik der neuhochdeutschen Sprache nach J. Grimms deutscher Grammatik bearbeitet. Th. 1. 2. Leipzig 1852.

Dr. W. Hoffmann, Neuestes vollst. Wörterbuch der deutschen Sprache. Leipzig 1851.

Aivaggelio thaish Matthaiu, eller Fragmenterna of Matthaei Evangelium pa Götiska jemte Ordförklaring och Ordböjningslara af Anders Uppström. Upsala 1850.

F. Kleinschmidt, Grammatik der grönländischen Sprache und theilweisem Einschluß des Labradordialects. Berlin 1851.

J. Nikolitsch, Etymologischer Theil der russischen Grammatik. 2. verb. Aufl. Mitau 1851.

Th. Hersart de la Villemarque, Dictionnaire breton-français de Le Gonidec. Par. 1850.

F. C. Gerke, Der praktische Telegraphist. Hamburg 1851.

A. F. J. Höfl, Figuren-Sprache oder die Kunst, Charaktere und Bilder grammatikalisch zu construiren. Versuch einer Pasigraphie. Basel 1851.

K. Jacobi's Zehn Unterrichtsbriefe in der Stolze'schen Stenographie. Berlin 1850.

J. F. Lauer, Literarischer Nachlaß. Bd. 1. Zu Homer. Herausg. von Th. Beccard und M. Hertz. Berlin 1851.

Dr. R. Holzapfel, Ueber den Gleichklang bey Homer. Berlin 1851.

Examen critique des plus célèbres écrivains de la Grèce par Denys d'Halicarnasse; trad. en français avec des notes et le texte en regard par E. Gros. Vol. 1 — 3. Par. 1826 — 27.

Horatius Flaccus. Rec. . . J. G. Orellius. Ed. 3. em. et aucta. Cur. J. G. Baiterus. Vol. I. Zürich 1850.

A. Geiger, Divan des Castiliers Abu'l-Hassan Juda ha-Levi. Breslau 1851.

Ad. Jellinek, Moses Ben Schem-Tob de Leon und sein Verhältniß zum Sohar. Leipzig 1851.

— —, Beyträge zur Geschichte der Kabbala. Heft 1. Leipzig 1852.

Jos. Hacohen, Emek Habaca. Historia persecutionum Judaeorum comprehendens periodum ab anno p. Ch. n. 70 usque 1275. Vindobonae 1852.

Pistis Sophia. Opus gnosticum Valentino adjudicatum e cod. mssc. coptico Londinensi descripsit et latine vertit M. G. Schwartze. Ed. J. H. Petermann. Berl. 1851.

Ibn el-Athiri Chronikon, quod perfectissimum inscribitur. Vol. XI annos 527 — 583 continens. Ad fidem Cod. Upsal. collatis passim Parisinis ed. C. J. Tornberg. Upsal. 1851.

Behmenjâr Ben el-Marzubân, Der persische Aristoteliker aus Avicenna's Schule. Herausg. von S. Pizer. Leipzig 1851.

Cheykh Mohammed Ibn-Omar El-Tounsy, Voyage au Quaday, trad. de l'arabe par le Dr. Perron, publié par Perron et Jomard. Par. 1851.

Ed. Biot, Le Tcheou-li ou Rites des Tcheou. Trad. du chinois. T. 1. 2. Par. 1851.

A brief account of our Lords' life and doctrines in Sanscrit verse. Calcutta 1849.

E. Smith, Specialkarte der vereinigten Staaten von Nordamerika. Cassel 1851.

A. Schrötter, Bericht an die k. Akademie der Wissenschaften über eine nach England und Frankreich unternommene wissenschaftliche Reise. Wien 1850.

A. Pancritius, Hägringar. Reise durch Schweden, Lappland, Norwegen und Dänemark im Jahre 1850. Königsberg 1852.

M. de Marcellus, Episodes littéraires en Orient. Vol. 1. 2. Par. 1851.

Th. König, Lebens- und Reisebilder aus Ost und West. Breslau 1852.

J. Hutter, Von Orsova bis Kiutahia Braunschweig 1851.

Dr. Ch. Bellermann, Erinnerungen aus Südeuropa. Berlin 1851.

E. St. Wortley, Travels in the united states during 1849 and 1850. Par. 1851.

Bädeker, Handbuch für Reisende in Deutschland. Th. 1. Oesterreich, Süd- und West-Deutschland. Coblenz 1851.

P. E. Visconti, Commentario storico intorno alle famiglie dal Corno e Lovatelli, patrizie di Ravenna. Roma 1847.

Ph. Kervyn de Volkaersbeke, Histoire généalogique et héraldique de quelques familles de Flandre. Livr. 2 — 7. Gand 1849 — 51.

Des Conrad Grünenberg, Ritter und Burger zu Constanz, Wappenbuch. Lief. 1 — 4. Halle 1851.

Dr. L. Preller, Demeter und Persephone. Hamburg 1837.

C. W. Göttling, Gesammelte Abhandlungen aus dem klassischen Alterthume. Bd. 1. Halle 1851.

F. G. Welcker, Alte Denkmäler. Th. 3. Griechische Vasengemälde. Göttingen 1851.

L. Canina, L'antica Etruria marittima. Part II. Roma 1849.

H. Brugsch, Saï an Sinsin sive liber metempsychosis veterum Aegyptiorum. Berl. 1851.

F. Bogaerts, De la destination des pyramides d'Egypte. Anvers 1846.

A. Hirt, Ueber die Bildung der ägyptischen Gottheiten. Berlin 1821.

Dr. Braun, Die Kapitole. Bonn 1849.

J. Gailhabaud, L'architecture du 5. au 16. siècle et des arts qui en dépendent la sculpture, la peinture murale . . . Livr. 1 — 30. Par. 1850 — 1851.

Braun, Erklärung eines antiken Sarkophags zu Trier. Bonn 1850.

R. Bergmann, De inscriptione latina ad P. Sulpicium Quirinum cos. anni DCCLII u. c. ut videtur referenda. Berl. 1851.

St. D'Aloe, Les ruines de Pompei. Naples 1851.

M. Pinder und J. Friedländer, Beyträge zur älteren Münzkunde. Bd. 1. Heft 1. 2. Berlin 1851.

Dr. K. Fr. Hermann, Eine gallische Unabhängigkeitsmünze aus römischer Kaiserzeit. Göttingen 1851.

B. E. Hildebrand, Anglosachiska mynt i Svenska kongl. Myntkabinettet, funna i Sveriges Jord. Stockh. 1846.

H. Ph. Cappe, Beschreibung der Münzen des vormaligen kaiserl. freyen weltl. Stiftes Quedlinburg. Berlin 1851.

Dr. G. Weber, Lehrbuch der Weltgeschichte. Bd. 1. 5. verb. Aufl. Leipz. 1852.

Dr. Fr. C. H. Kruse, Chronicon Nortmannorum, Wariago-Russorum nec non Danorum, Sueonum, Norwegorum inde ab anno 777 usque ad a. 879. Gothae 1851.

G. Grote, History of Greece. Vol. IX. X. London 1852.

E. Wippermann, Die altorientalischen Religionsstaaten. Marburg 1851.

C. Leynadier, Histoire des peuples et des révolutions de l'Europe depuis 1789 jusqu'à nos jours. T. I — VIII. Par. 1847 — 49.

J. F. Neigebaur, Die Süd-Slaven und deren Länder in Beziehung auf Geschichte, Cultur und Verfassung. Leipzig 1851.

L. Ennen, Der spanische Erbfolgekrieg und der Churfürst Jos. Clemens von Cöln. Jena 1851.

Le droit légitime au trône d'Espagne, exposé aux souvenirs et aux cabinets de l'Europe. Par. 1850.

Esquerra del Bayo, Geognostische Uebersichtskarte von Spanien, erläutert von Dr. G. Leonhard. Stuttg. 1851.

Alb. de Circourt, Histoire des Mores Mudejares et des Morisques ou des Arabes d'Espagne sous la domination des chrétiens. T. I — III. Par. 1846.

O. Vannucci, Storia d'Italia dai tempi più antichi fino all' invasione dei Longobardi. Vol. I. Disp. 1 — 5. Firenze 1851.

A. Salvagnoli-Marchetti, Memorie economico-statistiche sulle maremme Toscane. Firenze 1846.

Girol. de Angelis, Commentario storico-critico su l'origine e le vicende della cittá e chiesa cattedrale di Montefiascone. Montefiascone 1841.

A. v. Reumont, Die Carafa von Maddaloni. Neapel unter spanischer Herrschaft. Bd. 1. 2. Berl. 1851.

G. Normandia, Notizie storiche ed industriali della cittá di Sarno. Napoli 1851.

Fr. Moisé, Santa Croce di Firenze. Firenze 1845.

P. Emiliani-Giudici, Storia politica dei municipj italiani. Vol. I. fasc. 1. Firenze 1851.

G. Carnazza, L'unita d'Italia. Italia 1851.

A. Brofferio, Storia del Piemonte dal 1844 ai giorni nostri. Parte 1 — 3. Torino 1849 — 51.

Archivio Triennale delle cose d'Italia dall' avvenimento di Pio IX. all' abbandono di Venezia. Serie I. Vol. II. Le cinque giornale di Milano riferite al moto generale d'Italia. Capolago 1851.

G. C. Conestabile, Memorie di Alfano Alfani illustre Perugino. Perugia 1848.

G. Tigri, Intorno al Palazzo Pretorio o del Podestá di Pistoja. Pistoja 1848.

R. v. Steiger, Die Schweizer-Regimenter in k. neapolit. Diensten in den Jahren 1848—1849. Bern 1851.

Pl. Arena-Primo, Storia civile di Messina. Vol. I. II. Palermo 1841 — 42.

C. L. Grandi, Repubblica d'Asti dell' anno 1797. Asti 1851.

N. Giacomo, Cronica di Napoli. Napoli 1845.

A. Frizzi, Album Estense con disegni originali dei rinomati artisti Coen Grand Didier . . . a corredo della storia di Ferrara. Trad. en franc. par A. Luyrard. Fasc. I — VI. Ferrara 1850.

Documenti della guerra santa d'Italia. Vol. II. fasc. 16 — 24. Capolago 1851.

P. Custodi, Continuazione alla storia di Milano di P. Verri. Milano 1850.

Collana storica nazionale italiana. Vol. III. Storia dei Papi di A. Bianchi Giovini. T. III. Capolago 1851.

M. Royer, Des institutions de crédit foncier en Allemagne et en Belgique. Par. 1845.

H. Roberts, Les habitations des classes ouvrières. Par. 1850.

Recueil officiel des ordonnances et instructions publiées sur la fabrication et la vérification des poids et mesures. Avec un Atlas. Par. 1839.

Enquête relative à diverses prohibitions et ablies à l'entrée des produits étrangers. T. 1 — 3. Par. 1835.

Conseils généraux de l'agriculture, des manufactures et du commerce 1845 — 1846. Procès-verbaux. T. 1 — 3. Par. 1846.

Bains et lavoirs publics. Commission instituée par ordre de M. le Président de la république. Par. 1850.

Agriculture française par M. M. les inspecteurs de l'agriculture. Par. 1843 — 1848.

L. Douët-D'Arcq, Comptes de l'argenterie des rois de France au XIV. siècle. Par. 1851.

Concours de l'animaux de boucherie à Poissy, Lyon et Bordeaux, depuis la fondation du concours de Poissy en 1844 à 1849 — 1850. Poissy 1849 — 1850.

Concours de l'animaux reproducteurs mâles d'instrumens, machines, utensiles . . à Versailles, Octob. 1850. Par. 1850.

Bulletin du Ministère de l'agriculture et du commerce. Année 3 — 9. 1842 — 1848. Paris.

T. Allom, France illustrated. Vol. 1 — 3.

M. Challe et M. Quantin, Mémoires concernant l'histoire civile et ecclésiastique d'Auxerre et de son ancien diocèse par Lebeuf, continués jusqu'à nos jours. Vol. 1. 2. Par. 1848 — 51.

M. G. Le Jean, La Bretagne, son histoire et ses historiens. Ouvrage couronné. Par. 1851.

M. Jeantin, Les chroniques de l'Ardenne et des Woipvers. T. I. Par. 1851.

Annuaire des cinq départements de l'ancienne Normandie. Dix-septième annee. 1851. Caen 1851.

Luc. de la Hodde, Correspondance des Terroristes de 93. Par. 1851.

Fr. Grille, La Vendée en 1793. Vol. I. Par. 1851.

G. de Cassagnac, Histoire du Directoire. T. I. Par. 1851.

Briefwechsel zwischen dem Grafen von Mirabeau und dem Fürsten A. v. Aremberg, Grafen von der Mark, während d. J. 1789 — 1791. Nach der französ. Ausgabe des Hrn. A. v. Bacourt deutsch bearbeitet von J. P. Städtler. Bd. 1. Brüssel 1851.

E. Vehse, Geschichte der deutschen Höfe seit der Reformation. Bd. 7. 8 — 13. II. Abth. Oesterreich. Th. 1 — 7. Hamburg 1851 — 52.

J. G. Kohl, Reise nach Istrien, Dalmatien und Montenegro. Th. 1. 2. Dresden 1851.

J. E. Jörg, Deutschland in der Revolutionsperiode von 1522 — 1526 aus den diplomatischen Correspondenzen und Original-Akten bayerischer Archive. Freiburg 1851.

C. und Fr. Winderlich, Deutschland. Bd. 1. Das deutsche Reich und seine Bewohner. 2. verm. und bis zum J. 1851 fortges. Aufl. Leipzig 1851.

L. v. Sichart, Tagebuch des 10. deutschen Bundes-Armee-Corps während des Feldzuges in Schleswig-Holstein. Hannover 1851.

C. A. Spiegelthal, Die Organisation des Auswanderungswesens und ihr Einfluß auf die deutschen Handelsverhältnisse. Leipzig 1851.

Bethmann, Voyage historique dans le Nord de la France trad. de l'allemand et précédé d'une introduction par Ed. de Coussemaker. Par. 1849.

Ch. F. Schulze, Leben des Herzogs von Sachsen-Gotha und Altenburg Friedrich II. Herausg. von Dr. A. M. Schulze. Gotha 1851.

Dr. J. Schneider, Der Monterberg und seine alterthümliche Umgebung. Emmerich 1851.

P. Rosmann und F. Ens, Geschichte der Stadt Breisach. Freiburg 1851.

W. Redenbacher, Ernst der Fromme, Herzog zu Gotha. Dresden 1851.

E. Duller, Gießen und seine Umgebungen. Gießen 1851.

A. Dederich, Beyträge zur römisch-deutschen Geschichte am Niederrhein. Emmerich 1851.

K. Stein, Der Nekar von Heilbronn bis Heidelberg mit besonderer Rücksicht auf Wimpfen. Heilbronn 1851.

Die St. Viktorskirche zu Xanten. Geschichtliches und Beschreibendes. Xanten 1851.

G. E. Benseler, Berggeschichten vom Aufkommen des sächsischen Silberbergbaues. Freiburg 1851.

Statistische Mittheilungen aus dem Königreiche Sachsen. Abth. I. Lief. 1. Leipzig 1851.

Dr. W. E. Giefers, Die Externsteine im Fürstenthum Lippe-Detmold. Paderborn 1851.

Dr. E. F. J. Koch, Geschichte der Dynastie des Amtes, der Stadt, Burg und Festung Peina in Niedersachsen. Peina 1849.

Eberhardt, Das herzogl. Schloß Reichardsbrunn. Potsdam 1850.

Fr. Delitzsch, Aus dem Stammhause der Großherzogin. Urkundlich-mecklenburgische Geschichten. Rostock 1850.

J. B. Beck, Die Bewegung in Baden. Mannheim 1852.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München.	herausgegeben von Mitgliedern	1. October.
Nro. 43.	der k. bayer. Akademie der Wissenschaften	1852.

Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm.

(Fortsetzung.)

Ueberdieß sollten Ausdrucksvariationen berührt seyn: Man sieht sie, zuckt die Schultern, Herder Ph. 13, 45. Sehen ihn bey der zweyten Frage die Achseln ein wenig in die Höhe, Klopstock 12, 139. Durch eine sehr bedeutungsvolle Achselbewegung u. a.

„Angesessen, fundos habens, sonst auch eingesessen.“ „Ansässig, fundum possidens, angesessen.“ Warum fundos habens und fundum possidens, wenn beydes ein und dasselbe ist? Und Eingesessen ist etwas ganz Verschiedenes. Angesessen und Ansässig heißt im Allgemeinen derjenige, welcher durch Grund und Boden, Haus und Hof, Amt und Gewerbe das Heimathsrecht erworben hat; An aber bedeutet den festen, bestimmten Standort; Israeliten können sich auf Gewerbe ansässig machen. So sagt die bayerische Verfassung Beyl. 1. z. T. IV. v. 12: Wenn keine bleibende persönliche Ansässigkeit in dem fremden Staate damit (Besitzung) verbunden ist. Kreittm. Gerichts-O. a p. 23: Sich mit immobilibus ansässig machen. In speciellerem Sinne gebraucht man: Haussäß, haussäßig, haushäbig, mit Haus sitzend. Im weiteren Sinne ist angesessen und ansässig, heimathberechtigt, beheimathet. Dagegen geht eingesessen nur auf die Gränze, auf den Raum, auf den Bezirk, innerhalb dessen Jemand seinen Sitz und Wohnort hat, im Gegensatze zu dem Fremden, oder, wie es ehemals hieß, dem Gaste, z. B. die so im römischen Reiche eingesessen, Frankf. Chronik 1, 393 a. Die Amts-Gerichts-Bezirks-Eingesessenen. Bey allen unsern Unterthanen und Landeseingesessenen. Brandenb. Constit. 4. So kann es leider kommen, daß es Landeseingesessene gibt, die nirgends angesessen oder ansäßig sind und deren Heimathsrecht schwer zu ermitteln steht.

„Anhang — häufig für den sich ansetzenden Reif und Thau oder Schnee; heute nur noch weidmännisch.“ Reif und Thau? Reif ist eben gefrorener Thau. Und heute? Hat das Wort ehedem oder sonst eine weitere Bedeutung gehabt? Weidmännisch? Es sollte wohl heißen: forstmännisch. Indeß auch dieses wäre unrichtig, weil zu einschränkend. Nichts von alle dem hat ein anderes Wörterbuch in seine Begriffsbestimmung aufgenommen, und wollte sich der Forstmann über den eigentlichen hoch- und schriftdeutschen Ausdruck in dem d. Wörterbuche Raths erholen, so suchte er vergebens nach Rauhreif oder Rauchreif, nach Rauchfrost, so wie nach dem trefflichen alten Ausdruck: Haarfrost.

Wie wir oben bey den Wörtern „Anrüchtig“ bemerkten, so müssen wir besonders hier bey der Besprechung der Begriffsbestimmung bedauern, daß die trefflichen Vorarbeiten Adelungs, Campes, Eberhards, Weigands, Herbigs gänzlich ignorirt und unbenützt geblieben sind, und auch da, wo sich das deutsche Wörterbuch dieselben zu Nutzen gemacht hat, sind dieselben oft bis zur Unrichtigkeit abgeändert und verunstaltet worden. Z. B. „Abklötzen, einen Block so hauen, daß er gerade stehe.“ Muß

denn aber der Sägeblock gerade stehen? Adelung und Campe schreiben, daß er gerade werde. S. Adelung, besonders unter Klotz. So ist Abranzen aus Campe aufgenommen, jedoch dessen Artikel bis zur Unkenntlichkeit abgekürzt und die Bezeichnung als pöbelhaft weggeblieben.

Eine Erklärung durch das Gegentheil ist zuweilen nicht ohne Vortheil; dagegen ist eine Erklärung durch Zusammenstellung mit einem verschiedenen, höchstens klangverwandten Ausdrucke störend und verwirrend z. B. „Ankindung, adoptio, verschieden von Einkindschaft, unio prolium," „Anprall — unterschieden von Abprall," Amtsgericht ist ein von andern Gerichten unterschiedenes u. dgl.

Zuweilen läßt das deutsche Wörterbuch von einer Art Schriftstellerlaune sich anwandeln, um statt zu erklären mit seinem Leser ergötzlich oder gemüthlich zu werden. „Anrichte, Platz in der Küche, wo man leicht zu Eßwaaren kommen und davon naschen kann." Einfach und einem Wörterbuche anständig heißt es bey Adelung und Campe: Ein Tisch (Bank, oder Hängeladen) in der Küche, auf welchem die Speisen angerichtet werden. (Zuweilen genügt der Küchentisch.) — „Anheimeln, eine liebliche Wortbildung." Statt dieses Empfindungsausbruches sage uns das Wörterbuch, daß dieses schweizerische Wort das innige Heimathsgefühl dieses Völkchens ausdrücke und mit dem Dat. oder Accus. sich construire. Der Ort heimelt mich an. Stalder 2, 33. Wie es mir anheimelt auf den Terrassen, in dem Lustwäldchen, in der alternden Wohnung meines Helden, J. v. Müller 33, 27. Zuweilen spielt das Wörterbuch die Rolle des Kritikers wie unter Anlaufen, welches von Jean Paul soll gemißbraucht worden seyn.

Bey aller dieser Lückenhaftigkeit und Oberflächlichkeit der Worterklärung gibt sich das deutsche Wörterbuch dennoch allenthalben den Anschein tief eindringender Gründlichkeit; leider können wir dieselbe im vollständigen Umfange des Wortes nicht anders als pedantisch finden, kleinlich und skrupulös in Kleinigkeiten und Buchstaben, leicht und seicht in Erfassung des durch die Sprache waltenden Geistes und Sinnes. „Vor dem Verbum fließen alle Bedeutungen des Ab aus dem alten sinnlichen Präpositionsbegriff und stetes Augenmerk war es in den Beyspielen (?) für jedes einzelne Wort dieses hervorzuheben. Der Sprachgeist ging immer von einer lebendigen Redensart (?) aus stufenweise auf die abgezogenen über." Nun ist es freylich eine allbekannte Sache, daß die sinnliche Welt das Substrat der übersinnlichen und daß die metaphysischen, die idealsten Begriffe eben nur Metaphern sind; aber dennoch kann nimmermehr die Präposition Ab unter die abgezogenen Begriffe gestellt werden, und selbst in dem großen Schlagworte des Absoluten bleibt der Präpositionsbegriff rein sinnlich. Das Wörterbuch scheint dieses dunkel gefühlt zu haben und springt daher von seinem sogenannten Präpositionsbegriffe unvermerkt auf Redensarten über. Aber seiner Zusage in den Beyspielen (in der Erklärung) für jedes einzelne Wort dieses hervorzuheben, blieb es nur allzugetreu und bescherte uns Auslegungen und Ueberdeutlichkeiten, welche einen Kleinen auf der Schulbank vor Langeweile gähnen machen müssen. Wir gelehrte Leute, denn solche hat doch das deutsche Wörterbuch im Auge, müssen uns erst Abschlagen mit decutere und dejicere erklären lassen und dann belehrt werden, daß: einem Missethäter das Haupt abschlagen, ursprünglich und eigentlich bedeute: ihm das Haupt vom Rumpfe abschlagen. „Abbrechen, den Apfel (vom Baume), Blume (vom Strauch) abbrechen." „Anbinden, alligare, die Blume an (den Arm) binden." Und so durchgängig. Indessen entschädigen uns für die ausgestandene Langeweile zuweilen die komischen Sprünge, die das deutsche Wörterbuch sich kosten läßt, um uns dergleichen Sprachgeheimnisse ad oculos zu demonstriren. „Die Redensart: sich mit Jemand abwerfen, ist von Knaben entnommen, die sich mit Schneebällen abwerfen und im Handgemenge sind?" So also auch: Sich zerwerfen, Zerwürfniß? Doch hier steht noch ein sehr bescheidenes Fragezeichen. „Anfliegen — er ist von der Seuche angeflogen worden (?), weil man sich viele Krankheiten, namentlich Fieber, in Gestalt von Vögeln oder Schmetterlingen dachte." Wenn nun aber Jean Paul sagt: plötzlich flog ihn eine Freude an, muß er dieselbe in Gestalt von einem Vogel oder Schmet-

terling sich gedacht haben? Oder wenn Livius uns erzählt, daß die Tarquinier citatis equis advolant Romam, denken wir uns die Prinzen oder die Pferde in Gestalt von Schmetterlingen? Die Metapher gilt nicht der Person, sondern der Handlung.

Aber wie die Consequenz und Selbstübereinstimmung, überhaupt der Charakter eines Buches, unserm d. W. in so hohem Grade abgeht, so wurde es gerade da seinem Vorsatze untreu, wo die Sache selbst diese Verfahrungsart an die Hand gab. Z. B. bey: Annehmen, p. 414. 415. „Zeus nahm die Gestalt eines Schwanes, eines Rindes an," d. i. nahm an sich. Hier, gerade hier, sollte diese erklärende Ergänzung beygefügt seyn. Aber das d. W. scheint diese Redensart nicht zu kennen, indem es p. 415. 9. eine Stelle aus Lessing unter anderweitige Beyspiele einmengt und sich in unbegreifliche Zweifel darüber verfängt:

> Was die und die . . . für fremde Mienen an sich nahm.

Geiler, Pön. f. 40, c: nimmt ein neue Gestalt an sich. Lalebuch f. 108: Weil er einen neuen Stand an sich genommen. Aventin, f. 14, a: Ander Leben, Sinn und Sitten an uns nehmen. Bodmers Gedichte 1, 49: Und dann erwähl' er erst, was er besingen wolle, und lerne, welchen Styl er an sich nehmen solle. So herab bis auf die neuesten Schriftsteller: Herder, Lit. 2, p. 57: Französische Sitten soll er an sich nehmen. Wieland 9, 36: Um die feinen Sitten der Athener an sich zu nehmen. Eine derartige erklärende Ausführung würde nicht bloß zur Verständlichung des Sprachgebrauches, sondern mittelst dieser Verständlichung zur praktischen Anleitung für die Anwendung von Nutzen seyn, was bey den erkünstelten und weit hergeholten Deutungen des d. W.'s der Fall nicht ist.

Nur gelegentlich begegnen wir einem Artikel, der die Begriffsbestimmung in einer angeführten Belegstelle enthält; z. B. „Achtung ist die Anerkennung einer Würde (dignitas) an andern Menschen. Kant." So bey: Angemessenheit, Angewöhnung. Bey Anschauung, Angenehm und sonst stehen solche Definitionen verloren unter den übrigen Belegstellen.

Neben der Bestimmung des Begriffes suchen wir in einem Wörterbuche die synonymen Bezeichnungen desselben Begriffes, ohne jedoch das der Synonymik zustehende Amt einer weitläufigen Auseinandersetzung des Gemeinschaftlichen und des Unterscheidenden dem Wörterbuche aufbürden zu wollen. Dieses genügt seiner Aufgabe durch eine scharfe Abgränzung des Begriffes, und die vergleichende und abwägende Zusammenstellung mit verwandten Begriffen bleibt Sache des nachsuchenden Lesers. Aber diesem muß das Lexikon einen Stoff zur Auswahl des treffenden, zusagenden Ausdruckes an die Hand geben, und nur dasjenige, was er in dem jedesmaligen Falle, mit welchem Nachdrucke er es, in welchem Umfange, mit welcher Abschattung, mit welchem Nebensinne sagen wolle, nur dieses muß er selbst entscheiden. Zuweilen fühlt das d. W. sich pflichtgedrungen, einige Synonymen anzufügen, z. B. bey Abgang: „bey verschiedenen Arbeitern (Gewerben) haben diese Abgänge besondere Namen; s. Abfall, Gekrätz, Miesel." So bey Abhäuten, wo jedoch unrichtig Auswirken als synonym aufgeführt ist, statt Abwirken. Bey Absengen, „was in einigen Gegenden auch flämen heißt;" vielmehr flämmen oder flammen. Bey Anbinden ist das österreichische (bayerische; der österreichische Dialekt ist bloß eine Art des bayerischen) anbandeln, bey Achselträger das Nd. Hoikenträger und das Oberd. Beydenthalbner angeführt. Bey Angst und Angest wird blos um der alten Form willen das verwandtschaftliche Verhältniß besprochen. Diese Beysetzung von Synonymen gilt jedoch nur als eine seltene Ausnahme. Bey Adamsapfel fehlt jede deutsche Erklärung nebst den deutschen Synonymen Schildknorpel, Kehlkopf, Kehlknorpel u. s. w.

Die vierte Anforderung an das d. W. ist die Nachweisung der grammatischen Konstruktion eines Wortes. Auch diese Aufgabe behandelt das d. W. als Nebensache, welche nur da, wo die vorliegenden Belegstellen allzu dringend daran gemahnen, einige Berücksichtigung findet. So finden wir bey Abstechen (kontrastiren) die Konstruktionen mittelst der Präpositionen: Von, Zu, Gegen, Mit. Bey Ab-

scheu: An, Gegen, Vor, Ueber. Bey Achtung: Vor und Für. Hier fehlt: gegen, was besonders zum Ausdruck eines persönlichen Verhältnisses gebraucht wird. Ihre Achtung gegen die fremdeste Eigenthümlichkeit, Jean Paul 24, 140. Seine Achtung gegen die Alten, Garve, Friedr. II. 2, p. 16. Bey Abneigung treffen wir von ungefähr zwey Beyspiele mit Vor und Gegen. Aber außer Wider findet sich selbst Von und Zu. Wieland 27, 154: Meine Abneigung von den Erdentöchtern und meine Parteylichkeit für die elementarischen Schönen. Möser, Phant. 2, p. 99: Worauf sich meine Abneigung zum Heirathen gründet. Unter Abrede finden wir: Einer Sache nicht in Abrede seyn, und daß. Lessing schreibt auch: die Wirkung, die sie selbst nicht in Abrede sind. Wieland 39, 93: Aber zwey Dinge wirst du nicht in Abrede seyn können. Ganz unrichtig ist: „Anfangs Mai's schreiben einige noch heute (?), gewöhnlich heißt es (?) Anfangs Mai." Allerdings schreibt man gewöhnlich so und ebendeßwegen, weil gewöhnlich, auch richtig: Anfangs Januar, Februar u. s. f. bey den Eigennamen der Monate, die gewissermaßen als Zahlbegriffe der Zeit gebraucht werden, ja man schreibt auch: Januar werde ich dich besuchen. Aber man schreibt und spricht niemalen: Anfangs Jahr, Anfangs Monat, Anfangs den Monat, sondern kann in diesem Falle nur allein den Genitiv setzen. Und diese Struktur steht aus Schriften der verschiedensten Zeitalter zu belegen. Z. B. Gleich Anfangs ihrer Geburt, Erasmi Predigt. Köln 1533 f. 256. Anfangs eurer Erkenntniß, Böhm Theosoph. Sendbr. Amsterd. 1682 p. 218. Anfangs des siebzehnten Jahrhunderts, Grimm, deutsche Sagen. Gleich Anfangs meiner Abfahrt, Wieland 43 p. 377. Gleich Anfangs meiner Briefe 39, 172. Habe schon Anfangs dieser Vorrede bemerkt, Jean Paul. Anfangs der Schlacht, Ebend. 57, 129. Unter Anschuldigen fehlt die Konstruktion mit dem Dativ; das ebenso konstruirte Zeitwort Anschulden ist nicht verzeichnet. Wegen Begünstigung des ihrem Sohne angeschuldigten Verbrechens; die seinem Klienten angeschuldigte That; die Aburtheilung des ihm angeschuldeten Frevels; Wieland Cic. lossprechen von dem angeschuldeten Vatermord, ders. Bey Ankleiden nimmt sich das d. W. die überflüssige Mühe, uns warnend zu belehren: „Man kann nicht sagen die Schuhe, die Handschuhe ankleiden." Das Warum? hoffen wir seiner Zeit unter Kleiden zu finden. Indessen ist doch schon etwas dem hier Verbotenen Aehnliches gewagt worden. Herder, L. 20, 244:

Der soll die Scham zum Schilde han,
Die Zucht soll er sich kleiden an,

was bedeutender ist als: Mit Zucht soll er sich kleiden an.

Wir kommen auf die Belegstellen zu sprechen. Belegstellen sollen möglichst deutlich, bedeutend und selbstsprechend seyn. „Es ist ein Affenspiel," diese Worte können in keiner Hinsicht etwas beweisen oder belegen, weil die Copula und das unpersönliche Pronomen nichts prädiziren. Ebenso ist es mit: „Ist es nicht eine Alberey?" „Es ist ein Anschlag geschehen." Solche Belegstellen führen uns abermal auf den Gedanken, daß es dem d. W. mehr darum zu thun war, uns das rohe Sprachmaterial vor das Auge zu bringen, als zum Verständnisse des Sprachgenius und mittelst des Verständnisses zur freyen Handhabung und Bemeisterung desselben Anleitung zu geben. Ganz besonders geeignet zu Belegstellen scheinen allgemein bekannte biblische oder klassische Stellen, welche eben wegen des Treffenden des Ausdrucks zu kurrenten Münzen geworden sind, ebenso Sprüchwörter. Letztere hat Adelung gebührend geschätzt; in dem d. W. finden wir wenige, als: „Wo der Abt die Würfel auflegt, da ist dem Konvent erlaubt mitzuspielen." „Zuletzt gewöhnen sie sich doch daran, sagte die Köchin, als sie den Aalen die Haut abzog." „Ackersmann, Schlackersmann."

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München.	herausgegeben von Mitgliedern	4. October.
Nro. 44.	der k. bayer. Akademie der Wissenschaften	1852.



Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm.

(Fortsetzung).

Und doch wäre der Raum besser damit ausgefüllt, als mit dem so häufig ermüdenden und völlig nutzlosen Schwall von gleichbedeutenden Belegstellen. Den Vorzug verdienen immer Beyspiele, welche das zu erklärende Wort durch den Gegensatz um so deutlicher hervorheben, z. B. „Wer einen andern anschwärzt, wird darum nicht weiß." Sprüchwort. „Das Glück mag mich anlächeln oder angrinsen," Wieland 52, 10; ferner Stellen, die durch Verbindung des in Rede stehenden Wortes mit gleichbedeutenden dasselbe gewissermaßen glossiren, wie: Weit entfernt, daß die Sansküloten eine eigene Klasse im Staat ausmachen, bestehen sie vielmehr aus dem Abschaum, Bodensatz und Auskehricht aller übrigen, Wieland 42, 260; vorzüglich aber Stellen, welche die sinnliche Bedeutung des Wortes erkennen und selbst den Ursprung desselben durchfühlen lassen, z. B. Wenn ängstigend schon der Tod im Schlunde drückt, Kästner, 2, 191.

Wir können dem d. W. nicht nachrühmen, daß bey der Auswahl der Belegstellen ein wohldurchdachter Plan vorgewaltet habe, vielmehr nöthigt uns selbst ein schneller Ueberblick zu der Annahme, daß das Glück und Ungefähr oft mit vollen Händen ein Füllhorn von Autoritäten aufgestapelt, z. B. seine Hand von einem abziehen, wo sieben, und einem die Haut abziehen, wo fünf Belegstellen stehen, bey Ahnungsvoll stehen 42 Belege aus Göthe; Fleiß ankehren hat 15 Beyspiele. Sein Wasser abschlagen, ist mit fünf Autoritäten, darunter Tieck, Göthe und Jean Paul, beglaubigt. Auch Worte, die kaum der Aufzählung in einem Wörterbuche werth sind, werden mit Autoritäten garnirt, z. B. „Abreisetag. Dahlmann Gesch. der franzöſ. Revolution 372." Bey allem diesem Ueberschwange wird indeß der Gegenstand nicht jedesmal auch erschöpft; so wird Abstehen vom Pferde mit acht Belegstellen versehen; dagegen Von dem Schiffe abstehen ist ohne Beleg (Waldis Theurd. f. 59, a. an's Land abstehen f. III, b.) und Von dem Wagen abstehen blieb unangeführt (Altötting. Chr. f. 26, a.). Höchst auffallend ist die Ungleichheit, womit die Belegstellen und Autoritäten vertheilt sind. Ankörnen, z. B., und Anködern sind zwey Begriffe an Werth, Umfang und Inhalt einander gleich, und dennoch bekommt das erstere fünf Belegstellen, während das andere kahl abgefertigt und unvollständig behandelt wird. „Anködern, esca allicere: Fische, Vögel anködern." Statt: Anködern: 1) a., durch einen Köder anlocken, als Fische, Vögel anködern. b., in übertragener Bedeutung. Wer sich durch den Glanz des Goldes anködern lasse, Wieland Luc. I, 34. 2) Etwas als Köder anstecken. Hat ein Paar Mücken und Würmel angeködert, Abrah. a St. Cl., Judas p. 1. Suchet der Teufel nichts anders, denn daß er diesem jungen Doktor einen Körder lege, daran er eine große Präbende oder sonst einen großen Namen und Gunst ankördert. Matthes. Histor. Christi f. 83, a.

Unverständlich sind Belegstellen, wie: Am Zuckerhäuschen abknuppern. Unrichtig aber ist: „Angerblume“ mit dem Beyspiele begleitet:

> Du bist kürzer, ich bin langer,
> Also streitens auf dem Anger
> Blumen und Klee.

Nicht jede Blume auf dem Anger ist eine Angerblume, so wenig jeder Mann im Walde ein Waldmann, jeder Mann auf dem Lande ein Landmann oder jedes Kraut auf der Haide ein Haidekraut ist. Ja der Mißverstand ist um so größer, da man mit Recht in dieser Stelle Walthers nach Anger ein Komma setzte. Noch unbegreiflicher ist: „Allenfall“, adv. gebildet wie allentag, jeden Tag, auf allen Fall, auf jeden Fall. Auf allen Fall läßt sich der alte Stier als eine Stammrace betrachten. Göthe 55, 291 s. das Folgende.“ Nun folgt: „Allenfalls, gebildet wie jedenfalls, beyde ein accusatives allen Fall, jeden Fall voraussetzend, die man durch Anhang des S deutlicher zum Adverb stempeln wollte.“ In der That, kaum traut man den eigenen Augen, dergleichen Dinge hier zu lesen. Erstens wird, wie aus der Blume auf dem Anger eine Angerblume wurde, aus: auf allen Fall ein nicht existirendes Adverb: allenfall, und dann wird aus dem Accusativ: allenfall eine zweyte Form: allenfalls. Somach wäre der auf en endende Genitiv des Adjektives immer ein Bastard des Accusatives. Eigenen Fleißes zu suchen. Wieland 19, 26. Leisen Trittes; s. Klopst. 12, 211. Stehenden Fusses; fliegenden Schrittes; Göthe 40. p. 368. Stolzen Muthes p. 21. Eintretenden, nöthigen, bedürfenden, erforderlichen Falles, widrigen Falles, solchen, welchen Falls, ersten Falls, andern Falls u. s. w. müßten aus einem Accusativ entstanden seyn, weil häufig auch gesagt wird: für oder auf den eintretenden ꝛc. Fall. Das d. W. hält sich seiner Sache so gewiß, daß unter: Allentag auf Allenfall, als auf etwas Ausgemachtes verwiesen ist.

Ein besonderer Unstern waltet über unserm d. W. in Auslegung der beygebrachten Beweisstellen. Wörter, die mit reichlichen, selbstredenden Belegen zum Ueberfluße versehen, die darum keinem Zweifel, keiner Zweydeutigkeit unterworfen sind, genügen dem d. W. oft noch nicht zum Verständniße. „Anheimisch“ ist erklärt: domi constitutus, aber die Erklärung ist mit einem Fragezeichen als unsicher hingestellt, indeß wird noch hinzugefügt, daß Anheimisch von Heimisch, domesticus, verschieden sey. Es ist nicht abzusehen, wie ein Wort könne mißverstanden werden bey Belegstellen, als: Weil er eben nicht anheimisch, sondern nach Stettin verreiset war. Wenn bey Artikeln, wo nur Ein oder wenige Dokumente beyzubringen waren, sich Bedenklichkeiten und Irrthümer erheben, so möchte das bey der Kritik Nachsicht verdienen, z. B. Anplatschen, cum strepitu accedere? Hier hebt eine nähere Bekanntschaft mit der Schreibart des Paracelsus jeden Zweifel, indem derselbe an anderen Stellen z. B. II, 582 dasselbe Wort in demselben Sinne gebraucht. An andern Stellen läßt sich das d. W. durch die Zusammenstellung eines Wortes mit einem andern in Irrthum führen. Luther schreibt: „Darum habens die Apostel auch selbst für nöthig angesehen, daß sie das neue Testament in die griechische Sprach fasseten und anbunden.“ Fassen in dem Sinne des Verfassens und Verabfassens, das Stammwort von Fest, fixus, firmus, gebrauchte er auch sonst z. B.: Wo nicht das neue Testament gewiß in Sprache und Schrift gefaßt wäre. Durch Anbinden drückt er das Fixiren, Festen oder Befestigen aus, etwa wie man lateinisch colorem alligare sagt, oder wie Herder R. 1, 80. spricht: Jede Poesie, die alles in Regeln und einen großen Chorgesang bindet. Das d. W. aber erklärt oder verdunkelt diese Stelle dahin: „Luther verwendet Anbinden für Uebersetzen, vielleicht mit dem Gedanken an das Anbinden des übersetzenden Nachens.“

Wieder anderwärts sind die Stellen durch Herausreißen aus ihrem Zusammenhange unverständlich geworden, und man bemerkt dann, daß dieselben nicht über dem Geschäfte des Sammlens, sondern erst hinterher bey der Redaktion des d. W. ihre Erklärung bekamen. Ein Beyspiel davon liefert der Artikel: Anreihen, wo es heißt: „Sich anreihen, anschließen. In folgender Stelle scheint angereiht so viel als drohend, imminens:

Mich dünkt, ich höre noch den Zorn der tollen Wellen,
Den Grimm der wilden Fluth, daß mir die Ohren gellen,
Mir ist, als seh' ich noch die angereihte Noth,
Die augenblicklich euch gesammten schwur den Tod.
Flemming, 79.

Oder ist es angereit = bereit? er schrieb gern ht für t." Soweit das d. W. Angereit für bereit suchen wir in dem d. W. so wie sonst vergebens. Indeß das Räthsel lichtet sich, wenn wir bedenken, daß Flemming hier jenen Sturm besingt, welchen Olearius in seiner persischen Reise beschreibt, und bey dem ein Theil der Mannschaft vom 13. bis 24. November in Lebensgefahr schwebte; das Räthsel verschwindet, wenn wir die kritische Stelle bey Flemming nachlesen:

Mir ist, als seh' ich noch die angereihte Noth,
Die augenblicklich euch gesammten schwur den Tod,
In einer langen Qual durch zweimal sieben Tage.

Angereiht bedeutet also nicht mehr und nicht minder als: in einer langen Qual von zweymal sieben Tagen an einander gereiht.

Aber diese Fahrlässigkeit hat nicht blos zu korrupten Auslegungen, sondern nicht selten zur Statuirung unerhörter Wörter Veranlassung gegeben. Wer hat je von einem Zeitwort: ambozen gelesen oder gehört? Da der Amboß ein Werkzeug ist, welches sich nicht leicht handhaben läßt, so würde sich nicht wohl sagen lassen, daß der Schmied den ganzen Tag amboße, wie man sagt, daß er den ganzen Tag hämmere. Das d. W. aber führt in seiner Statistik der deutschen Wörter auf: „Ambozen, cudere. Es sind grobe, verstockte herzen, die weder selbst fühlen, noch ihnen von andern sagen lassen, wie der schmied amboze (als Job sagt), nur mit dem tollen kopf hindurch. Luther 2, 216 b." Wir müssen hier der Orthographie des d. W. uns bequemen; aber eine gewisse Schadenfreude können wir nicht unterdrücken, unser d. W. selbst in die Grube stürzen zu sehen, die es den großen Anfangsbuchstaben gegraben hat. Schreiben wir, wie andere ehrliche Deutsche schreiben, so führt diese Stelle ihre Erklärung auf dem Rücken mit sich: Es sind grobe und verstockte Herzen, die weder selbst fühlen, noch sich von andern sagen lassen, wie der Schmied Amboße, als Job sagt, nur mit dem tollen Kopf hindurch. Indeß kann man mit einiger Ueberlegung auch bey kleinen Buchstaben nicht auf die Annahme eines Zeitworts gerathen, indem dieses hier keinen Sinn liefert; auch Lohenstein in der von dem d. W. gleich darauf angeführten Stelle spricht von amboßharten Herzen. Diese Stelle muß übrigens auch eine andere Interpunktion erhalten: Es sind grobe und verstockte Herzen ...... wie der Schmied Amboße, als Job sagt: nur mit dem Kopf hindurch. Aber auch so ist das Citat nicht in Ordnung. Es kam nemlich Luthern eine Stelle aus Salomo's Sprüchen 21, 29. auf die Zunge: Der Gottlose fährt mit dem Kopf hindurch, während ihm aus Hiob 15, 26. die Worte Eliphas vorschwebten: Er läufet mit dem Kopf an ihn und ficht halsstarriglich wider ihn.

Ein noch monströseres Wort findet sich p. 357: „Angletten, anschmiegen, anhängen? anglätten oder angleiten? kaum ankletten: aber so ein solch Eisen (Pfeil) sich anglettet oder widerhacket, da wisse, daß es hinter sich nicht ausgehet, sondern durchgestossen soll werden. Paracelsus chir. Schriften 345 b. Stalder hat Glätten vom Plätten der Wäsche, Glätteisen, Plätteisen, also glatt machen." Suchen wir uns erst die Sache klar zu machen. Paracelsus spricht an der angezogenen Stelle und anderwärts von dem wundärztlichen Verfahren bey Verwundungen durch Pfeile. Diese Pfeile sind zweyerley, entweder Glattepfeile oder Hackenpfeile, p. 669, jene ohne, diese mit Widerhacken, die erstern können leicht herausgezogen, ein Hackenpfeil aber, wenn er sich mit dem Angel oder Widerhacken änglettē oder widerhackte, muß hindurch gestossen werden. Das doppelte T ist in jener Zeit überaus häufig; z. B. Josephus von Hedion 1531. f. 320 b: daß sie nach seinem Tod Klagen erdichtetten; ob das letzte T Druckfehler, von denen die Paracelsischen Schriften wimmeln, oder ein paragogisches T sey, steht dahin. Haben doch auch andere dieses nichts bedeutende T; z. B. Fischart, Bink. 210 b: daß Johannes wieder auf den römischen Stuhl geriethet, statt geriethe, wie er gleich nachher schreibt. Ein

Anglätten aber, worauf das deutsche Wörterbuch verfällt, ist ein Widerspruch mit der Sache, und eine kaum irgendwo, am wenigsten in dem 16. Jahrhunderte, nachweisbare Wortform.

Ein anderes auf eine mißverstandene Stelle hin fingirtes Wort ist Abwürzen, detruncare, Ein und Dasselbe mit Abwürzen, herbis condire. Ebenso Anbreisen ein selbst statuirtes Wort aus einer mißverstandenen Stelle Fischarts.

Eine gewisse Zuversicht, gegründet auf lange Studien und reiche Belesenheit, anderseits eine gewisse Unsicherheit, hervorgegangen aus dem sich zuweilen einstellenden Mangel an Beweisstellen, und verbunden mit der Scheu einen Mißgriff zu begehen, vielleicht auch zuweilen das Bestreben, gewöhnliche Dinge auf eine geistreich absonderliche Weise zu erklären, alles das mag zusammengewirkt haben, unsere Herren Lexikographen zuweilen auf Abwege zu führen. Bey Anhanden scheinen keine Beyspiele bereit gelegen zu haben. Das d. W. sagt: „Anhanden, adv. praesto, ad manus, Gegensatz von Abhanden und Gleichviel mit Vorhanden, zu Handen, zur Hand. Es kann aber nur den Dativ: an der Hand, an den Händen ausdrücken, nicht den Accusativ: an die Hand, an die Hände". Hier ist ohne alle Belegstellen bestimmt und entschieden ausgesprochen, was kann und was nicht. Indessen bleibt dieser Ausspruch unbegreiflich, nachdem Campe und Adelung gelehrt haben: „An Handen, adv., welches nur im gemeinen Leben für das Bessere: an die Hand üblich ist. Einem anhanden gehen, an die Hand gehen. Einem etwas anhanden geben, an die Hand." Zwar ist hier auch Adelung ungenau und unvollständig, aber das d. W. verdient nach diesen Vorgängern um so weniger Entschuldigung, als es die gewöhnliche Bedeutung diesem Adverbe geradezu abspricht. Es bedeutet aber: Anhanden: an die Hand: Kreittmaier, Cod. Jur. Anm. p. 549: die Revision an Handen nehmen, p. 150: Interimsmittel, welche gern in unverschieblichen Sachen einstweilen an Handen genommen zu werden pflegen. Wiener Kongr. 6,329: Diese Karte gibt deutlich an Handen, daß —. Schmeller 2, 203: Einem etwas anhanden geben; einem anhanden gehen; daher auch: Anhandnahme und Anhandnehmung, welche das d. W. nicht verzeichnet. Das Dativverhältniß ist eben so richtig: Weil er noch nicht die gehörigen Beweismittel an Handen habe. Bey Anquarken findet sich eine Beweisstelle aus Göthe, und die Erklärung: „Was Anquaken" Quaken und Quarken, Quak und Quark, Ein und Dasselbe? Allein Anquarken heißt Anschmitzen. „Abtrillen, fraude auferre, Wenn er (unser Wille) nicht durch Ermahnung und Abmahnung getrieben und abgetrillt wird. Simplic. Richtiger: Abdrillen, abdrehen." Aber fraude auferre heißt: auf betrügerische Weise entziehen, und hat an genannter Stelle keinen Sinn und Verstand, und erscheint nirgend in dieser Bedeutung. Drillen heißt eigentlich jemanden oft umdrehen (Drillhäuschen), umtreiben, exerciren (Drillmeister), einen quälen. Sonach kann es an berührter Stelle nichts anderes bedeuten, als: immer geübt oder abgetrieben werden, der Abmahnung entsprechend. „Abwetten, compensare, wenn dieß der Sinn (ist) einer undeutlichen Stelle in Fischarts Ehzucht 67: Sintemal im ehelichen Bett Alle Zänk bald werden abgewett. Die Ausgabe von 1591 hat Abgebett, was für abgebeten stehen könnte." Es könnte aber aus zweyen Gründen für Abgebeten nicht stehen, weil einmal Abbitten, Abgebeten nicht zu abgebett, wie Anbeten zu angebett (Fischart), abgekürzt werden kann, und weil dieses Wort an der beregten Stelle dem Sinne zuwider liefe. Es heißt: compensare, oder wett und quitt machen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. October.

Nro. 45. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.



Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm.

(Fortsetzung.)

Aber wollen wir dem d. W. die Mittheilung seiner Zweifel und Bedenklichkeiten als eine Art offenherzigen Bekenntnißes seines Mangels an Muth oder Scharfsinn zu Gute halten, und gerade durch die schwankende Unentschiedenheit des Wrtb.'s gegen die zuweilen hervortretende Bestimmtheit desselben eine gewisse Vorsicht uns einflößen lassen, um immer das eigene Urtheil wach zu erhalten. Auf diese Weise dient uns das Werk als ein schätzbarer Wegleiter, der uns zwar nicht den Weg erspart, aber sehr oft verkürzt. Wir lesen z. B. unter: Abweißen: „die Wirkung des Lichts auf die Pflanzen kennen zu lernen, die Phänomene des Abbleichens und Abweißens beschäftigten mich. Göthe 58, 14. Das Abweißen der Pflanzen 58, 165." Wer die Sache kennt, dem werden die angeführten Stellen die Erinnerung auffrischen; wer Göthes Schriften zur Hand hat, und zwar in der hier citirten Ausgabe, dem ist die Quelle gewiesen. Wer sich in keinem von beyden Fällen befindet, den läßt das d. W. unberathen. „Die Gelegenheit, heißt es bey Göthe, ein Gewächshaus nach Belieben zu erhellen oder zu verfinstern, benutzte ich, um die Wirkung des Lichts auf die Pflanzen kennen zu lernen, die Phänomene des Abbleichens und Abweißens beschäftigten mich vorzüglich. . . . . Das Abweißen ist meistens ein vorsätzliches Etioliren der Blätter, indem man gewisse Pflanzen (Endivie, Bindsalat) absichtlich zusammenbindet, wodurch das Innere, des Lichtes und der Luft beraubt, widernatürliche Eigenschaften annimmt." Auch die Stelle p. 166 dürfte des transitiven Gebrauchs ebensowenig als um des Verständnißes willen hinwegbleiben: „Im südlichen Spanien weißt man die Palmenkronen so ab: man bindet sie zusammen, die innersten Triebe lassen sich nicht aufhalten, die Zweige nehmen ab, aber bleiben weiß."

Wir fühlen uns hier abermals die Meinung nahe gelegt, als sey es dem d. W. mehr um Ergänzung seiner Wörterstatistik, als um Aufklärung des Lesers über die Sache selbst zu thun gewesen, sonst wäre derjenige Theil der Stelle ausgeschrieben worden, welcher die Erklärung enthält, oder doch wenigstens der französische Ausdruck, der anderwärts so oft zwecklos figurirt, hier nicht weggeblieben. Wahrhaft überrascht werden wir, wenn ein Ausdruck mit dem speziellen Augenmerk auf eine einzige Stelle aufgeführt und ausgelegt wird. Abendfeuer. Wir denken sogleich an ein abendliches Feuer, an ein Zusammensitzen und Plaudern am Kamine, und lesen dann: „Abendfeuer: Sonnenuntergang." Unsere Ueberraschung geht in Heiterkeit über, wenn wir fortfahren: „Abendfeuer: Sonnenuntergang; Große, im Abendfeuer stehende Natur. Jean Paul." Dergleichen Dinge sind an sich unschädlich und harmlos. Wenn uns hingegen das d. W. antike oder fremde Beyspiele bringt, so empfehlen wir demjenigen, welcher die Gabe der Zungen nicht hat, solche Beweise dahin gestellt seyn zu lassen. Man hat anzunehmen, sagt das d. W. bey

Abführen (eine Schuld), daß es sich ursprünglich auf Leistungen bezog, die zugeführt werden mußten, wie deutlich in folgender Stelle bey Hoffmannswaldau: O Kriton, ich bin dem Eskulapius einen Hahn schuldig, führe in ab. Vgl. Plato's Phädon p. 118. (Ed. Steph.) §. 52: ὦ Κρίτων, τῷ Ἀσκληπιῷ ὀφείλομεν ἀλεκτρυόνα· ἀλλ' ἀπόδοτε καὶ μὴ ἀμελήσετε. Im Griechischen steht von einem Abführen keine Spur, und ἀπόδοτε heißt hier und allenthalben: entrichten, bezahlen, abtragen, reddere (rendre); die griechische Stelle beweist weiter nichts als daß der Verfasser dieses Artikels griechisch liest, aber dasselbe weder lexikalisch versteht noch grammatikfest ist, da er falsch übersetzte und ἀμελήσετε passiren ließ, wo ἀμελήσητε stehen muß. Bey Ankreischen steht eine niederländische Belegstelle: het wichtje kryt zyne moeder an, woraus man eben nur bemerkt, daß das ndl. kryten wie das engl. cry und das romanische crier, cridare, schreien, mit dem deutschen kreischen Eines Stammes ist.

Die diplomatische Anführung der Belegstellen nach der Zahl der Seiten u. s. w. welche wir bisher allein an Wörterbüchern der antiken Sprachen gewohnt waren, bildet ein wesentliches Verdienst des d. W. Wenn hie und da sich Stellen ohne diese Nachweisung finden, und meistens auf eine sekundäre Quelle, besonders Adelung oder Kampe schliessen lassen, z. B. bey Abgrämen, Abgrenzen, Abjagen, Abkommen, Abpaschen, Abpassen, Abquälen u. a., so läßt sich dieß keineswegs dem d. W. als Tadel aufmutzen. Aber die Belegstellen eigener Sammlung wünschen wir genau nachgewiesen. Bey Anruck ist Kaiserbergs Has. angeführt, jedoch die Stelle nicht bezeichnet (f. 2, c.). Zuweilen ist das Citat ungenau; d. W. p. 154 unter Abwiegen, Göthe 19, 292, schr. 295. Logau's Sinngedichte sind gewöhnlich nach ihrer Zahl angeführt, zuweilen nach Blattseiten. D. W. p. 80 ist Logau 2, 70, so viel als p. 70. D. W. p. 118, sollte es heißen Logau 3, Zugabe p. 317. Schiller ist regelmäßig nach der Ausgabe in Einem Bande angeführt; abweichend nach der ersten Gesammtausgabe von 1822, wie unter Ach, Aftergröße, Allerorten, All p. 214. Auch die Ausgabe in 10 Bänden wurde benützt. Warum wurde nicht auch Shakspeare's Stelle genau nachgewiesen unter An, wo zu dem schwedischen på aus diesem englischen Schriftsteller pon für upon, pon my soul, aufgeführt wird? zumal da wir alle Ursache haben die Richtigkeit der Sache zu beanstanden. Shakspeare sagt King Henry VIII, act. 3, sc. 1. (pag. 560, b.):

Upon my soul, two reverend cardinal virtues.

Shaksp. konnte statt pon eher on schreiben. Selbst bey Spenser und Chaucer dürfte sich kaum pon finden. Dagegen hat Chaucer p. 30, b. ed. Southey: Lord, as ye commanded me up peine of deth, während Shaksp. auch in dieser Redensart upon pein of death hat, p. 341, b. zweymal u. p. 806, a.

Eine unerklärliche Merkwürdigkeit ist, daß alle Autoren, alte und neue, sich der von dem d. W. beliebten Unrechtschreibung ohne Gnade fügen müssen. Logau schrieb z. B. Wiederhall, das d. W. läßt ihn Widerhall schreiben p. 80. Er muß geäft statt geäfft p. 183, und Göthe geküst statt geküßt (p. 195) geschrieben haben. Und so immer, nein! nicht immer; so müssen Hans Sachs und Flemming pfif und angepfifner schreiben, aber dem Soltau wird pfiff nachgesehen.

Aber genug über die Belegstellen, über deren Auslegung und Anwendung. Neben den Belegstellen haben uns die meisten Wörterbücher auch die Zusammensetzungen gegeben, z. B. unter Angst finden wir: Todesangst, Galgen-, Höllen-, Henkers-, Fieberangst, Armensünders-, Missethätersangst, unter Anlage: Geistes-, Seelen-, Gemüthsanlagen. Diese Komposita sind durch das Natürliche und Passende ihrer Verbindung zur Erläuterung des Begriffs nicht minder geeignet als Belegstellen, und das regelmäßige Hinwegbleiben finden wir an dem d. W. einen Mangel.

Die Quantität oder vielmehr den Ton des Wortes zu bezeichnen scheint das d. W. selbst als eine Aufgabe der Lexikographie anzuerkennen, z. B. Annoch betont ánnŏch und annóch." Ferner „Anis mit dem Ton auf i", wiewohl Adelung u.

Campe vollständiger über diesen Punkt sind. Unter Ameis läßt sich aus einer Stallberg'schen Stelle:

Geh' Fauler, gehe zur Ameisen du;

gelegentlich der Accent abnehmen. Jedoch A kurz oder unbetont zu lassen, möchte nur durch das Hinzutreten der Deklinationssylbe sich rechtfertigen, obgleich auch in diesem Falle Voß dasselbe betont oder lang, wenigstens fastlang gebraucht, Aeneide 4, 402.

Wie wenn ein Schwarm Ameisen den mächtigen Haufen des Speltes.

Im Singular ist Ameis mit langem A regelmäßig. Hagedorn 2, p. 119. Wieland, Hor. Sat. 1. p. 13. Voß, Virgil, Georg. 1, 186. 379. Vgl. Voß Zeitmessung. So fehlt die Bezeichnung des Tones bey Altar, Altan, Ambos.

Wir schreiten zu dem letzten Punkte oder zu demjenigen Punkte, den wir an letzter Stelle in einem d. W. suchen, zur historischen Entwickelung und etymologischen Ableitung der Begriffe und ihrer Namen. Die Aufklärung über das Herankommen unserer Begriffe, zumal der abstrakten, gibt uns den Kulturgang des geistigen Lebens zu erkennen und bildet durch die Zurückführung der Ideenwelt auf die Wirklichkeit und Natur ein nicht genug zu schätzendes Korrektiv für die Abstraktionen einer fern und weit in das Uebersinnliche verlorenen Vernunft. Wie Adelung, so erkannte auch unser d. W. hie und da die Verbindlichkeit, das früheste Vorkommen eines Wortes zu bemerken. Freylich wäre es am einfachsten, allenthalben möglichst die frühesten Belegstellen beyzubringen. Statt: Abschlägig mit Göthes Autorität zu versehen, dürfte lieber das Vorkommen des Wortes bey Spate bemerkt werden, oder Rabus Histor. 1555 I, p. 27 b: solche abschlägige Antwort. Doch dieser Theil der Lexikographie liegt noch fast im Argen, und bildet eine Art Geheimwissenschaft gelehrter Diplomaten. Wir danken es daher dem d. W., wenn es das erste Vorkommen eines Wortes zu bestimmen sucht, und wünschen nur dergleichen historische Notizen häufiger angebracht und gründlicher ausgearbeitet zu finden. So hat sich das d. W. bey Absicht in der Bestimmung des Zeitalters seines Vorkommens stark vergriffen. „Absicht, f. intentio, ein erst im achzehnten Jahrhundert entsprungenes an die Stelle des früheren Absehen getretenes Wort, das noch bey Stieler fehlt, bey Frisch 2, 256. kaum vorbricht, auch neuniederländisch mangelt." Nun folgen Belegstellen aus Lessing, Wieland, Klopstock, Kant u. a. Sonach wäre etwa Lessing der erste, der sich des Wortes in diesem Sinne bediente, wiewohl keineswegs anzunehmen steht, daß er oder ein anderer Schriftsteller dem Wörterbuche Frischens es abgeborgt habe. Mit dem Ausdrucke „kaum vorbricht" besagt der Verf. dieses Artikels vermuthlich, daß er von dem Worte die ersten schwach angedeuteten Spuren bey Frisch gefunden 2, p. 256. dort heißt es: „das Absehen s. sicht, Absicht, scopus, finis, intentio." In diesen Worten ist nun der Begriff ziemlich bestimmt angedeutet. Aber das s. bedeutet: siehe sicht, Absicht. Unter Sicht p. 272. lesen wir: „Absicht, mit den Augen des Leibes aber am meisten mit dem Gemüth: scopus, finis, respectus, consilium, voluntas. Etwas in guter Absicht thun. Der Geizige hat seine Absicht auf das Geld. Er hat ganz andere Absichten als du. Mit was Absicht thut er das? Seine Absicht erreichen." Somit steht bey Frisch im Jahre 1741 der Begriff schon ausgebildet und fertig vor uns. Schon Kramer's Teutsch-Italienisch Dictionarium von 1724, das den Mittelpunkt zwischen Stieler und Frisch bildet, den Verfassern des d. W's jedoch nicht bekannt zu seyn scheint, hat II, p. 742. „Mein Absehen ò Absicht ist, la mia mira, la mia intentione è" rc. Aber auch hier wäre der Ausdruck des „kaum Vorbrechens" übel am Platze. Denn schon 1726 ward der Satz geschrieben: „Es ist hier die Rede keineswegs von dem Vorwande, den einige zur Beschönigung ihrer bösen Thaten fürwenden, als hätten sie es gut gemeint, da doch in der That die Absicht böse gewesen; sondern von dem Falle, daß jemand entweder aus Unwissenheit oder Irrthum in einer solchen That begriffen, die wider das Gesetz ist, und dabey eine gute oder löbliche Absicht hat; da sichs denn fragt, ob diese gute Absicht allein die That selbst auch gut mache." Walch philosoph. Lexikon 1, p. 20, 21. woselbst über Absicht ein Artikel von sechs Blatt-

seiten zu lesen steht. Nicht genug; wir finden den Begriff schon 1712 fixirt und bestimmt: Wenn man Schriften lieset, so hat man sich vor allen Dingen um die Absicht des ganzen Buchs, aller Kapitel rc. zu bekümmern, damit man inne werde, was der Urheber des Buches vorzutragen gesonnen sey. Die Absicht des ganzen Buches wird theils aus dem Titel theils aus der Vorrede erkannt; Wolfen's vernünftige Gedanken von den Kräften des menschlichen Verstandes, 4. Aufl. 1725. Erste 1712. Man vergleiche den Artikel: Absicht in dem philos. Lexikon des Wolf'schen Systems. Bayreuth 1737. Auch schon Faber's Thesaurus von 1710 hat Absicht und verweiset dabey auf Absehen. Sonach dürfte die Ausbildung und Festsetzung dieses Begriffes der Wolfischen Schule zu vindiziren seyn; um so mehr als der Vorgänger und Lehrer Wolfs, der große Leibnitz, das ältere Wort Absehen gebraucht, z. B. in seinen Gedanken wegen Verbesserung der deutschen Sprache p. 272: Das Hauptabsehen wäre zwar der Flor des geliebten Vaterlandes, sein besonderer Zweck aber und das Vornehmen dieser Anstalt wäre auf die deutsche Sprache zu richten. Die Ausbildung und Feststellung dieses Begriffes, sagten wir; denn das Wort welches von dem d. W. in die Mitte des 18. Jahrh. verwiesen wird, erscheint schon 1698 ziemlich ausgebildet; z. B. Theologia mystica, Amsterd. 1698. p. 97: Diese Geister sind gleichewig; ich verstehe in Ansehung ihrer selbsten und nicht in Absicht auf die heilige Dreyheit; ebenso p. 150, p. 86, dann p. 105: daß die Dekrete und Rathschlüsse der heiligen Dreyheit ein bedingtes Absehen auf den Glauben, Gehorsam, Beständigkeit u. d. m. haben... Die Dispute von den Dekreten und Vorsätzen Gottes, ob sie nemlich absolut und independent oder conditionel und mit Absicht auf Dinge, die außer ihnen sind. In dem ersteren Beyspiele steht Absicht, für Hinsicht, respectus, in dem zweyten für Abzweckung, intentio. Wenn aber ferner unser d. W. so großen Ton auf den Mangel dieses Wortes im Niederländischen legt (auf Kramers Afzicht ist freilich nichts zu geben), so findet sich dasselbe dagegen im Schwedischen: Hon sade det uti en menlös afsigt. Möller. Für Absicht gebrauchte man früher Meinung, z. B. Quidquid agunt homines, intentio judicat omnes. Weil's Werk aus Kraft der Meinung g'schicht, All unser Thun die Meinung richt't. Walthers Spazierg. 3, 762. Ferner: Fürsatz, Vornehmen, Fleiß; die böse Absicht, im juridischen Sinne, hieß Gefährde. Welche Mühe, welches schwankende Versuchen es dem deutschen Geiste kostete, einer moralischen Kraft einen festen Namen zu schöpfen, geht aus Geiler hervor, Spinnerin f. 57, b: Das Werk ist an ihm selbst weder gut noch bös, aber es wird gut oder bös, des Ends halb, das darin angesehen ist. Ebendort steht auch Meinung. f. 58, a: Sein endliches Vermeinen ist Gott. Cristenlich Kunig. c. 24: daß er solches thät aus guter Meinung und um eines guten Ends willen. Ebendas. Uebertritt man das Gebot aus Anschlag mit bedachtem Muth wissentlich und mit ausgedruckten Verwilligen. Als nahe berührende Synonymen und oft stellvertretende Ausdrücke lassen sich aus der neueren Sprache aufführen: Vorsatz, Ueberlegtheit, Ueberlegung, Berechnung, Geflissenheit des Willens, Bedacht, Vorbedacht, überdachter Entwurf; Ziel, Zweck, Vorhaben.

Anmuthen in der Bedeutung des Gefallens und Ansprechens weiset das d. W. allein aus Göthe nach. Aber auch Wieland 35, 290 schreibt: ein Traum, an welchem Apollonius etwas Anmuthendes findet. Dem schon sich annähernd Abrah. a St. Cl.: Wovon (dem Gesang der Vögel) er innerlich angemuthet worden, auch seinen Gott zu loben.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. October.

Nro. 46. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm.

(Fortsetzung.)

Aber ganz und gar im Sinne des Götheschen Anmuthen steht Anmuthigen bey Geiler, eine Stelle, welche das d. W. unrichtig erklärt. Diese heißt im Zusammenhange: Je mehr man wider solche Erschlagenheit, Laßheit und Unanmuth ist streiten und fechten und sich bringt und zwingt zu Tugenden, zu göttlichen und geistlichen Dingen, je mehr der Anmuth und Liebe zunimmt..... So viel sich ein Mensch in Tugenden mehr übet und geistlicher Ding mehr inne wird, je mehr lieben (belieben) sie ihm und anmuthigen ihn. Das ist aber nicht in fleischlichen Lüsten, je mehr man sich in denen übet, je leidsamer und mehr Bitterkeit sie bringen. Aber das thun die geistlichen Lüst nicht, je mehr man ihr innen wird und ihr gebrauchet, je mehr Anmuth und größere Lust sie bringen. Man darf diese Stelle blos mit den Augen überlaufen, um aus den daneben und aus den entgegen gesetzten Wörtern abzunehmen, daß Anmuthigen nicht die Bedeutung excitandi, sondern des Gefallens und Ansprechens führe.

In innigem Zusammenhange mit der diplomatischen Geschichte eines Wortes steht die Etymologie als die Kunde von dem Anbeginne seiner Existenz. In diesem Punkte konnte und kann nur derjenige etwas von dem d. W. erwarten, welcher aus der höchst sterilen, unbestimmten und wenig gründlichen Methode der Grammatik Hrn. J. Grimm's mit unendlicher Mühe ein zweydeutiges Wissen geschöpft hat. Hier in dem Wörterbuche, wo jedes Stammwort ruft: hic est Rhodus, hic salta, wo es die praktische Anwendung richtiger Grundsätze und fester, einfacher Gesetze gilt, hier ist für jene hypothetische und allverträgliche Methode kein Heil und keine Auskunft. Zwar ist alles Mögliche geschehen, um diesen an sich dunklen Theil in gebührendem Dunkel zu halten, so daß ein Leser, dem tiefere Kenntnisse der deutschen Sprache nicht zur Seite stehen, vor dem dunkeln, labyrinthischen Eingange, dem Gegensatze des πρόσωπον τηλαυγές, mit Beschämung über seine Ignoranz zurückprallen muß. Althochdeutsch, Mittelhochdeutsch, Neuhochdeutsch, Alt-, Mittel-, Neu-Niederländisch, Angelsächsisch, Armorisch, kurz alle alten und neuen Sprachen werden zu Hilfe genommen, um oft nur einen Theil des Wortes, einen Buchstaben zu beweisen, und am Ende sehen wir mit Bedauern, wie die Gelehrsamkeit sich in ihrem eigenen Gewebe verstrickt, oder, wenn sie sich selbst mit Mühe wieder herauswindet, den Leser sitzen läßt. Sowohl in der Grammatik Hrn. J. Grimm's als in dem d. W. vermissen wir oft ein eindringendes Studium der antiken Sprachen, des Griechischen und Lateinischen, der neueren Sprachen, des Englischen, Französischen, Italienischen, Schwedischen, Plattdeutschen, selbst die tiefere Bekanntschaft mit den vaterländischen Dialekten. Es ist eine operose Gelehrsamkeit, die sich mit dem rohen Materiale, mit den unendlich zerstreuten Elementen schleppt, und weil sie des Haltes fester Grundsätze ermangelt, keinen organischen Zusammen-

hang in diese chaotische Masse hineinbringen kann. Eine nothwendige Wirkung ist die Dunkelheit und Verworrenheit der sprachlichen Darstellung und logischen Anordnung, der ungleiche, bald absprechende, bald zweifelnde Ton. In diesem Punkte kann das d. W. keine Schonung finden bey jedem, welcher die Uebereinstimmung des Gedankens mit dem Ausdrucke zur ersten Aufgabe des Schriftstellers macht, welcher von der Ueberzeugung ausgeht, daß da, wo der Vortrag dunkel und verworren ist, unmöglich der Gedanke licht und geordnet seyn könne. Dieses zeigt sich nun zumeist in dem etymologischen Theile des d. W's. Wir haben schon oben an den Wörtern Angletten, Abwürzen, Anbreisen, Angereiht, Allenfall, Anplatschen u. a. leidige Proben gehabt, wie das d. W. Alles aus Allem zu machen versucht, wie es gegen den Geist der Sprache, gegen die Geschichte der Sprachentwickelung anstößt. Zur Vervollständigung dieser Beurtheilung müssen noch einige Beweise aus dem etymologischen Theile folgen:

„Anheischig kann mit Anheischen nichts zu schaffen haben, sondern scheint, nach ihm, verderbt aus Antheißig, ahd. Antheizek (Ben. 1, 660 a) ahd. Antheizi (Graff 4, 1087).“ Es gehört einige Literatur dazu, um diesen Artikel lesen zu können. Adelung und Campe haben ihren Lesern diese Gelehrsamkeit nicht zugemuthet. Sodann bildet das adversative „Sondern“ eine contradictio in adjecto; vermuthlich aber geht „scheint“ dahin, daß Anheischig nur die äußere Gestalt von Anheischen angenommen habe. Daß es aber damit „nichts zu schaffen habe“, ist eine ganz ungegründete Behauptung. Zwar sagt auch Adelung: „Wachter und Haltaus haben angemerkt, daß es mit heischen nichts gemein hat“; aber derselbe Adelung schreibt unter heischen ganz richtig: „Unser heißen ist genau mit heischen verwandt, daher auch bey Opitz für verheißen mehrmals verheischen vorkommt, u. s. w.“ Das Sch ist blos die vergröberte Aussprache von S oder Sz. Ja Graff selbst, auf welchen das d. W. sich bezieht, stellt neben Antheizen seine neuhochdeutsche Erklärung Entheißen. Anheischen und Antheißen (Entheißen) haben also dasselbe Zeitwort zum gemeinsamen Stamme, nur ist die Vorsylbe An und Ant (Ent) verschieden. Anheischen besagt: an jemand etwas verlangen, Antheißen: sich zu etwas erbieten, eine Bedeutung, welche mit Verheißen übereinkommt. Uebrigens reicht das Wort in seiner unverkennbaren Form weit über das Mittelhochdeutsche herunter. Z. B. Ecks Bibel, Sprüche Salom. Kap. 6, eine Stelle welche für das An in Anheischig sprechen dürfte: Mein Sohn, wenn du angehaiß wirst für deinen Freund, so hast du deine Hand verhaftet. Kap. 27: Nimm des Kleid, der für einen Andern ist angehaiß worden. An beyden Stellen haben die Augsburger und Nürnberger vorlutherischen Bibeln: Mein Sohn, ob du verheißest um deinen Freund. — Nimm das Gewand deß, der da verheißt für den Auswendigen. Luther: Mein Kind, wirst du Bürge für deinen Nächsten, und: Nimm sein Kleid, der für einen andern Bürge wird. Wie bey Anheischig, so wurde auch bey Anpurren die Etymologie an dem ungehörigen Orte vorgetragen; dieselbe gehört unter das Simpler, um so mehr, da das d. W. doch nur dieses Simpler aus Fischart beybringt: schnurrt, murrt und purrt. Dieses Purren leitet sich ganz natürlich von dem Anrufe: prr! her. So hat Campe Purren, so haben Stalder und Schmid das oberdeutsche Pfurren erklärt. Es bedeutet necken, veriren, plagen. Dem Menschen thut der Bär so leicht nichts, doch lässet er sich auch nicht leicht purren; Kurzer Begriff der Jägerei. Nordh. 1730, p. 205. Doch besser, daß die Laune mich allein, als gar durch mich auch andere purre; Gökingk 1, 168. Ich lasse mich von Niemanden lange purren; 3, 129. Als onomatopoetisches Wort gebraucht man es von dem Tone des sausenden Kreisels, von dem aufsteigenden Rebhuhn, von dem Rufe des Birk- oder Auerhahns. Das alles ist plan und einfach. Aber das d. W. bringt dieses Zeitwort in Verbindung mit dem Althochdeutschen purian, erheben. Gleich lenkt es wieder ein: „es ist vermuthlich das neuniederländische Porren“, und um das Maß der abentheuerlichen Hypothesen voll zu machen, glaubt es: daß dieses wahrscheinlich aus dem französischen poindre entspringe.

Ein anderes onomatopoetisches Zeitwort hatte kein besseres Schicksal. Anduffeln, „leviter into-

nare, vertigine corripi" ꝛc.; — Dann: Duten. Duten ist ein nd. Wort Altn. dinta, schw. tinta, ahd. diozan, mhd. biezen, von dem das vorausgehende Dusseln." In so wenig Worten so eine Menge von Fehlern und Mißgriffen! Angedusselt kommen, läßt auf kein andusseln, wie „angeklappert kommen" u. s. w. auf kein Anklappern u. s. w. schließen. Und dann steckt in dem Worte Andusseln nichts von Intonation, von Anblasen, Anduten u. dgl. Aber das d. W. hat sich einmal den Einfall kommen lassen, dusseln für eine Art Frequentativ von Duten anzusehen, ein Einfall, der einen schwäbischen Bauern würde lachen machen. Duten und Dusseln sind ganz und gar verschieden. Duten ist ein onomatopoetisches Zeitwort, die ruckweisen Stöße eines monotonen Hornes zu bezeichnen: Duh! Duh! der Hirt, der Wächter dutet oder tutet, Haltaus 1036. Friedr. Anekd. 4, 85. 86. Bremisch-Niedersächs. Wörterbch. 2, 134, 5. Daher: 1.) die Dute, Tute, das Duthorn; dann das, was mit diesem Duthorn eine Aehnlichkeit hat: 2.) die Krämerdute, das Pfeffer-Zuckerhäuschen, auch Düte (Wieland, Jean Paul) Deute, (Göthe) Dütte (Frkfrt. Chronik). 3.) Eine demselben ähnliche Muschel, die Bandtüte. 4.) die Brustwarze, Möser, Schmid, Schwäb. Wörterb. p. 146. Von demselben Stamme duh! duh! das ebenfalls onomatopoetische Dudeln, gleichsam das Frequentativ (nicht Dusseln), welches ein länger fortgesetztes und weniger starkes Tönen bedeutet. Dagegen Diozan, diesen, ist das Neudeutsche Tosen. Dieses mit Dusseln und Duten in Verbindung zu setzen, ist jedem gesunden Begriffe der Sprachentwickelung zuwider. Hr. J. Grimm hat dieses Diozan und Tosen mit stridere glossirt (Gramm. 2, p. 20), Frisch, richtiger mit sonare; denn besonders gebraucht man das Wort von stürzenden Gewässern; Ziemann; z. B. die Wasser nirgend dießen, denn wo sie sehr fließen, bey Oberlin. Tosende Winde; Graff 5, 229. Das Gewitter toset ab, Grimm d. W. p. 140. Von einem fürchterlichen Gewitter gebraucht der Schweizer Tosen, s. Stalder. Wind, Gewässer und Donnerwetter tosen; und dieses Tosen sollte mit dem dumpfen, dämmerigen Schlafdusseln etwas gemein haben? Dusseln hat nach allen Spuren der aufsteigenden Sprachgeschichte, so wie der statistischen Dialektologie, nach Form und Sinn dieselbe Wurzel, die den Wörtern Dunkel und Düster zu Grunde liegt. Diese Wurzel drückt das Trübe, Undurchsichtige, das Gedämpfte, Leise aus. Ein duseliges Getränk stellt der Schweizer einem klaren, durchsichtigen entgegen. In Lübeck ist dusig Wetter, trübe, neblige Witterung. Dus und Dusmig heißt bey Schmeller und Kaltenbrunner matt, schwach. Hans Sachs spricht von einem Dusmigen Glanster; Geiler, Spinnerin f. 34: Er redt etwas dusam daher. Dus, dos, dosohrig nennt der Schwabe den Harthörigen, Tauben. Dußle ist in der Schweiz ein betäubender Schlag an den Kopf, welcher im Plattdeutschen Dusel und Drusel heißt, Scholz, Strafrechtsfälle, 1, 554. Düsig, Dösig ist niederdeutsch taumelig, Engl. dizzy. Niederländisch Duizelen, schwindeln, Duizelig und Duizig, schwindlich. Sonach sind Duten, Tosen und Dusseln drey grundverschiedene Stämme, der erste dem Gehöre nachgebildet, duh! duh!, der zweyte von dem anstoßenden Rauschen, und der dritte von dem düstern Anblicke hergeleitet. Eine andere Onomatopöie Miauen ist grundfalsch mit Anmäulen zusammengeworfen. — Auch die Interjektion Ach erweckte Zweifel, ob das Substantiv derselben mit dem angelsächsischen Ace, Ece, dolor eins sey. Indeß dokumentirt sich das deutsche Ach durch konstanten Gebrauch und in den 25 von dem d. W. verzeichneten Stellen als Gefühlsausdruck des Seelenschmerzes, während das englische ake (Shaksp. 572, a. 816, a. Pope, Iliad. I, p. 47) und ache (Shaksp. 408, b. 881, b) den körperlichen Schmerz und nur übertragen den seelischen bezeichnen (Shaksp. 658, a. Byron p. 734, a. Frankf.), niemals aber für Angst- und Wehruf gebraucht worden, was aus Gegensätzen deutlich wird, wie Shaksp. Haml. III, 1, p. 844, b:

to say we end
the heart-ach, and the thousand natural shocks
that flesh is heir to.

Armstrong, the art of preserving IV:

just so the mind with various thought amus'd
Nor akes itself nor gives the body pain.

Wenn in den angeführten Beyspielen, wo das Geschäft des Etymologen ein unschweres zu seyn scheint, das d. W. sich so unbegreiflicher Weise in unbegründeten Hypothesen verwickelte und Wörter verschiedener Abstammung und heterogener Bedeutung unter Einen Stamm und Einen Begriff zu bringen versuchte, wenn es auf Druckfehler, Mißverständnisse und Fahrlässigkeiten hin die Wortungeheuer Anglätten, Amboßen, Anbreisen, Angereit u. s. w. statuirte, wie könnte man bey schwierigeren Etymologien sich eines Besseren zu demselben versehen? Nach solchen eklatanten Proben kann es nicht befremden, in dem d. W., so sehr auch in der neueren Zeit dem Etymologen durch Graff, Ziemann, Benecke, durch Schmeller, Schmid, Stalder u. a. in die Hände gearbeitet ist, die Etymologie um nichts gefördert zu sehen. Ja sie wurde statt gefördert zu werden, durch den unklaren, verworrenen Vortrag, durch den völligen Mangel an Grundsätzen, durch das unsichere Umherschwanken möglichst verdunkelt, verleidet und diskreditirt. Adelung bemerkt bey Adel: „die Sylbe ad oder wie sie ehedem lautete, od, bedeutete Eigenthum, Besitz, ein Gut, S. Allodial, Kleinod." Weil er indessen über eine unsichere Sache nicht absprechend seyn will, verweiset er über andere Ableitungen auf Wachter, Frisch und Ihre. Alles das ist einfach und leicht verständlich. Das d. W. hingegen, welches sich oft die Mühe gibt, uns das Klarste zu erklären, pflegt in seinen Etymologien einen orakelhaften Ton anzuschlagen: „Zu Adel steht im Ablaut Uodal, patria, praedium avitum, altn. odal, agſ. edal, über der Wurzel Adan, Uod, altn. ada, ed schwebt aber dunkel Skr. at bedeutet ire, was leicht in crescere übergeht, bair. Uedeln, crescere. Schmeller 1, 30. vgl. Ädem." Ganz wie Dusseln, Duten, Tosen, nur noch chaotischer! Im Grunde ist freylich nichts mehr gesagt als was Adelung auch sagte. Was findet man aber bey Schmeller an der citirten Stelle? Nichts, als: „Uedeln, wohlgedeihen, wachsen s. Wudeln". Bey Wudeln (3, 203) heißt es: „a. sich regen und bewegen, hin und her laufen, wie Ameisen am Haufen, wimmeln, kriebeln. b. von Pflanzen, auch wohl von Thieren vegetare, pullulare, ... Das Söhnlein wudelt und lebt frisch und gesund". Schmeller bringt nun freilich unbegreiflicher Weise das Wort in Verbindung mit Wuotan, Odin; aber offenbar ist es eine Frequentativform von Wehen, so gut wie Wadel, Wedel, Wedeln, wie denn diese Wurzel einer Menge von Wörtern, welche eine Bewegung ausdrücken, zu Grunde liegt. Auch ist die nächste und erste Bedeutung von Wudeln: Sich hin und her bewegen, wie Ameisen und Maden, aufwallen wie siedendes Wasser, Bremisch-niederd. Wörterb. 5, p. 307. Frisch; und Watscheln wie eine Ente; Stalder 2, 457. Schwäbisch: Wuseln, Schmid p. 540. Wollte das d. W. für seine seltsame Etymologie einen festeren Halt, so mußte es Tussers addle zu Hilfe nehmen. Das d. W. macht also einen wahren Nebel aus dem sanskritischen at, gehen, aus Od, Besitz, aus Wudeln und Ameisenkriebeln, um uns glauben zu machen, daß von allem dem und anderm ähnlichen etwas in Adel verborgen stecke. — Od, Odal und Adel sind im Schwedischen wie im Hochdeutschen streng geschiedene Formen. So heißt es bey Isidor (Schilter p. 9.): wir wollen erzählen des Herrn Christus Edhili und Odhil, d. h. seinen Adel (Abkunft) und seine Heimath (Geburtsort). Odal ist schwedisch das freye Eigenthum und Odalborn der Eigenthümer des ihm angestammten Grundes. Daher das norwegische Odelsthing, die Abtheilung der Grundbesitzer im Storthing, daher im Norsischen die aus Walter Skott's Piraten bekannten Udaller, die allodirten Grundbesitzer auf Shetland. Vgl. Hof, dialectus vestrogothica p. 217. Selbst im Friesischen waltet ein Unterschied zwischen Othol, Öthel, Ethel und Ethel, Edel. Richthofen p. 720.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. October.

Nro. 47. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm.

(Fortsetzung.)

Nehmen wir ferner die Geschichte dieses Begriffs, die Bedeutung, in welcher derselbe vor Alters deutlich auftrat, nehmen wir die Analogie der Bildung desselben Begriffes bey andern Völkern, nehmen wir die Analogie ähnlicher deutscher Wortformationen zu Hilfe, so führen uns diese drey Wegweiser zu einem ganz andern, höchst einleuchtenden Ziele. 1. Adel heißt in der alten Sprache legitimus, rechtmäßig in Bezug auf eheliche Verhältnisse. Eine handschriftliche Chronik bey Frisch: Abimelech war Kebssohn (nothus) und schlug seiner Adelbrüder siebenzig todt. Adelerbe heißt bey Otfried der legitime Erbe. Hagen, Chronik: Jacob hatte vier Weiber, davon zwo edel waren, zwo waren Dirnen. Ganz so wie Eheweib dem Kebsweib entgegengestellt wird, Fischart Bink. 39, b. 54, b. Dahin deutet auch Adeling, z. B. König Eduard behielt ihren (eorum) Sohn Edgar und erzog ihn als seinen eigenen, und weil er ihn zu seinem Erben zu machen gedachte, nannte er ihn Adeling. Graff 1, 142. Adalkona heißt schwedisch eine rechtmäßige Gemahlin gleiches Standes und Adalboren, eheliche, rechtmäßige Kinder. Graff's Erklärungen: nobilitas, prosapia, genus, tribus, weisen deutlich darauf hin. 2. Den Vorzug der Geburt drücken aber auch Griechen und Römer durch Wörter, die auf die Abstammung und auf das Geschlecht gehen, aus, als εὐγενής, γενναῖος, εὐπατρίδης, generosus, ingenuus, patricius. 3. Das D in Adel ist wie in Stadel, Nadel, Tadel, Wadel nicht wurzelhaft, wofür es Hrn. J. Grimms Grammatik nimmt, sondern sekundär. (Im Niederländischen findet sich häufig eel für edel.) Wie Stadel von Stehen, Nadel von Nähen, Tadel von Teen (Ziehen), Wadel von Wehen, so Adel von Ehe. Dieses Ehe, zuerst Aa, Awa, dann Ewa, Ea, bedeutet ehedem Gesetz, daher auch vorlutherische Bibeln von der alten und neuen Ehe d. i. dem alten und neuen Testamente sprechen. Der Ausdruck verlor allmählich diese ausgedehnte Bedeutung, und der deutsche Sinn behielt, im Gefühle der Heiligkeit des Gattenverhältnisses für dieses denjenigen Ausdruck bey, womit er früher das Gesetz bezeichnete. Graff's Worte 1, p. 510. Wir können 4. hinzufügen, daß selbst der Uebergang des Adel in Edel für diese Etymologie spricht. Sonach hat das Wort zugleich einen würdigen Ursprung und bedeutet ehelich, ächt, ex legitimo thoro natus, lawful. Die eheliche Geburt ward jederzeit eine Vorbedingung des Adels; Kreittmair, Anmerk. 5. p. 880.

Zu den läßlichen Versehen und unerheblicheren Mängeln zählen wir irrthümliche oder unglückliche Voraussetzungen gewisser Wörter zur Erklärung weiterer Formationen. Z. B. Angebären. Dann: „Abscheuen n. horror, ein intransitives horrere voraussetzend, für das Belege mangeln“. Dießmal führt das d. W. eine bescheidenere Sprache. Aber warum gerade ein Intransitiv? Schmid in seinem schwäbischen Wörterb. p. 459 führt zwar Abscheu-

en als solches auf; aber Frisch hat: Abscheuen etwas, mit folgender Stelle Geilers: Junge Leute, die in bivio sind, scheuen ab [= ob?] den Weg zur rechten Hand. Auch neuere liefern dieses, als Thiersch, Pindar, 1, 19: Ich abscheu' es. Herder Lit. 7, 173:

Nicht vor Augen die dich lieben
Noch vor Augen die dich abscheu'n.

Uebrigens ist Abscheuhen und Abschewen, welche das d. W. unter Abscheuchen aufführt, mit diesem Abscheuen Ein und dasselbe Wort, nur daß es ehedem für Abscheuchen gebraucht wurde. Albinus' Meißnische Chronik 1580, p. 314: Heinrich hat in der Schlacht bey Merseburg die Ungarn bis auf den Mann erlegt und also abgeschewet, daß hernach keiner wieder kommen.

Mit Vorstehendem möchten die einzelnen Theile der Lexikographie ziemlich erschöpft seyn; noch erübrigt ein Blick auf die Vollständigkeit des d. Ws. Jedenfalls scheint in dieser Hinsicht der Ueberfluß minder tadelnswerth als der Mangel, da ein größeres Wörterbuch nicht allein die Aufgabe hat, die hochdeutsche Schriftsprache zu umfassen, sondern auch die Schriftsteller der neuern und ältern Zeit und selbst die in Dialekten lebende Volkssprache unserem Verständnisse näher zu bringen. Als das größte, als das ausschließende Verdienst des d. W.s aber betrachten wir die Zusammenstellung der Spracherscheinungen des fünfzehnten Jahrhunderts bis auf Göthe. Es konnte nicht fehlen, daß bey diesem Geschäfte eine große Menge veralteter Wörter als Abbusemen, Abendürte (gehört unter Ürte), Abersel, Aberziel, Äbich, Abquirrig, Afsalter, Äftig u. s. w. zur Aufnahme kamen; nur ist nicht zu begreifen, warum dagegen andere noch weniger veraltete ausgeschlossen und nicht vielmehr der ganze Schatz Oberlin's und Frischens ausgebeutet wurde. Dieselbe Ungleichheit finden wir, jedoch in höherem Grade, in Aufnahme dialektischer Formen und Wörter, die sich zuweilen ohne Plan und Absicht hieher zu verirren scheinen, z. B. Abbulpen, aus Stalder, Ankenbraut, das Abnomme unter Abnehmen.

Fremdwörter wurden mit Recht ausgeschlossen, wiewohl man auch hier oft über die Germanisirung derselben belehrt zu werden wünschte. Gelegentlich finden sich Composita, als: Abkopiren, Abkonterfeien, Anekdotenjäger, u. a.

Was aber unsere Wörterbücher am meisten zu wünschen lassen, ist eine sorgfältige Berücksichtigung der juridischen, der publizistischen, überhaupt der fachwissenschaftlichen Sprache, sowohl der älteren als besonders der neueren und neuesten Zeit. Diese, wie man sie nennen könnte, Fachdialekte der hochdeutschen Sprache liefern eine reiche Ausbeute an treffenden, unumgänglichen Ausdrücken und Bezeichnungen. Werfen wir einen Blick auf unsere Wörterbücher, so gewinnt es den Anschein, als ob die deutsche Nation mit jünglinghafter Beschränktheit nur von sogenannten Klassikern, von Göthe und Schiller, Lessing und Wieland zu sagen wisse. Bey unserm d. W. aber müssen wir noch überdieß die Bemerkung machen, daß der formale Theil des Sprachlebens auf Kosten des geistigen Elements bedeutenden Vorzug bekommen hat. Während die sinnlichen, konkreten Wortschöpfungen mit ziemlicher Vollständigkeit verzeichnet sind, bekommen die abstrakteren, die edleren Ausdrücke eines verfeinerten Lebens, die Sprachgebilde einer gereifteren Vernunft verhältnißmäßig eine mangelhafte Behandlung. Die neuere Zeit, der freylich auch Savigny die Fähigkeit der Gesetzgebung und die Trefflichkeit und Kraft der alten Rechtssprache aberkennt, scheint unserem d. W. eine unbekannte Welt, und von dem Gebrauche der Abstraktionen in der höheren Geschäftssprache finden wir kaum eine Andeutung. Wir suchen hier vergebens: Abberufbar, Abberufbarkeit; Aberkennung; Abführungsmittel, Abführmittel, Abglättung; Abgrenzung; Abhängigmachung; Abläugnung; Ablehnbar, Ablehnbarkeit; Ablehnung; Ableistung; Ablohnung; Ablösbarkeit; Abmahnung; Abmangel; Abmindern; Abminderung; Abmustern; Abnährung; Abrüstung; Abschaffung; Abschärfung; Abschätzung; Abschlachtung; Abschmelzung; Abschößling; Abschreckung; Abschuppung; Abspiegelung; Abstechung; Abstiftung; Abstoßung; Abstrafung; Abstreifung; Abstumpfung; Abtilgung; Abtönung; Abtragung; Ab-

trümmern, Abtrümmerung; Abverlangung; Abwägung; Abwählen, Abwählung; Abwälzung; Abwandlung; Abwässerung; Abwehrung; Abwerfung; Abwerth; Abzahlung; Abzählung; Abzirkung; Abzweigung; Ahnenschaft; Ahner; Ahnungsgabe, Ahnungslos, Ahnungssinn, Ahnungsschwer, Ahnungstraum; Ameisenlaufen (formicatio); Anbahnung, Anbequemung; Anberaumung; Aneiferung; Anempfehlung; Anfeuerung; Anfühlbar; Anfluth; Angebirge; Angreifbar, Angreifbarkeit; Anhandnahme; Anklagebank, Anklagschaft, Anklagestellung; Anlehnung; Anneigung; Anruhen; Ansaat; Ansässigmachung; Anschaukraft; Anschickig; Anschulden; Anschuldigungsbeweis, Anschuldigungszeuge; Anstaunen; Anstauen, Anstauung. Eine genaue Vergleichung des d. W. von Artikel zu Artikel würde die Anzahl dieser dem neuen Sprachleben angehörigen Bildungen bedeutend vermehren. Die Aufzählung und Verdeutlichung dieser Ausdrücke ist um so bringender geboten, als dieselben, nackt hingestellt, die völlige Bekanntschaft und Handhabung des Begriffs weit weniger ermöglichen als selbst die einfachen konkreten Wörter.

Was die Vollständigkeit in Aufzählung des übrigen Sprachschatzes anbetrifft, so scheint sich das d. W. nicht die Aufgabe gestellt zu haben, mit seinen Vorgängern darin zu wetteifern. Eine große Anzahl der von dem so höchst behutsamen Adelung aufgenommenen, eine noch viel bedeutendere der in Campe's Wörterbuche verzeichneten, sind hier abgewiesen; so daß selbst in dieser Hinsicht genannte beyde Sprachwerke nicht entbehrlich gemacht wurden. Höchst auffallender Weise sind Wörter weggelassen, weil eben keine klassische Belegstelle zur Hand war. So fehlt Abschläglich in der Bedeutung „auf Abschlag". L. Schefer: abschlägliche Zahlungen. Göthe 41, 64: Abschläglich ist der Sold entrichtet, und die neueste Autorität, das d. W. der Herrn Grimm 1. p. 156: Abzahlen.... partem debiti solvere, davon abzahlen, abschläglich.

Die Vollständigkeit in Aufzählung der einzelnen Bedeutungen der Wörter, der Konstruktion u. s. w. wurde bereits oben besprochen. Am meisten wurde unsere Erwartung, das deutsche Alterthum, die deutsche Volksanschauung und Volkssitte in dem d. W. besonders bedacht zu sehen, durchgängig getäuscht. Oft sehen wir uns kurz auf andere Werke verwiesen, ohne auch nur die Resultate anderwärtiger Forschungen summarisch berichtet zu finden. Bey Abceschütz (Abceceschütz, Abcschütz) finden wir nicht einmal die instruktive Stelle Plater's ausgeschrieben. Adebär ist kurz gediehen und scheint das Bremisch-niedersächs. Wörterb. 1, 285 nicht benutzt. „Aehrenmeer, das wogende Getreide", dann eine Stelle aus Sidonius und eine andere aus Boccaccio; den Vorzug vor Sidonius verdiente als älter, Seneka Hercul. Fur. 699. In einem deutschen Wörterbuche wünschen wir aber Stellen zu finden wie: die wallende See der Saat im Spiel der Winde, Heinse's Schriften 9, 11. Noch erinnert er sich eines Tages, wo ihn, da er die sonnigen beglänzten Bergabhänge und die ziehenden Wogen auf den Aehrenfeldern und die Laufschatten der Wolken überschaute, ein noch unbemerktes, gegenstandloses Sehnen überfiel. Jean Paul, Wahrheit 1, 90. Eine glückliche Naturmahlerey liegt in den Ausdrücken womit das Volk in Franken diese Erscheinung bezeichnet: der Wolf streicht über die Felder; und ohne Zweifel liegt diese Anschauung schon dem Bilde zu Grunde, womit der naturvolle Homer die Schnelligkeit der Pferde des Erichthonius darstellt:

> Ueber die Spitzen des Halmes hinflogen sie, ohn' ihn zu knicken.

Dergleichen Sprech- und Redeweisen des Volks, denen eine naive Anschauungsweise und treffende Poesie zu Grunde liegt, verdienen sorgfältigere Beachtung, als die glücklichsten Bilder einzelner Geister, weil sie die subjektive Empfindungsweise dem nationalen Gefühle durch eine gewisse Sympathie annähern und einverleiben. Dgl. ist, was das d. W. unter Abendröthe anführt: „der Bauer sagt personificirend: die Abendröthe zieht über das Land". Bey Ammer ist des Volksglaubens Erwähnung gethan. Jedoch der Artikel: Altweibersommer ist sehr mangelhaft.

Allein nicht blos Mangelhaftigkeiten, auch Ungenauigkeiten und Unrichtigkeiten begegnen uns da,

wo wir die gründlichsten Aufschlüsse uns zu suchen berechtigt glauben. Z. B. „Angebinde, donum natalitium, weil die Gabe an den Hals oder Arm gebunden wurde, sonst auch Eingebinde, Einbund, Gebindniß, Strick, Strecke, in der Schweiz Hälseta und Würgeta genannt.“ Wenn Westenrieder, der nur ein gelegentliches Studium aus Sprach- und Sitteneigenheiten machte, in seinem Glossar p. 15 eine Vermengung zu Schulden bringt, so mag das noch leichter hingehen, als bey Namen, welche so große Erwartungen erweckten. Eingebinde ist dasjenige, was Pathen dem Tauf- oder Firmkinde als Geschenk in das Wickelband oder die Firmbinde einbinden oder dahin stecken, sonst auch der Einbund genannt, Schmeller 1, 181. Bey Tauf- oder Firmungseinbänden, Kreittmair Anm. zu C. M. 1, p. 165. Eingebinde zu einem Pathengeschenk, Richey 3, 75. In der Schweiz heißt dieses Pathengeschenk Einstrickete, welches in das Wickeltuch des Kindes gebunden d. i. gestrickt wird und die Handlung heißt Einstrikken. Angebinde dagegen ist ein Geschenk zum Namens- oder Geburtstage, besonders einer erwachsenen Person, wie selbst Kinder den Aeltern darbringen. Es bestand die Sitte, wovon noch manche Mitlebende Zeugen sind, den Gefeyerten am Morgen seines Tages beym Frühstück unvermerkt an das Tisch- oder Stuhlbein anzubinden und den durch dieses Hinderniß Ueberraschten mit den vorbereiteten Geschenken zu begaben. In der Schweiz nennt man diese Sitte Würgen, welches auch dem zu Folge Beglückwünschen bedeutet, und das Geschenk heißt Würgete. „Es war ehemals Sitte“, sagt Stalder, und ist es hinwieder noch, daß man gute Freunde und Bekannte an ihrem Namensfeste würgte oder wenigstens sagte: soll ich Euch würgen? Mit diesem Würgen war gewöhnlich eine Gabe von Seite des Glückwünschenden verbunden, welche noch jetzt eine Würgete heißt.“ Verworren und unrichtig ist Schmid's Bemerkung p. 513; dagegen richtig jene p. 258. „Hälsen, am Geburtstage Jemanden glückwünschend würgen. Hälse, das bey dieser Gelegenheit gegebene Geschenk.“ Bey Zaupser, bayerisch. Idiot. heißt dieses Geschenk zum Namens- oder Geburtstage auch Bindband. Schon unser wackerer alter Frisch 1, 98, b. hat Anbinden, Angebinde von Einbinden, Einband genau abgesondert. Auch Flemming spricht in derselben Weise von Anbinden und Angebinde am Geburtstage p. 42, und p. 77:

> Wir hofften gänzlich zwar dieß eingelegte Band
> Euch selbst zu binden hier an eure edle Hand.

„Aberbann gleichviel mit Aberacht. Fischart: Acht und Aberacht, Bann und Aberbann.“ Sollte man es möglich glauben, daß so horrible Dinge aus der Feder eines Herrn Grimm geflossen?

Dem Mangel an Planmäßigkeit und an der weislichen Mitte zwischen dem Zuviel und Zuwenig messen wir es bey, daß man tausend Dinge in dem d. W. sucht, die man nicht findet, und tausend Dinge findet, die man nicht sucht.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. October.

Nro. 48. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

1) **Lysiae orationes. Edidit Carolus Scheibe. Accedunt orationum deperditarum fragmenta. Lipsiae sumptibus et typis B. G. Teubneri. MDCCCLII. 8. XL. 246.**

2) **Programm des Gymnasii Carolini Ostern 1852. Inhalt: I. Emendationum Lysiacarum fasciculus. Scripsit Carolus Scheibe, Gymnasii Carolini Professor. II. Schulnachrichten — vom Director Rättig. Neu-Strelitz. Druck der Hofbuchdruckerei von Carl Gley. 1852. 4. 36 und 14.**

Willkommenen Anlaß zu erneuter Lectüre des trefflichen Schriftstellers bot uns diese von einem vorzüglichen Kenner der attischen Redner besorgte Ausgabe. Bekanntlich war es im Jahre 1836 Scheibe, der durch seine Observationes in oratores Atticos dem Studium dieser Litteratur neuen Aufschwung gab; nachher concentrirte sich seine Thätigkeit, so weit sie einem größern Publikum bekannt geworden, auf Lysias, zu dessen historischem Verständniß seine Geschichte „der oligarchischen Umwälzung in Athen“ Bedeutendes leistete; ebenso enthalten die mit Bezug auf H. G. Hamakers Quaestiones de nonnullis Lysiae orationibus Lugd. Bat. 1843 verfaßten Vindiciae Lysiacae, Lips. 1845 sehr wesentliche Aufschlüsse über Stil und Sprache des Redners. Die Resultate seiner Kritik mit Benutzung des Meisten, was in neuester Zeit und nach der editio Turicensis auf demselben Feld erschienen ist, hat Scheibe in der seinigen verwendet, vor jener Ausgabe aber besitzt diese jüngst hervorgetretene noch den Vorzug, daß die Lesart des hiesigen codex, welche Sauppe und Baiter erst von der 21. Rede an vergleichen konnten, am vollständigsten mitgetheilt ist. Man vergleiche darüber das auf den ersten Seiten der Praefatio Gesagte. Da sich in dieser Scheibe nur ganz summarische Angaben über die von ihm beybehaltenen oder verworfenen Varianten und Conjecturen erlauben durfte, hat er die ausführliche Rechtfertigung seines Verfahrens in das Programm verlegt; die Besitzer seiner Ausgabe werden daher wohlthun, wenn sie sich dasselbe gleichfalls verschaffen. Im Allgemeinen darf man die hier eingeschlagene Methode der Kritik als Muster einer recognitio betrachten.

Der Text des Lysias hat freylich, so klar und leicht verständlich er auch ist, starke Corruptionen erlitten. Es ist zu bedauern, daß nicht noch andere alte Handschriften außer unserem Palatinus 88 (X bey Bekker) existiren, da dieser keineswegs mit den vorzüglichen Originalen des Isokrates und Demosthenes verglichen werden kann. Ein strenges Festhalten an ihm ist in unzähligen Fällen nicht möglich, wenn man einen richtigen Zusammenhang gewinnen will, auch fehlt es nicht an Barbarismen und Solöcismen. Das empfand schon im 15. Jahrhundert der halbgelehrte Redaktor des Laur. LVII, 4. (C). Seine Bemühung, den Lysias lesbar zu machen, war zu seiner Zeit wohl dankenswerth, doch verdiente seine Arbeit nicht, noch in unsern Tagen zu Grund gelegt zu werden. Nach Sauppe's, Co-

bets und Scheibes Vorgang ist es unnöthig, auf diesen Gegenstand zurückzukommen; wir könnten ihn ganz mit Stillschweigen übergehen, wenn nicht selbst bey Scheibe, der viele Reste jener willkührlichen Diorthose entfernt hat, noch einige Einfälle des Florentiners stehen geblieben wären. Dergleichen finden wir VII, 37, XIV, 7, XIX, 10. In VII, 37 hat C πρὸς ἐμοῦ εἶναι, X aber μετ' ἐμοῦ εἶναι, daß jenes das Aechte sey, ist nicht wahrscheinlich, die sichere Herstellung aber kaum möglich. Stärker ist die Differenz in XIV, 7. Die ἀστρατεία und das λειποτάξιον werden da auf eine sonderbare Weise unterschieden, indem sie doch dieselben Bestimmungen erhalten, jene, ὅτι καταλεγεὶς οὐ παρῆν, dieses, ὅτι οὐ παρέσχε μετὰ τῶν ἄλλων ἑαυτὸν τάξαι. Da aber das Ausziehen und Campiren mit den Kameraden die natürliche Folge der Einreihung ins Heer ist, darf das Gegentheil auch nicht als besonderes Merkmal des λειποτάξιον gelten. Wir unterscheiden nur zwey Vergehen, welche dem jüngern Alcibiades zur Last gelegt werden: daß er aufgerufen sich nicht stellte und sich nicht als Schwerbewaffneter unter die Reihen seiner Mitbürger begab, also auch nicht in dieser Eigenschaft mit ihnen in den Krieg zog, ist ἀστρατεία, dagegen, daß er ohne vorhergegangene Prüfung als Cavallerist diente, weil das weniger Gefahr brachte, ist δειλία. Von dem λειποτάξιον steht in X nichts. Der Redner kann demnach geschrieben haben: ἀστρατείας μὲν — ὅτι καταλεγεὶς οὐ παρῆν, οὐδὲ παρέσχε μετὰ τῶν ἄλλων ἑαυτὸν τάξαι, οὔτ' ἐξῆλθε μεθ' ὑμῶν στρατοπεδευόμενος, δειλίας δὲ κτέ., wenn nicht der Satz οὐδὲ παρέσχε — τάξαι, welcher nicht ohne Umstellung beybehalten werden kann, bloß eine Interpretation von οὐ παρῆν ist, worauf auch das mit μεθ' ὑμῶν schlecht stimmende μετὰ τῶν ἄλλων leitet. In XIX, 10 äußert der Sprecher, die Richter dürften gegen liberale Männer, die dem Staat viele Opfer bringen, kein schlimmes Vorurtheil fassen, wohl aber gegen die ὅσοι καὶ τὰ πατρῷα καὶ ἄν τί ποθεν λάβωσιν εἰς τὰς αἰσχίστας ἡδονὰς εἰθισμένοι εἰσὶν ἀναλίσκειν. So hebt uns auch noch Scheibes Text über den Anstoß des Urkundlichen weg, in welchem μὴ δῶσιν steht, erst C gibt λάβωσιν. Soll aber jenes aus diesem geworden seyn? Das ist nicht glaublich, eher liegt in μὴ δῶσιν die Endung eines längern Verbums vor. Markland ist daher, da ihm die Lesart des C noch unbekannt war, auf κληρονομήσωσιν gefallen. Ein allgemeiner Ausdruck wird aber erfordert, da nicht bloß Ererbtes verpraßt wird; ein solcher wäre ὠφεληθῶσιν, vergl. XVIII, 20: οὐκ ἐλάττω ἀπ' αὐτῶν ὑμῶν ὠφεληθήσεσθε, und XIX, 61 πολὺ γὰρ πλείω ὠφεληθήσεσθε.

Die häufigsten Corruptionen bey Lysias bestehen in Auslassungen, mitunter, wie hier, von einigen Sylben, so daß ein Wort nur verstümmelt im Text sich erhalten hat, häufiger von ganzen Worten, Sätzen oder gar Zeilen. Scheibe hat mehrere solcher Ausfälle entdeckt, und das Fehlende mit großer Wahrscheinlichkeit dem Sinn nach, oder auch mit Angabe des griechischen Ausdrucks ergänzt. So VI, 27 τοσαύτην δὲ αὐτῷ τῶν ἀσεβημάτων vor θεὸς λήθην ἔδωκεν, noch größer ist die Lücke XXVI, 13; nach πόσων αἴτιος αὐτῇ κακῶν γεγένηται im Programm p. 31 wird der Inhalt des Verlornen bestimmt durch die Sätze: omnibus notum est civibus, quare nolite ei fidem habere, worauf die Rede fortfahren kann mit ἢ πειθόμενοι πῶς ἂν οἴεσθε διαβληθῆναι; Einzelne Worte, ohne welche aber der Gedanke des Redners nicht zu begreifen wäre, sind eingereiht in X, 28, XIII, 74, XVII, 4. Vorzüglich ist die letztere wohlgelungen, und, wenn Ref. sich nicht täuscht, denen von Emperius und Sauppe noch vorzuziehen, indem er nur ἀπογράφοντες nach ἀπέγραφον einschiebt und τὴν (im Pal.) vor πάντα streicht. Offenbar, sagt dann der Sprecher, hat man von den Gütern des Eraton nichts übergangen, indem auch das mir Verfallene, in der Meinung, es gehöre noch ihm, aufgezeichnet wurde. XIII, 75 ist προσποιεῖται, ohne daß der Gegenstand der Simulation genannt wird, unverständlich, Scheibe supplirt daher πολίτης εἶναι. X, 28 würde αἰτίαν δ' ἔχειν ὑπὸ τῶν παίδων zweydeutig seyn, es könnte nämlich auch den Sinn haben, daß der Verstorbene von seinen Söhnen angeklagt werde, diesem Fehler hilft das beygefügte ἀνῃρῆσθαι ab. Nur in den Noten erwähnt Scheibe die unentbehrliche Ergänzung ὑμᾶς μὲν vor πλουτοῦντας VIII, 7. Desgleichen ib. ὑμᾶς vor ὑπώπτευον. Herstellung einer

fehlenden Sylbe in XXXII, 24 αὐτοῖς (für τοῖς) ὀρφανοῖς οὖσι gibt dem Satz die richtige Construction. In I, 22 hat Scheibe nach μετὰ ταῦτα διεγένοντο ἡμέραι τέσσαρες ἢ πέντε die Lücke zuerst angedeutet, indem er erkannte, daß die versprochene Beweisführung sich nicht auf die unmittelbar vorausgehende Zahl der vier oder fünf Tage beziehen könne, welche der Sprecher hinbrachte, nachdem ihm die unerwünschte Aufklärung über Eratosthenes Besuche gegeben worden war; was aber hier stand, ist nicht mehr zu errathen.

Daß aber Lücken im Text dieses Redners noch viel häufiger sind, als Scheibe zu glauben scheint, will Ref. zunächst an dem Beyspiel einer Rede durchzuführen versuchen, der siebenten, worin von einem wackern Bürger der Vorwurf abgewehrt wird, daß er den Stumpf einer μορία, dergleichen als unverletzliches Staatseigenthum auf vielen Privatländereyen sich befanden, vertilgt habe. Dadurch hätte er der schwersten Strafe sich schuldig gemacht, also geringen Vortheil — die Benutzung des von dem σηκός eingenommenen Bodens — mit dem größten Nachtheile vertauscht. Hierin liegt die Hauptkraft der argumentatio: wenn das Grundstück durch den Baum sehr benachtheiligt war, gewann der Angeklagte, indem er ihn heimlich beseitigte, der Ankläger mußte also darthun, welchen Schaden die Erhaltung des Olivenstumpfes und welchen Vortheil die Zerstörung desselben gewährte. Dieß konnte ihm nicht gelingen (14), wohl aber vermag der Angeklagte zu beweisen, daß viele und große Nachtheile ihm daraus erwachsen mußten, wenn er am hellen Tag ausführte, was streng verboten war. Mit den Nachtheilen meint er natürlich nicht die auf ein solches Vergehen gesetzte Strafe; diese braucht er als allbekannt, nicht erst zu demonstriren, sondern er versteht darunter die Ausgaben, welche nothwendig wurden, wenn er eine Anklage des offenkundig Begangenen verhindern wollte. Vorübergehende hätten es bemerkt, die Sklaven, welche dabey gebraucht worden waren, hätte er immer fürchten müssen, ferner die früheren Pächter, die das ehemalige Vorhandenseyn eines solchen Stumpfes bezeugen konnten, die unermüdlich beobachtenden Nachbarn: alle diese mußten durch Geld und gute Worte vermocht werden, zu schweigen; endlich hätte der Ankläger selbst gewonnen werden müssen. Unterließ der Beklagte dieß alles und gelang es dem Kläger selbst nicht, einen Zeugen aufzubringen, so konnte das für einen starken Beweis von der Unschuld des Ersteren gelten, und die Richter durften schon in die Behauptung des Klägers, daß jener als reicher Mann die von ihm angegangenen Zeugen ihm abwendig gemacht habe, ein gegründetes Mißtrauen setzen (22). Hierauf bringt der Sprecher die aus Widersprüchen geschöpften Beweise vor (τεκμήρια), dann a minore, wenn er andere Oelbäume auf seinen übrigen Feldern, die doch keine μορίαι waren, sorgfältig pflegte; a judicato, wenn er den Aufsehern derselben nie Anlaß zur Unzufriedenheit gab, a tempore, wenn er selbst unter den Dreyßigen sich keine Verletzung der Art erlaubte; a loco, wenn die Entfernung des Stumpfes sogleich hätte entdeckt werden müssen; a contrario, wenn der Ankläger die Sache besser verstehen will, als die Aufseher der μορίαι; a vita, wenn er in den bürgerlichen Leistungen sich stets auszeichnete und Opfer brachte, die in keinem Verhältniß zu dem Gewinn stehen, der ihm aus der Vertilgung des σηκός erwuchs. Endlich hat der Angeklagte dem Kläger die Tortur seiner Sklaven angeboten, es wäre sonderbar, wenn die Sklaven, welche selbst mit der gewissen Aussicht auf ihre Hinrichtung gegen sich Zeugniß ablegen, nicht auch gegen ihre Herrn zeugen sollten, wo sie etwas mit Wahrheit gegen diese vorbringen können, um von den Martern befreyt zu werden. Daß Nikomachus dieß Anerbieten abgelehnt hat, beweist gegen ihn. Um die Nothwendigkeit einiger vorzuschlagender Aenderungen leichter darzuthun, hat Ref. die wesentlichsten Theile der Rede zusammengestellt. Der Angeklagte mußte also bedenken, wenn er die angeschuldigte That beging, welchen Vortheil ihm die Vernichtung des Stumpfs brachte und ἥτις ζημία τῷ ποιήσαντι (sc. ἐγένετο). Letzteres soll zu dem unmittelbar Vorhergehenden Gegensatz seyn, wie sich aus der parallelen Paarung der Antithesen τί ἂν λαθὼν — ἔπασχον deutlich ergibt; statt dessen wiederholt sich in ποιήσαντι nur und noch dazu mit schwächerem Ausdruck der in ἀφανίσαντι liegende

Begriff. Den verlangten Gegensatz erhalten wir durch Vervollständigung des Verbums: περιποιήσαντι erscheint als eben so leichte wie unentbehrliche Correktur. Dem κέρδος kann ferner nicht die Strafe, sondern nur der Schaden entgegengesetzt werden. Also hat ζημία in den §§. 12. und 14. nicht die Bedeutung „Strafe," wie gewöhnlich angenommen wird. An letzterer Stelle ist die Antithese abermals durch Wegfall verdunkelt, und wird es noch mehr, wenn man nach πολλὰς ein γὰρ einschiebt; es muß als dem οὗτος μέντοι οὐκ ἂν ἔχοι ἀποδεῖξαι entsprechend vor πολλὰς die ausdrückliche Bezeichnung der sprechenden Person mit ἐγὼ δὲ treten. Mißverstanden ist ζημίαν auch §. 23., wenn man τὴν streicht und ταύτην zum Subjekt macht, denn der Sinn ist: er meint, ich hätte auch diesen Schaden nothwendig erlitten (die Ausgaben, um seine Zeugen zu bestechen).

(Fortsetzung folgt.)

Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm.

(Schluß.)

Wir haben bisher uns fast ausschließend mit den Mängeln und Gebrechen des d. W. beschäftiget, und glauben durch diese Auseinandersetzung unser endliches Urtheil, genugsam begründet, dahin aussprechen zu müssen, daß das d. W. in keiner Hinsicht den Anforderungen genüge, welche an ein für alle Stände geeignetes Sprachwerk nach Recht und Billigkeit gestellt werden, daß es für Deutschlernende, für Fremde und für Schulen, sowie für rathsuchende Geschäftsleute durchaus unpraktisch sey, daß dem zu Folge für diese große Klasse die Wörterbücher von Adelung und Campe noch immer die unumgänglichen Rathgeber verbleiben, und selbst für den Gelehrten nicht entbehrlich gemacht wurden. Das große, das unzubestreitende Verdienst des d. W. besteht in der Sammlung eines reichen Sprachschatzes der neuhochdeutschen Literatur bis auf Göthe. Während Adelung sich aufwärts Luther als Grenze gezogen, scheint das d. W. die große Sprachrevolution von der Druckerfindung zu datiren, wiewohl es unter diesem Gesichtspunkte auch die vorlutherischen Bibeln in sein Bereich aufgenommen haben sollte.

Indem wir hier abschließen, und der Druck dieser Beurtheilung zu Ende rückt, fällt uns die dritte Lieferung des d. W.'s in die Hände. Wir freuen uns, dem gelehrten Publikum die Mittheilung machen zu können, daß diese Lieferung von groben Verstößen, wie wir sie oben gerügt, uns freyer erscheine, daß selbst die Anordnung eine bessere geworden, wiewohl im Uebrigen, besonders im Punkte der Etymologie, die als die schwache Seite des Werkes betrachtet werden kann, das Meiste von dem, was wir an den beyden ersten Lieferungen zu bemerken gefunden haben, auch von dieser gilt*).

Was Druck und äußere Ausstattung betrifft, finden wir beyde höchst befriedigend; wiewohl der compresse, scharfe Druck schwachen Augen wenig zusagen dürfte. Druckfehler finden sich wenige; störend ist der häufige Mangel des Punktes über dem i z. B. p. 92, 97. P. 7 ist statt Rauenbildern zu lesen: Frauenbildern. P. 169 statt: die Kleinen betrauert l. belauert. P. 61 das klingt ab l. das Jahr klingt ab u. dgl. Der Preis der Lieferung ist im Verhältnisse zu dem Umfange des Inhaltes äußerst billig gestellt. Das ganze Werk dürfte sich auf 50 — 60 Lieferungen belaufen.

Wurm.

---

*) Den Besitzern des d. W.'s zu Gefallen wird diese Beurtheilung unter weiterer Ausführung und Begründung der hier niedergelegten Bemerkungen später in besonderem Abdruck erscheinen.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. October.

Nro. 49. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

1) **Lysiae orationes.**

2) **Programm des Gymnasii Carolini Ostern 1852.**

(Fortsetzung.)

Das Verfahren des Nikomachus schildert der Sprecher in dem Dilemma: *δεινότατα οὖν πάσχω, ὅς εἰ μὲν παρέσχετο μάρτυρας, τούτοις ἂν ἠξίουν πιστεύειν, ἐπειδὴ δὲ οὐκ εἰσιν αὐτῷ, ἐμοὶ καὶ ταύτην τὴν ζημίαν οἴεται χρῆναι γενέσθαι:* hätte er Zeugen, so würde er verlangen, daß man diesen Glauben schenke, da er keine hat, soll der Angeklagte Alles bestochen haben. Der Uebergang von *πάσχω* zu *ὅς εἰ κτέ* ist sehr hart; Scheibe will *ὅτι*, oder mit Tilgung von *ὅς* schreiben *εἰ μὲν γὰρ κτέ*. Ref. möchte lieber dasselbe Mittel wie oben anwenden und *ὑπὸ τουτοῒ* vor *ὅς* einreihen. Die nun folgenden einzelnen Beweise leiden auch zum Theil an mangelhafter Fassung, die der Redner selbst nicht verschuldet haben kann; z. B. wo er behauptet, die Oelbäume auf seinen Feldern so hoch zu halten, wie sein Vermögen, und hinzusetzt: *ἡγούμενος περὶ ἀμφοτέρων τούτων εἶναί μοι τὸν κίνδυνον*. Er will damit doch wohl sagen, daß er sie so gewissenhaft behandelt, als wären es *μορίαι*, deren Beschädigung Verbannung und Confiscation nach sich zog; dann muß aber *ἀμφοτέρων* sich auf ein Wort beziehen, welches nicht dasteht, aber aus den vollständigen Stellen §. 3. und 32., auch III, 38. entlehnt werden kann, Lysias wird gesagt haben *ὥσπερ τὴν πατρίδα καὶ τὴν ἄλλην οὐσίαν*. Dieß argumentum a minore faßt er im §. 26. noch einmal enthymematisch zusammen und gibt ihm durch isokole und homöoteleutische Form mehr Rundung, der Schluß davon ist abermals unvollständig: *τὴν δὲ μορίαν — ὡς ἀφανίζων νυνὶ κρίνομαι*, obwohl Scheibe in den Vindiciae (p. 25) alles hier für unverdorben (sarta tecta) erklärt; jedoch kann *κρίνομαι* nicht die Bedeutung des Ueberführtwerdens haben, und die Anklage selbst zu läugnen, während er sich gegen sie vertheidigt, konnte dem Sprecher nicht einfallen, nur ihre Richtigkeit und Wahrscheinlichkeit stellt er in Abrede. Es muß also *εἰκότως* vor *ὡς ἀφανίζων* gesetzt der absoluten Negation die nöthige Beschränkung ertheilen; vergl. XIX, 44: *ὥστε οὐκ ἂν εἰκότως ἡμᾶς αἰτιῷσθε* (wie statt *αἰτιᾶσθε* dort zu schreiben ist). In §. 30. ist vor *σύνιστε* entweder *οὐδὲν ἐμοὶ* oder wenigstens *οὐδὲν* weggefallen, vgl. XXXII, 27: *τί αὐτὸν οἴεσθε πεποιηκέναι περὶ ὧν αὐτῷ οὐδεὶς σύνοιδεν;* der Beweis gegen den Ankläger, welcher aus der Ablehnung der Tortur gebildet wird, hat eine sehr verschiedene Behandlung von Bremi, Hamaker, Rauchenstein und Scheibe erfahren. Scheibe will §. 35., wo man liest: *οὗτος δ' οὐκ ἤθελεν οὐδὲν φάσκων πιστὸν εἶναι τοῖς θεράπουσιν· ἐμοὶ δὲ δοκεῖ εἶναι, εἰ περὶ αὐτῶν μὲν οἱ βασανιζόμενοι κατηγοροῦσιν — περὶ δὲ τῶν δεσπότων — μᾶλλον ἂν εἵλοντο ἀνέχεσθαι βασανιζόμενοι ἢ κατειπόντες ἀπηλλάχθαι τῶν παρόντων κακῶν;* zu *δοκεῖ εἶναι* hinzudenken *οὐδὲν πιστὸν*, ohne zugleich das dann unerträgliche *μὲν* wegzuschaffen. Allerdings muß es stehen bleiben, um auf die rechte Spur zu führen und fühlbar zu machen, daß der Satz *εἰ περὶ αὐτῶν κτέ.*

nicht von dem folgenden (fälschlich in der neuesten Ausgabe als Frage aufgefaßten) Satz abgerissen werden darf, sondern mit ihm enge verbunden ist. Der schon oben angedeutete Gedanke wird dem Text wiedergegeben durch Erweiterung der Phrase, ἐμοὶ δὲ δοκεῖ εἶναι zu ἐμοὶ δὲ δοκεῖ δεινὸν εἶναι. Diese Wendung kömmt bey Lysias sehr oft vor, vgl. XIV, 17, 31, XXX, 8, und, um den Wechsel der Modi in dem abhängigen Doppelsatze zu belegen Andocid. de myst. §. 102. Aesch. adv. Tim. §. 85. Die Ansicht, daß die Sklaven, wenn sie der ihnen vorgeworfenen Verbrechen wegen gefoltert würden, keinen Glauben verdienten, weil sie die Todesstrafe voraussehend sich selbst anklagten, um nur den Qualen der Tortur zu entgehen, wäre hier nicht an ihrem Platze und außerdem etwas gezwungen und undeutlich ausgedrückt. Wozu hätte es denn auch der Folter bedurft, wozu sollte es dienen, die schon Verurtheilten auch noch zu peinigen? Hätten die Sklaven mit der Anklage des Nikomachus übereingestimmt, so wäre sie sofort bestätigt gewesen, da der Angeklagte sich auf ihre Aussage berief. Schwerlich war das §. 37. mit περὶ ἐμοῦ μὲν γὰρ εἰ ἔλεγον genügend ausgedrückt, wenigstens scheint eine einfache Hindeutung auf die Anklage durch ταῦτα erforderlich. Die letzte bemerkliche Lücke in dieser Rede §. 39. hat Scheibe nach Hamakers Vorschlag ausgefüllt: ἐγὼ μὲν (ἐγνωκέναι) ὑμᾶς ἡγοῦμαι κτἑ. Es ist indeß die Frage, ob der Angeklagte den Richtern so unumwunden die Ueberzeugung von der Bestechlichkeit des Gegners beylegen mochte; einen minder zuversichtlichen Ausdruck, wie ὑποπτεύειν würden wir vorziehen. Lieber als diese Conjektur hätten wir §. 18. die von Hirschig aufgenommen gesehen, welcher καὶ οἰόμεθα vor μηδένα εἰδέναι einschiebt. Eine offenbare Lücke, §. 2. νυνί με σηκὸν ἀφανίζειν wird durch φασι nach με am leichtesten ergänzt.

Obiger Erörterung zufolge wäre in nur einer nicht sehr langen Rede — sie nimmt in vorliegender Ausgabe 8 Octavseiten ein — der Text an zehn Stellen defekt. Geht das auch nicht in gleichem Verhältniß fort, so fehlt es doch auch in den übrigen Reden nicht an Beyspielen der Art. So scheint uns die Phrase XIX, 18 ἐκείνῳ — ἦν τὰ ἑαυτοῦ πράττειν, wo man sich auf Lucian. Dial. mort. XXIV, 2 beruft, dieser Stelle unähnlich und unvollständig zu seyn; der Zusammenhang verlangt den Zusatz von ἐπιμελές, da Lysias fortfährt Ἀριστοφάνης δὲ — καὶ τῶν κοινῶν ἐβούλετο ἐπιμελεῖσθαι. In derselben Rede wird von Aristophanes erzählt, er sey als Gesandter mit Eunomus und Lysias nach Sicilien abgegangen — μετὰ — Λυσίου φίλου ὄντος καὶ ξένου. Aber von wem war Lysias Gastfreund? Als Athenischer Metoeke konnte er nicht ξένος eines Atheners, wie Aristophanes, seyn; er wurde vielmehr zu jener ehrenvollen Sendung gewiß deßhalb auserkoren, weil er mit Dionysius befreundet war. Das mußte jedoch ausdrücklich angegeben werden: Διονυσίῳ fiel leicht weg nach Λυσίου. Lysias wäre dann dem Sicilischen Tyrannen bekannt gewesen, wie VI, 48 Andocides als βασιλεῦσιν ἐξενωμένος καὶ τυράννοις erscheint. Weiterhin §. 25. wird zum Beweis dafür, daß Aristophanes alles baare Geld ausgegeben hatte, um nach Kräften die Bundesgenossenschaft Athen's mit Euagoras zu unterstützen, erzählt, Demos, Sohn des Pyrilampes, habe von Aristophanes einen Vorschuß von 16 Minen nicht erhalten können, so gern er auch ihm diese Gefälligkeit erwiesen hätte, zumal ihm Demos eine kostbare goldne Phiale als Unterpfand anbot. Die Handschriften haben hier einen unverständlichen Satz: Δῆμος — ἐδεήθη μου προσελθεῖν αὐτῷ λέγων ὅτι ἔλαβε σύμβολον παρὰ βασιλέως — φιάλης μὲν Χρυσῆς, ὡς Ἀριστοφάνην λαβεῖν ἑκκαίδεκα μνᾶς ἐπ' αὐτῇ κτἑ. Was Scheibe im Programm darüber bemerkt, können wir in negativem Betracht nur zum Theil unterschreiben, sind durchaus nicht mit seinen Verbesserungsvorschlägen einverstanden. Er sagt l. c. p. 6: ego — cogitans, quod in una atque eadem enunciatione idem homo prius pronomine ἀναφορικῷ (αὐτῷ), dein ipso nomine (ὡς Ἀριστοφάνῃ) dicitur, id et a loquendi consuetudine et vero etiam ab omni ratione vehementer abhorrere, verba ὡς Ἀριστοφάνῃ expungenda esse persuasum habeo: αὐτῷ enim quum ad quem referendum esset, interpreti cuidam ambiguum videretur, nimirum hoc ne quenquam lateret, addidit ille ὡς Ἀριστοφάνῃ,

sive per heteroclitum accusativum, qui reperitur in optimo cod. X. ὡς Ἀριστοφάνην „ad Aristophanem." Deinde ante λαβεῖν adiiciendum duxi part. καὶ, ut non Aristophanes, sed iam auctor huius orationis dicatur rogatus esse ut ipse pro patera ab Aristophane Demi nomine sedecim minas acciperet. Th. Bergkius meus, qui in similem se sententiam incidisse mecum communicavit, pariter καὶ ante λαβεῖν inserendum, αὐτῷ vero secludendum esse iudicavit, verba ὡς Ἀριστοφάνῃ servans. Cui suspicioni et inconcinna verborum collocatio obstat, et id, quod verisimilius est ad αὐτῷ interpretationis causa assuisse quendam ὡς Ἀριστοφάνην quam vicissim." Nach dieser Fassung des Textes würde Demos den Sprecher selbst um die 16 Minen gebeten, nicht diesen ersucht haben, die Summe ihm von Aristophanes zu verschaffen. Damit steht in Widerspruch, daß er verlangt, jener solle seinen Schwager um das Geld angehen, und daß Aristophanes es bedauert, dem Wunsch des Demos nicht willfahren zu können. Das entgegengesetzte Mittel glaubt Ref. einschlagen zu müssen: Scheibe hält ὡς Ἀριστοφάνην für lästigen Ueberfluß, es scheint aber eher ein Bruchstück zu seyn, das um zum Uebrigen zu passen, der Ergänzung und, wie die nächsten Worte vorher und nachher, kleiner Abänderungen bedarf. Wir hoffen nämlich dem Sinn der Erzählung näher zu kommen, indem wir schreiben ἔλαβε — φιάλην χρυσῆν, ἣν ὑποθήσειν εὐθέως Ἀριστοφάνει λαβὼν ἑκκαίδεκα μνᾶς ἐπ' αὐτῇ. Kleinere Lücken in derselben Rede sind §. 28., 33., 34. In der ersten Stelle πρὶν τὴν ναυμαχίαν νικῆσαι fehlt das Subjekt, natürlich die Athener, also ὑμᾶς, vgl. Aesch. ad Ctesiph. §. 181.: ὅτε τῇ Σαλαμῖνι ναυμαχίᾳ τὸν Πέρσην ἐνικᾶτε. Sonderbar wäre es, wenn Lysias den Angeklagten in der dritten Person von sich sprechen ließe, wie §. 33. geschieht: πῶς ἂν οὖν εἶεν ἄνθρωποι ἀθλιώτεροι, ἢ εἰ τὰ σφέτερ' αὐτῶν ἀπολωλεκότες δοκοῖεν τἀκείνων ἔχειν; Hier scheint ἢ ein verstümmeltes ἡμῶν zu seyn; ist dieses herzustellen, so kann auch δοκοῖεν nicht mehr bleiben. Lückenhaft ist die Construction in dem folgenden Satz ὃ δὲ πάντων δεινότατον· τὴν ἀδελφὴν ὑποδέξασθαι παιδία ἔχουσαν πολλά κτέ. Denn die Infinitive hängen nicht von δεινότατον ab, δεῖ ist ausgefallen nach ὑποδέξασθαι, oder, will man im Folgenden ἔχοντες schreiben, ἠναγκάσμεθα, vergl. oben §. 9. In §. 34. hat das von Bergk eingesetzte ἀπολέσαι (statt ἀπολέσθαι) zwar auch einen guten Sinn, ist aber der nothwendigen Uebereinstimmung mit §. 38. hinderlich. Der Satz τούτου ἕνεκα ἠξιοῦτε τοὺς ἀναγκαίους τοὺς ἐκείνου (des Timotheus) τὰ σφέτερ' αὐτῶν ἀπολέσαι; ist nur eine Wiederholung des in gleichem Zusammenhang ausgesprochenen in §. 34. διὰ τοῦτο ἠξιοῦτε καὶ τοὺς προσήκοντας τοὺς ἐκείνου ἀπολέσαι, und man begreift nicht, warum hier variirt werden soll, noch dazu in der Weise, daß der stärkere Ausdruck vorausgeht, der schwächere folgt. Uebrigens verlangt ἠξιοῦτε in beyden Stellen den Zusatz von ἂν (vgl. VII, 23), ferner muß §. 38. dem so gefaßten Schluß auch die Bedingung im entsprechenden Modus vorhergehen, also εἰ ἐδημεύσατε — ἐλάβετε für εἰ δημεύσαιτε — λάβοιτε geschrieben werden. Denn es ist abermals unerklärlich, warum Lysias hierin abgewichen seyn sollte bey der Wiederholung der schon §. 34. ausgesprochenen Bedingung: εἰ — ἐκείνου — ἐδημεύθη ἡ οὐσία καὶ μὴ ἐγένετο τῇ πόλει πραθέντων ἁπάντων τέτταρα τάλαντα. Am Schluße der Rede §. 62. hat den defekten Satz ὥστε τῷ γ' ἔργῳ πάλαι ταῦτ' ἐστι Dobree ergänzt durch Hinzufügung von τῆς πόλεως, desgleichen Sauppe, indem er zugleich πάλαι wegließ, Scheibe schreibt πάλαι ταῦτ' ἐστι κοινά, das Einfachste und Treffendste hat bereits Reiske gegeben: πάλαι ὑμέτερα ταῦτ' ἐστι, es heißt ja auch gleich darnach ὑμῖν δὲ πλείους οὕτως αἱ ὠφέλειαι ἢ εἰ δημεύσαιτε.

In der folgenden Rede handelt es sich darum, ob Polystratus dafür büßen solle, daß er einst dem Rath der Vierhundert angehört hatte. Man möge sich erinnern, verlangt sein Sohn und Vertheidiger, wie schwer es in jener Zeit hielt, ihnen Widerstand zu leisten, denn τό δέος καὶ ὁ φόβος τῶν πεπονθότων ἀπέτρεπε πάντας. Unverständlich ist πεπονθότων. Lysias setzt hinzu: ὥστε οἱ πολλοὶ πάντα ἐγίγνωσκον αὐτῶν, wohl in dem Sinn: die Menge war ihnen ganz ergeben, weil sie τοὺς μὲν —

ἐξήλαυνον αὐτῶν, τοὺς δὲ ἀπεκτίννυον. Aber ihren Gehorsam konnten sie nicht bestechen, hier sind also die Worte verdorben und mangelhaft, der Gedanke kann kaum ein anderer seyn als τοὺς μὲν — ἐξήλαυνον τῶν ἀπειθούντων, τ. δ. ἀ. Von diesem ἀπειθούντων dürfte das obige πεπονθότων nur die Corruption seyn, welche überdieß an die unrechte Stelle gerieth und dadurch verdrängte, was ursprüngliche Lesart war, und schon von Markland aus §. 31. emendirt wurde: ὁ τῶν κατηγόρων. Unlogisch ist, was §. 16. zur Vertheidigung desselben Mannes vorgebracht wird: οὗτος δ' ἐν πολλοῖς δηλοῖ ὑμῖν, ὅτι εἴπερ τι νεωτερίζειν ἐβούλετο εἰς τὸ ὑμέτερον πλῆθος, οὐκ ἄν ποτ' ἐν ὀκτὼ ἡμέραις εἰσελθὼν εἰς τὸ βουλευτήριον ᾤχετο ἐκπλέων — denn nur die frühzeitige Entfernung dient zum Beweis, daß Polystratus keine bösen Absichten gegen die Demokratie hegte; dieser eine Beweis kann aber nicht gleich vielen gelten. Man erwartete also einen anderen Ausspruch, der das ἐν πολλοῖς rechtfertigte, etwa: οὗτος δ' ἐν πολλοῖς δῆλος ὑμῖν εὐνοῶν, ὃς καὶ, εἴ πέρ τι κτέ. Vorher, §. 13., verlangt schon die Symmetrie wegen des folgenden ἀλλ' οἳ ἂν ἐκ πλειόνων ἐλάττους, daß vorausgehe οὐχ οἳ ἂν ἐξ ἐλαττόνων πλείους πολίτας ποιῶσιν. In §. 24. will sich der Sohn des Polystratus als einen braven Krieger darstellen und behauptet, das der väterlichen Erziehung zu verdanken: ἡμᾶς παρεσκεύασεν ὡς ἂν τῇ πόλει ὠφελιμώτατοι εἴημεν — dann fährt er fort: mich sandte er nach Sicilien: ὑμῖν δ' οὐκ ἦν; was er nicht war, ist ausgefallen, wohl ἄχρηστος, vgl. XXXIII, 3, wo von σοφισταὶ λίαν ἄχρηστοι gesprochen wird, dagegen hier §. 10 der Redner beklagt, daß die schlecht bey Gericht wegkommen, οἳ — ἀεὶ ὑμῖν χρηστοὶ ἦσαν.

Zwey kleine Ausfälle bemerken wir in der nächsten Rede XXI, nämlich §. 15. und 17. Dort durfte Scheibe nicht anstehen, Dobrees ὑμετέρων für ἑτέρων aufzunehmen. Da durch die Worte τὰ δὲ σφέτερα αὐτῶν εἰς ὑμᾶς ἀναλίσκωσι der Gegensatz ἵνα τῶν μὲν ὑμετέρων μὴ ἐπιθυμήσωσι nothwendig hervorgerufen wird. In §. 17. hat Lysias schwerlich ἠξίουν ἐμοὶ δοῦναι τὴν χάριν, sondern ἠ. ἐ. δ. ταύτην χάριν (dieß zu Gefallen) geschrieben. Ebenda ist, beyläufig bemerkt, ein falscher Modus stehen geblieben: οὐκ ἂν εἰκότως ἕτεροί με ἐξῃτήσαντο παρ' ὑμῶν statt ἐξαιτήσαιντο, was bereits Emperius verlangt hat, vgl. die (von Scheibe nicht benützten) Adversaria in den Opuscul. Emp. p. 315. Eine noch unbeachtete Lücke glauben wir aber XXIV, 9 zu erkennen: der Invalid, aus welchem der Ankläger einen reichen Mann gemacht hatte, erklärt, jener werde seine Behauptung gewiß zurücknehmen, wenn er, der angeblich Reiche, bey Gelegenheit einer Choregie ihn zum Vermögenstausch auffordere. Daran schließt sich die Frage: καὶ πῶς οὐ δεινόν ἐστι νῦν μὲν κατηγορεῖν, ὡς διὰ πολλὴν εὐπορίαν ἐξ ἴσου δύναμαι συνεῖναι τοῖς πλουσιωτάτοις εἰ δὲ ὧν ἐγὼ λέγω τι γενόμενον τοιοῦτον εἶναι; καὶ τί ἔτι πονηρότερον. So Scheibe nach Sauppe's Vorschlag, welcher τί hinzuzufügen für gut fand. Doch ist der Text an dieser Stelle nicht mangelhaft, wohl aber vorher, da der Infinitiv εἶναι nicht von κατηγορεῖν abhängen kann, sondern als Gegensatz zu diesem der Begriff des Zugeständnisses angebracht werden muß, etwa ὁμολογεῖν ἄν, was vor εἶναι und noch besser nach demselben seinen Platz finden wird. Was soll aber dann die Frage καὶ τί ἔτι πονηρότερον; Sie gibt nicht das, was man als Antithese zu der fingirten εὐπορία erwartet: der Gegner würde im Fall der Noth die Wahrheit nicht verschweigen, und lieber, als er eine Antidosis mit einem so unbemittelten Mann einginge, ihn noch ärmer machen, also zugeben τοιοῦτον εἶναι καὶ ἔτι ἀπορώτερον.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. October.

Nro. 50. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

1) Lysiae orationes.

2) Programm des Gymnasii Carolini Ostern 1852.

(Fortsetzung.)

Ohne solche Annahmen traut man dem so äußerst natürlichen, klaren, ungezwungenen Styl des Redners Härten zu, welche seinen anmuthigen und leichten Fluß auf das Widrigste unterbrechen. Der Art ist die von Scheibe Vind. p. 34 sqq. vertheidigte Aposiopese des Nachsatzes *οὐχ οὕτω ῴκοῦμεν* (wir erwarteten eher etwas Stärkeres, z. B. *δεινότατα ἐπάθομεν*) in XII, 5, eine Stelle, an der Markland und Dobree, ferner Hamaker sich, wie Scheibe l. c. zeigt, vergeblich abgearbeitet haben, eine Apodosis hervorzubringen. Emperius in den Adversaria p. 314 sah wenigstens ein, daß dem *πονηροὶ μὲν* — *ὄντες* zunächst *φάσκοντες δὲ* entsprechen müsse. Mit Parallelstellen, wie Dem. cor. §. 126., wo die große Indignation, mit welcher Demosthenes spricht, eine freyere und anakoluthe Redeweise zur Folge hat, darf die ruhige Darstellung im Proömium nicht zusammengehalten werden. Eben so wenig vermag Ref. mit Scheibe in derselben Rede §. 86. hinsichtlich der auch von Bergk verlangten Ausstoßung des *αἰτήσονται* übereinzustimmen, denn da der zweyte Satz einer Alternative sein Verbum (*ἀπολογήσονται*) hat, darf es auch dem ersten nicht fehlen. Vielmehr sehen wir hier, wo die genannten Kritiker ein Wort als überflüßig tilgen wollen, eine an drey Stellen lückenhafte Periode; denn da schon vorher Lysias die Vertheidiger des Eratosthenes bekämpft hat, und da die deprecatio für den Angeklagten bey ihm sonst durch *ἐξαιτεῖσθαι* bezeichnet wird, wobey das Objekt nicht fehlt, scheint der Anhang des §. 86. ursprünglich so gelautet zu haben: *ἀλλὰ καὶ τοῦτο τῶν ξυνεροούντων αὐτοῖς ἄξιον θαυμάζειν, πότερον ὡς καλοὶ κἀγαθοὶ ἐξαιτήσονται αὐτοὺς* — Das Pronomen fehlt nicht in XXVII, 13, wo aber der Infinitiv *ἐξαιτεῖσθαι* als Lesart der bessern Handschrift in vorliegender Ausgabe die andere *ἐξαιτήσονται* verdrängt hat; er soll, nach Scheibe's Dafürhalten, von dem *εἰθεσμένοι* des Zwischensatzes abhängen. Eher dürfte hier der Interpolator ein richtiges Gefühl für die Sprache des Lysias gehabt, und erkannt haben, daß dem *ποιήσουσιν* ein entsprechendes tempus gegenüber gestellt werden müßte; doch ist damit die kranke Stelle nur halb geheilt, es bedarf noch zweyer Correkturen: *οἱ δημόται* statt *καὶ δημόται* und *καὶ κλαίοντες* für *κλαίοντες*. Der Artikel kann nicht fehlen, wie er auch an ähnlichen Stellen nicht fehlt, vgl. XXX, 31, 32. Damit ist dem Einwurf begegnet, den Scheibe im Programm macht, p. 20: „quos tandem intelligendos esse putamus, qui nunc idem facturi esse dicuntur, quod antea saepe fecerint? Num reos ipsos, de quibus solis hactenus loquutus est orator, nondum eorum mentione iniecta, qui reos ab iudicibus exoraturi erant? Nempe absurdum hoc esset refutaturque iis, quae deinceps §. 13. legimus. (?) Atqui alios quam reos orationis nexus intelligi vetat.“ Vielmehr gebraucht Lysias immer nur von den Vertheidigern den Ausdruck *ἐξαιτεῖσθαι παρά τινος*, vgl. XXI, 17, XIV, 18, es wäre also hier ein Zeugma an-

zunehmen, das keine geringen Schwierigkeiten verursacht, indem ποιήσουσιν auf die Angeklagten selbst geht, in dem nächsten §. aber nur von den Vertheidigern die Rede ist, wo man erwarten durfte, daß die Erwähnung der erstern nicht bloß als passiver Personen sich fortsetzte. In dieser Anklage des Epikrates scheint auch §. 8. nach δίκην δεδωκέναι etwas zu fehlen: der Infinitiv δοκεῖν, da ἀπολωλέναι und δεδωκέναι mit ἄν in das Plusquamperfektum aufgelöst werden müßten, welches dann wieder eine andere, der Sachlage nicht angemessene Aenderung: ἐτιμήσατε, nach sich zöge.

Natürlich kommen auch nicht wenige Beyspiele von der entgegengesetzten Gattung von Fehlern vor, d. h. von fremdartigen Zusätzen, welche offenbar nicht für die Zuhörer, sondern nur für schwache Leser berechnet sind, oder sonstige Marginalien. Mit allem Recht hat Scheibe VI, 11 den Namen Ἀνδοκίδης eingeklammert, aber XXVI, 13 den Θρασύβουλος verschont, welcher kein besseres Schicksal verdiente. In XIII, 11 läßt sich vielleicht εἰ διαθείη ὑμᾶς ἀπόρως ὥσπερ διέθηκεν, das ἀπόρως halten, in so fern dieß eine sonst bey Lysias nachweisliche Verbindung ist, und das Adverbium dem ἀσμένως des nächsten Gliedes entspricht, dennoch gewinnt der Ausdruck an Kraft, wenn es wegbleibt. Ohne Bedenken konnte der neueste Herausgeber ein sinnstörendes Anhängsel XIX, 28 Νικοφήμῳ ἢ καὶ Ἀριστοφάνει (nach ὅτι πρὶν) streichen, worin ihm die Zürcher vorangegangen waren. Ein ähnliches Emblem, wie es scheint, noch nicht als solches erkannt, entdeckt Ref. in VII, 18. εἰ τοίνυν καὶ ταῦτα παρεσκευασάμην, πῶς ἂν οἷός τ' ἦν πάντας πεῖσαι τοὺς παριόντας ἢ τοὺς γείτονας — Nachdem von den Leuten, welche der Angeklagte bey Tilgung des Olivenstumpfs gewinnen mußte, damit sie darüber schwiegen, die Vorübergehenden (15), die Sklaven (16), die frühern Pächter (17) genannt worden sind, kann nicht nochmals der παριόντες gedacht werden, daher die bezeichneten Worte, die der Gedankenlosigkeit eines Abschreibers ihr Daseyn verdanken, eben so gut zu tilgen sind, wie die eben angeführten in XIX, 28. Eine interessante Stelle ist ferner XXIV, 10, wo der Invalid von seinem Reiten spricht, und fortfährt: ἐγὼ γάρ, ὦ βουλή, πάντας τοὺς ἔχοντάς τι δυστύχημα τοιοῦτον ζητεῖν καὶ τοῦτο φιλοσοφεῖν, ὅπως ὡς ἀλυπότατα μεταχειριοῦνται τὸ συμβεβηκὸς πάθος. Dieß ist die Lesart im Pal., der Flor. ersetzt das fehlende Verbum durch οἶμαι, das zu ζητεῖν erforderliche Objekt durch den naheliegenden Zusatz ῥαστώνην τινά, denn gleich darauf liest man: ταύτην ἐμαυτῷ ῥαστώνην ἐξεῦρον. Scheibe findet οἶμαι sehr unpassend, er sagt: non coniectura auguramur infirmos aliquod calamitatis remedium sibi comparare, sed quottidiano usu experti scimus, — und nach Anführung einiger anderer Argumente: „quid multa? scripsit Lysias ἔγνων γάρ, ὦ βουλή κτέ.“ Das ist die buchstäblich leichteste Aenderung, doch sträubt sich dagegen ebenfalls der Gedanke des Sprechers, in welchen man sich versetzen muß: nicht daß er erkannt hat, wie sich Gebrechliche zu helfen suchen, ist ihm Beweis, sondern daß es **natürlich** ist, wenn sie auf Erleichterung ihres Zustandes denken; er braucht nicht an andern Leidensbrüdern zu beobachten, was er selbst empfindet. Das hieher passende Wort, welches sehr leicht in ἐγὼ übergehen konnte, ist εἰκός. Uebrigens nannte Ref. die Stelle interessant, weil sich eine jüngere Interpolation an die ältere angeschlossen zu haben scheint. Denn jenes ῥαστώνην τινὰ soll nur die Rektion eines Wortes vervollständigen, das selbst Glossem eines andern ist: ζητεῖν erklärt φιλοσοφεῖν; ein τοῦτο vor ζητεῖν einzureihen, wie Scheibe räth, würde ein ungehöriges Pathos hereinbringen. In VI, 11 ist das sonderbare μᾶλλον ἢ ἧττον vielleicht nur die Angabe einer Variante, welcher ein Leser das πρὶν ἢ ἐπιδεδημηκέναι vorzog, er schrieb etwa bey: ἧττον· ἐπιδεδημηκὼς ἦ. XXXII, 5 hat Sauppe, dem Scheibe folgt, aus der Lesart zweyer Pariser Handschriften des Dionysius von Halikarnaß οὐδενὶ μᾶλλον προςήκειν καὶ ὥσπερ τοὺς παῖδας γενέσθαι glücklich die Vulgata ο. μ. π. ἑτέρῳ εἰς τοὺς παῖδας ἐπιτρόπῳ γ. verbessert, indem er emendirte δικαίῳ περὶ τοὺς π., nur war es nicht nöthig, ἐπιτρόπῳ beyzufügen, was bloß aus der Corruption ἑτέρῳ entstanden ist; die Entbehrlichkeit des Wortes erhellt aus §. 23., wo fast dieselben Ausdrücke wiederholt sind. Aechtes ist von Scheibe XVIII, 8 angezwei-

felt worden, *ἀλλὰ προθύμως λειτουργοῦσι*, worüber er in der Praefatio, p. XXV, bemerkt: *λειτουργοῦσι*] Dobr. Emper. p. 48. Hamak. p. 70: *ὑπουργοῦσι*. Ego in Vindicc. Lys. p. VIII librorum scripturam tueri conatus sum or. 19, §. 58. (adde or. 25, §. 12.) Nunc vero verba *ἀλλὰ προθύμως λειτουργοῦσι* quum praesertim tempus praesens alienum sit, expunxerim. Die Richtigkeit des Verbums möchte Ref. nicht vertreten, wohl aber die Nothwendigkeit des Kolon *ἀλλὰ πρ. κτἑ.* behaupten, ohne welches der Schluß der Periode nach Form und Gedanke unbefriedigend ausfiele. Dem negativen *ἀποστᾶσιν* entsprechend muß ein positiver, aber allgemeiner Ausdruck ans Ende treten, etwa *πεποιηκόσιν*, vgl. XII, 20, wo Lysias von seiner Familie Aehnliches rühmt: *πολλὰς δ' εἰσφορὰς εἰσενεγκόντας — καὶ πᾶν τὸ προςταττόμενον ποιοῦντας*. Ein lapsus calami oder oculi des Abschreibers, welchem das vorhergehende *λελειτουργηκόσιν* noch vorschwebte, hat dann das ursprüngliche Wort verdrängt.

Ein minder häufig anwendbares Mittel der Lysianischen Kritik ist Transposition. Nothwendig mag sie seyn in XIV, 42, XII, 30, XIX, 51. An der ersten Stelle ist sie zufolge der Angabe Scheibe's (Praef. XXIV) bereits von J. Bekker vorgeschlagen, und es liegt auch nichts näher, als zu corrigiren *ἀδίκως — καὶ πρὸς τοὺς ἄλλους πολιτευόμενοι καὶ πρὸς σφᾶς αὐτοὺς διακείμενοι*, statt daß umgekehrt noch in dieser neuesten Edition gelesen wird *διακείμενοι — πολιτευόμενοι*. An der zweyten scheint Scheibe's Conjektur *ὡς σώσων αὐτόν κατὰ τὰ τούτοις ἐψηφισμένα αὐτὸν συλλαβὼν ἀπήγαγεν* dem Redner einen fremden Gedanken unterzuschieben, die von Sauppe *σώζειν τε αὐτὸν καὶ τὰ τούτοις ἐψ. παρὸν ἀ. σ. ἀ.* eine minder natürliche Ausdrucksweise ihm zu leihen: beydes wird vermieden durch folgende Umstellung: *οὐκ ἐν τῇ οἰκίᾳ κατὰ τὰ τούτοις ἐψηφισμένα, ἀλλ' ἐν τῇ ὁδῷ σώζοντα αὐτὸν συλλαβὼν ἀπήγαγεν*. Eratosthenes brauchte nach dem Auftrag seiner Collegen, den Polemarchus zu Hause zu arretiren, keine Notiz davon zu nehmen, daß er ihm auf der Straße begegnete. In XIX, 51 wird beklagt, daß die Verläumdung gewissenloser Sykophanten schon mehreremale bey den Richtern Eingang gefunden habe, und auf die leichtfertige Anschuldigung, dieser und jener habe auf unredliche Weise sich bereichert, Unschuldige zum Tod verurtheilt worden seyen. In den Worten *αἴτιοι οὖν εἰσι καὶ ὑμῖν πολλῶν ἤδη ψευσθῆναι καὶ ἰδίᾳ ἀδίκως γέ τινας ῥᾳδίως ἀπολέσθαι οἱ τολμῶντες ψεύδεσθαι* ist eine doppelte Versetzung nachzuweisen: erstens sind nicht die Verläumder Ursache gewesen, daß Unschuldige leichtfertig umkamen, sondern die leichtfertigen Verläumder waren Schuld, daß Unschuldige umkamen; sodann ist *καὶ ἰδίᾳ* weder eine Corruptel von *καὶ νὴ Δία*, noch von *καὶ δή*, sondern von *καὶ ἤδη*, was dann zu *ἀπολέσθαι* den besten Uebergang bildet; vor *ψευσθῆναι* muß also *ἤδη* wegfallen. Wir schreiben mithin *α. ο. ε. καὶ ὑμῖν πολλῶν ψευσθῆναι καὶ ἤδη ἀδίκως γέ τινας ἀπολέσθαι οἱ ῥᾳδίως τολμῶντες ψεύδεσθαι κτἑ.* vgl. oben §. 49. *αἴτιον — ὅτι ῥᾳδίως τινὲς τολμῶσι λέγειν κτἑ.*

Eigentliche Corruptionen sind in beträchtlicher Anzahl theils von dem Herausgeber, theils in neuester Zeit von Hamaker, Bake, Bergk, Hirschig u. a. emendirt worden und erscheinen hier entweder im Text, oder wenigstens in der Praefatio. Unter die vorzüglichsten Verbesserungen Scheibe's zählen wir XXVIII, 9: *ὁρῶ — ὠνουμένους τὰς αὐτῶν ψυχὰς καὶ παρὰ τῶν λεγόντων καὶ παρὰ τῶν προέδρων* (sonst *ἐχθρῶν*) *καὶ παρὰ τῶν πρυτάνεων*. X, 26 *μηδ' ὑβρίζοντι* (sonst *καὶ ὑ.*). XI, 10 *ἢ εἰ* (für *εἰ*). XIV, 37 *μηνυτὴς αὐτῶν τοῖς Λακεδαιμονίοις ἐγένετο* (für *μ. αὐτοῖς Λακ. ἐ.*). XVIII, 14 *ἐζημιώσατε* (statt *ἐζημίωσε*). XXV, 4 *φανῶ* für *ἀποφανῶ*, wie VIII, 1 *ἐγκαλῶ* für *ἐπεγκαλῶ*. XXX, 33. *ὥσπερ αὐτοὺς* (sonst *ὥσπερ ἂν τούτους*). In XXXI, 4 stellt jetzt schon die Interpunction den richtigen Sinn her: *ἀξιῶ — οἵτινες δυνατώτεροι ἐμοῦ εἰσι λόγῳ, ἀποφῆναι κτἑ.*, wo sonst ein Komma nach *εἰσι* gesetzt das Adjektiv der unentbehrlichen nähern Bestimmung beraubte und dem Verbum einen sehr müssigen Zusatz beyfügte. Gute grammatische Berichtigungen sind VI, 36 *αὐτὸ τοῦτον*, 38. *τῶν αὐτῶν ἡμῶν*, X, 16 *ταὐτὸ*, XII, 12 *εἰς τοῦ*, 64 *τοὺς Θηρ.* 81 *κατηγόρηται δή*, den rhetorischen

Ausdruck verbessern XII, 40 ἐσκύλευσαν τοσαῦτα, wo früher das Adjektiv fehlte, und XVIII, 10 ἐχαρίζετο, was Scheibe in den Text aufnehmen durfte statt des aus C beybehaltenen ἔχαιρε. In καὶ γάρ μοι δοκοῦσιν für οὐ γάρ μ. δ. trifft Scheibe mit Ref. zusammen, der diesen Vorschlag in den Münchner Gel. Anz. 1848, Nr. 224 gemacht hat. Unter den Emendationen G. A. Hirschigs (vgl. Miscellaneorum philologicorum et paedagogicorum nova series fasc. I, Amstelod. 1850. p. 126 — 145) heben wir aus I, 14 οὐδὲν ὑπονοῶν (sonst ὁ. εἰπών), III, 41 die Tilgung von τραύματος, V, 1 ἱκετεύοντος (statt κελεύοντος), X, 20 νεανικώτεροι für νεανίαι, in welchem Satz auch Reiske's τὰς δὲ ψυχὰς γυναικῶν ἔχουσιν sehr zu empfehlen ist; XII, 14 προθύμως (statt πρόθυμον), XIII, 27 κατέλιπες (für ἀπέλιπες), XX, 34 δι' αὐτὸν (für καὶ ἀ.), XXVII, 6 ληφθῶσι für ὀρθῶσι. Sonst sind XIV, 25 ὑπὸ τῷ αὐτῷ ἀετώματι und XXII, 8 τέσσαρες von Bergk, XII, 81 κατηγόρηται von Bake, XIV, 43 ἥσθησθε von Boissonade, XIII, 23 παράξειν und XIX, 36 εἶναι σᾶ von Cobet schöne Verbesserungen, welche Scheibe meistens in den Text aufgenommen hat. Manches liegt noch in der Praefatio versteckt, was Ref. unbedenklich für ächt erklären würde, Anderes ist von Scheibe wohl zu günstig beurtheilt worden, wie VII, 2 Bakes καὶ δεινόν με, wo nichts nöthigte, das handschriftliche καὶ δεῖ με zu verlassen. Ebenso ist gegen Scheibe's δεῖν in XIII, 49 zu protestiren, an welcher Stelle man nur ὃ οὐκ ἂν δύναιτο οὐδέποτε zu schreiben und das zweyte ἀποδεῖξαι zu streichen hat. In der Praefatio wird bloß die Form des Participiums (δεῖν für δέον) gerechtfertigt, unter andern aus XIV, 7 „ubi eadem constructio ex optimo codice restituta est.“ Aber δεῖν steht hier in keiner richtigen Beziehung zum Nachsatz, der enthalten mußte, was Aporetus zur Vertheidigung vorgebracht habe an der Stelle dessen, was er hätte vorbringen sollen, wie eben das Beyspiel zeigt, auf welches sich Scheibe beruft. Ueberdieß begreift man nicht, was er und Cobet an δεῖ auszusetzen haben. Lysias behauptet, der Angeklagte müsse entweder die ihm vorgeworfene That läugnen oder sie rechtfertigen: δεῖ — αὐτὸν ἀποδεῖξαι ὡς οὐ κατεμήνυσε τῶν ἀνδρῶν τούτων — da er dieß nicht vermag: δεῖ τοίνυν αὐτὸν ὡς δικαίως ἐμήνυσε ταῦτα ἀποφαίνειν, wenn ihm auch dieß nicht möglich ist: ἴσως φήσει ἄκων τοσαῦτα κακὰ ἐργάσασθαι. Wer fühlt nicht, daß diese dreyfache Abstufung minder klar und kräftig ist, wenn das erste Glied derselben verdunkelt wird? In ähnlicher Weise wird die rhetorische Intention des Lysias verkannt, wenn XII, 20 nach λυσαμένους volle Interpunktion eintritt; das folgende τοιούτων ἠξίωσαν macht viel größern Effekt, wenn es mit der vorausgehenden Aufzählung enge zusammenhängt, der Schlußsatz οὐχ ὁμοίως μετοικοῦντας verstärkt dann die Vorstellung von der grausamen Härte, welche an der Familie des Polemarchus geübt wurde. Unter den Stellen, die ihrer handschriftlichen Form nach in traditioneller Ungnade stehen, gehört seit Taylor XIV, 2 ὥστ' ἐπινικίοις ὧν οὗτος φιλοτιμεῖται τοὺς ἐχθροὺς αἰσχύνεσθαι, man hat ἐπ' ἐνίοις oder ἐπ' ἐκείνοις daraus gemacht und den Ausdruck verwässert: ἐπινίκια = ἆθλα sind die Preise oder Wetten, um die Alcibiades mit seinen lüderlichen Genossen stritt und gewöhnlich den Sieg davon trug. Man vergleiche die Charakteristik dieses üppigen Hauses §. 42., 43., dessen Glieder vor keinem noch so schimpflichen flagitium sich scheuten. Auch XXX, 9 ἔτι δὲ οἶμαι θαυμαστὸν νομίζω Νικόμαχον ἑτέροις ἀδικοῦσι μνησικακεῖν ἀξιοῦν ist an οἶμαι mancher Versuch gemacht worden, indem man dafür ein einfaches καὶ oder auch ὦ ἄνδρες δικασταὶ zu setzen vorschlug. Natürlich muß eines von beyden Verbis weichen, will man nicht mit Scheibe καὶ ὑμᾶς nach οἶμαι einreihen und νομίζειν corrigiren, was etwas umständlich ist.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. October.

Nro. 51. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

Regesta Westfaliae. Accedit codex diplomaticus. Die Quellen der Geschichte Westfalens in chronol. geordneten Nachweisungen und Auszügen begleitet von einem Urkundenbuche. Bearb. und herausgegeben von Dr. H. A. Erhard, k. preuss. Archivrath etc. Münster. I. Bd. 1847. II. Bd. 1851. 4.

Auf dem Gebiet der Geschichtforschung herrscht trotz der Ungunst der Zeitverhältnisse eine große, wohl geordnete Thätigkeit, besonders ist diese gerichtet einer Seits auf Uebersichtlichmachung des Quellenmateriales, das so massenhaft vorliegt, zugleich aber auch so zerstreut ist, daß Einer kaum im Stande ist es zu bewältigen, auch wenn er nur ein kleineres Gebiet der Geschichte zum Gegenstande der Forschung macht, weßwegen denn auch die Regestenwerke Langs, Böhmers, Chmels und Jaffe, denen das vorliegende sich ebenbürtig anschließt, die verdiente Anerkennung finden, anderer Seits zugleich aber auch auf Veröffentlichung neuer Quellen, namentlich von Urkunden, welche noch in zahlloser Menge im Verborgenen liegen, deren Publication jedoch dringend geboten ist, da außerdem die geschichtlichen Forschungen mangelhaft bleiben müssen, daher auch schnell veralten, um so schneller, je mehr neue Quellen zu Tage gefördert werden. Die historischen Vereine sollten dieß wohl beachten und ihre Thätigkeit mehr der Veröffentlichung neuer Quellen als geschichtlichen Ausarbeitungen zuwenden.

In dem hier zu besprechenden Werke sind, wie schon der nur zu weitläufige Titel besagt, nicht bloß die in verschiedenen Werken bekannt gemachten Urkunden, welche sich beziehen auf Westphalen (dieses seiner Ausdehnung nach in dem althistorischen Sinne genommen, nach welchem es die Diöcesen der Bisthümer Münster, Osnabrück, Minden, Paderborn und einen Theil des Erzbisthumes Köln umfaßt), in wohl bemessenen Auszügen und in chronologischer Ordnung zusammengestellt, sondern auch viele hieher gehörige Documente, welche bisher theils gar nicht, theils nicht zureichend bekannt waren, mitgetheilt.

(Schluß folgt.)

1) Lysiae orationes.
2) Programm des Gymnasii Carolini Ostern 1852.

(Schluß.)

Jedenfalls ist der Absatz vor diesen Worten nicht an seiner Stelle, denn beyde §§. 8. und 9. hängen enge zusammen: nachdem der Ankläger es vag (δεινὸν) gefunden hat, wenn Nikomachus in einem Staatsprozeß durch Anklage Anderer der verdienten Strafe entgehen will, hält er das selbst für höchst auffallend (θαυμαστὸν, eine Steigerung von δεινὸν), wenn er begehrt, daß man Anderen hinterdrein die ehemalige politische Richtung zum Verbrechen mache, er, der den wesentlichsten Antheil am

Sturz der Demokratie gehabt habe. Ueberdieß sind die angeblich einst zu den Vierhunderten Zählenden in den Augen des Sprechers von aller Schuld frey; daher er nicht ἑτέροις ἀκοῦσιν, sondern ἑ. ὡς ἀ. gesagt haben muß. Gewiß ist ἀδικοῦσιν nicht insiticium, wie in der Praef. XXXIV vermuthet wird. In III, 12 hat Scheibe seine Correktur ἤδη μεθύοντες οὗτοι ἐκπηδῶσιν aufgenommen, mit der Bemerkung: tum ἤδη non cum μεθύοντες sed cum ἐκπ. coniungendum erit („statim, extemplo"). Schwerlich ist eine so abrupte Redeweise im Sinn des Lysias, der eher καὶ δή, wie Bake will, oder τότε δή schrieb. XIII, 57 ist die Versetzung von δικαίως vor ἐκεῖνος, welche Scheibe in Praef. XX anräth, nothwendig, um eine richtige Prämisse zu dem Schluß ἦπου Ἀγόρατός γε δικαίως ἀποθανεῖται zu erhalten, nur daß dieser durch den Comparativ δικαιότερον verstärkt werden muß, denn eine Gradation verlangt die in den nächsten Sätzen gegebene Motivirung. Das γε kann alsdann nicht bleiben. Eine Stelle, die noch stärkere Abänderungen zu erfordern schien, ist XVIII, 16: ἄξιον δὲ μάλιστα φθονῆσαι ὅτι οὕτως ἤδη οἱ τὰ τῆς πόλεως πράττοντες διάκεινται, ὥστ' οὐχ ὅ τι ἂν τῇ πόλει βέλτιστον ᾖ, τοῦτο οἱ ῥήτορες λέγουσιν, ἀλλ' ἀφ' ὧν ἂν αὐτοὶ κερδαίνειν μέλλωσι, ταῦτα ὑμεῖς ψηφίζεσθε, wie man wenigstens aus Hamakers und Scheibe's Vorschlägen vermuthen könne. Letzterer sagt Praef. XXVI: ego in Vindicc. Lys. p. 93 οἱ ῥήτορες expungi, pone μέλλωσι pleniore interpunctione cum Baitero distingui, denique καὶ ante ταῦτα addi volui. Baiterus coniecerat μέλλωσι· ταῦτα δ.' ὑμεῖς. Durch beydes würde aber die Kraft der hier aufgestellten Antithesen sehr geschwächt und dafür ein ziemlich vulgärer Gedanke eingetauscht werden: die Redner sprechen nicht zum Wohl der Stadt, sondern denken nur auf ihren Vortheil. Der Fehler liegt wo anders, als wo man ihn bisher suchte, in den Worten οἱ πράττοντες, womit man entweder τὰ τῆς πόλεως oder οἱ ῥήτορες verdeutlichen wollte; sie müssen wegfallen und der Singular διάκειται (oder διατίθεται. vgl. XXIX, 2) hergestellt werden.

Eine genaue Revision des Textes wird gewiß noch manche Fehler desselben aufdecken, selbst gegen die richtige Behandlung der tempora und modi. Einiges derartige ist schon oben berührt worden, vgl. XIX, 34, 38. In derselben Rede §. 47. wird unter den Beyspielen, welche beweisen sollen, wie sehr man sich in Athen mitunter über den Besitz einzelner Bürger irrte, auch das Vermögen des Nicias angeführt, welches man auf 100 Talente schätzte und wovon das Meiste in Fahrnissen oder baar vorliegen sollte, und doch hinterließ schon Niceratus seinem Sohn keine Kostbarkeiten und nur 14 Talente im Ganzen. Hier darf es also nicht heißen καὶ τούτων τὰ πολλὰ ἔνδον ἦν, obwohl Reiske ἦν halten wollte, als = ἐδόκει εἶναι, sondern εἶναι, wie bereits Markland einsah, ist allein möglich. Sodann konnte Niceratus nicht sagen, er habe seinem Sohn keinen silbernen und goldenen Schmuck hinterlassen, sondern er hinterlasse ihm keinen: καταλείπειν, nicht καταλιπεῖν. Dieses Verbum kann nicht wohl anders als mit dem Dativ verbunden werden, daher befremdlich die Phrase §. 48. οἱ κηδεσταί, παρ' οἷς κατέλιπεν, wo überdieß ἂν nicht zu entbehren ist, denn Kleophon hat ja eben nichts vererbt. Vielleicht ist demnach zu schreiben οἱ κ. πάντες οἷς κατέλιπεν ἄν. In XII, 34 wird die Frage, ob die Richter, wenn sie auch die nächsten Verwandten des Eratosthenes wären, es über sich gewinnen könnten, ihn loszusprechen, kaum anders gefaßt werden können als so: τί ἂν εἰ καὶ ἀδελφοὶ ὄντες ἐτυγχάνετε αὐτοῦ — ἀπεψηφίζεσθε; wenigstens streitet ἐτύχετε und ἀπεψηφίσασθε gegen die gangbaren grammatischen Regeln. Da man einen Ankläger nicht, wenn er seine Absicht ausgeführt hatte, sondern vorher ersuchen mußte, den Angegriffenen zu verschonen, ist XXVII, 14 sehr wenig gewonnen, wenn man für ἔτι δὲ τοὺς αὐτοὺς ἡγεῖσθει χρὴ καὶ τῶν κατηγόρων σφόδρα δεήσασθαι, um die ungriechische Form zu entfernen, ἔτι — δεήσεσθαι corrigirt; daß von keiner Zukunft die Rede hier sey, lehrt §. 15., also ist eine etwas stärkere Aenderung, δεηθῆναι nöthig, vgl. XIV, 20 τούτου μὲν οὐκ ἐπεχείρησαν δεηθῆναι, was in ähnlicher Beziehung gesagt ist. Auch XXVIII, 15 scheint die wahre Zeitbestimmung im hergebrachten Text verwischt zu seyn, wo Lysias geschrieben haben mag ὅτε γὰρ ἡγεσάμεθα σωτηρίας ἀντειλῆφθαι, δεινό-

τερα ὑπὸ τῶν ἡμετέρων ἀρχόντων ἐπάσχομεν ἢ ὑπὸ τῶν πολεμίων, statt ὅταν γὰρ ἡγησώμεθα — ἐπάσχομεν, denn offenbar spricht er hier von einer vorübergegangenen Epoche. Aehnlich ist die Corruption XXVI, 13 ἆρ' οὐκ οἴεσθε αὐτοὺς — ὑμᾶς αὐτῶν αἰτίους ἡγήσεσθαι, ὅταν γένωνται ἐν ἐκείνοις τοῖς χρόνοις, wo die Phrase γενέσθαι ἐν χρόνοις wunderlich sich ausnimmt. Wir denken, es hieß eher πάντων αἰτίους — ὅσα γεγένηται. Als besonders verzweifelte Stelle gilt XXXI, 13 (extr.), welche Scheibe ohne irgend eine Aenderung gerade so gibt, wie sie unsere Handschrift hat: φῇ δὲ καὶ ταῦτα καὶ αὐτὸς γενόμενος, da ihn Sauppe's Vorschlag φημὶ δὲ ταῦτα κ. ἀ. παραγενόμενος nicht befriedigt zu haben scheint; allerdings würde sich der Ankläger dadurch selbst kein gutes Zeugniß ausstellen; gegen den Angeklagten spricht aber am meisten das aus seinen Angaben gezogene Ergebniß, daß er keiner Parten sich anschloß und in Zeiten der Gefahr sein Vaterland verließ, ja preisgab. Diesen Gedanken erhalten wir mittelst der Schreibung φήσει δὲ καὶ αὐτὸς ταῦτα ἐλεγχόμενος. Dagegen möchte Ref. bey den viel behandelten Worten in §. 26. ὅστις φανερῶς ὥσπερ οὗτος προὔδωκε τὴν ἐλευθερίαν οὐ περὶ τοῦ βουλεύειν ἀλλὰ περὶ τοῦ δουλεύειν καὶ τῆς μεγίστης ἀπορίας (τιμωρίας corrigirt Emperius) ἐκκλησιάζεται nicht sowohl eine Vertauschung des letztern Verbums mit einem andern für nöthig halten, als eine leichte Abänderung: ἐκκλησιάζοιτ' ἄν, außerdem muß die Person bezeichnet werden durch τοῦτον vor oder nach βουλεύειν. Eine Ekklesia war erforderlich, nach solchen Vergehen de capite civis zu richten, vergl. einen ähnlichen Fall XVIII, 9, und für den Gebrauch von ἐκκλησιάζειν XII, 74; weßhalb der Inhalt der Note: ἐκκλησιάζεσθαι ego scripsi, quanquam aliud verbum requiri video quale vel ἀγωνίζεσθαι Reiskii vel ἐξετάζεσθαι Emperii (p. 45) einigen Bedenken unterliegt. Weiterhin, wo der Redner von ehrenvoller Auszeichnung der tüchtigen Männer und Beschimpfung der untüchtigen spricht, §. 30., erklärt er, das finde nicht mehr der Vergangenheit als der Zukunft wegen statt: ἐδείχθη γὰρ ἀμφότερα ταῦτα οὐ τῶν γεγενημένων μᾶλλόν τι ἕνεκα ἢ τῶν γενησομένων κτἑ. zur Aufmunterung nämlich der Einen und Abschreckung der Andern. Weder Dobree'n, der ἐνομίσθη conjicirte, noch Sauppe'n, welcher ἐτάχθη vorschlug, noch Scheibe'n, der εἰσήχθη in den Text gebracht hat, gefiel ἐδείχθη; und doch scheint dieß, oder ἐπεδείχθη der allein passende Ausdruck zu seyn; es handelt sich nicht vom Einbringen eines bestimmten Gesetzes, sondern von einem allmählig sich bildenden Verfahren, wodurch die Nation ihre Gesinnung gelegentlich bezeigte. Dagegen ist XVIII, 5 ληφθεὶς, mit Bezug auf die Einladung, welche Eukrates erhielt, in den Rath der Dreyßig einzutreten, gewiß unrichtig, obwohl das Wort bis jetzt kein Herausgeber beanstandet hat; aber man erwartete doch κληθεὶς oder παρακληθεὶς, da kurz vorhergeht παρακαλούμενος μετέχειν τῆς ὀλιγαρχίας. Auch XIII, 19 hat der Satz ἐβούλοντο οὖν ἄκοντα δοκεῖν αὐτὸν καὶ μὴ ἑκόντα μηνύειν, ὅπως πιστότερα ὑμῖν ὑποφαίνοιτο nur von Bekker eine Berichtigung erhalten ἀποφαίνοιτο, welches zwar besser als das andere Verbum ist, indeß ebenfalls den rechten Sinn verfehlt; es sagt zu viel, wie ὑποφαίνοιτο zu wenig: die Erklärungen des Agoratus sollten nicht allmählig oder in einem geringern Grad glaublich erscheinen, sie sollen auch nicht als wahr erwiesen werden, sondern die scheinbare, vom Volk in der That geglaubte Nöthigung des Verräthers, sollte seinen Angaben nur den Schein der Wahrheit ertheilen. Das hieß ὅπως πιστότερα ὑμῖν οὕτω φαίνοιτο. Stärker wurde eine andere corrupte Stelle mit Verbesserungsvorschlägen bedacht, wir meinen den Olympiacus (33) §. 4. φιλονεικεῖν μέν ἐστιν εὖ πραττόντων, γνῶναι δὲ τὰ βέλτιστα τῶν αὐτῶν. Der Wahrheit näher kamen Markland und Dobree mit den Conjekturen τῶν ἀτυχούντων τῶν τἀναντία als Sauppe mit τῶν εὖ νοούντων, da dieß weder die richtige Antithese gibt, noch mit dem nächstfolgenden übereinstimmt, wo der Redner sagt: wir sehen ja große von allen Seiten drohende Gefahren. Wer in einer solchen Lage sich befindet, sieht sich zu besonnener Ueberlegung genöthigt, während die Glücklichen leicht zum Uebermuth und zur Rechthaberey sich verleiten lassen. Da aber εὖ πραττόντων kein Artikel vorhergeht, kann auch das gegensätzliche Verbum ihn nicht zulassen, mag dieß nun ἀτυχούντων oder ἡττωμένων seyn. Am Schluß

von XXV, §. 33. ist schon früher in diesen Blättern, 1848 Nr. 224, p. 755 mit Benutzung von Sauppe's Emendation ὑποδύσεσθαι der Vorschlag gemacht worden, zu schreiben ἡγούμενοι — ἐὰν δ' ὕστερον ὑμῖν δι' ἑτέρους σωτηρία γένηται, τούτους μὲν ὑποδύσεσθαι, ἐκείνους δὲ μεῖζον δυνήσεσθαι, ὥστε τοῦτο δείσαντες (für τὸ αὐτὸ πάντες) ἐμποδὼν εἰσιν, ἐάν τι δι' ἄλλων ἀγαθὸν ὑμῖν φαίνηται. In derselben Rede §. 11. wollte Emperius ἢ εὐθύνας μὴ δεδωκότες, da aber die Atimie hauptsächlich davon die Folge zu seyn pflegte, daß Jemand sich der Rechenschaft entzogen hatte, oder sie nicht zur Befriedigung der Behörde zu stellen vermochte, würden wir jetzt nur ein οὐ vor δεδωκότες einschieben.

Nicht alle Reden der überlieferten Sammlung sind ächt, indem 11 und 15 wie Excerpte der unmittelbar vorhergehenden Anklage gegen Theomnestus und Alcibiades sich ausnehmen, die Absicht aber einer solchen Verkürzung bey Lysias selbst unerklärlich ist. Der Epitaphios trägt viele Spuren einer spätern Periode an sich, man hat die Beziehungen des Isokrates und Aristoteles darauf als Beweis der Aechtheit gelten lassen, aber ein belesener Nachahmer, der sein Werk unter dem berühmten Namen in Curs setzen wollte, mußte eben die von jenem citirten Stellen wiederholen und manches Andere, was diesen Schein verstärkte. Wir billigen es also, wenn Scheibe nach dem Vorgang der ed. Turicensis den Namen *Λυσίου* hier eingeklammert hat. Auch die, leider ohne Eingang und Schluß vorliegende Rede gegen Andocides (VI) ist mit Recht als nichtlysianisch bezeichnet, sie gehört einem Redner wo nicht höhern Alters, doch alterthümlichern Styls und strengerer Denkart an. Das spricht sich z. B. in den Vorwürfen aus, die er §. 13. denen macht, welche die Hermokopiden zurückriefen: ἀδικοῦσι καὶ τοῦ αὐτοῦ ἀσεβήματος αἴτιοί εἰσι, dann fügt er hinzu: εἰ δ' ὑμεῖς αὐτοκράτορες ἦτε καὶ ἐστὲ (so hat Pal., nicht wie Sauppe angibt, ἦτε ἐστὲ) οἱ ἀφελόντες τὰς τιμωρίας τῶν θεῶν, ἀλλ' οὐχ οὗτοι αἴτιοι ἔσονται. Daß sie damals nicht frey handeln konnten, sollen sie jetzt durch die Verurtheilung des Frevlers Andocides beweisen, sprechen sie ihn los, wird man ihnen nicht glauben, wenn sie die Schuld der Zurückrufung Anderer auf die schieben, welche es tyrannisch geboten hätten. Der Stelle ist vielleicht einfach mit αὐτοὶ ἐστὲ οἱ ἀφ. zu helfen. Ein Gott, sagt er weiterhin, §. 19. leitete ihn, ἵνα ἀφικόμενος εἰς τὰ ἁμαρτήματα — δῴη δίκην. Wie können aber die Lokalitäten, an denen er zum Frevler wurde, selbst ἁμαρτήματα heißen? Der Verfasser wird geschrieben haben εἰς ἃ ἡμάρτητο αὐτῷ (vgl. XXXI, 20: εἰ καὶ μηδὲν αὐτῷ ἄλλο ἡμάρτητο). Früher hatte er sich umsonst bemüht, in Athen Aufnahme zu finden, er mußte fort, obgleich die Prytanen von ihm gewonnen waren. Soll man hier wieder glauben, daß der Redner sagen konnte καταπλεύσας δὲ ἐκεῖθεν δεῦρο εἰς δημοκρατίαν εἰς τὴν ἑαυτοῦ πόλιν? und nicht lieber corrigiren οὔσης δημοκρατίας nach VII, 27 πότερον δέ μοι κρεῖττον ἦν — δημοκρατίας οὔσης παρανομεῖν ἢ ἐπὶ τῶν τριάκοντα? Vorher §. 28. ist ἀφίκοιτο wohl mit ἀφῖκτο zu vertauschen, und §. 19. προφάσει mit προσκλήσει, §. 38. zu schreiben τῶν αὐτῶν ἡμῖν ἀπολαῦσαι, §. 39. εἰ δὴ καὶ τούτῳ und mit Markland ἐνδημοῦντες statt ἐνδεεῖς ὄντες.

Die Fragmente haben auch nach Sauppe's eingehender Bearbeitung nicht wenig gewonnen, vgl. namentlich das im Programm ausführlich besprochene Bruchstück der Rede gegen Tisis.

Kayser.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. October.
Nro. 52. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Thien Ti Hoih; Himmel Erde Brüderschaft. Geschichte der Brüderschaft des Himmels und der Erden, der communistischen Propaganda Chinas von C. H. Röttger, gegenwärtig Prediger zu Lengerich in Westphalen, früher Missionsprediger im indischen Archipel. Berlin 1852.

Hr. Röttger hat während seines längern Aufenthaltes auf der Insel Rhio oder Bintang vielen Umgang mit Chinesen gepflogen, die zum Geheimbunde des Himmels und der Erde gehörten. Ihre Mittheilungen über den Bund, namentlich die, welche ihm sein Lehrer kurz vor der Rückkehr nach Europa für einige Dollars machte, bilden den Inhalt dieses kleinen, aber lehrreichen Werkes. Wir lernen hieraus das ganze Wesen des Geheimbundes kennen, sein Princip, seine Tendenz und Organisation. Die Vereinsglieder halten sich, wie man Hrn. Röttger erzählte, vom höchsten Wesen dazu berufen, den furchtbaren Contrast zwischen vernichtendem Elend und dem üppigsten Reichthum aufzuheben. Die Inhaber der irdischen Macht und des Reichthums seyen ja unter denselben Ceremonien in die Welt gekommen und gingen auf dieselbe Weise wieder aus der Welt, wie ihre betrogenen Brüder. Das höchste Wesen wolle nicht, daß Millionen zu Sklaven einzelner Tausenden verdammt werden. Der Vater Himmel und die Mutter Erde hätten nie den Tausenden ein Recht gegeben, das Eigenthum der Millionen Brüder zur Befriedigung ihres Wohllebens zu verschlingen. Den Großen und Reichen sey der Besitz ihres Vermögens vom höchsten Wesen nie als Sonderrecht verpachtet, derselbe sey vielmehr die Arbeit und der Schweiß ihrer Millionen unterdrückter Brüder. Die Sonne mit ihrem strahlenden Antlitz; die Erde mit ihren reichen Schätzen; die Welt mit ihren Freuden sey ein gemeinschaftliches Gut, das für den nothwendigen Genuß der Millionen nackter Brüder aus den Händen der Tausende zurückgenommen werden müsse. Die Welt sey endlich von allem Druck und Jammer zu erlösen; dieß müsse mit Einheit, Muth und Kraft angefangen, fortgesetzt und vollendet werden. Der edle Same der Brüderschaft dürfe nicht unter dem Unkraute erstickt werden, vielmehr sey es Pflicht, das Alles überschattende Unkraut zum Vortheile des guten Samens zu vernichten. Die Aufgabe sey groß und schwierig, allein es komme kein Sieg und Erlösung ohne Sturm und Kampf. Bis die größte Zahl der Einwohner aller Städte einer Provinz den Eid der Treue geleistet, sey Jeder scheinbar den Mandarinen gehorsam, und durch Geschenke mit der Polizey befreundet; unzeitige Aufstände schaden dem Plane. Ist die größte Zahl der Einwohner in den Städten der andern Provinzen mit dem Bunde zur Einheit verschmolzen, dann sinkt das alte Reich in Ruin zusammen, und man könne das neue auf dem Chaos des alten gründen. Die Millionen der glücklichen Brüder werden einst die Gründer des glückseligen Reichs an den Gräbern verherrlichen, wenn sie an die große Wohlthat denken, die ihnen zu Theil geworden, daß sie als glücklich Befreyte aus

den Fesseln und den Klammern des despotischen Beamtenstaates erlöst sind.

Wo der leitende Ausschuß des Bundes seinen Sitz hatte, war 1846 in Rhio selbst das größte Geheimniß. So viel wenigstens gestand man Hrn. Röttger, daß er aus drey Personen bestehe. Dem Präsidenten sey der Titel: Koh, d. i. Aeltester, den beyden andern Gliedern der Titel Hiongti, d. i. Brüder verliehen. Die drey geben Instructionen und Gesetze über die Geldangelegenheiten und haben erlaubt, daß in allen Städten die drey tüchtigsten Leute des Bundes den Titel Presbyter, als Ehrenbezeichnung führen dürfen; sie sind dem leitenden Ausschuß für all ihr Thun und Lassen verantwortlich. Das neue Mitglied hat vor einem Götterbilde unter zwey scharfen Schwertern den Eid knieend zu leisten. Während der Eidesleistung knieen die Brüder, einer zur Linken, der Andere zur Rechten nieder, und halten über dem Haupte des Schwörenden die Spitzen der Schwerter so gegeneinander, daß sie ein Dreyeck bilden. Nun spricht der Schwörende mit gesenktem Haupte und knieend unter diesem Dreyeck, die Eidesformel, welche der Presbyter vorsagt, laut und deutlich nach. „Ich kenne weder Vater noch Mutter, weder Bruder noch Schwester, weder Weib noch Kind, als allein die Brüderschaft; wer sie beleidigt oder verfolgt, der beleidigt und verfolgt mich; ihr Feind ist mein Feind.“

(Schluß folgt.)

Regesta Westfaliae.

(Schluß.)

Der rühmlichst bekannte Herausgeber hat sich, was die Regesten betrifft, gerade nicht strenge an die geographischen Gränzen gehalten, und dieß ist auch bey dem Zusammenhange der deutschen Special-Geschichten mit der allgemeinen Geschichte Deutschlands weder rathsam, noch auch immer thunlich, namentlich war derselbe bezüglich zweyer Perioden gezwungen, die Gränzen zu überschreiten, nämlich in Bezug auf die Zeit von dem Auftreten bis zur Unterwerfung der Sachsen durch Karl den Großen, obwohl die Westphalen an dem bekannten lange dauernden und blutigen Kriege nur im Zusammenhange mit dem gesammten sächsischen Volke daran betheiliget waren, und dann in den Zeiten der Kaiser Heinrich IV. und V., indem Westphalen so gut, wie andere deutsche Länder in den Kreis der allgemeinen und so wichtigen Ereignisse, namentlich in den Kampf derselben mit der päpstlichen Gewalt hineingezogen wurden. Der Vf. hat möglichste Vollständigkeit angestrebt, daher sich nicht bloß auf Urkunden beschränkt, sondern auch Notizen aus den Quellenschriftstellern, Necrologien u. dgl., was sehr zu billigen ist, mitgetheilt, und selbst unterschobene und verfälschte Urkunden, sowie andere in die Geschichte eingedrungene irrige Nachrichten nicht ausgeschlossen, doch aber, wie sich gebührte, als verfälscht oder irrig gekennzeichnet. Undatirte Urkunden und andere ohne Zeitbestimmung überlieferte Nachrichten hat der Herausgeber in der chronologischen Ordnung da eingefügt, wohin sie seiner Berechnung gemäß gehörten, oder wenn sich ein Jahr auch nicht einmal beyläufig ermitteln ließ, da eingestellt, wo sich für sie ein passender Anknüpfungspunkt fand. Die Regesten, deren Zahl sich auf 2449 beläuft, beginnen mit dem Jahre 55 v. Chr. und enden mit dem Jahre 1202, werden jedoch ohne Zweifel weiter fortgesetzt werden.

Die Auszüge aus den griechischen und römischen Quellengeschichtschreibern für die älteste Periode, nämlich vom J. 55 v. — 256 n. Chr. wurden von Dr. Beckel besorgt, hätten jedoch nach dem Dafürhalten des Ref. wegbleiben können, da anderwärts schon und oft genug die Stellen, welche dort sich finden und denen wir die Kenntniß der ältesten deutschen Geschichte verdanken, zusammengestellt sind, und diese Periode, so weit die Quellen es gestatten, vollständig durchgearbeitet ist, obwohl übrigens Ref. nicht verkennt, daß die Auszüge, welche hier mitgetheilt werden, mit Umsicht und Sorgfalt gesammelt sind, und die beygefügten Bemerkungen den Verf. als einen gründlichen Kenner des deutschen Alterthums documentiren.

Ob Tacitus bey den Schilderungen, welche er in der Germania von Land und Leuten entwirft, vorzugsweise Westphalen im Auge hatte (S. 35), möchte kaum so gewiß seyn wie hier bemerkt ist. Zwar hat allerdings die dortige Verfassung, Sitte und Lebensweise noch wie sie zur Zeit der Karolinge bestand, große Aehnlichkeit mit jener, wie sie uns Tacitus in der Germania schildert, allein es wird doch angenommen werden müssen, daß sie in den frühesten Zeiten mehr oder minder allen deutschen Stämmen gemeinsam war, in Westphalen sich übrigens länger als anderwärts, wo der römische Einfluß sich mehr geltend machte, erhalten hat. Diese irrige Ansicht hat den Verf. verführt, aus der Germania einen vollständigen Auszug, der sehr entbehrlich ist, hier niederzulegen, schon darum entbehrlich, weil die Germania hinlänglich bekannt und verbreitet ist. Er bediente sich hiebey, wie es scheint, der Walther'schen Ausgabe, welche trotz der neueren Bearbeitungen noch immer ihren Werth behält. Leider wird es wohl schwer seyn, den genuinen Text der Tacitus'schen Werke je zu gewinnen, um so weniger, als bey dem Mangel guter Handschriften der Conjecturalkritik, die nicht selten gerade hier sehr unbesonnen zugreift, Thür und Thor geöffnet ist. Auch der neueste, obgleich sehr verdienstvolle Herausgeber, Nipperdey, hat, wie Ref. im Vorbeygehen sich zu bemerken erlaubt, sich ihr allzusehr überlassen und manche Aenderungen vorgenommen, welche verwerflich sind. So hat er in jener viel angefochtenen und gepeinigten Stelle: colleret Segestes victam ripam, redderet filio sacerdotium; hominem Germanos etc. (Ann. I, 59) hominem in hostium abgeändert, dieses Wort zu sacerdotium gezogen, und so eine durch Walther hinlänglich gesicherte Stelle gänzlich verdorben. Warum übrigens Erhard diesen Theil der Geschichte, wenn er denn doch berücksichtiget werden sollte, nicht selbst bearbeitete, ist nicht ersichtlich, da er, wie die Fortsetzung der Auszüge, welche er vom J. 206 an selbst besorgte, hinlänglich entnehmen läßt, mit der ältesten deutschen Geschichte nicht minder, als mit jener des Mittelalters vertraut ist.

Bey Publication von Urkunden ist die Frage, ob auch die früherhin schon bekannt gemachten Urkunden, zumal wenn von einer Zusammenstellung solcher die Rede ist, welche sich auf ein bestimmtes Object, auf eine Stadt oder auf ein Land, wie in dem vorliegenden Falle, u. dgl. beziehen, beabsichtiget ist, die Frage, ob auch die früher schon veröffentlichten, abermals gedruckt und in eine solche Sammlung aufgenommen werden sollen, wohl in Erwägung zu ziehen. Sie wird verschiedenartig beantwortet. Während die Einen gegen den Wiederabdruck sich aussprechen, nehmen Andere und darunter Männer des Faches z. B. Höfer, Lacomblet u. a. denselben theils grundsätzlich, theils thatsächlich in Schutz. Ref. ist der Meinung, daß beyden Ansichten so unbedingt, wie sie ausgesprochen sind, nicht beyzutreten ist, vielmehr hält er dafür, daß Urkunden, welche bereits correct gedruckt sind oder doch leicht abcorrigirt werden können, außer sie wären für einen bestimmten Gegenstand von besonderem Werthe oder in schwer zugänglichen Werken bekannt gemacht, nicht wiederholt werden sollten, indem eine Hinweisung genügt, namentlich und besonders dann nicht, wenn der Wiederabdruck nicht nach dem Originale besorgt werden kann. Es wäre dieß eine Papierverschwendung und um so mehr zu bedauern, als so Urkunden, welche noch gar nicht veröffentlicht sind, der Zutritt versperrt oder doch ihre Bekanntmachung verspätet wird. Der Herausgeber hat wahrscheinlich von eben diesen und ähnlichen Gründen bestimmt, versucht, zwischen einer Beschränkung auf noch ungedruckte und einer Ausdehnung auf alle der Geschichte Westphalens angehörigen Urkunden einen angemessenen Mittelweg einzuschlagen und daher den vollkommen zu billigenden Grundsatz befolgt, nur solche Urkunden aufzunehmen, von welchen die Urschrift oder doch gute Abschriften vorlagen, indessen auch von diesen alle jene ausgeschlossen, welche bereits in leicht zugänglichen Druckschriften correct bekannt gemacht sind. Ref. ist der Ansicht, daß dieser Grundsatz bey Veröffentlichung von Urkunden-Sammlungen allgemein zur Richtschnur genommen werden sollte. Am Originaltexte hat der Herausgeber, wie sich wohl von selbst versteht, nichts geändert, selbst die formellen Eigenthümlichkeiten festgehalten, und nur die Abkürzungen aufgelöst, was wohl unvermeidlich ist, außer in Fällen, wo sie

nicht vollkommen sicher sind, für die Eigennamen ohne Rücksicht auf die Originale große Anfangsbuchstaben gewählt und die jetzt übliche Interpunctions-Weise angewendet, was nach dem Dafürhalten des Ref. allgemein geschehen sollte. Auch darin ist ihm beyzupflichten, daß er in den Fällen, wo ihm nur Abschriften zu Gebote standen, sich nicht sklavisch an diese gehalten hat, indem die früheren Abschreiber nicht darauf bedacht waren, die Originale mit allen ihren Eigenthümlichkeiten zu copiren, sondern mancherley, namentlich die Orthographie, nach der zu ihrer Zeit üblichen abgeändert haben. Die Maiuskelschrift der Originale wurde auch im Abdrucke wieder gegeben, und die verlängerte Schrift der Monogramm- und Recognitionsformeln ist durch Cursivschrift angedeutet worden, die tironischen Noten aber, welche sich in den Originalien fanden, wurden getreu nachgebildet, was hinsichtlich der Chrismen sich nicht als nothwendig darstellt, da diese Zeichen geringere Bedeutung haben, weßwegen es genügt, die lateinischen durch J oder C und die griechischen durch X P auszudrücken, wie der Herausgeber gethan hat. Den Monogramen der Könige und Kaiser hat derselbe eine größere Sorgfalt zugewendet, indem sie in der Urkundenwissenschaft bisher noch nicht die ihnen gebührende Beachtung gefunden haben, und diese Monograme theils in den Text selbst einfügen lassen, theils von mehreren, namentlich den jüngeren, zur Schonung des Raumes am Schluße des Werkes Abbildungen mitgetheilt. Bey Werken dieser Art dürfen Siegel-Abdrücke nicht fehlen; in dem vorliegenden finden sich solche in gehöriger Auswahl und sie scheinen sorgfältig ausgeführt zu seyn, was bezüglich solcher Abbildungen in älteren Werken in der Regel leider nicht der Fall ist. Unter den hier mitgetheilten findet sich ein besonders seltenes, nämlich ein bisher noch unbekanntes Bleysiegel des Kaisers Otto III. Der Herausgeber hat sich übrigens auf Nachbildungen bloß westphälischer Siegel beschränkt, auch die der deutschen Könige und Kaiser ausgeschlossen, was im Allgemeinen wohl zu billigen ist, da wir daran keinen Mangel haben, nur in dem Falle dürfte eine Ausnahme zu machen seyn, wenn Varietäten sich zeigen, was oft der Fall ist, indem die Kaiser nicht bloß zu gleicher Zeit mehrere Siegel gebraucht, sondern dieselben auch öfter abgeändert haben.

Unter den 592 in dieser Sammlung vollständig mitgetheilten Urkunden finden sich von dem Kaiser Ludwig dem Frommen an viele königliche und kaiserliche, namentlich 45 karlingische. Da der Herausgeber den Inhalt dieser Urkunden in den Regesten angegeben, so war es wohl nicht nöthig, denselben eigene Ueberschriften beyzufügen, wie sonst gewöhnlich ist, indessen wäre gut gewesen, jeder Urkunde das Jahr der Ausfertigung oder doch die Regesten-Numer, unter welcher eine jede derselben auszugsweise eingetragen ist, am Rande beyzufügen. Die Abdrücke sind, so viel sich ohne Einsicht der Originale erkennen läßt, sehr correkt, und wenn auch Manches geeignet ist, Bedenken zu erregen, so ist, wie bekannt, nicht immer gleich auf Fehlerhaftigkeit des Abdruckes zu schließen, doch aber ist rathsam, die Fehler, welche sich in den Urschriften finden, irgendwie im Drucke kenntlich zu machen. So stieß sich Ref., um nur ein Beyspiel namhaft zu machen, in der Urk. Nr. 93 Z. 6 von unten an cum, indem nach seiner Ansicht entweder tum gelesen werden, oder wenn jenes richtig ist, das Wort interventu im Abdrucke weggefallen seyn muß.

Das Versprechen, dem zweyten Band ein Register über das Ganze beyzufügen, ist unerfüllt geblieben, wohl aus dem Grunde, weil noch ein, oder vielleicht zwey Bände nachfolgen werden, in welchem Falle es wohl auch zweckmäßiger am Schluße des Werkes beygefügt wird.

Druck und Papier lassen nichts zu wünschen übrig.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. October.

Nro. 53. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Sindh, and the races that inhabit the valley of the Indus, with notices of the Topography and History of the Province. By Richard F. Burton. London 1851.

Sindh und die andern Länder des Indusgebietes sind von großer Wichtigkeit für Großbritannien, in staatlicher und commercieller Beziehung; sie bilden den Schlußstein und die Warte des anglo-indischen Reiches, um die Bewegungen der kriegerischen Völkerschaften im Westen und das Intriguenspiel der Russen zu beobachten; sie dienen als Handelsstraßen hinauf nach Mittelasien, nach Afghanistan, nach Tübet, Bochara, Chokand und selbst weiter gegen Norden zu den Zelten der Turkman und Kirkis-Kaisaken. Aus diesem Grunde wurden jene weitgestreckten Ländergebiete in den letzten Jahrzehnten wiederholt untersucht und in vielen Werken beschrieben seit Moorcroft und Alexander Burnes. Lieutenant Burton kennt Sindh aus eigener Anschauung; er lebte hier fünf Jahre und benutzte die Zeit zu einer reichen Sammlung von Nachrichten über die alte und neue Geschichte des Landes, über die Zustände der Völker und Stämme, östlich und westlich des untern Industhales, wozu ihn die Kenntniß der verschiedenen Sprachen und Mundarten seiner Bewohner — er hat auch eine Grammatik des Multandialectes herausgegeben — in hohem Grade befähigte. Die mangelhaften Wahrnehmungen des Fremden konnten durch Auszüge aus einheimischen Werken ergänzt und die westlichen Ansichten aus den Gesprächen der Insaßen berichtigt werden. Diesen günstigen Umständen haben wir die vollständige Geschichte und Beschreibung des dreyfach getheilten Fürstenthums Sindh, der Provinzen Karatschi, Haiderabad und Schikarpur in ethnographischer und culturgeschichtlicher Beziehung zu verdanken.

Jungägypten, wie Sindh gemeinhin genannt wird, enthielt im Beginne des Jahres 1851 in 7531 Städten und Dörfern eine Gesammtbevölkerung von 1,087,762 Seelen, wovon Muselman sind 806,682, Hindu 230,644, Bekenner anderer Religionen und Völkerschaften 50,236. Das ganz naturwidrige Verhältniß der männlichen zur weiblichen Bevölkerung — man zählte 606,838 des ersten und bloß 480,924 des andern Geschlechtes — ist wohl der zahlreichen Ermordung der neugebornen Mädchen zuzuschreiben. Die Verbote der Regierung sind machtlos gegenüber der alteingewurzelten Sitte; es gibt gar kein Mittel, um die Vorgänge in dem Innern der Familie, in den Wohnungen der Reichen wie in den Hütten der Armen zu überwachen. Bessere, glücklichere Zustände und moralische, menschliche Gesinnungen, nur sie allein werden nach und nach diese und andere Gräuelthaten entfernen können.

Die Länder des Indusgebietes haben im Laufe der Jahrhunderte die mannichfachsten Revolutionen erfahren; sie geben, gleichwie Sicilien in Europa, im Kleinen ein Bild von den zahlreichen Wandelungen und furchtbaren Schlägen der Menschheit im Verlaufe der Weltgeschichte.

Das Land der Brahmanen ist so reich, es

enthält so viel Anziehendes und wird seit den ältesten Zeiten in der Art mit glänzenden Farben geschildert, daß alle Gebieter des östlichen Irans, wenn auch nicht im Stromgebiete des Ganges, doch innerhalb des Pendschab und in den benachbarten Districten, sich festzusetzen suchen. Diese Unternehmungen sind auch bey der eigenthümlichen Gestaltung des indischen Staatslebens und der Geistesrichtung der Brahmanen, in allen Jahrhunderten der Geschichte von einem glücklichen Erfolg gekrönt worden. Wenn die untern Farben oder Kasten, was bey dem Drucke, der auf ihnen lastet, unmöglich scheint, auch von patriotischen Gefühlen beseelt wären, sie dürfen ja nicht die Waffen ergreifen; die aus den niedern Theilen des Brahmaleibes Hervorgegangenen sind verworfen und des Wehrstandes unwürdig. Und warum sollte selbst der Krieger und Brahmane sein Blut vergießen? Das elende Leben, aus Sünde entsprossen, ist des Gedankens und der Mühe, die man darauf verwendet, unwerth. Abtödtung des Fleisches, Abstumpfung jeder Kraft ist die Aufgabe des Daseyns. Den unreinen Bewohnern des Indusgebietes und der südwestlichen Alpengauen des Himalaja wird überdieß der ächte Hindu niemals zu Hülfe eilen. Das sind die Gründe der Schwäche und der Schmach des Brahmanenstaates, die jedem kühnen Räuber gestatteten, ein Stück des trefflichen Landes an sich zu reißen und eine selbstständige Willkührherrschaft zu errichten. Indien erscheint überdieß niemals, wenigstens nicht auf längere Zeit, unter einem Herrscherhause vereinigt; es ist in viele feindliche Staaten zersplittert, welche den Fremden, wenn er nicht aus eigenem Triebe freywillig kommt, herbeyholen, um von ihm unterstützt den friedlichen Nachbar zu Boden zu schlagen. So zu den Zeiten Alexanders und Babers wie zu den Zeiten der Clive und Warren Hastings.

In den Ländern von den Engpässen Kaschmirs bis zum südlichen Meere und längs dem Fünfflußgebiete treten im Jahrhundert der Macedonier eine Anzahl Staaten hervor, ein buntes Gemisch von Fürstenthümern und aristokratischen Republiken, welche, gleichwie im europäischen Mittelalter, einzig und allein darauf zu sinnen schienen, wie sie sich gegenseitig verderben möchten. Ein Fürst, den die Griechen, indischer Sitte gemäß, nach der Hauptstadt seines Gebietes Takschasila zwischen dem Indus und Hydaspes, Taxila nennen, hatte Alexander, da dieser noch jenseits des Oxus weilte, Boten gesandt, um ihm gegen alle andern Hindu ein Bündniß anzutragen. Der König verläßt, nachdem er die Regierung der nordöstlichen Länder geordnet und über Indien die nothwendigen Erkundigungen eingezogen hatte, Markanda und zieht auf der östlichsten Straße von Transoxiana nach Chorasan über die jetzigen Orte Karschi und Balkh nach Kabul, wo damals, wie im ganzen Lande Ariana, indische Gesittung und Religion verbreitet waren. Man bedurfte mehrerer Monate, um den hartnäckigen Widerstand der Gebirgsbevölkerung Afghanistans zu brechen; erst im Frühling des folgenden Jahres (326) wird die Entscheidungsschlacht zwischen den Macedoniern und Hindu auf dem östlichen Ufer des Hydaspes geschlagen. Der mächtige Porus ist unterlegen. Durch kluges Benehmen weiß er in dem Grade die Freundschaft des Königs zu gewinnen, daß ihm, unter macedonischer Oberhoheit, die Herrschaft über alle Eroberungen östlich des Indus, mit Ausnahme der Gebiete von Taxila und Abhisara übertragen wird. Die Länder westlich des Indus waren schon früher in zwey Satrapien abgetheilt und unter eigene Statthalter gestellt. Das Erscheinen Alexanders hat jedoch keine dauernden Folgen im Lande hinterlassen; seine Pflanzstädte und andere Denkmäler wurden wohl aus Haß gegen den fremden Eroberer, wie aus Widerwillen gegen die unreinen Barbaren bald nach dem Abzuge des Königs zerstört. Wenigstens hat man weder in Ariana noch im Fünfflußgebiete eine sichere Spur der vielen Alexandrien, welche bey den Alten erwähnt werden, auffinden können. Auch geschieht des macedonischen Helden in keinem Schriftwerke des indischen Volkes Erwähnung. Die Abstammung einiger Fürsten Mittelasiens von Alexander, deren sie sich rühmen, die Denkmäler, welche ihm zugeschrieben werden, und die Namen vieler Oertlichkeiten, die angeblich nach ihm benannt seyen, — dieß Alles sind Mährchen der spätern Jahrhunderte.

Bereits zu den Zeiten der Chalifen Omar und

Othman haben die Araber zur See von Oman und Bahrein aus Züge gegen Indien unternommen. Muhaleb, dessen Nachkommen bis auf den Chalif Jessid II. Laristan und Ormus regierten, ist nach Ferischtah der erste Araber, welcher raubend und plündernd gegen Multan vordrang. Streifzüge dieser Art blieben, so lange es an arabischen Ansiedelungen in den eroberten Ländern fehlte, ohne Folgen. Kehrten die Moslim zurück, so sammelten sich die entflohenen Bewohner in ihren alten Wohnsitzen und richteten ihr Hauswesen von neuem ein in ihrer herkömmlichen Weise. Die Fürsten spotteten der Eide der Unterthänigkeit, zu welchen sie die habsüchtigen Räuber der Wüste mit dem Schwerte in der Hand gezwungen hatten.

Die in den folgenden Zeiten am unterm Laufe und im Mündungsgebiete des Indus eingewanderten Muhammedaner, welche ihren Ursprung auf die Ansari oder Begleiter des Propheten zurückführen wollten, blieben lange im Verhältniß zur einheimischen Hindubevölkerung in sehr geringer Zahl; der Islam vermochte sich nur mit Mühe gegen den Brahmanismus zu behaupten. Die großen Landbesitzer, gemeinhin Semindar, nach der Sprechweise in Sindh Sumera genannt, bemächtigten sich der Herrschaft, und wußten sich gegen alle Einfälle der benachbarten Reiche von Ghasnah und Ghor zu behaupten. Es sind aber weder die Namen noch die Thaten dieser Fürsten der Nachwelt überliefert worden. Im Laufe des eilften Jahrhunderts rissen die Sultane von Delhi einige Striche Landes an sich und setzten Statthalter darüber. Diese, die große Entfernung von Delhi benützend, sannen darauf, sich unabhängig zu machen, was auch der Türke Nasireddin Kabbaschah, einer der vielen Leibeigenen des Sultans Muhammed Ghor (1203) zu Stande brachte. Außer Sindh beherrschte Kabbaschah noch einen großen Theil des Balutschenlandes und das Pendschab. Zu dieser Zeit flüchteten viele Fürsten und Große, welche dem Schwerte des Tschinggis und seiner Mongolen entrannen, in diese Gränzlande und wurden freundlich aufgenommen. Obgleich der Krieger während der Zwiste mit dem heldenmüthigen Dschelaleddin Mankbeni sein ganzes Reich verlor und flüchtig werden mußte; obgleich er gegen den Sohn des Tschinggis, Dschagatai, harte Kämpfe zu bestehen hatte, so glückte es ihm doch, nach dem Abzuge des Chuaresm Schah gegen Westen, wenn auch nur auf kurze Zeit, sich der frühern Herrschaft wieder zu bemächtigen. Einige Jahre später (1224) verlor sie Kabbaschah an Schemseddin Altmisch, Sultan von Delhi. Sindh stand nun bald unter Statthaltern dieses Reiches, bald auch unter selbstständigen Geschlechtern, worunter die Dynastie, welche die Ehrenbenennung Dscham führt, die bekannteste, und ward nacheinander von Radschputen, Türken und Mongolen erobert, mißhandelt oder regiert. Es litt dieß Land, abgesehen davon, daß es von allen gewöhnlichen Uebeln eines Grenzgebietes heimgesucht war, noch durch wiederholte Thronzwistigkeiten seiner barbarischen Herrn. Akber, von den unglücklichen Bewohnern als Retter herbeygerufen, bemächtigt sich zuerst (1572) der nördlichen, an das Pendschab gränzenden Theile, dann (1592) des ganzen Ufergebietes des Indus bis herab zu seiner Mündung. Die Portugiesen, welche selbst Plane hatten auf Sindh, sahen die Erweiterung und Befestigung des großmongolischen Reiches in diesen Gegenden höchst ungerne. Vergebens haben sie vermittelst ihrer einheimischen Truppen seinem letzten Fürsten Zuzug geleistet und selbst arabische Söldner herbeygerufen. Mirsa Dschani Bey mußte sich unterwerfen und erhielt, wie dieß Akber auch sonst zu thun pflegte, einen hohen Titel und Lehengüter zu seinem Unterhalte. Sindh ist nun unter dem Namen Distrikt Thathah, nach der bekannten Stadt auf der Westseite des Indus so genannt, mit dem Kreise Multan vereinigt und durch Statthalter regiert.

Balutschenland erhielt seine Benennung nach einem von Muselman des zehnten Jahrhunderts erwähnten Volke. In ihrer Weise, alle Völker und Stämme Asiens an die Auserwählten Arabiens zu knüpfen, lassen sie auch die Balutschen aus dem Hedschas kommen, eine grundlose Erfindung der eiteln, beschränkten Gläubigen. Die Balutschen gehören zur arischen Familie und sind nach ihrer Sprache wie ihren Sagen innig verwandt den nachbarlichen Persern. Die häufigen Revolutionen und Wir-

ren Hindostans lockten aus den unfruchtbaren Gauen Balutschistans seit mehreren Jahrhunderten eine Menge raub- und plünderungssüchtiges Gesindel nach dem Osten, wo sie bald dieser bald jener Parthey als Söldner dienten, vorzüglich in das benachbarte Sindh. Lage und Gestalt des Landes erinnern schon den oberflächlichen Beobachter an Aegypten. Wie dort, ist auch hier das Flachland vermittelst eines herrlichen Stromes, der sich, wie der Nil, mit vielen Armen ins Meer ergießt, in zwey Hälften getheilt, welche ihm links und rechts eine Strecke weit ihre Fruchtbarkeit verdanken, bis Sandwüsten die eine und Geschiebe kahler Berge die andere umgränzt. Von dem Fluße, dem es sein Leben verdankt, erhält das Land mit Recht den Namen Sindh. Es beginnt der Fluß im April, einige Monate früher, als der Nil, zu schwellen, überschwemmt im Juni die Tiefebenen und tritt mit Anfang Septembers in sein Rinnsal zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Thien Ti Hoih; Himmel Erde Brüderschaft.

(Schluß.)

Zur Bestätigung der Eidestreue haut der neue Bundesgenosse einem weißen Hahn den Kopf ab, welches bedeutet: „So gewiß in diesem weißen Hahn eine weiße, eine reine Seele wohnt, so soll sie auch in mir wohnen; so gewiß ich es gewagt habe, dem Hahn mit der weißen Seele den Kopf abzuhauen, so will auch ich den Kopf verlieren im Falle der Untreue; so gewiß dieser Hahn den Kopf verloren hat, sollen alle die den Kopf verlieren, welche der Genossenschaft untreu werden oder ihr thatsächlich feind sind.“ Der Aelteste gibt jetzt dem Geweihten die geheimen Erkennungszeichen, bestehend in besondern Zeichen, Griffen, und verblümten Redensarten. Alle Griffe nämlich mit den Fingern, beym Theetrinken, beym Essen, im Aufnehmen und Niederlegen ihrer Reisestäbchen und beym Handgeben müssen mit drey Fingern geschehen. In ihren verblümten Gleichnißreden, Sprüchwörtern und Wetten wird immer die Zahl 3, 30, 300, 3000 zuerst genannt. Ihr Symbol ist die glückselige Dreyeinigkeit: Tien, Himmel, als Vater der Freyheit, Ti, Erde, als Mutter der Gleichheit und Hoei, die Brüderschaft, als das unlösliche Band der Bürger des neuen glückseligen Reiches. Damit aber auch in der stockfinstern Nacht die Glieder einander erkennen mögen, muß jedes Glied den Reim im Siegel auswendig wissen. Sagt z. B. der Eine im Vorbeygehen das Wort Ing, das heißt Held, und der Andere Hiong, Schaar, so begrüßen sie sich als Glieder der Brüderschaft.

Wir glauben nicht, daß ungeachtet dieser Aussagen der Verein des Himmels und der Erde wirklich communistische Zwecke verfolgt; denn er zählt eine große Anzahl wohlhabender und selbst reicher Leute zu seinen Mitgliedern. Die Chinesen außerhalb Chinas, namentlich die Kolonisten auf den zahlreichen Inseln des östlichen Archipelagus gehören. ja großentheils zu diesem für die Mandschu so gefährlichen Bunde. Die Himmel- und Erde-Genossenschaft scheint bloß ein anderer Name für die ehemaligen Bünde zur Weißen Wasserlilie, zur Dreyeinigkeit und wie die andern alle heißen mögen. Sie befolgen sämmtlich patriotische Zwecke: Die Schmach der Fremdherrschaft der Mandschu soll abgethan und ein neues Geschlecht aus dem eignen schwarzhaarigen Volke auf den Thron gerufen werden. Deßhalb sind auch diese Gesellschaften so streng verboten; ihre Vorsteher werden nach dem chinesischen Gesetzbuche enthauptet, die Mitglieder erhalten 80 Streiche mit dem schweren Bambus, und dann werden sie mit Verbannung bestraft in einer Entfernung von wenigstens dreytausend chinesischen Meilen, wovon gewöhnlich 250 auf einen geographischen Grad gerechnet werden.

Neumann.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. October.

Nro. 54. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

Sindh, and the races that inhabit the calley of the Indus, with notices of the topography and History of the Province.

(Fortsetzung.)

Unter einem halbbarischen und abergläubischen Volke ist es Fanatikern oder religiösen Eiferern ein Leichtes, sich zu großem Ansehen emporzuschwingen; treten günstige Umstände ein, werden sie sich selbst, wie die Geschichte des europäischen Mittelalters so häufig zeigt, der weltlichen Herrschaft bemächtigen können. Die Balutschen, gleichwie die andere muhammedanische Bevölkerung des Landes Sindh, welche jetzt an drey Viertel der Einwohner zählt — noch im Beginne des vorigen Jahrhunderts soll das Verhältniß wie eins zu zehn gewesen seyn — sind eifrige, fanatische Sunniten. Derwische, Fakir und andere Bettler dieses Gelichters durchziehen in großen Schaaren, eine wahre Pest der bürgerlichen Gesellschaft, unter allerley Namen das Land. Als solche Bettler kamen auch die Kalora, sie führen ihren Stammbaum zu den abbasidischen Chalifen zurück, gehören aber in Wahrheit zu dem Dschetvolk, gegen die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts aus Belutschistan nach Sindh; sie nährten sich von dem Schweiße des betrogenen Volkes und wuchsen schnell zu einer zahlreichen Genossenschaft heran.

Obgleich die Sindhier, des drückenden Gesindels müde, sich zur guten Stunde erhoben, den Häuptling todtschlugen und seine Miliz aus dem Lande jagten, so wußten die Kalora sich doch bald wieder mit Erlaubniß der weltlichen Macht von Delhi ins Land zu schleichen, welcher diese Gesellen zur Niederhaltung des Volkes gute Dienste leisteten. Dieser guten Dienste wegen wurden sie mit ansehnlichen Ländereyen belohnt (1735). Nicht lange hernach wird ein Kalora, Mian Nur Muhammed geheißen, unter der Verpflichtung eines jährlichen Tributs nach Delhi zum erblichen Lehensherrn des ganzen Fürstenthums Sindh erhoben. Die Kalora vereinigten nun die unbedingte weltliche und geistliche Macht; sie hatten alle Mittel in Händen, ihre Unterthanen nach Belieben herabzuwürdigen, und säumten nicht, davon alsbald im Großen Gebrauch zu machen. Die neuen Herrn waren natürlich sehr fanatisch, und dazu gehört vorzüglich die Verfolgung aller Andersgläubigen. Ihr eisernes Scepter lastete in furchtbarer Weise auf dem Hindu; diese konnten den Druck nicht mehr länger ertragen, verließen schaarenweise die Heimath und flüchteten in die Länder ihrer Glaubensgenossen, am meisten zu den nahen Katsch.

Gholam Schah, dem ältesten Sohne des Nur Muhammed, wurde durch die Gnade Nadir's ein Theil des Erbes als persisches Lehen zurückgegeben. Bey dem Tode des Lehensherrn erkannte Gholam Schah die Oberhoheit der Durani, und wird bald hernach von einem seiner jüngern Brüder der Herrschaft beraubt. Dieser sucht die Macht des Hauses über die nahen Länder der Ungläubigen auszudehnen, und bringt unsägliches Elend über die Radschputen und die Hindu von Katsch, wovon freylich nichts zu lesen ist auf dem prachtvollen Grabmale in der von ihm erbauten Festung und Residenz Haiderabad.

Fromme, demüthige Sprüche zeigen die Ruhestätte des Tyrannen an, der nach dem Verluste der Schlacht von Tscharra (1762), angefeuert von Rache und und unmenschlichem Fanatismus, den östlichen Arm des Indus ableitete, damit Katsch in eine schauerliche Wüste verwandelt und Tausende von Hindufamilien dem Elende und der Verzweiflung preisgegeben würden. Sein Nachfolger ließ einen der ersten Männer, Mir Bairam, Chan des Balutschenstammes Talpur, hinrichten; die Talpur erheben sich und die herrschende Familie ist verloren. Nach einem gegenseitigen Kämpfen und Morden von mehreren Jahren muß Abdal Nabi, der letzte der Kalora, entfliehen und in der Heimath seiner Ahnen, in den Bergschluchten Balutschistans, eine Zuflucht suchen. Der verjagte Lehensmann wendet sich an seinen Herrn nach Kabul und Timur sendet ein Heer mit dem Auftrage, die Talpur aus Sindh zu vertreiben. Vergebens. Das Land konnte man zwar in eine Einöde verwandeln; nach dem Abzuge der Durani kehrten aber die Talpur zurück und behaupteten sich ungeachtet aller Anstrengungen der Kalora und Afghanen, welchen die Sindhier unfern Schikarpur eine entscheidende Niederlage beybrachten. Der Hof von Kabul ließ sich nun, durch Geschenke und Bestechungen gewonnen, geneigt finden, die Rebellen als rechtmäßige Gebieter von Sindh anzuerkennen, wofür sich diese gleichwie die Kalora zu einem jährlichen Zins von zwölf Lak Rupien verpflichteten, der freylich nur in den ersten Jahren regelmäßig bezahlt wurde. Mir Fateh Chan, der erste Lehensfürst aus dem Stamme Talpur, erhob (1786) seine drey jüngern Brüder zu Mitregenten, und alle vier nannten sich Emir, Fürsten von Sindh. Das Hofgesinde nannte sie gewöhnlich, auf die ersten vier Chalifen anspielend, „die vier Freunde,“ — eine Bezeichnung, die selbst der Geschichtschreiber brauchen kann. Denn schwerlich wird man, im Westen so wenig wie im Osten, ein anderes Beyspiel auffinden, daß vier Brüder ohne blutige Zwiste eine geraume Zeit lang neben einander ein Land in Gemeinschaft regieren, daß sie eine gewisse Ordnung erhalten und keine Partheyen aufkommen lassen.

Die Vereinigung des Fürstenthums Sindh mit dem angloindischen Reiche war seit der Eröffnung

der Dampfschifffahrt auf dem Indus unvermeidlich. Beschleunigt wurde der Sturz der Talpurfürsten durch den englisch-afghanischen Krieg und ihre zweydeutige Haltung.

Bevor der Zug gegen die Länder jenseits des Indus unternommen wurde, wollte man sich der Uferstaaten, des welthistorischen Stromes versichern, damit nicht im Rücken der Heere dem angloindischen Reiche ein Feind entstünde. Der Maharadschah von Lahor gehörte zum Bunde gegen Dost Muhammed und die Barakßi; auf seine Mitwirkung in allen Unternehmungen gegen die bestehenden Mächte Afghanistans konnte man rechnen. Nicht so bey den Theilfürsten von Ober- und Untersindh. Die Regierung zu Kalkutta hatte schon seit einigen Jahren (1836) gesucht, diese Gebiete in der Art an Großbritannien zu knüpfen, daß deren Fürsten die Oberherrlichkeit der Kompagnie anzuerkennen hätten. Man hielt dieß in doppelter Beziehung für nothwendig; zur Befestigung der Westgränze des Reiches und zur ungehemmten Beschiffung des Indus. Die Emir, obgleich zu der Zeit von Ranadschit hart bedrängt, widersetzten sich der englischen Zumuthung. Der umsichtige Gebieter von Lahor hatte nämlich seit langer Zeit die Schwäche des vielfach getheilten untern Flußgebietes erkannt, und sann, wie dieß bereits mit Multan geschehen, auf die Eroberung des Landes. Zu dem Ende verlangt er, als Entschädigung für einige Räubereyen, die Bezahlung einer bedeutenden Summe und sendet zur Unterstützung des Begehrs eine Truppe gegen den diebischen Stamm der Masari, welcher auf dem östlichen Ufer des Sindh hausend dem Namen nach die Oberherrlichkeit der Theilfürsten erkannte. Ein Kastell in der Nähe Schikarpurs war bereits in den Händen der Sikh, die jetzt Vorbereitungen treffen, um die berühmte Handelsstadt selbst sowie alles benachbarte Land zu nehmen. Schikarpur, eine verhältnißmäßig sehr neue Stadt, zählte damals eine Bevölkerung von sechszigtausend Seelen und versprach, wenn die barbarische Regierung der Talpur gebrochen und die Schifffahrt auf dem Indus keine Stockung erleiben würde, der wichtigste Platz zu werden für den Durchgangshandel von Indien nach

dem westlichen und mittlern Asien. Es lag im Plane der Engländer, hier große Messen anzuordnen; sie mußten demnach den Unternehmungen Ranadschits, auch nach dieser Seite das Reich der Sikh zu erweitern, entgegentreten. Die Klagen der zahlreichen und wohlhabenden Klasse der Hindukaufleute wurden mit Zuvorkommenheit aufgenommen. „Der einst so blühende Handel zwischen Obersindh und Chorasan," hieß es, „sey jetzt ganz vernichtet; von den zahlreichen Waarenzügen, welche ehemals durch Schikarpur nach Oberasien gingen, wäre kaum noch ein Schatten vorhanden, — und dieß Alles aus Furcht vor den kriegerischen Zeitläuften und den räuberischen Sikh. Sie, die Kaufleute, wie alle andern Bewohner innerhalb des Burgfriedens, blicken zu den Engländern empor, um Abhülfe bittend; die Herrn seyen ja der einzige Hort alles östlichen Landes. Die Versprechungen der Fürsten im Pendschab und Sindh, in Kabul, Kandahar und Herat wären eitle Lügen, womit sie, wenn man traut, dem armen Manne seinen schwer errungenen Gewinnst aus den Händen jagen.

Die indische Regierung säumte nicht; sie ließ dem Maharadschah wissen, die neuen Eroberungsgelüste erregen ihr Mißfallen und sie müsse wünschen, daß die Truppen alsbald aus Sindh zurückgezogen würden. Der kluge Ranadschit fügte sich wie gewöhnlich dem Wunsche der Uebermacht. Nicht so die Theilfürsten. Die Talpur erklärten, sie würden niemals eine brittische Truppe in ihrem Lande dulden, noch einen Residenten in Haiderabad aufnehmen. Nur die ernstlichsten Drohungen vermochten die Fürsten (8. April 1838), in diesem letztern Punkte nachzugeben. Dem englischen Agenten ward nicht bloß der Aufenthalt an dem Hofe, sondern überdieß gestattet, im Lande Sindh sich hinzubegeben, wo er wolle; die Theilfürsten wünschten nur, daß die Jagdparke, Schikargah in der Landessprache geheißen, durch die auf- und abfahrenden Schiffe keine Beeinträchtigung erleiden möchten. Ich fühlte, schreibt Henry Pottinger, daß ich kein Recht habe, von den Talpur in dieser Beziehung die geringste Aufopferung zu verlangen. Sind doch die Jagden das Einzige, worin diese barbarischen Fürsten ihr Vergnügen, ihre Erholung von den Mühen und Sorgen der Regierung finden. Die Schikargah am Indus werden mit derselben Sorgfalt gehegt und gepflegt wie die königlichen Forste in Europa und die Wildparke in unserm eigenen Lande.

Die Theilfürsten am Indus hatten aus der Geschichte aller benachbarten Territorien die Ueberzeugung erlangt, daß es am Ende so gehen würde, wie es ihnen wirklich ergangen ist. Deßhalb sahen sie sich, sobald der Abschluß des Vertrags erfolgt war, nach einer Stütze, nach einer Hülfe um, und glaubten thörichten Sinnes sie an Persien zu finden, — ein Land, dem man sich überdieß als Schiite befreundet fühlte. Wiederholt gingen Boten zwischen den beyden Staaten, und die Talpur wünschten, „die Sonnenstrahlen der Glückseligkeit des Schahinschah möchten den Nacken aller Herrscher umzingeln, damit das Land des Islam von Dornen und Disteln gereinigt und von der Bosheit der ganzen ungläubigen Rotte befreyt werden möchte." Es schien, als wenn sie in der That glaubten, Muhammed Schah wäre, von den Russen unterstützt, im Stande, als ein zweyter Nadir Schah nach Hindostan zu ziehen und das Reich der Ungläubigen zu stürzen. Solch ein gefährliches Beginnen der westlichen Gränzlande wollten die Engländer nicht lange ungeahndet lassen. Man war entschlossen, wenn die Emir ein Bündniß mit Persien eingingen, ihnen albald den Krieg zu erklären. Ueberdieß gab es noch andere streitige Punkte, die, wie es schien, bloß durch Waffengewalt entschieden werden könnten. Die Emir schalteten in herkömmlicher wilder Weise gegen die in ihrem Lande ansäßigen Hindu, raubten Mädchen und Frauen, — unglückliche Geschöpfe, die zu den Herrn Hindostans emporschrieen, um sie aus den Händen der Barbaren zu befreyen. Auch rückte die Zeit heran, wo die Armee des Indus sich zu Firospur versammelte, um in Begleitung Schudschah's flußabwärts zu ziehen, dann durch den Bolanpaß hinauf nach Afghanistan. Die Theilfürsten widersetzten sich aber auf das Entschiedenste dem Verlangen des Schah und der Engländer: „daß ein großes Heer durch Sindh ziehe auf der Straße von Schikarpur, ist ganz unmöglich; es dürfe nicht einmal ein Versuch dieser Art gemacht werden."

Die Engländer drohten nochmals, und wenn dieß nichts half, waren sie fest entschlossen, Gewalt zu gebrauchen; ja der Resident Sir Henry war damals bereits der Meinung, es sey am besten, Sindh sogleich in Besitz zu nehmen. Man berechnete das Einkommen, und wie hoch wohl der Schatz der Emir sich belaufen möge, um hiernach die brittischen Anforderungen zu ermessen. Das ganze Einkommen des Landes, hieß es, betrage jährlich 50 Lak Rupien, wovon der Emir von Cheirpur allein fünfzehn beziehe; es bleibe wohl auch diese verhältnißmäßig unbedeutende Summe noch hinter der Wirklichkeit zurück; denn häufig würden ganze Dörfer absichtlich verwüstet, um sie in Parke zu verwandeln. Die Engländer zogen auf beyden Seiten des Indus abwärts und von den Mündungen des Flußes aufwärts gegen das Herz des Landes, und die Theilfürsten mußten sich unterwerfen. Man Mir Rustem, Chan von Cheirpur, fügt sich zuerst den vorgeschriebenen Bedingungen; er erkennt die Oberherrlichkeit der brittischen Regierung, wofür ihm und seinen Erben der mittelbare Besitz des angestammten Landes zugesichert wird. Ohne Vorwissen des obersten Lehensherrn dürfe der Talpur mit keinem andern Staate in Verbindung treten; er werde nach Maßgabe der Mittel, so oft dieß verlangt wird, seinen Zuzug stellen und alle Streitigkeiten mit Fremden der brittischen Regierung zum Entscheid vorlegen. In die innere Regierung des Landes mögen sich aber die Engländer nicht mischen; doch werde ein Agent mit einer bewaffneten Begleitung, deren Anzahl von den Umständen abhänge, am Hofe des Fürsten residiren. Auch mußte Burg und Insel Bakkar, innerhalb des Flußes, den brittischen Truppen übergeben werden. Cheirpur folgten bald die andern Theilfürsten von Untersindh (1839). Sie verstanden sich zu einem Bündniß ähnlichen Inhaltes, das von der Regierung zu Kalkutta einseitig verschärft wurde. Um nämlich die Macht der Fürsten am untern Indus vollständig zu brechen, ward die gemeinschaftliche Landesverwaltung aufgelöst; jeder Emir erhält seinen besondern Antheil, und Alle sind verpflichtet, bey vorfallenden Streitigkeiten die englische Regierung zum Austrag anzurufen. In Thatha oder wo immer die Britten wollen, mögen sie eine beliebige Truppenzahl aufstellen, zu deren Unterhalt die Fürsten die Summe von drey Lak Rupien beysteuern. Die Schifffahrt auf dem Indus ist ganz frey gegeben; es werden keine Abgaben mehr erhoben. Die Emir müssen nach dem Maße ihrer Kräfte eine Truppenzahl stellen und versprechen, ohne Vorwissen ihrer Lehensherrn mit keinem fremden Staate in Verbindung zu treten.

Die Lehensfürsten in Ober- und Untersindh überwachten nun mit lauernder Aufmerksamkeit alle Bewegungen der Britten in Afghanistan, die Niederlage der Ungläubigen herbeysehnend, um sich in Masse zu erheben und alle die Unbill furchtbar zu rächen. Die indische Regierung wußte, daß wiederholt Boten nach Multan und Lahor gingen, um die Sikh zu einem Bündnisse mit den Fürsten des Islam zu vermögen. Gegen die Mitte des Jahres 1842 schienen diese Plane so weit gereift, daß man nächstens einen Ausbruch erwartete. Die Häuptlinge hatten überdieß Schreiben aus Afghanistan erhalten, welche die frühern Lehensverhältnisse ins Gedächtniß riefen und sie ermunterten, für den Islam das Schwert zu ziehen. Neue Boten, mit kostbaren Geschenken beladen, standen bereit, um von Cheirpur aus nach Lahor zu gehen. Für leichtgläubige Ohren war die Sage im Lande verbreitet, die Engländer hätte jetzt in Kandahar ähnliches Unglück getroffen, wie früher zu Kabul und Ghasnah.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. October.

Nro. 55. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Die deutsche Nationalliteratur seit Lessing bis auf die Gegenwart, dargestellt von Dr. Joseph Hillebrand. Dritter Band. Zweyte vermehrte und mehrfach umgearbeitete Ausgabe. Hamburg u. Gotha 1851.*)

Dieser dritte Band enthält die Darstellung der „neuern Romantik und der Nationalliteratur der Gegenwart.“ Die Inhaltsübersicht ist zwar geeignet, durch ihren formalistischen Charakter uns einige Besorgniß für die Behandlung der Romantik einzuflößen, denn es werden im ersten Abschnitte das „Wesen der Romantik und ihre nationalliterarische Stellung im Allgemeinen“, im zweyten die „philosophische Initiative der Romantik“, im dritten die „romantische Mission“, im vierten die „romantischen Kategorien nach ihren literarischen Sondervertretungen“, abgehandelt: wir kennen aber bereits des Verfassers Eigenthümlichkeit, in der abschreckend formalistischen Hülle ernsten Sinn und gründliche Kenntniß zu bergen, und wir finden auch in diesem Bande diese Vorzüge wieder.

Der Formalismus des Verf. ruht auf einem formellen Begriff der Freyheit, der sich wie in den früheren Bänden, so auch gleich auf der ersten Seite dieses dritten Bandes wieder geltend macht. „Um das Ende des XVIII. Jahrhundert, beginnt der Verfasser, sehen wir das emancipative Streben zu der Stufe emporsteigen, auf welcher es das Ziel der höchsten persönlichen Selbstständigkeit erreicht hatte. Die Geistesfreyheit war auf allen Wegen vorgeschritten und in dem Bewußtseyn des freyen Subjectes zu der Bestimmtheit gelangt, welche als die allein angemessene Form ihrer Wirklichkeit gelten sollte. Die französische Revolution hätte dieses Bewußtseyn zur praktischen Wahrheit machen wollen, während die deutsche Philosophie dasselbe theoretisch zu begründen und die deutsche Poesie es in der Form der idealen subjectiven Schönheit der Bildung und Lebenssitte darzustellen suchten.“

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Anzeige des 1. und 2. Bandes s. in Bd. XXXIV. Nr. 33—35.

Sindh, and the races that inhabit the valley of the Indus, with notices of the topography and History of the Province.

(Schluß.)

Nasir Chan, immer in der Vorreihe gegen die Ungläubigen, untersagte den Unterthanen bey Strafe der Einziehung ihrer Habe, ihnen Lebensmittel zu verkaufen; er ließ die englischen Boote auf dem Indus anhalten und zwang sie, die Waaren zu verzollen; die Mißstimmung wuchs der Art, daß man eine allgemeine Erhebung am untern Indus erwarten mußte. Die Behörden zu Bombay hielten die Zustände für so gefährdrohend, daß sie beschlos-

sen, alsbald, ohne den Befehl des Oberstatthalters abzuwarten, ein europäisches Regiment nach Karatschi zu entsenden. Und die Maßregel wird nicht bloß bestätigt, sondern Lord Ellenborough befiehlt dem General Sir Charles Napier, die Fürsten von Sindh, wären sie schuldig befunden, der Art zu züchtigen, daß sie zum Schrecken dienen für alle andern geheimen und offenkundigen Feinde Großbritanniens. Die Eroberung des Landes ist beschlossen. Sindh war jetzt einem Heerführer übergeben, der abhold den feinen Wendungen und geheimen Gängen der Diplomatie die Entscheidung schnell herbeyführen und sich mit neuem Lorbeer schmücken wollte. Es mochte den Emir, an die windigen Redensarten des persischen Briefstyls gewöhnt, wunderlich und schrecklich zu Muthe gewesen seyn, als ihnen die kurzen, entschiedenen Schreiben des tapfern Kriegers zu Gesichte kamen, worin über ihren Treubruch Klage geführt und hinzugefügt wird: „die Fürsten müssen auf der Stelle den Beschwerden der brittischen Beamten und Kaufleute abhelfen; ein Bruch mit England sey sonst unvermeidlich. Der Oberstatthalter verlange überdieß die Abtretung zweyer Provinzen, um hiemit die Verdienste des Chan von Bhawalpur, des treuen Verbündeten der Britten, zu belohnen.“ Daß aber diese Forderungen alle bloß Schein waren, um einen Bruch herbeyzuführen, erhellt aus dem umfassenden Berichte des Feldherrn an die indische Regierung.

Nicht meine Aufgabe ist es, schreibt der General, zu untersuchen, wie wir dazu kamen, Sindh zu besetzen; wir stehen hier durch das Recht der Verträge, die ich ungeschmälert aufrecht erhalten will. Nur pedantische Eiferer für eingebildete Rechte sind es, welche behaupten, man verfahre unbillig, sobald man Jemand vom Bösen abhalte; nur solche können es hart finden, wenn wir auf der Erfüllung der Verträge bestehen. Endzweck der Verträge ist augenscheinlich, die Barbarey abzuschaffen, die geselligen Zustände zu verbessern und die Fürsten zu zwingen, so zu regieren, wie ehrenwerthe und civilisirte Regenten aus eigenem Antriebe handeln würden. Dieß führt uns, stehen wir auch jetzt davon ab, am Ende doch zur Eroberung des Landes. Denn wie könnte wohl auf die Länge in unserer Nähe sich eine Regierung behaupten, den Interessen der Engländer und ihres eigenen Volkes in gleicher Weise entgegenhandelnd? Deßhalb ist's besser, den Schlag gleich zu schlagen, was wir auch mit aller Ehrbarkeit thun können; die Fürsten haben in mannigfacher Weise die bestehenden Verträge gebrochen. Die Talpur haben aus Habsucht den Frieden vernichtet; sie werden gezüchtigt — und von Rechtswegen gezüchtigt. Fragt man einen civilisirten Menschen: Wären Sie Gebieter von Sindh, was würden Sie thun? Ich würde, so müßte die Antwort lauten, die Abgaben auf den Flüssen abschaffen, Karatschi zu einem Freyhafen erklären, Schikarpur vor Räubern schützen, in Sakkar am Indus einen Jahrmarkt errichten, den Fluß durch Dampfschiffe befahren und längs seiner Ufer einen Leinpfad herstellen lassen. Diese barbarischen Fürsten wollen aber von dem Allen nichts wissen: so treffe sie denn die Strafe ihrer eigenen Barbarey. Von ähnlichen Ideen des allgemeinen Wohles, daß nämlich selbstsüchtige Willkühr, Unverstand und sogenannte aus Rechtsverletzung hervorgegangene Rechte vernichtet und die Normen der Civilisation zur Richtschnur erhoben werden müssen, ward auch Lord Ellenborough geleitet. Beyde Männer waren jeder Schlichtung der obschwebenden Zwistigkeiten im Ganzen entgegen. Mein Endziel ist, schreibt der Oberstatthalter, die gänzliche Befreyung des Binnenhandels in den Gebieten zwischen dem Indus, dem Hindokusch und dem Meere zu den großen Wohlthaten hinzuzufügen, deren sich bereits hundertvierzig Millionen Menschen erfreuen; es müssen die vielen kleinen Staaten aufhören und ihre Länder zu größern Massen vereinigt werden. Erst, nachdem dieß geschehen, dann und nicht eher wird die Bevölkrung Hindostans aller der Vortheile theilhaftig werden, welche ein großer civilsirter Staat seinen Unterthanen gewähren kann und gewähren soll.

Die Unterhandlungen verzögerten sich noch ein halbes Jahr; sie konnten aber, da es keinem Theile Ernst war, unmöglich friedlich endigen. Die Emir unterwarfen sich zwar (13. Febr. 1843), erklärten aber zu gleicher Zeit, sie könnten für das Thun

und Treiben ihrer Balutschen, die geschworen hätten, die Macht und das Ansehen ihrer Gebieter aufrecht zu erhalten, nicht einstehen. Wenn dem so wäre, ward erwiedert, so zeigen sie ihre Unfähigkeit zur Regierung und Erhaltung der Ruhe im Lande, woran den Britten Alles läge. Die Talpur sahen ein, daß sie unrettbar verloren sind und entschlossen sich, wenigstens mit Ehre zu Grunde zu gehen. Sie unterzeichneten zum Scheine die aufgedrungenen Bedingnisse, und sannen in demselben Augenblicke auf die Vernichtung der unerbittlichen Feinde. Der Resident, Major Outram und seine Begleitung liefen Gefahr, als sie sich vom Hofe nach Hause begaben, ermordet zu werden. Am folgenden Tage (15. Febr. 1843) ward sogar die Wohnung des tapfern Geschäftträgers zu Haiderabad durch zahlreiche Balutschenhaufen angegriffen und eine Zeit lang von einer kleinen Truppe Engländer vertheidigt. Die erwartete Verstärkung erschien nicht. Man mußte sich auf die bewaffneten Fahrzeuge im Flusse zurückziehen und unter dem Feuer der Feinde, das jedoch wenig Schaden anrichtete, den Fluß aufwärts fahren, dem brittischen Lager entgegen. Dieß war eine frohe Botschaft für den kampflustigen Sir Charles. Mit zweytausend achthundert Mann aller Waffengattungen und zwölf Kanonen zog der kühne Feldherr zweyundzwanzig tausend wüthenden Balutschen entgegen, an deren Spitze sämmtliche Talpur standen, entschlossen bis zum letzten Lebenshauch zu kämpfen für Religion, Freyheit und Vaterland. Die Emir führten fünfzehn Kanonen und waren überdieß in einer äußerst vortheilhaften, auf beyden Seiten von dichten Wäldern gedeckten Stellung. Eine furchtbare Schlacht ward bey Miani (17. Febr. 1843) geschlagen. Mann kämpfte gegen Mann, und mancher Britte hat mehrere Feinde im Zweykampf erschlagen. Der Muth, die Ordnung und die bessern Waffen der wenigen Angloindier warfen in einigen Stunden die zahlreichen bis zum Wahnsinne tapfern Rotten, wovon über fünftausend auf dem Platze blieben. Bey Miani war es wiederum, wie nicht selten in der angloindischen Kriegsgeschichte nahe daran, daß der Mangel an europäischen Hauptleuten den Verlust der Schlacht herbeygeführt hätte; die Sipahis schlagen sich zwar mit großer Tapferkeit, sie wollen aber angeführt seyn; sind ihre englischen Offiziere gefallen, so weichen sie zurück, treten aber im Augenblick wieder zusammen, sobald frische Hauptleute an ihre Spitze treten. Sechs der Theilfürsten des Ober- und Untersindh überlieferten sich den Händen des Siegers, sind nach Bombay gebracht und als Staatsgefangene behandelt worden. „Nur am jüngsten Gerichte, wo die Allmacht selbst als Richterin erscheint, gäbe es Gerechtigkeit für die Eingebornen Hindostans.“ Schir Muhammed, Herr zu Mirpur, entrann, sammelte nochmals einige zersprengte Haufen, wird (März und Juni 1843) wiederholt geschlagen und flüchtet zu den räuberischen Stämmen innerhalb der Soleimangebirge. Die flachen Uferlandschaften des Indus sind für den kleinen Krieg nicht so geeignet wie die Klippen und Bergschluchten Afghanistans; auch finden die Balutschen bey der einheimischen, ihnen durch langen Druck entfremdeten Bevölkerung nicht den geringsten Beystand; sie müssen deßhalb, sind sie aus dem Felde geschlagen, nach den heimathlichen Wüsten und Bergen entfliehen.

Lord Ellenborough versprach, den vermehrten Länderbesitz der angloindischen Regierung für die Freyheit und Ausdehnung des Handels, für die Wohlfahrt und Ruhe der neuen brittischen Unterthanen zu verwenden, — und der Statthalter war so gut wie sein Wort. Die Sklaverey ward aufgehoben und andere Anordnungen getroffen zur Erleichterung der Jahrhunderte lang geplagten und durch grausame Strafen verwilderten Sindhier. Die Masse des Volkes ist gleichwie in Indien über den Wechsel der Herrschaft sehr erfreut, oder könnte wenigstens, wenn Vorurtheile und Aberglaube den gesunden Verstand nicht gefesselt hielten, darüber sehr erfreut seyn. Nur der Adel, die Häuptlinge und verthierten Söldlinge, welche von dem Raube der arbeitenden Klassen, der Ackersleute und Kaufherrn lebten, werden den Tag verfluchen, an welchem die Engländer die Fahnen der Freyheit und bürgerlichen Ordnung in den Ebenen Sindhs aufgepflanzt haben. Dieses schwelgerische Gesinde möge sich die Wahrheit merken: Wer nicht arbeitet, verdient nicht zu leben. „Täuschung über die Gründe,

weßhalb wir Afghanistan verließen," schreibt der Lordstatthalter, „Täuschung über unsere Macht, die sie niemals gefühlt hatten, würde die Theilfürsten, wären wir in andern Gegenden beschäftigt gewesen, früher oder später bewogen haben, sich gegen uns zu erheben. Ein Glück war es, daß sie uns durch Treubruch in einem passenden Augenblicke die Gelegenheit zu ihrer Vernichtung darboten." So schnell ist die Warnung eines einsichtsvollen Hindu eingetroffen. Traut den Engländern nicht, sprach der Mann zu den Sindhfürsten, sie schleichen sich unter dem Scheine des Handels, unter dem Scheine der Freundschaft herbey und endigen allenthalben mit der Eroberung des Landes. Das erbeutete Vermögen, zu zwanzig Millionen geschätzt, betrug weniger als eine halbe Million Pfund, wovon dem General nach einem alten Herkommen der achte Theil gebührt. Die in keiner Beziehung gerechtfertigte Besitznahme Jungägyptens hat unter den Betheiligten bittere Streitschriften hervorgerufen. Sir Henry Pottinger nennt sie einen Schandfleck der angloindischen Geschichte. Napier, welcher die Eroberung durch seinen Bruder als eine große, durch den Bruch der Verträge bedingte That darstellen ließ, wird von Major Outram, der Bayard des indischen Heeres genannt, des absichtlichen Verrathes, der Selbstsucht und sogar des Raubes bezüchtigt. Und doch wiegt das Unrecht in Sindh nicht schwerer als in den andern Gauen Hindostans.

Nach Vollendung der Geschichte, die wir aus andern Quellen ergänzten, geht Hr. Burton an die Darstellung des Landes, so wie der Zustände seiner verschiedenen Völkerschaften und Religionsgenossen. Ueber den frühern Lauf des Indus, sagt der Verfasser, könne man zu keinem sichern Ergebnisse kommen. Die Angaben der Eingebornen wären ohne allen Werth; sie ersinnen, wie ächte Orientalen, allerley geistreiche und verwickelte Lügen, welche nur in die Irre führen. Die Fruchtbarkeit des Bodens hängt von den Kanälen ab, die vom Indus gespeist und durch das ganze Flachland gezogen werden. Mit der Bewässerung hängt das Abgabenwesen zusammen. Die ehemaligen muselmanischen Gebieter erhoben dreyerley Abgaben: Grundsteuer, Kopfsteuer und Zölle. Die Engländer haben, auch in Betreff der Abgaben, Sindh den übrigen Provinzen ihres indischen Reiches gleichgestellt, womit aber die Bewohner keineswegs zufrieden sind. Diese neuen Einrichtungen, sagen Sie, sind Schuld daran, daß wir täglich ärmer werden. Burton meint, sicherlich mit Unrecht, dieß sey eine irrige Behauptung. Die Bewohner Sindhs werden doch wohl die frühern und gegenwärtigen Zustände vergleichen und unterscheiden können, unter welchen sie sich besser befunden haben.

Mit großer Ausführlichkeit sind die Sprachen und Mundarten des Landes behandelt, so wie die poetischen Erzeugnisse, welche sie enthalten. Der Verfasser theilt zahlreiche Proben mit, durchgängig religiösen, mythischen und legendenartigen Inhalts. Doch gibt es auch patriotische Dichter, welche das Unglück der Herrschaft der Ungläubigen in ergreifenden Versen beklagen. Die Abschnitte über Erziehung und Schulwesen bey den Moslim und Hindu enthalten keine neuen Thatsachen; das Persische vertritt in Sindh die lateinische, und das Arabische die griechische Sprache in unserer Jugenderziehung. Die Gesetze und Sitten, die abergläubischen Gebräuche und Vorurtheile der Moslim im Industhale sind von denen der Muselman anderer Länder kaum verschieden. Der Verfasser hätte sich die ausführliche Darstellung des bereits aus vielen Büchern, namentlich aus Lane's trefflicher Beschreibung Aegyptens, bekannten Stoffes ersparen können. Der Anhang enthält ein Verzeichniß von mehreren Wörtern des Sindhi und der afrikanischen Sprache, welche die Negersklaven sprechen, so wie ein Verzeichniß der zahlreichen Klane der Sindhier und Balutschen.

Neumann.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. November.

Nro. 56. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

Die deutsche Nationalliteratur von Lessing bis auf die Gegenwart.

(Fortsetzung.)

Es hat aber die deutsche Philosophie und Poesie, ja es hat auch die französische Revolution nicht nach so abstracter Freyheit gestrebt, daß der Charakter emancipativen Strebens ihren Freyheitsbegriff erschöpfte, sondern die Franzosen wollten durch ihre Revolution bestimmte Zustände des Lebens erringen, die Deutschen in ihrer Poesie und Philosophie höheren, geistigen und sittlichen Gehalt. Als actus purus ist die Freyheit ein wesenloses, ein undenkbares Ding; nur die gehaltvolle Freyheit ist in Wahrheit ein wünschenswerthes Gut und ein fruchtbarer Gedanke.

Indem der Verfasser an dem inhaltslosen Freyheitsgedanken festhält, verkennt er nicht nur die deutsche Poesie, die sich mit dieser Form der Freyheit nicht begnügte, sondern er giebt auch der Romantik eine viel zu große Ausdehnung und viel zu hohe Bedeutung, wenn er die Systeme unserer großen Denker als die Initiative der Romantik dieser literarischen Richtung gleichsam unterordnet.

Die klassische Poesie der Deutschen hat aber nicht bloß nach Emancipation von der Fessel conventioneller Formen, sie hat auch nach ernstem, nach sittlichem Gehalt gestrebt, und sie hat nicht nur aus dunklem Drange sondern auch aus selbstbewußter Klarheit dieß gethan. Das Eigenthümliche der Romantik ist im Gegensatze gegen die klassische Poesie der Widerspruch zwischen Wollen und Können, zwischen Einsicht und Vermögen, der bey allen Geistern dieser Richtung und mit Naturnothwendigkeit unwidersprechlich besteht; das Gefühl, das sie in richtiger Einsicht vom Andern fodern, haben sie in sich selbst nicht zu entzünden vermocht; die Begeisterung, nach der sie lechzen, ist ihrem eignen Innern nicht entquollen. Es sind aber nicht nur Göthe und Schiller, sondern auch Jean Paul ist, obgleich in der Form ein Romantiker, seinem innern Wesen nach von diesem Widerspruche frey; er hat nicht bloß theoretisch gewußt, daß das Dunkel das nothwendige Complement des Lichtes ist, sondern er hat wahrhaftig gefühlt und ist durch diese Kraft, der Menschheit Wohl und Wehe zu empfinden, ein großer Mann gewesen; wenn der Verf. ihm nihilistische Lebensanschauungen zuschreibt, so erkennen wir im Gegentheile in ihm den Verkünder einer beßeren Zeit, in der die Liebe über die Selbstsucht siegen und gegen den Unglauben Recht behalten wird. Er liebt die Menschheit und folgt ihr nach auf allen Lebenswegen, die den Menschen zum Glauben führen. „Der erste, der in die Höhe geht, ist so weit über das Gewölke des Lebens hinausgedrungen, daß man die ganze äußere Welt nur wie einen eingeschränkten Kindergarten liegen sieht: es ist dieser Weg nur für den kleinsten, für den geflügelten Theil der Menschheit, für Helden und Reformatoren, für die Menschen mit einem großen Entschluß, mit einer perennirenden Leidenschaft.“ Die andere Methode, glücklich zu werden, ist die gerade entgegengesetzte: „ein zusam-

mengesetztes Mikroskop zu nehmen und damit zu sehen, daß der Tropfe Burgunder eigentlich ein rothes Meer, der Schmetterlingsstaub Pfauengefieder, der Sand ein Juwelenhause ist." Jean Paul in seiner weisen Milde räth der Menschheit zum dritten Wege, mit den beyden andern zu wechseln: „durch Gehen ruht der Mensch zum Steigen aus, durch kleine Freuden und Pflichten zu großen."

Aus dieser ethischen Grundtendenz sind Jean Pauls Werke zu beurtheilen und um dieses ethischen Gehaltes willen müssen wir die Formlosigkeit ihm vergeben. Jean Pauls Lebensansicht nihilistisch zu nennen ist eben so viel als die uneigennützige Liebe eine Chimäre, als die ideale Freundschaft ein Traum, und die Vaterlandsbegeisterung ein Vorurtheil zu nennen. Kein neuerer Dichter hat Jünglingsfreundschaft besser geschildert, und außer Fichte kein deutscher Mann sein Volk kräftiger an die Pflicht gegen das Vaterland gemahnt, als Jean Paul; kein Dichter hat den Armen der Erde die frohe Ergebung leichter gemacht, als dieser Dichter der kindlichen Freude, und keiner bey seinen Poesien mehr der Trostbedürftigen gedacht, als dieser hochherzige Mann.

Noch weniger ist zuzugeben, daß Fichte und Schelling mit ihrer eigentlichen Wirksamkeit der Romantik angehören, denn gerade die Verkehrung der großen Principien der Philosophie in eudämonistische Tendenzen ist die That der sogenannten Romantiker. Fichte's Ich ist für uns kein befriedigendes, es ist kein welterklärendes Princip; eine Thätigkeit um der Thätigkeit willen können wir nicht gelten lassen. Wir müssen aber Fichte, in dem dieses Princip als der reinste Wille, als der fleckenloseste Charakter sich dargestellt hat, auf das wärmste verwahren gegen die Zusammenstellung mit den Romantikern, in denen dieses Princip zu theoretischer Ironie und zum Cultus der Liederlichkeit geworden ist.

Indessen hebt der Verf. Fichte's Sinn für geschichtliche That und Fichte's Vaterlandsliebe mit jener männlichen Theilnahme am Geschicke unseres Volkes, die wir so hoch an ihm schätzen, gebührend hervor: „Fichte steht in der Geschichte unserer Nationalbildung unter den Männern, welche aus dem Schooße der Vergangenheit in die Gegenwart mahnend herüberragen. Diese Stellung liegt in seinem Leben wie in seinen Schriften gleichmäßig ausgesprochen." Er nennt in dieser Beziehung Schiller: Fichte's poetisches Gegenbild. „In beyden war die Idee zur Person geworden. Fichte wollte die absolute Freyheit im Wahren wie im Guten zum Princip erheben; er machte mit ihr Ernst in der Wissenschaft wie im Leben. Auf mein Thun, sagte er selbst, muß all mein Denken sich beziehen, außerdem ist es ein leeres zweckloses Spiel. So stellte sich auch Fichte an die Spitze des wiedererwachenden patriotischen Selbstbewußtseyns, und die Erhebung, die nationale Wiedergeburt desselben wesentlich einleitend im Bunde mit den ausgezeichnetsten Männern." An dieser Stelle vermissen wir ungern, daß der Verf. nicht Fichte's Anschauungen über die Möglichkeit einer deutschen Reichseinheit angeführt und ihren innern Werth und ihre Ausführbarkeit geprüft hat. Fichte hoffte in Deutschland sein Ideal verwirklicht zu sehen, ein wahrhaftes Reich des Rechtes (S. W. IV, 423. 424 und VII, 573). Der Rechtsstaat überhaupt kann in dieser abstrakten Fassung nicht alle Bedürfnisse befriedigen, er hat nur relativen Werth, er hat einen solchen nur da, wo er mit den höheren Formen sittlicher Gemeinschaft sich verbindet, wo er diesen sich unterordnet.

Nach dem, was der Verf. selbst anerkennt, ist es überraschend zu lesen, daß sich die populären Schriften Fichte's zwar über die Schwerfälligkeit seiner theoretischen Schriften erheben, und mehrfach die klassische Gediegenheit gewinnen, ohne jedoch die Lebenswärme wahrer Kunstdarstellung zu haben. Ohne die Lebenswärme? Diese ist es ja gerade, die seine Schriften durchdringt; sein Stil ist in solchen Werken, für die es sich ziemt, gleich jener Flamme, die er selbst beschreibt. „Das Selbstgefühl dieser ewig unmittelbar gegenwärtigen Unabhängigkeit und dieses sich selbst Genügens zu ewig und ununterbrochen aus ihr selbst hervorgehender Thätigkeit, die Gediegenheit dieser ewig an sich selbst zehrenden und in alle Ewigkeit mit gleich-

bleibender Kraft sich erschwingender Flamme ist die Liebe des Vernunftlebens zu sich selber und Selbstgenuß seiner selbst und die Seeligkeit."

Bey dem Verfasser selbst vermissen wir am meisten den höheren Stil, die eigentliche Kunstform, und doch ist er gerade in dieser Beziehung sehr schwer zu befriedigen. Nicht einmal Schelling's bewundernswürdige Form will ihm genügen: „Schelling's Darstellungsweise ist durch Lebendigkeit, Frische der Färbung, selbst oft durch Klarheit ausgezeichnet, allein im Allgemeinen doch zu schwunghaft, zu metaphorisch und unruhig, um durchweg das Gepräge des wissenschaftlich-klassischen Vortrages zu zeigen." Es hängt dieses verkehrte Kunsturtheil innig zusammen mit der Art, wie der Verf. Schelling überhaupt durch und durch falsch dargestellt hat. Einerseits sagt er, es bliebe Schelling's „eigenstes Verdienst, auf das organische Einheitsverhältniß der Dinge unter dem Princip der absoluten Vernunft hingewiesen und dieses Verhältniß in seinen ursprünglichen Bezügen aufgefaßt zu haben": andererseits schlägt er dieses eigenste Verdienst so gering an, daß er behauptet: „Schelling bildet immerhin ein bedeutsames Mittelglied in der Entwickelung der deutschen Wissenschaft, — wie sehr er selbst sich auch im hochmüthigen Dünkel überschätzen mag." Diese Verkennung des großen Mannes wird im Verf. zu einer sich selbst vernichtenden Bitterkeit.

Von dieser Seite der Kritik abgesehen, müssen wir sagen, daß er gerade die wesentlichen Schranken der Schellingischen Philosophie nicht bezeichnet hat. Er sagt: die Grundidee der Schellingischen Philosophie sey die der „absoluten Thätigkeit des Einen in sich schlechthin identischen Urprincipes, das sich in dem Processe der Selbstoffenbarung, in dem Fortgang eines unendlichen Producirens der Objectivität aus dem Urgrunde seiner selbst zur absoluten Vernunft bestimmt, und so sich selbst zu dem wirklich macht, was es der Möglichkeit nach ewig ist. Alles ist dem Wesen nach Geist, Vernunft, aber um dieses Wesen zur Wahrheit zu machen, muß der Geist, muß die Vernunft sich aus der Urtiefe ihres ersten ewigen Grundes zu der Höhe der Selbstvollkommenheit emporbilden u. s. f." Weil es so ist, hat Schelling das Wesen des Organismus und das innere Leben der Na ur erkannt, hat er ihre Schönheit gefühlt und das Maas der Freyheit, dessen auch sie fähig ist, empfunden; in der Natur hat er den Geist der Natur verstanden und so ist er der Schöpfer der Naturphilosophie geworden. Nun fodert Schelling außer der realen Sphäre der Natur, welche die Einheit der Realität und Idealität darstellt, auch eine ideale Sphäre des Geistes, die ebenso eine solche Einheit in sich enthält, so daß in beyden Beydes ist, Freyheit sowohl als Nothwendigkeit. Hätte Schelling, so wie die Schönheit der äußeren Welt ihn entzückte, ein gleiches Maas von Mitgefühl für das innere Reich des Geistes, für die sittliche Welt und die geschichtliche That walten lassen, so würde sein System in Wahrheit beyde Sphären umfaßt haben. So ist es aber nicht; für die specifischen Begriffe der sittlichen That und des freyen Gedankens genügen die Kategorien der Naturphilosophie keineswegs, denn in der Geschichte ist nicht die Einheit der Freyheit und der Nothwendigkeit das bewegende Principium des Lebens, in dieser Sphäre ist die Freyheit zum Bewußtseyn, die Nothwendigkeit zur Liebe, die Schönheit zur Seeligkeit geworden, es ist alles unterworfen der Idee der Heiligkeit.

Die wahre und einzig nachhaltige Probe für ein System des Geistes ist die Philosophie der Geschichte. Schelling hat eine solche nie versuchen können, weil das Princip der Einheit der Idealität und Realität gar keine specifisch ethischen Kategorien aus sich zu erzeugen vermochte, gar nicht fähig war, die Mannigfaltigkeit des geschichtlichen Lebens aus sich zu entfalten. Alles ist Einheit der Idealität und Realität, die Natur, der Geist, der Staat, die Kirche, das Kunstwerk; aber wodurch unterscheiden sich diese Einheitsformen? dieß zu beantworten, hat Schelling nicht unternommen; Hegel unternahm es, aber mit solchen Mitteln die zum Zwecke nicht führen konnten; dieß zu beantworten ist nur möglich einer in ihrem innersten

Grunde ethischen Philosophie, einer Philosophie, welche die Metaphysik zur Ethik zu erheben den Muth hat. Wenn auch Schelling's Offenbarungsphilosophie dieses Bedürfniß der Menschheit nicht befriedigt, so liegt der Grund dieser Unzulänglichkeit nicht da, wo der Verf. ihn suchte, „in Schelling's philosophisch=doctrinärer Romantik“, sondern der Grund dieser Unzulänglichkeit liegt darin, daß die drey Personen in Gott, wie sie „in der Offenbarungsphilosophie erscheinen, ihrem wahren Wesen nach, d. i. ihrer Kraft und Wirkungsart nach, von den drey Potenzen der Naturphilosophie sich nicht unterscheiden. Der Urheber der Naturphilosophie hatte nicht die Aufgabe, zugleich die sittliche Anschauung der Geschichte zu begründen; es ist dieß das Problem unserer Gegenwart.

Fichte's und Schelling's große Namen mußten wir vertheidigen gegen die Stellung welche ihnen der Verfasser innerhalb des Gebietes der Romantik anzuweisen versucht. Ihr productiver Geist hat nichts gemein mit den Romantikern. Die Philosophie ist nicht eine Kapelle im Dome der Romantik, sondern die Romantik ist ein Anbau am Tempel der Philosophie.

Wenn wir gerne zugeben, daß die Romantiker anregend gewirkt, ja daß die jetzige Generation, was sie ist, nicht ohne die Romantik geworden wäre, so müssen wir eben so behaupten, daß die Romantiker in ästhetischer und sittlicher Beziehung vielfach dem Volke geschadet haben. Die Romantiker fodern Gemüth, Andacht, Fülle, sie selbst aber befriedigen diese Bedürfnisse nicht, sondern leiden, wie Schiller gesagt hat, an „Dürre, Trockenheit und sachloser Wortstrenge“; sie fordern die allumfassende Poesie, die Poesie der Poesie, sie selbst aber haben nichts hervorgebracht, was nicht mehr der Kritik als der schöpferischen Phantasie ihren Ursprung verdankt. Die Romantik hat aber nicht nur dadurch dem deutschen Volke geschadet, daß sie die vorherrschende kritische Richtung und die thatlose Genußsucht ihm eingeimpft, sondern am meisten dadurch, daß sie die von Lessing, Kant und Fichte errungene Freyheit des Geistes in die absolute Leerheit der Ironie und des gehaltlosen Humors verkehrte. Wenn der Humor bey Hippel und Jean Paul im Dienste der Sittlichkeit und der Wahrheit gestanden, so ist er von den Romantikern als höchster Selbstzweck betrachtet und gepriesen worden, und ist eben dadurch bey ihnen der Ausdruck völliger Leerheit gewesen. Der edle Jakobi schreibt im Unwillen über die Blasirtheit romantischer Dichtungen an Göthe, der Dichter sey Seher und dürfe nicht Lüge ersinnen und nicht Gestaltungen gestalten ohne Gehalt und Werth. Was hätte er sagen müssen zu einem Buche wie Tieck's Vittoria Accorombona? Zu solchen schließlichen Resultaten mußte die Romantik gelangen, weil sie in ihrem Principe des heiligen Ernstes entbehrt.

Im Abschnitt von der romantischen Mission charakterisirt der Verf. A. W. und Fr. Schlegel, Adam Müller, Wackenroder, Novalis und Tieck; die Romantiker niedern Ranges erhalten ihre Stelle in dem Capitel „von den romantischen Kategorien nach ihren litterarischen Sonderbestrebungen.“

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. November.

Nro. 57. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Die deutsche Nationalliteratur seit Lessing bis auf die Gegenwart.

(Fortsetzung).

Bey August Wilhelm Schlegel's eigenen Productionen hebt der Verf. den Mangel an Originalität, innerer Einheit und Energie hervor; als literarischem Kritiker und als Uebersetzer bestätigt er ihm den wohlerworbenen Ruhm. Doch „behandelt Schlegels Kritik mehr die Außenseite, als daß er in's Mark der Ideen und in die Werkstätte des schaffenden Geistes dränge." Feinheit, Ironie, Formeleganz zeichnet A. W. Schlegel aus, es fehlt ihm aber die philosophische Grundlage, und wie Göthe gesagt hat, es fehlt beyden Brüdern der innere Halt. Mit Recht weist der Verfasser auch darauf hin, daß sie die entscheidenden Kategorien der Kritik aus Schiller geschöpft, den sie selbst so oft verkannt; so beruht der Unterschied des Klassischen und Romantischen auf Schiller's Theorie von der naiven und sentimentalen Dichtkunst. — Im rühmlichen Wetteifer geht Friedrich Schlegel neben seinem Bruder auf der Bahn nationalliterarischer Wirksamkeit; indem aber beyde von „sinnlich geistigem Behagen" als letztem Bestimmungsgrund ihrer Thätigkeit ausgehen, wird dieses Streben in Friedrich „zu genußsüchtiger Lust, es soll zum Kunstsinn der Wollust gesteigert werden." Auch Fr. Schlegel opfert der Vielseitigkeit und dem Aneignungstalente die innere Einheit charaktervoller Männlichkeit und klassischer Vollendung, daher geschah es, daß die Anfangs- und Endpunkte seiner Schriftstellerey, als welche wir die Lucinde und die Philosophie der Geschichte bezeichnen können, und Alles was dazwischen liegt, der Tendenz und dem sittlichen Gehalte nach ohne Uebereinstimmung ja in völligem Widerspruch miteinander sind, sondern auch der Widerspruch der Kraft und des Strebens in jedem dieser Werke selbst den Leser stören und verletzen. Die Lucinde soll die Empfindung des Fleisches verherrlichen und dem Cultus der Sinnlichkeit die Stätte bereiten, aber gerade in dieser Ausschweifung und Lüsternheit des Sinnes ist die leidenschaftlose Selbstgefälligkeit, die kalte Reflexion, die innere Trockenheit nicht zu verkennen. Der Verf. thut nicht Unrecht wenn er behauptet, Schlegels ganzes Streben trage das Gepräge des Gelüstes im Sinnlichen wie im Geistigen, so daß Geist und Sinnlichkeit sich weder übereinander erheben, noch mit einander in lebensfrischer Ursprünglichkeit zu tüchtigen Erzeugnissen sich vereinigen konnten. Dasselbe gilt aber auch vom andern Endpunkte seines Schriftstellerthums, von der Philosophie der Geschichte. Hr. Hillenbrand geht zu leicht über dieses Buch hinweg, er behauptet, daß es im breitschrittlichen Gange und breitströmigen Gerede gewöhnliche Sachen auslege, aber ohne Philosophie: „der Mann steht hier auf der Höhe seiner dogmatischen Weltanschauung, lebend und webend in Offenbarung und Tradition; es kommt ihm auf nichts Geringeres an, als darauf, die Wiederherstellung des ganzen Menschengeschlechtes zu dem verlorenen göttlichen Ebenbilde nach dem Stufengang der Gnade in den verschiedenen Weltaltern bis zur letzten Vollendung historisch zu ent-

wickeln.“ Allein worauf soll es denn sonst ankommen, als auf dieß einzig wahre Problem der Geschichtsphilosophie? Indeß der Mangel ist der, daß diesem Problem die Darstellung, dieser Verheißung die Ausführung nicht entspricht. Wie in der Lucinde Gluth der Leidenschaft, so fehlt in dieser religiösen Philosophie die Inbrunst, die Fülle und Wahrheit des Gefühles. Weder das Studium tiefsinniger frommer Geister, wie Jakob Böhme und der cherubinische Wandersmann, noch ein erfahrungsreiches Leben und die Aufnahme in eine kirchliche Gemeinschaft, die den Menschen zur Hingabe seines ganzen Selbst verpflichtet, haben so auf Fr. Schlegel gewirkt, daß er dieses große Problem einer religiösen Geschichtsphilosophie mit der wahren Herzensinnigkeit dargestellt hätte.

An ächtem Ernste über beyde Schlegel und über alle andern Romantiker erhaben ist Novalis, den auf das Treffendste charakterisirt, was der Verf. aus Adam Müller anführt: „Eben die sichtbar durch alle seine Werke hindurchlaufende Zuversicht, daß alle tausendfarbigen Erscheinungen der Wissenschaft und Kunst mit ihren unendlichen Reflexen endlich in Einen Brennpunkt zusammentreffen müssen, und daß dieser auf die Stelle hinfallen würde, wo der Dichter steht, diese endliche nothwendige Verklärung der eigensten irdischen Gegenwart erhebt Novalis über alle Freunde, die gemeinschaftlich mit ihm wirkten. Im Heinrich von Ofterdingen wollte er die Poesie zum Ein und Alles machen, die Philosophie zur Theorie der Poesie; aber gerade indem er die Poesie zum Höchsten macht, verliert sie ihren Gehalt, den sie nur von der Geschichte, der Religion und der Philosophie erhalten, entbehrt sie des erhabenen Inhaltes, den sie nur von dem empfangen kann, was wahrhaftig das Höchste, das Allerfüllende, das Allgenugsame ist. Aus diesem wahren Sachverhalte hätte der Verf. die Dürftigkeit der romantischen Poesie, selbst bey dem dichterischsten der Romantiker nachweisen können; statt dessen redet er, nach Art des gewöhnlichen Rationalismus, von der unendlichen Schwelgerey des Gemüthes, von mittelalterlichem Katholicismus, seinem Durste nach überirdischem Leben, der Ueberschwenglichkeit seiner mystischen Anschauungen, in Summa von der Krankhaftigkeit seiner ganzen Natur.“ In gleichem Sinne sagt er über Heinrich von Ofterdingen: „das Unternehmen blieb unvollendet, weil der Dichter allmählich fühlen mußte, daß eine solche Abstraction vor der positiven Wirklichkeit, welcher sie zugeführt werden sollte, in ihr Nichts zerflog;“ die Unvollendbarkeit lag aber in jener falschen Stellung, die er der Poesie vindiciren wollte. Die herrlichen Lieder läßt der Verf. theilweise gelten; aber den Aphorismen schreibt er nicht die Bedeutung zu, die sie in der That haben. Wie in Göthe's Aphorismen finden wir in diesen Gnomen in den verschiedensten Lebensverhältnissen wahre Orakelsprüche. Gegenüber einer Stimmung der Zeit, die statt ethischer Principien das irreligiöse Princip der Thatsachenpolitik zur Geltung bringen möchte, erinnern wir uns gerne des großen Wortes: „das Ideal der Sittlichkeit hat keinen gefährlicheren Nebenbuhler, als das Ideal der höchsten Stärke. Dieß ist das Maximum des Barbaren, und hat leider in diesen Zeiten der verwildernden Cultur gerade unter den größten Schwächlingen sehr viel Anhänger erhalten. Der Mensch wird durch dieses Ideal zum Thiergeiste, eine Vermischung, deren brutaler Witz eben eine brutale Anziehungskraft für Schwächlinge hat.“

Tiecks literarische Bedeutung will der Verf. darin erkennen, „daß er den Standpunkt der klassischen Ausbildung unserer Literatur, wie er sich um den Anfang des XIX. Jahrhunderts bestimmt hatte, mit den vielseitigen historischen Culturbeziehungen der neu eintretenden Zeit im Element der Dichtkunst zu vermitteln und dem Geiste des literarischen Kosmopolitismus einen nationalen Ausdruck zu geben vor Andern berufen war.“ Das wäre ein etwas abstracter Beruf, ist aber in keinem Falle der Beruf Tiecks gewesen; gerade dem wahrhaft deutschen Gemüthe, wenn es noch sich selbst treu, noch des höchsten Ernstes fähig ist, kann am wenigsten Tiecks Eigenthümlichkeit genügen, die der Verf. selbst als „kaleidoskopische Wandelbarkeit“ bezeichnet; denn „mit philosophischem Skepticismus beginnend, in Religion und Mystik überschlagend, von da in den

Ton der Ironie und des Humors vornämlich greifend, dann den mittelalterlichen Shakespearischen Sympathien hingegeben, wendete er sich zuletzt zu der modernen Socialität“ u. s. f. Auch in anderer Beziehung widerspricht der Verf. selbst seiner eigenen Ansicht von Tiecks nationalem Berufe, bey dem Urtheile über die Vittoria Accorombona: „der Verf. hat in diesem Buche sich die Anweisung auf Unsterblichkeit schreiben wollen. Mit kühnem Schritte stellt er sich in eine Zeit und Welt demoralisirter Menschen und Verhältnisse, in den Zuständen der Vergangenheit die Fragen und Richtungen der Gegenwart zu schildern. Es ist aber das Raisonnement, das um die Hauptfragen unserer Tage, um die Emancipation der Frauen, um die sociale und sittliche Bedeutung der Ehe geworfen wird, eben so hohl und geistlos, als es frivol und lüstern ist.“ Ja, diese Vittoria Accorombona ist unter allen deutschen Büchern das undeutscheste Buch und verläugnet am schamlosesten, was Tacitus das providum, was er das sanctum in den Frauen genannt hat.

Gleicher Widerspruch zwischen dem allgemeinen Urtheil und den besonderen Werken, von denen es abstrahirt ist, findet sich in Beziehung auf die Mährchen. „Tieck ist der erste, der vorzüglichste unter den romantischen Mährchendichtern.“ Aber wie in concreto, z. B. der gestiefelte Kater? Da ist der Verf. der Meinung, daß es zwar besonders auf humoristische Genialität abgesehen sey, daß dieser Katzenkomödie aber nichts mehr fehle als die originelle Kraft der Genialität: — „ein selbstgefälliges Reflexionskunststück, aus allerley Pointen, spaßhaften Witzen, faden Anspielungen, seltsamen Wort- und Gedankenwendungen, persönlichen Kleinigkeiten ein scherzhaftes Quodlibet zu bilden, dessen Resultat zuletzt als inhaltslose Spielerey erscheint.“ Auch von Schlegel und Solger will sich der Verf. nicht überreden lassen, den Blaubart für ein Product wahrer Kunst zu halten: es seyen diese Komödien nur abstracte Beyspiele der romantischen Ironie. Wer würde auch im Stande seyn, sie zu lesen, wenn er Aristophanes, wenn er ein Lustspiel von Plautus vorher gelesen?

Unter den romantischen Kategorien nach ihren literarischen Sonderbestrebungen (ein unrichtiger und schädlicher, weil nicht erschöpfender Formalismus!) unterscheidet der Verf. zuerst die Romantik des Welthumors, dem er Wilhelm Schütz, Clemens Brentano, Achim v. Arnim und Bettina v. Arnim, Hoffmann, Chamisso und Leopold Schefer, Weisflog und Julius Weber zuweiset, dann die Romantik des Aberglaubens, in der Zacharias Werner, Müllner, Grillparzer und Houwald ihre Stelle erhalten.

Dann folgt ein Capitel „Romantik der Nationalität oder des patriotischen Deutschthums,“ bey dem wir abermals völlig in Abrede stellen, daß diese Menschen und ihre Werke der Romantik angehören, denn die neue Romantik, die Romantik, um die es hier sich handelt, besteht eben darin, nicht nur, wie Fr. Schlegel gesagt, einen sentimentalen Stoff in phantastische, d. i. ganz durch die Phantasie bestimmte Form zu kleiden, sondern vielmehr diese Form zum Zweck ihrer selbst zu machen. Vaterländische Dichter und politische Theoretiker können wohl in ihrer Gesinnung und Darstellung manches mit den sogenannten Romantikern gemein haben, aber ihrem Wesen nach und durch ihren bestimmten ethischen Zweck sind sie über die Tendenz dieser formellen Romantik erhaben. So wird nach Th. Körner sogleich E. M. Arndt genannt, als den Reigen führend der nationalpatriotischen Romantiker. Nun ist aber Arndt zwar ein gläubiger Mann, wie es die Romantiker fordern, und sucht auch, wie die Romantiker gethan, die Ideale des Lebens in mittelalterlichen Gestalten: dem Kern seines Wesens nach aber ist er vom Principe der romantischen Ironie völlig frey und dem Ernst des Lebens zugewendet. Dieß ist gerade sein eigenstes Verdienst, daß er gegen die wissenschaftliche und künstlerische Genußsucht, welche die Theilnahmslosigkeit an der Völker Glück und Unglück für Tugend hält, den rechten menschlichen Antheil an dem öffentlichen Leben gefordert hat. „Mangel an politischer Gesinnung ist ein Gebrechen. Faule und sklavische Völker haben oft größeren Reichthum und größere Fülle irdischer Güter gehabt, als die lebendig-

sten und freyesten, aber immer hat die Geschichte die Würdigkeit der Völker nur nach dem Geiste gemessen, in wiefern sie frey, rege, tapfer, kunstreich, wissenschaftlich waren.“ Er hat das Gebiet der Politik und die politische Gesinnung nicht überschätzt, er hat wohl gewußt, daß diese kein höchstes Streben des Geistes, daß sie „wie die Aesthetik und andere Strebungen zu den mittleren Kräften gehört;“ aber er hat den hohen Werth politischer Gesinnung erkannt, „die dem Mann einen festen Fuß und sichern Tritt auf Erden gibt.“ Das politische Leben in dieser relativen Bedeutsamkeit, als die mittlere Sphäre der sittlichen Welt zu erkennen, ist wahre politische Weisheit, wie auch ein großer Kirchenlehrer gesagt hat, „der Staat sey eine göttliche Ordnung, und gleichwie des Predigtamtes Werk und Ehre ist, aus Sündern Heilige, aus Todten Lebendige, aus Verdammten Selige, aus Teufels Dienern Gottes Diener zu machen, also ist es des weltlichen Regimentes Werk und Ehre Menschen zu erhalten, daß sie nicht zu wilden Thieren werden.“

Unter dieser Kategorie der patriotischen Romantik vereinigt er ferner den Freyherrn v. Stein, Görres, Jahn und Friedrich v. Gentz, und Jeden, der mit Wärme sein Vaterland liebt, oder dessen Gemüth religiös gestimmt ist. Mit demselben Recht könnte man Numa Pompilius einen Romantiker nennen, weil er nach Plutarch gewohnt gewesen, einsam in Feld und Wald umherzustreifen, oder nach Livius, auf die Frömmigkeit der Bürger das Wohl des Staats gründen wollte. An Görres rühmt er den Patriotismus als eine politische That, bezeichnet er die Beredsamkeit, wie sie im rheinischen Merkur herrscht, und in der Uebergabe der Coblenzer Adresse; mit diesem politischen Freyheitssinn scheint ihm nun aber die „christliche Mystik,“ der „Athanasius“ und das Buch „Kirche und Staat“ mit ihren „reactionären Ueberzeugungen und politischem Fanatismus“ im grellen Widerspruch zu stehen. Einen solchen Widerspruch kann Ref. nicht finden, es ist in seinen früheren politischen Schriften ganz dasselbe und kein größeres Maaß von Klarheit als in der Geschichte der christlichen Mystik, und in seinen späteren Schriften ganz dasselbe, und kein geringeres Maaß von Eifer als in seinen früheren. Wenn er im Jahre 1814 zur Zeit des Wiener Congresses gesagt hat, nur die Völker seyen zu allen Zeiten stark gewesen, die am gemeinsamen Wesen Theil genommen, nur wer der Gesammtheit seine Theilnahme zugewendet, lebe ein unverwüstliches, immer sich ergänzendes Leben; so kann er im Jahre 1847 nach Ablauf der „Cölner Irrungen“ eine solche Theilnahme der Gesammtheit an den Geschicken seiner Kirche fordern. Und wenn er den Sinn des Volkes erschließt für die deutschen Volksbücher, warum sollte er ihn nicht erschließen wollen für die Mystik der mittelalterlichen Kirche? Die verschiedenen Elemente seiner Natur scheint er selbst zu schildern, wenn er den Mann des Mittelalters also beschreibt: „aus dem Metall gegossen, dessen Gott immer zu seinen Rüstungen sich gebraucht — in ihrer Speisung vollgemischt, im Schwunge selbstkräftig und elastisch, in vollem und tiefem Ton wiedertönend; von der Weisheit war ihm gegeben, wessen er bedurfte, von der Einfalt wieder so viel vonnöthen, von Ernst und Festigkeit und Unerschrockenheit abermals nach Bedarf und wieder von der Milde solche Zuthat, als erforderlich gewesen, damit nicht eine allzuspröde Herbe sich an der Mischung zeige.“

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. November.

Nro. 58. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Die deutsche Nationalliteratur seit Lessing bis auf die Gegenwart.

(Fortsetzung.)

Friedrich v. Gentz, dessen Charakterbild jedes reine sittliche Gefühl verletzt oder empört, behandelt der Verfasser unerwartet glimpflich. Zwar gibt er zu, daß Gentz den Männern romantischer Nationalbestrebungen nur in so fern angehört, weil er, was jenen Ernst war, als Mittel des Genusses brauchte, zwar führt er die Selbstbekenntnisse von seiner Weibischkeit, von seiner Blasirtheit, seinem Egoismus, seiner Geldgier, von seiner Todesfurcht an. „Gentz war kein Mann der Tugend, noch der politischen That, er hatte weder Glauben an die Menschheit noch an die Geschichte derselben, keinen Sinn für das Volk, keine Theilnahme für die Gegenwart, keine Hoffnung für eine bessere Zukunft, seine Religion war der geistreiche Rationalismus, der in dem Aeußerlichen leben will."

Und doch ließ sich der Verf. durch die gleißnerische Form der Gentzischen Rhetorik blenden; in dem Schreiben an Friedrich Wilhelm II. bey dessen Thronbesteigung findet er eine freysinnige That, in den Briefen an Müller ächte Proben des Geistes, in dem österreichischen Manifest vom Jahre 1813 ein Denkmal politischer Nationalberedsamkeit, wie Demosthenes weder freudiger noch klassischer eines geschrieben habe. Aber in jenem Schreiben an den König von Preußen waltet nicht der sittliche Ernst der Wahrheit, es sind ganz äußerliche und oberflächliche Gesichtspunkte, aus denen er die Preßverhältnisse beurtheilt; denn wer die Freyheit der Presse nur deßhalb will, weil doch jede Maaßregel gegen dieselbe unausführbar und erfolglos bleibt, der hat kein Herz für die Freyheit des Geistes um ihrer selbst willen. In den Briefen an Müller enthüllt er seine politischen Grundsätze vollständiger, als es sonst geschehen; das ganze Raisonnement reducirt sich auf den formellen, ethisch bedeutungslosen Gegensatz des Fortschrittes und der Stabilität. „Zwey Principien, sagt er, constituiren die moralische und intellectuelle Welt. Das eine ist das des immerwährenden Fortschrittes, das andere das der nothwendigen Beschränkung dieses Fortschrittes." Die moralische und intelligible Welt wird aber durch ganz andere Mächte, durch gehaltvolle sittliche Ideen beherrscht. Nach den Grundsätzen des Friedrich von Gentz hätten nicht nur die Ankläger des Sokrates Recht gethan, den durch Sokrates geforderten Fortschritt zu hemmen, sondern auch der Apostat Julianus hätte mit Recht gegen das Christenthum eine Gegenwirkung versucht. Aus so grundsatzloser Oberflächlichkeit will Gentz den Fortschrittstendenzen einen halsstarrigen Widerstand entgegensetzen, mit dem naiven Bekenntniß, daß nicht das Princip der Culturbeförderung, sondern das der Culturbeschränkung ihn bezahle. Wenn maaßloser Haß der Feinde der Maaßstab des Patriotismus ist, so erscheint Fr. v. Gentz in den Briefen an Müller als ein ächt deutscher Mann; wenn aber zum Wesen des deutschen Patrioten der deutsche Tiefsinn gehört und die deutsche Gottesfurcht, so müssen wir gestehen, Friedrich v. Gentz würde mehr eine Zierde

der französischen Literatur gewesen seyn, als daß er die unserige schmücken kann; selbst Varnhagen v. Ense hat gesagt, daß Gentz zwar alle Eigenschaften geistiger Vortrefflichkeit besitzt, nur nicht den Witz, nur nicht den Tiefsinn. Und wenn der Verf. endlich durch die österreichische Ploclamation vom J. 1813 an Demosthenes erinnert wird, so muß Ref. sagen, daß auch er bey dieser Proclamation an Demosthenes erinnert wurde, aber in ganz anderem Sinne.

Als die poetischen Vorboten der nationalen Romantik werden v. Schenkendorf, Stägemann und v. Eichendorf, dann die schwäbischen Dichter Hölderlin, Uhland, Kerner, Schwab, Gustav und Paul Pfizer, endlich H. v. Kleist und Fouqué genannt. Doch fühlt der Verf. selbst, daß Hölderlin in dieses Fach nicht passe: „Hölderlin steht, wie in dem Wendepunkte der beyden Jahrhunderte so in der Mitte zwischen den beyden Hauptformen der Poesie, der antiken und der romantischen.“ In Wahrheit ist diese Mitte, in der Hölderlin sich befand, eben die eigentliche, jenem Gegensatz von Antik und Romantisch nicht unterworfene Poesie. Hölderlin's Werth hat der Verf. nicht hoch genug angeschlagen, findet im Hyperion „bey viel philosophischem Raisonnement und idealer Ueberschwänglichkeit“ einen ungestümen Geist u. s. f. Es ist aber diese Ueberschwänglichkeit der Ausdruck innigster Idealität, die am herrlichsten in seinen Briefen hervorleuchtet, und das philosophische Raisonnement beruht auf ächtem Tiefsinn. Das Ideal ergreift ihn unter der Form der Schönheit: „Religion, sagt Hölderlin, ist Liebe und Schönheit; ohne solche Religion ist jeder Staat ein dürres Gerippe ohne Leben und Geist. — Ohne Geistes- und Herzensschönheit sind Verstand und Vernunft nur die Treiber, die der Herr des Hauses über die Knechte bestellt hat.“ Aber indem er anstatt der Heiligkeit die Schönheit zum Mittelpunkt des Alls gemacht hat, ist sein Ideal nur ein beschränktes geblieben, und anstatt der lebendigen Vaterlandsgeschichte zu leben, hat er das Griechenthum zu reproduciren gesucht. An diesem innern Zwiespalte scheiterte die Kraft seines Geistes.

Welche bunte Mannichfaltigkeit der Abschnitt von den „romantischen Sympathien“ in sich schließt, läßt sich denken: Heinrich und Matthäus v. Collin, J. A. Apel, Wilhelm Hauf, Clauren, H. Zschokke, Suckow, v. Woltmann, Wilhelmi, Oehlenschläger, Kind, Ludwig Robert, Klingemann, Krug v. Nidda, Borromäus v. Miltiz, Wilhelm Müller, E. Schulze, Solger, Wilh. Neumann, Fr. A. Bernhardi. Dabey werden Rückert, Platen, Immermann, Steffens, die Brüder Grimm und Varnhagen v. Ense, die später besprochen werden, als zu dieser Gruppe gehörig bezeichnet.

Zuletzt wird auch noch die Wissenschaft in diese Kategorie eingeschlossen: „die Wissenschaft während der Epoche der Romantik.“ Ueberblickt man die Entwicklungsgeschichte der Wissenschaft während des ersten Viertels des XIX. Jahrhunderts, so ist nicht zu verkennen, daß sie im Allgemeinen unmittelbar oder mittelbar den Einfluß der Romantik verräth und ihren Geist zurückspiegelt. So erscheinen nach dem Verf. in diesem Zeitraume Philosophie, Geschichte, Naturwissenschaften, Sprachforschung und Kritik als ein Ausfluß der Romantik. In Wahrheit aber ist die Romantik selbst nur ein Werk eines höhern Geistes, der wie die Romantik so auch die klassische Literatur hervorgebracht, und in der Wissenschaft dieses Jahrhunderts sich auszusprechen gerungen hat. Der Verf. räumt der Romantik die Stellung ein, die nur der Philosophie gebührt; Philosophie ist die Mutter, wie der Romantik so auch aller anderen nach der Tiefe der Wahrheit hinstrebenden Richtungen. Wir müssen es uns versagen, im Einzelnen dieß nachzuweisen und beschränken uns auf ganz wenige vereinzelte Bemerkungen.

Auch abgesehen von diesem falschen Anordnungsgrunde, Uebersichten über alle literarischen Erscheinungen, wenn sie zugleich Kritik enthalten sollen, helfen nicht nur nicht zur Kenntniß der Literaturgeschichte, sondern sind im höchsten Grade verderblich. Es ist unverantwortlich, wenn der Verf. von Krause, dessen Hochherzigkeit und Tiefsinn hoch zu preisen sind, nichts Anderes zu sagen weiß, als daß Krause

„dem unbefangenen und kundigen Auge wenig Erhebliches bietet, mit dem man sich befreunden kann, selbst abgesehen von der gezwungenen Ausdrucksweise und breiten Schwerfälligkeit.“ Die Mängel der Darstellung, die in einem Ueberfluß von Erörterung begründet sind, wiegen Krause's Werke tausendfältig auf durch ächten speculativen Geist; ein einziger Abschnitt aus dem „Urbild der Menschheit“ könnte des Verf. Urtheil beschämen. Mit ähnlicher Leichtfertigkeit werden Schubert, Steffens, Wagner, Kielmeyer, Eschenmeyer und Andere abgemacht; von Troxler wird behauptet, es fehle ihm an Tiefe der Auffassung, so wie an Klarheit und Sicherheit der Ausführung. Dieß Urtheil von einem Manne, dem in den tiefsten Problemen die aus der Innigkeit sich entfaltende Klarheit eigenthümlich ist; in der Logik z. B. war es Troxler, der ganz selbstständig eine höhere, fruchtbarere Methode gefordert hat, als diejenige ist, die sich in dem Gegensatz der Entwicklung aus platonischen Gesprächen, oder in Aufzählung aristotelischer Vorschriften bisher geltend gemacht hat; es ist dieß die Aufstellung der Theorie der wesentlichen und lebendigen Geistesthätigkeiten, mit welchen Plato seine Gespräche gebildet und aus denen Aristoteles seine Vorschriften geschöpft hat. „Die Logik muß anthroposophisch begründet werden.“

An Schleiermacher, dem er eben so viel Blätter widmet, als er Krause und Troxler Zeilen gewidmet hat, war freylich der Einfluß der Romantik auf die Wissenschaft leicht nachzuweisen. Denn Schleiermacher gehört eben durch und durch zu den Romantikern; der Verf. findet in ihm dieselben obwohl verbunden, doch nicht innerlich zu einem höheren Ernst vereinigt: die Dialektik mit der phantasievollen Sentimentalität, den isolirenden Verstand mit sinnlicher Gefühligkeit. „Mit der sinnlich weltlichen Dialektik sehen wir ihn in den vertrauten Briefen über Schlegels Lucinde beginnen, mit der sentimental-religiösen sehen wir ihn seine Laufbahn in den letzten Predigten beschließen.“ Der Verf. unterläßt aber zu zeigen, was Schleiermacher ungeachtet aller Seelenverwandtschaft mit Fr. Schlegel vor diesem und den andern Romantikern voraus hat: es ist dieser Vorzug nicht nur die aus dem ernstesten Studium der Philosophie gewonnene Charakterselbstständigkeit, sondern es ist auch der Segen nicht zu verkennen, der von einem bestimmten Wirkungskreise ausgeht. Der Verf. findet den Riß in Schleiermachers Wesen und Leben um so größer, weil er damals, als die Romantiker ihn „in das Emancipationssystem der Sinnlichkeit verleiteten und zu dem Principe des Genußes drängten, als Prediger an der Charité zur Frömmigkeit ermahnen mußte.“ Aber gerade der Beruf des Predigers war für ihn der reichste Segen; der Mensch kann, was seine Gedanken werth sind, nur an der Wirkung erkennen, die sie in Andern hervorrufen. Und darin lag auch der Zauber seines mündlichen Vortrages, von dem Wilh. v. Humboldt mit Recht gesagt hat, daß man, ohne ihn gehört zu haben, das seltenste Talent und die merkwürdigsten Charakterseiten des Mannes nicht kennen lernte. In der That, als Prediger, als akademischer Redner, als Professor der Theologie, als Lehrer der Confirmanden, so oft er vor Andern zu sprechen begann, fühlte er in seinem Innern den harmonischen Bezug der empfangenden Geister zu seinem eigenen Geiste. Mit diesem Persönlichkeitsgefühle hängt sein theologisches Princip auf das Engste zusammen: die Zurückführung der Religion auf das Abhängigkeitsbewußtseyn. Wenn Schleiermacher alle objectiven Bestimmungen der Religion auf dieß Princip der subjectiven Frömmigkeit zurückzuführen und aus diesem alle Erkenntniß von Gott abzuleiten versucht, so ist es leicht, die Einseitigkeit eines solchen Versuches einzusehen; wir können ihm aber für die Kraft, mit der er die Dialektik diesem Gefühlsprincip dienstbar machte, und um der Klarheit willen, mit der er sich selbst gestand, wo die Dogmatik eine Gefühlstheorie zu seyn aufhört, unsere Bewunderung nicht versagen.

Die entgegengesetzte Methode befolgten Daub und Marheineke. Wie Schleiermacher über das Gefühl des Abhängigkeitsverhältnisses zu Gott, so haben Daub und Marheineke über Gott als ein in sich selbstständiges Denkobjekt philosophirt; und wenn jener die Wirkung der Erkenntniß auf

das Leben in der Kirche zum letzten Zweck gemacht, haben diese das Wissen um seiner selbst willen als das Höchste geachtet. „Die Theologie, sagt Marheineke, was sie auch als praktische sey, so ist sie doch im Wissen, ist und bleibt Theorie: — in diesem genießenden Erkennen der göttlichen Wahrheit thut der Geist sich selbst genug, in Ansehung des Gebrauchs davon für das Leben sich begnügend mit der Hoffnung und Zuversicht, daß die erkannte Wahrheit ihn auch da nicht werde im Stich lassen.“ Der Verf. führt auch diese beyden Theologen, eben so Baader und Windischmann, Neander und Ullmann, und dann alle Schriftsteller auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, der Geschichte, der Politik, der Rechtswissenschaft nach seinen beliebten Kategorien an, ohne zu sagen, was denn eigentlich diese Männer gelobt, gedacht und gewirkt haben. Eine solche kritische und übersichtlich seyn sollende Geschichte kann nimmermehr ihren Zweck erreichen, sie kann dem Volke nicht die Ueberzeugung geben, daß es der Mühe werth ist, die Literatur zu studiren; anstatt wahren Herzensantheils kann sie nur die falsche Vorstellung erregen, als sey die Sache abgemacht. Auch ist die Vollständigkeit dieser Uebersichten sehr relativ: wie konnte z. B. der Verf. Calker unerwähnt lassen?

Diesem Totalcharakter des Buches entsprechend wird mit dem Jahre 1830 ein Hauptabschnitt gemacht; mit der Pariser Revolution vom J. 1830 beginnt für den Verf. „die Nationalliteratur der Gegenwart.“

In dieser etwas abgenützten Anschauung vermischt sich Wahres und Falsches. Denn es ist dem Vf. beyzustimmen, wenn er dem XVIII. Jahrhundert die Bedeutung gibt, die Emancipation des Individuums zu vermitteln und auf dem Grund seiner persönlichen Freyheit und Selbstständigkeit die wahre Cultur der Menschheit und die staatliche Rechtswendung aufzubauen; und es ist ebenso der Wahrheit gemäß, daß im XIX. Jahrhundert die Bedeutung der objectiven Gemeinschaft und Volkseinheit mit jedem Jahrzehnte entschiedener in die Geschichte eintritt, die individuellen Interessen und Strebungen wesentlich an die Freyheit des allgemeinen Verkehrs und Zusammenwirkens knüpfend. Durch diese neue Richtung enthält die Literatur zum Gesammtleben des Volkes eine veränderte Stellung, der sonst selbstgenügsame Culturzweck wird in seiner Zusammengehörigkeit mit allen andern wesentlichen Bedürfnissen der Menschheit erkannt und hört auf ein unbedingt herrschender zu seyn. Aber für die Production des Geistes selbst hat sich nichts geändert, denn die Bedingungen geistiger Schöpfungen sind so ewig als die Gesetze der Natur und der Sittlichkeit. Es ist eine leere Phrase, zu sagen, es sey nun der Zeitpunkt gekommen, wo nicht sowohl die Schriftsteller sich ein Publikum bilden, sondern die Nation sich selbst ihre Schriftsteller anbilden soll; in den Schriftstellern wirkt ja nichts anders als der Geist der Nation, und die großen Schriftsteller, die zuerst ein wahres Bedürfniß des Volkes gefühlt und erkannt haben, müssen immer sich ihr Publikum bilden. In anderer Form ist dieß dieselbe Anschauung, die sich bey der Frage der Majoritäten geltend macht: sollen Wahrheiten und Recht durch Majoritäten entschieden werden? Die Erkenntniß der Wahrheit ist ein Act des Genies, aber die Wahrheit hat den Trieb anerkannt zu werden; was der Einzelne als Recht anerkannt hat, will er zur Ueberzeugung der Mehrheit machen. Mit Unrecht will nun der Verf. diese Majoritätsüberzeugung, die in der Literatur nur das Ziel seyn kann, auch zum Ausgangspunkt machen. In dieser neueren Literaturrichtung wirkt, wie der Verfasser behauptet, „die Literatur mehr praktisch, mehr diesseitig, antiromantisch; das Volksinteresse dränge sich an die Stelle des idealen Selbstes, der Stoff mache sich geltend der Willkühr gegenüber. Und mit jenem Umschlagen der persönlichen Literaturautorität in die gegenständlich allgemeine Bestimmungsmacht fällt auch das Hinaustreten des Inhaltes aus der abgezogenen Gemüthswelt in die Stoffwelt des gegebenen Lebens zusammen.“

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. November.

Nro. 59. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Geschichte des griechischen Kriegswesens von der ältesten Zeit bis auf Pyrrhus. Nach den Quellen bearbeitet von W. Rüstow, ehemaligem preuß. Genieoffizier, und Dr. H. Köchly, ordentlichem Professor der griech. und röm. Literatur und Sprache an der Universität Zürich. Mit **134** in den Text eingedruckten Holzschnitten und **6** lithographirten Tafeln. Aarau, Verlags-Comptoir. **1852**.

Die Vereinigung verschiedenartiger Kräfte zu einem gemeinsamen Zweck wird in unserer Zeit wie überall, so auch im Gebiete der Alterthumswissenschaft ein immer dringenderes Bedürfniß. Man hat bey Betrachtung des antiken Lebens aufgehört, mit massenhafter Anhäufung des Stoffes sich zu begnügen, und die früher beliebte Gewohnheit, einen Notizenkram unter dem Titel von Alterthümern wie in einer Curiositätensammlung zu vereinigen, ist längst außer Gebrauch gekommen. Man verlangt, daß jede einzelne Seite mit Sachkenntniß besprochen und mit genauer Sonderung der Zeiten in historischer Entwicklung anschaulich dargestellt werde. Sachkenntniß über alle Richtungen des Lebens vom Philologen zu verlangen, wäre eine die Menschenkraft weit übersteigende Forderung. Um so freudiger müssen wir ein Werk wie das vorliegende begrüßen, zu dessen Bearbeitung der kenntnißreiche Soldat mit dem quellen- und sprachkundigen Philologen sich verbunden hat.

Die Kriegswissenschaft liegt wohl am weitesten aus dem Gesichtskreise entfernt, der selbst bey möglichst vielseitiger Bildung dem Philologen geöffnet zu seyn pflegt. Gleichwohl handelt ein guter Theil der wichtigsten alten Schriftsteller von Kämpfen und Schlachten. Nicht Rom allein, auch das griechische Volk hat sich, so lange es politisch bedeutsam war, unter fast ununterbrochenen Kämpfen entwickelt, und selbst da noch, als die Bürgertugend verschwunden war, seines Geistes Ueberlegenheit über rohe Massenkraft durch den Umsturz der asiatischen Weltmonarchie aufs herrlichste dargelegt. Homer, Herodot, Thukydides, Xenophon, Demosthenes, Arrian, Plutarch, Curtius, ja Cornelius Nepos, diejenigen Schriftsteller gar nicht zu erwähnen, welche die Gelehrtenschule der Philologie zum ausschließlichen Eigenthum zu überlassen pflegt, erhalten in großen Parthien ihr rechtes Licht erst aus einer genauen Kenntniß des griechischen Kriegswesens. Gleichwohl sah sich der Freund des Alterthums, sah sich namentlich auch der Schulmann bisher vergebens nach einem Handbuche um, aus welchem er in zweifelhaften Fällen Belehrung holen könnte. Seit im Jahre 1780 Nast seine Einleitung in die griechischen Kriegsalterthümer herausgab, machte Niemand einen weitern Versuch, dieß ergiebige Feld anzubauen, weil den Philologen die Sachkenntniß abgeht und den Militärs die Kenntniß der Quellen. Daß demnach ein Buch wie das vorliegende ein im eigentlichen Wortsinne längstgefühltes Bedürfniß war, bedarf keiner weitern Erörterung für den, der den heutigen Standpunkt der Alterthumswissenschaft mit dem vor 72 Jahren vergleichen kann. Nach kurzem Anlauf den Zustand des griechischen Kriegswesens vor den

Perserkriegen von dem spätern zu sondern, wirft der alte Rast in den nächsten Kapiteln die verschiedenen Zeiten und Verhältnisse aufs bunteste durcheinander und zieht eine Menge unwesentlicher Dinge in den Kreis seiner Betrachtung, während er gerade über die wichtigsten, z. B. über die Zusammensetzung der Heere, die Elementar- und Massentaktik nur Weniges und Verworrenes beyzubringen weiß und die Darlegung der einzelnen Schlachtpläne schuldig bleibt.

Ueber die Art, wie sich zur Bearbeitung ihres gemeinsamen Werkes hier Soldat und Philolog verbunden haben, sprechen sich in der Vorrede beyde Verfasser folgendermaßen aus: „Sache des Letztern war es, die Quellen aufzusuchen, zusammenzustellen, nach dem Wortsinn gründlich zu erforschen und, während Jener den Sinn und Zusammenhang der Sachen verfolgte, darüber zu wachen, daß den Worten keine falsche Deutung untergeschoben werde, die Phantasie des Soldaten, der sich von Anschauungen der Gegenwart nährt, nicht in die Quellen übertrage, was in der That in ihnen nicht zu finden ist. Dem Soldaten ist so allerdings der bedeutendere Theil der Arbeit, namentlich auch im Wesentlichen die Gestaltung der Form zugefallen, dagegen ist in Bezug auf die Sache Nichts ohne gründliche, in vielen Fällen wiederholte gemeinschaftliche Prüfung aufgenommen worden.“

Eine tiefer gehende Beurtheilung ihrer bedeutenden Leistungen könnte füglich auch wieder nur von einer ähnlichen Verbindung zweyer Fachmänner ausgehen. Gegenwärtige Anzeige beabsichtigt lediglich darauf aufmerksam zu machen, welch hohen Werth das Werk für die Schule hat. Für einen Schulmann, welcher der Jugend ein allseitiges Verständniß der Autoren vermitteln will, ist es nahezu unentbehrlich. Denn es gibt ihm eine eben so gründliche, als klare und faßliche Darstellung aller der Veränderungen, welche das Militärwesen der Griechen in den verschiedenen Epochen erlitten, mit genauester und sorgfältigster Unterscheidung der Zeiten und Verhältnisse, und die allenthalben an passender Stelle eingefügten sauber ausgeführten Abbildungen sind vollkommen geeignet zu ergänzen, was durch bloße Beschreibung minder auschaulich zu machen war. Die ganze Arbeit ruht auf der soliden Grundlage umsichtigster Quellenforschung. Wie genau und gewissenhaft der Philolog verfuhr, zeigt schon sein als Vorläufer des Werkes vorausgesandtes Programm: De libris tacticis, qui Arriani et Aeliani feruntur, in welchem er eine Einzelfrage aus dem Bereich seiner Vorarbeiten dem gelehrten Publikum vorgelegt hat.

Das Seewesen blieb geflissentlich ausgeschlossen, weil den Verfassern hier die praktische Sachkenntniß abging und sie es für besser hielten, etwas relativ vollständiges, als Oberflächliches zu liefern. Eine anerkennenswerthe Selbstbeschränkung, so sehr wir sie andererseits wegen des tief eingreifenden Zusammenhangs von See- und Landkrieg und wegen der hohen Bedeutung namentlich der athenischen Seemacht bedauern müssen. Weit entfernt, auf diesen Mangel einen Tadel des Buches gründen zu wollen, sprechen wir nur den Wunsch aus, es möge Herrn Köchly gelingen, auch einen geeigneten Kenner des Seekriegs aufzufinden, um mit diesem gemeinsam in ähnlicher Weise diesen andern Theil des griechischen Kriegswesens nachträglich zu bearbeiten.

Wir wollen es versuchen, den Lesern von der Reichhaltigkeit und Einrichtung des Werks einen allgemeinen Begriff zu geben. Die ganze Arbeit zerfällt in vier Bücher. Das erste Buch umfaßt den großen Zeitraum von den ältesten Zeiten bis auf die Schlacht von Platäa, und in besondern Unterabtheilungen das heroische Zeitalter und die Zeit von der dorischen Wanderung bis auf genannte Schlacht. Die Heerbildung, Kriegführung und Kampfweise des homerischen Heldengeschlechts sammt seiner Bewaffnung erhält eine zwar kurze, aber bündige Darstellung, wie sie zur Kenntniß der homerischen Kunstausdrücke für den Schulmann genügend und dem Zwecke des Ganzen, für das jene wenig geordnete Art der Kriegführung eben doch nur ein kindlicher Anfang war, vollkommen entsprechend ist. An treffenden Erklärungen einzelner viel bestrittener Ausdrücke gewahrt man das Walten des mit den Epikern gründlich vertrauten Philologen. So finden wir u. a. κυνέη τετράφαλος, τετραφάληρος (ἀμφί-

φαλος vermissen wir), αὐλῶπις τρυφάλεια, λαισήϊα πτερόεντα, χιτών gute Erläuterungen. Minder wahrscheinlich dünkt uns die Erklärung von ἀμφίγυεον ἔγχος, welches hier von der Spitze der Klinge und des Schuhes der Lanze verstanden wird, während die „zweyschneidige Lanze" als eine weit passendere Bezeichnung erscheint. — Zur Begründung der Behauptung, daß man, wenn die Klinge gebrochen war, den Spieß umkehren und mit dem Rumpfe weiter fechten konnte, bietet Homer kein Beyspiel. — Als Ausdruck für den Helm war noch πήληξ hinzuzufügen. — Von eigentlichen Schildzeichen ist allerdings bey den gewöhnlichen Schilden nicht die Rede, aber die Beschreibung der Aegis und die weitläufige Schilderung des mit Figuren überladenen Achilleusschildes erlaubt doch wohl den Rückschluß, daß die Metallplatte auch sonst mit Bildwerken verziert, nicht bloß der ὀμφαλός zu einem Schreckbilde ausgearbeitet seyn mochte. — Die Bemerkung, daß bey Homer schon vergiftete Pfeile vorkommen, erleidet eine Modification durch die Worte: ἀλλ' ὅ μὲν οὔ οἱ δῶκεν, ἐπεί ῥα θεοὺς νεμεσίζετο αἰὲν ἐόντας, aus welchen hervorgeht, daß sich das religiöse Gefühl gegen deren Gebrauch sträubte. — Warum namentlich die Myrmidonen als Wagenkämpfer hervorgehoben werden, ist nicht recht einleuchtend. Wir enthalten uns weiterer Bemerkungen, die doch nur Untergeordnetes treffen könnten, und wiederholen lieber die Anerkennung, daß in diesem Abschnitt über die homerische Zeit bey aller Kürze (S. 1 — 24) doch die Einzelnheiten so ausreichend erörtert sind, daß der Schulmann genügende Auskunft zum Verständniß der militärischen Seite des Dichters findet.

Der nächste Zeitabschnitt beginnt wie alle nachfolgenden mit einem geschichtlichen Ueberblick. Diese historischen Uebersichten sind eine sehr schätzbare Zugabe des Werks, da sie in klarer Entwicklung darlegen, wie gerade durch die Umwandlungen des Lebens eine Veränderung des Kriegswesens bedingt war. So in dem Zeitraume nach der dorischen Wanderung, wo der Wagenkampf abkam und der schwer gerüstete Fußkämpfer der eigentliche Streiter wurde. Die Rücksicht, daß es alleiniger Grund und Zweck der historischen Ueberblicke ist, die Ursachen der Veränderungen im Militärwesen nachzuweisen, war es wohl einzig, was die Verfasser veranlaßte, eine geschichtliche Einleitung bey der ersten Periode wegzulassen. Wir wünschten indeß, es wäre auch hier eine solche vorangesetzt, nicht allein um der Gleichförmigkeit willen, sondern auch weil es großes Interesse erregen müßte, die Frage nach der Entstehung der homerischen Kampfweise, die denn doch auch keine uranfängliche mehr ist, wenigstens versuchsweise beantwortet zu sehen. Gliederung und Bildung, Bewaffnung und Taktik der spartanischen und athenischen Bürgerheere bilden den Inhalt der nachfolgenden Kapitel.

(Schluß folgt.)

Die deutsche Nationalliteratur von Lessing bis auf die Gegenwart.

(Schluß.)

Man sollte nun erwarten, daß diese neuere Literatur eine Literatur des Volkes würde, in dem allein wahren Sinne, daß einerseits der einzelne Schriftsteller ganz in der großen Gemeinschaft des Staates und der Kirche lebend jeder Tendenz entsage, andererseits dieses Volk, wie Görres einst von ihm gesagt, alle Genien in Tugend, Kunst und Wissenschaft in sich vereiniget; jeder, der reinen Herzens und lauterer Gesinnung ist, gehört zu diesem Volke, jeglichen Standes innerster Kern und eigenster Charakter ist in ihm gegeben. Ganz anders aber sind die Wirkungen, die der Verf. von dieser neuern Literatur nachgewiesen; denn indem er die wesentlichen Grundformen dieser modernen Productionen bezeichnet, sagt er: „Eine Folge jenes dem Stoffe und den dießseitigen Culturinteressen zugewendeten Geistes unserer gegenwärtigen Literatur ist die Tendenz, welche die freye Production unter das Princip besonderer Zwecke stellt, seyen es politische oder sociale, religiöse oder industrielle und andere." Und als ein weiteres charakteristisches Merkmal die-

ser Literatur soll es gelten, daß sie von der Kritik ausgeht, daß die lyrische und die novellistische Poesie die dramatische verdrängt hat. Dieß sind aber vielmehr die Merkmale einer individualisirenden, als einer in den Volksgeist sich versenkenden Richtung.

Bey dem Uebergang aus der Romantik in die Literatur der Gegenwart ist die bescheidene Ehre der Vermittelung wiederum der Philosophie eingeräumt; dieser Beruf ist Hegel zugetheilt. „In Hegel mußte die Philosophie das freye Weltvernunftbewußtseyn durchführen.“ Aber gleichzeitig mußte die Kritik auf denselben Standpunkt gestellt werden; dieß geschah durch Börne. Dann kommen Saphir, W. Menzel, Heine — Rückert und Platen. Diese alle bilden den Uebergang, und doch, was kann von dieser Zeitbeziehung unabhängiger seyn als Hegels Logik, was kann in der Poesie selbstständiger als Rückerts Familienpoesie und der körnige Tiefsinn in Platens Oden? — Und wo soll denn eigentlich die Literatur der Gegenwart beginnen? Zuerst kommt ein Capitel vom jungen Deutschland, einer Gruppe von Schriftstellern, die für sich ganz vorzugsweise den Charakter in Anspruch nehmen könnte, einen Uebergang zu bilden, einen Uebergang freylich von einem bestimmten zu einem unbestimmten Ziele.

Endlich die „neueste Dichtung“ und der „Standpunkt der Wissenschaft in der Gegenwart.“ Jetzt erwarten wir die rechte Erndte zu thun, jetzt muß sich der Geist der Neuzeit bewähren. Aber wir finden uns gänzlich getäuscht. Denn „blickt man über die weite Ebene (!) der Tagesliteratur, so fühlt man sich von der Masse der Erzeugnisse und dem Gewühle der Dichtermenge (!) fast erdrückt, und einer Ueberschau kaum gewachsen.“ Was könnte auch an einer solchen liegen, wenn es sich verhielte, wie der Verf. sagt, daß diese Standpunkte, Ziele und Formen im bunten Wechsel durcheinander laufen in ruhelosem Haschen nach Effecten und Tendenzen. „Sie machen eben Geschäfte u. s. w.“

Mag der Verf. diese seine Ansicht bey den Wortführern der Gegenwart selbst vertreten; wer die Geschichte der Vergangenheit nicht bloß als eine Reihe von Entwicklungsmomenten für die Gegenwart betrachtet, wer in allem Wechsel der Zeiten die von der Wandelbarkeit des Zeitgeistes unabhängige Wahrheit sucht, für den gehören auch Göthe und Schelling, Fichte und Klopstock zur Literatur der Gegenwart.

Unter dem Gedränge ephemerer Namen vergißt der Verf. oft gerade solche Schriftsteller zu nennen, die von bleibendem, über den Wechsel des Zeitgeschmacks erhabenen Werthe sind: er sagt nichts von Lorenz v. Westenrieder, nichts von Friedrich v. Roth. Doch hängt diese Urtheillosigkeit mit einem andern Grundzuge zusammen, der sich wie bey den meisten Vertretern des nördlichen und westlichen Deutschlands, so auch bey Gervinus findet, mit dem unbegränztesten Vorurtheil gegen Alles, was einen oberdeutschen Charakter trägt. Wenn Gervinus vor zehn Jahren schrieb, es sey einem norddeutschen Staate ein Leichtes gewesen, Kunst und Philosophie und Dichtkunst bey uns zu entwurzeln, so hat sich seine Behauptung in Beziehung auf Dichtung und Kunst nicht bewährt, so hat er nicht gewußt, daß Schelling die Vorträge über Philosophie der Offenbarung, die er in Berlin gehalten, während seines Aufenthaltes in Franken entworfen und in München vollendet hat. Wenn auch der Verf. bezweifelt, ob Bayern ein günstiger Boden für Poesie sey, so können wir in Beziehung auf die fränkischen Provinzen daran erinnern, daß in einer einzigen kleinen Stadt Utz und Platen, Cronegk und Knebel geboren sind, in Beziehung auf die altbayerischen Provinzen aber ist zu bedenken, daß gerade hier, in großartiger Natur oder in einer Stadt wie München, dem Dichtergeiste die reichsten Lebensquellen sich öffnen.

Bayer.



Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. November.

Nro. 60. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Grundriß der Römischen Litteratur. Von G. Bernhardy. Zweyte Bearbeitung. Halle, C. A. Schwetschke und Sohn. 1850. XVIII, 705. 8.

Dieß Werk, welches in zweyter gänzlich umgearbeiteter Gestalt, jedoch mit Beybehaltung des ursprünglichen Planes uns vorliegt, besitzt dieselben Vorzüge, wie der 1845 zur Hälfte erschienene Grundriß der griechischen Litteratur; man sieht, der Verfasser hat hier wie dort durch eigenes Lesen der Schriftsteller, von denen er spricht, eine bestimmte Ansicht gewonnen, einen Eindruck erhalten, dessen er sich klar bewußt ist, und so machen denn auch seine Berichte darüber diesen Eindruck der Eigenthümlichkeit; er lobt und tadelt nichts vom Hörensagen. Der Umfang seiner Lektüre ist wahrhaft erstaunlich; insbesondere hat er den Autoren des silbernen Zeitalters und was noch tiefer heruntergeht, eine Aufmerksamkeit gewidmet, welche ihnen gewiß selten zu Theil wird. Bey dieser Universalität der Anschauung mußte nothwendig die eigentlich klassische Litteratur, welcher sonst entweder das Studium ganz oder doch vorzugsweise und mit sichtlicher Vernachläßigung der übrigen Theile zufällt, etwas zurücktreten; ihre Schilderung geht weniger, als man erwarten durfte, ins Detail ein, namentlich ist die rhetorische Technik der klassischen Prosaiker, wie die metrische der Dichter ersten Ranges nicht gehörig berücksichtigt.

Bey der Masse des Stoffes wird es vielleicht manchem Leser des verdienstvollen Werkes nicht unwillkommen seyn, eine gedrängte Uebersicht zu erhalten; indem wir diese zu geben versuchen, erlauben wir uns hie und da anzudeuten, worin unsere Meinung von der des Verfassers abweicht.

In der allgemeinen Charakteristik der römischen Litteratur schildert Bernhardy „den römischen Volkscharakter“ 2 — 19 und behandelt dann „die Stellung der Sprache zur Litteratur“ 19 — 31; im dritten Kapitel „Erziehung, Unterricht und Kultur der Römer.“

Als Hauptmoment des Volkscharakters wird hervorgehoben der mächtige alles beherrschende Einfluß der Staatsreligion auf öffentliches und häusliches Leben, das gänzliche Zurücktreten der Individualität, die unbestrittene Anerkennung der Pflicht, jede, auch geistige Kraft dem Vaterland zu widmen (vgl. Cic. de rep. I, 4), die Macht der Tradition für jede praktische Beschäftigung, der Stolz auf Roms Größe, der Glaube an den genius populi Romani, oder die über den fata aller andern Völker stehende Fortuna p. R.; sodann der wirthschaftliche Sinn in der Familie, überhaupt die Richtung auf Zweckmäßigkeit, welche der liberalen Schätzung geistiger um ihrer selbst willen unternommener Werke entgegen tritt. Rom hatte durch einen Verein sittlicher Gesinnung mit politischem Verstand die Herrschaft der Welt errungen; was hiemit nicht in Beziehung stand, konnte keinen besondern Anspruch auf Geltung machen. Namentlich fehlte hier, wo man am meisten auf Charakterstärke und Brauchbarkeit sah, der Sinn für Schönheit; die mühsamen Versuche, um in künstlerischer Production dahin zu

gelangen, gelten der römischen Vornehmheit für kleinlich (levius): turpem putat inscitus metuitque lituram, wie Horaz sagt Ep. II, vs. 164, mit Geringschätzung sah man auf das graecum otium herab. Die griechische Litteratur benutzte der römische Staatsmann als taugliches Mittel zu geschickterer Handhabung seiner Geschäfte oder auch zur Erholung; der römischen Litteratur, die vom Geschmack der Gesellschaft abhängig war, außerdem bey der universellen Richtung der Nation einen encyklopädischen Charakter erhalten hatte, mangelte eine organische Entwicklung; wenn auch aus den der Nation eigenthümlichen Motiven gebildet, ist sie doch nicht, wie jene, original. Gerade die ächtgriechischen Formen der Poesie, Epos, Metrik, Tragödie, Komödie wollten den Römern nicht gelingen; die Poesie der Alexandriner, je weniger sie von hellenischem Schönheitssinn beseelt war, vermittelte desto leichter die Kultur der Dichtarten, welche dem praktischen Geist der Römer und ihrer Subjektivität zusagten — des Lehrgedichts, welchem die Satire verwandt ist, und der Elegie. Die römische Literatur selbst vermittelte dann wieder Antikes und Modernes, indem dieses dem römischen Wesen ungleich näher als dem griechischen steht.

Bey der Vergleichung des Latein mit der dialektreichen Sprache der Hellenen tritt als starker Contrast dort die Einheit hervor; sie war die Folge des Zurückdrängens der Mundarten bey der Unterwerfung vieler italischen Stämme unter den römischen; darauf beruhte auch die Regelmäßigkeit und Stätigkeit des Idioms. Im Gegensatz zu den phantasiereichen Griechen neigten die verständigen und prosaischen Römer zu bestimmter Beschränktheit in den Formen; einfach und schlicht war ihre Wortbildung und Flexion. Eine gewisse Anmuth mangelt der Sprache, was Quintilian öfters anerkennt, vergl. VIII, 3, 30; IX, 4, 145; X, 1, 130. Einen Ersatz für die fehlende Bildsamkeit und Geschmeidigkeit des Latein entdeckt B. in der Phraseologie, d. h. der durch Tropen und Combinatiou aus der Proprietät abgeleiteten Wortbedeutung. Der scharf ausgeprägte Charakter der Sprache gab ihr die bis auf unsere Tage erprobte Brauchbarkeit, und die aristokratische Haltung der Gesellschaft hielt von jeher den naiven sermo plebeius fern; Rom machte sich, je größer die Bildung und je feiner der Geschmack wurde, desto entschiedener als Inbegriff der kritischen Urbanität geltend; freylich litten dabey die Kräfte und Anlagen, welche der Poesie zu gut kommen, und nur die dem praktischen Leben dienenden konnte sich gehörig entwickeln, daher auch Geschichtschreibung und Beredsamkeit einen so hohen Grad von Bildung erreichten. Ueber die Tauglichkeit des Latein zu philosophischen Untersuchungen sind die Stimmen getheilt; Lucretius, welchem Seneca und Plinius folgen, beklagt die Armuth der Sprache, Cicero preist ihren Reichthum. Er erkannte in ihr wohl nicht mit Unrecht eine „Fähigkeit auf die Bestimmungen der Terminologie einzugehen“ vgl. de or. III, 24. In ihrer Bearbeitung zu diesem Behuf hat Ciceros Beyspiel keine Nacheiferung hervorgerufen, im silbernen Zeitalter mochte man mit ihr nur Spiele treiben; erst die Scholastik des Mittelalters entdeckte für ihre Spitzfindigkeiten am Latein ein vortreffliches Werkzeug.

Die römische Erziehung war hauptsächlich durch die Tradition der Geschlechter und praktische Interessen bestimmt, gänzlich unberücksichtigt blieb, was zur ästhetischen Bildung gehört und Sinn für Schönheit befördert, wie Musik und Gymnastik. Diese kam nur als Vorübung zum Krieg, jene als Mittel, patriotische Gefühle hervorzurufen, in Betracht. Dazu aber dienten die funera mit den epigraphischen Leichenliedern und die laudationes pro rostris; früher memorirte die Jugend auch carmina de clarorum virorum laudibus, welche indeß schon in den Zeiten des Cato maior verschollen waren; Cicero kannte sie nur aus Cato's Origines. Erst das siebente Jahrhundert und mehr noch das folgende, die Epoche der Monarchie, brachte die eigentliche Litteratur als Erziehungsmittel zur Geltung; von nun an schwand mehr und mehr die Kluft zwischen Theorie und Praxis. Das wesentlichste Motiv der römischen Pädagogik war Gegenseitigkeit der Achtung: debetur pueris reverentia. Auf die ersten Jahre des Kindes übte die Mutter einen bedeutenden Einfluß durch sittliche und gemüthliche Eindrücke; der

Vater führte den heranwachsenden Knaben und Jüngling allmählig in das öffentliche Leben ein und sorgte dafür, daß ihn Pietät gegen Höherstehende und Achtung vor den Gesetzen erfüllte. Allgemein anerkannt war die Pflicht der Aeltern, ihre Söhne für das Vaterland zu bilden (vgl. Cic. Verr. II, 3, 69).

Ueber den Zustand der Schulen (litterator ist Schulmeister im Gegensatz zu litteratus, welcher Schriftwerke auslegt), über die Aufsicht des Hofmeisters (comes, custos, auch dux, rex, rector genannt), über die Gegenstände des Elementarunterrichtes: Schreiben: praeformatas litteras persequi (Quint. V, 14, 31), Recitiren klassischer Stellen: dictata magistro reddere, Rechnen u. s. w. ist, was aufgefunden werden kann, hier zusammengestellt. Für gebildete Sprache wirkte am meisten die domestica consuetudo, insbesondere hielten die Frauen den einfältigen Ton der alterthümlichen und unverdorbenen Sprechweisen bey (Cic. Brut. c. 58). Gegen die Municipien suchte die römische Aristokratie das Vorrecht der Urbanität zu behaupten (Cic. ad Div. IX, 15); es fehlte ihr jedoch an dem „wahren Bewußtseyn einer literärischen Gesetzgebung,“ und nachdem Rom ganz Italien die Civität zu verleihen genöthigt worden war, vermochte es nicht mehr, einen Vorzug der Bildung sich zu vindiciren. Zu gleicher Zeit drang griechisches Wesen in Gesellschaft und Erziehung mit Macht ein, früher hatte man es gering geschätzt wegen der gesunkenen Sittlichkeit jener Nation, und wenn Einzelne die Vortheile hellenischer Cultur zu begreifen anfingen, verheimlichten sie doch die Beschäftigung damit. Dagegen wurde bereits unter den ersten Kaisern das hellenische Element so eifrig gepflegt, daß manche Herrscher darauf bedacht seyn mußten, dem Latein seine volle Geltung zu sichern (Suet. Tib. 71). Von dem letzten Jahrhundert der Republik an unterrichteten viele griechische Grammatiker und Rhetoren die römische Jugend, geraume Zeit nachher kamen auch lateinische Grammatiker auf, bis dahin hatten Gebildete die Forschung über Alterthümer und Sprache in dilettantischer Weise betrieben. Die lateinischen Grammatiker ex professo waren im heutigen Sinn des Wortes Kritiker und Exegeten der vorzüglichsten Autoren, deren Verbreitung ihr Verdienst ist. Die lateinischen Rhetoren anfangs niedrigen Standes, bis die Ritter Plotius und Blandus diesem Beruf sich widmeten, unterschieden sich durch praktischere Richtung von den theoretisirenden Griechen. Demungeachtet glaubt B., daß bey ihnen weniger als in der griechischen Schule für Bildung des Stiles zu gewinnen gewesen sey, indem man in ihrer Schule nur extemporirt, nicht nach der commentatio gesprochen habe. Diese Behauptung wird schwerlich bewiesen werden können.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte des griechischen Kriegswesens von der ältesten Zeit bis auf Pyrrhus.

(Schluß.)

Es kamen hiebey allerley schwierige Punkte zur Sprache, welche in einleuchtender Weise mit geflissentlicher Ausschließung aller Polemik besprochen werden. Gerade das ist ein Hauptverdienst am ganzen Werke, daß der Leser überall nur auf die ersten Quellen verwiesen und mit den Zänkereyen verschont wird, welche aus unklarem Verständniß derselben im Laufe der Zeiten sich erhoben haben. Ein zweytes Verdienst aber, welches auch in diesen Abschnitten schon zu Tage tritt, sind die häufig gezogenen Parallelen zwischen antiken Verhältnissen und solchen der Gegenwart. Eine Beschreibung der Schlachten von Thermopylä und Platää, welche nebst vielen andern auf beygegebenen Kupfertafeln versinnlicht werden, beschließt das erste Buch.

Das zweyte umfaßt den Zeitabschnitt von der Vertreibung der Perser aus Griechenland bis auf die Schlacht von Mantineia. Ist jenes für Homer und Herodot, so ist dieses für Thukydides und Xenophon von höchster Bedeutung. Das griechische Militärwesen kommt mit zunehmendem Verfall der Bürgertugend immer mehr zur Blüthe. So parador der Satz klingt, so wahr erweist er sich durch die Geschichte. Zusammensetzung der Heere, Bewaffnung und Taktik waren während der Perserkriege noch

einförmig, schwerfällig und ungelenk, die Bürgersoldaten nur zum Defensivkriege brauchbar. Epochemachend wird der Rückzug der Zehntausend, wo die Noth erfinderisch machte. Das schon während des peloponnesischen Kriegs einreißende und immer mehr um sich greifende Söldnerwesen, verderblich dem Volksgeist, ist doch dem Kriegswesen überaus förderlich, das Kriegführen wird zur Kunst, zum Handwerk, und so sind gerade für diesen Gesichtspunkt jene Zeiten die erfolgreichsten, welche aus andern Standpunkten betrachtet den beginnenden Verfall verrathen. Weit reicher als die gesammte vorausgegangene Zeit ist diese Periode in der Entwicklung der Schlachtentaktik. Hier kommen besonders die Veränderungen zur Sprache, welche der praktische Kopf Xenophons und des Iphikrates Organisationstalent einführte, endlich Epaminondas durch seine schiefe Schlachtordnung in bewährter Heermeisterschaft zu Wege brachte. In dieser Periode gelangt auch der früherhin noch in völliger Kindheit liegende Festungskrieg bereits zu einiger Entwicklung.

Den Glanzpunkt des griechischen Kriegswesens bietet das dritte Buch von der Schlacht bey Mantineia bis zum Tode Alexanders von Makedonien. Der erweiterte Kriegsschauplatz, die mancherley Feinde, die völlig verschiedenen Verhältnisse der Kriegführung waren in vergrößertem Maaßstabe eben so neue Hebel der Veränderung, als diese Elemente einst bey dem Rückzuge der Zehntausend wirksam gewesen waren, die Veränderung aber um so eingreifender, als des großen jugendlichen Heermeisters Genie hervorragte über Xenophons bedächtiges, nur den nächsten Umständen zugewandtes Organisationstalent. Die Umgestaltung wird in drey Abtheilungen dargelegt: die erste beschreibt das Heerwesen Philipps und Alexanders bis zum Uebergang nach Asien, die zweyte das Eroberungsheer Alexanders während der vier ersten Kriegsjahre in Asien, die dritte dasselbe vom Jahre 330 an. Ein folgendes Kapitel ist der Darstellung der makedonischen Taktik gewidmet, das letzte der des Festungskriegs, welcher in diesem und dem kommenden Zeitraum erst von Bedeutung wird.

Mit Alexanders Tod ging das griechische Kriegswesen seinem allmählichen Verfall entgegen. Seinen Generälen, so wackere Feldherren sie waren, fehlte doch der schöpferische Geist ihres Meisters, und jene zahllosen Diadochenkämpfe während der Auflösung des griechisch-persischen Weltreichs sind für den Betrachter mehr ermüdend als anziehend. Die einzige wichtige Neuerung von sehr problematischem Werthe war die Einführung der Elephanten als ein wesentliches Element der Schlachtordnung, die einzige Verbesserung die der Kriegsmaschinen. Darum ist auch dem schweren Geschütz und dem Festungskrieg im letzten Buch eine sehr umfassende Behandlung zu Theil geworden.

Die Reichhaltigkeit, die Genauigkeit, die Klarheit des ganzen Werkes, welches in diesem Zweige der Alterthumswissenschaft geradezu epochemachend genannt werden muß, sichert dem Verfasser gewiß den wärmsten Dank aller Schulmänner, welche bey Erklärung der alten Schriftsteller bisher in Sachen des Kriegs oft völlig rathlos waren und allein deßhalb gegenüber der Jugend einer vollständigen Darlegung ihres realen Inhaltes sich entschlagen mußten, weil ihnen auf diesem weiten Felde der verläßige Führer fehlte. Wünschenswerth zu bequemerem Gebrauche wäre allerdings ein Realindex sammt einem Verzeichniß der wichtigsten Stellen der Autoren, welche hier ihre Erklärung gefunden haben. Indeß vermittelt auch die chronologische Haltung der Darstellung schon ein leichtes Auffinden des Einzelnen.

Und so möge denn diesem wichtigen Buche auch von Seite der Schule die Aufmerksamkeit und Theilnahme recht bald zu Theil werden, deren es im höchsten Grade würdig ist.

Hoffmann.

# Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. November.

Nro. 61. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

Grundriß der Römischen Litteratur.

(Fortsetzung.)

Beachtungswerth ist Suetons Angabe, die Progymnasmen der Rhetorik seyen mitunter schon von den Grammatikern übernommen worden, in welchem Betracht Atteius inter grammaticos rhetor inter rhetores grammaticus heißen konnte. Solche Lehrer führten die Werke der neuesten Schriftsteller in ihre Schule und dadurch zugleich ins große Publikum ein (Hor. Ep. I, 19, 40). Sueton nennt (de ill. gr. 16) den Q. Caecilius Epirota als den, der primus Virgilium et alios poetas novos praelegere coepit. Hier kömmt auch die schriftliche Abfassung und die Verbreitung von Exemplaren durch die bibliopolae in Betracht, desgleichen die Gründung von öffentlichen Bibliotheken, worin Asinius Pollio seinen Landsleuten voranging (Ovid. Trist. III, 1, 71); ferner die Revision der Bücher durch Grammatiker und deren notae (Gell. V, 4). Die großen Massen von Schriftwerken, welche damals sich aufgehäuft hatten, beförderten die Allgemeinheit litterarischer Studien; der praktische Zweck ward jetzt, im Gegensatz zu frühern Zeiträumen, außer Augen gesetzt und das rein litteräríſche Interesse, aus guten Gründen von den Machthabern eifrig gepflegt, herrschte. Eine zwiefache Geschmacksrichtung entstand, die der archaistischen Partey, und die der formell-klassischen; der bedeutendste Wortführer der letztern ist Horaz. Dadurch bildete sich späterhin eine Gleichförmigkeit des Urtheils, nachdem der Standpunkt der Archaisten überwunden war, die bedeutend abstach gegen die Buntheit der litterarischen Ansichten in früheren Zeiten. Die Dichter, ehemals vereinzelt in ihren Bestrebungen, traten jetzt zu Genossenschaften zusammen, welche sich untereinander ihre Productionen mittheilten, ehe sie der Oeffentlichkeit übergeben wurden. Ob zur ästhetischen Bildung des Publikums auch die acta diurna beytrugen, indem sie einen regelmäßigen Bericht von den ausgezeichnetsten im Senat oder vor Gericht gehaltenen Reden enthielten, wird hinsichtlich der Senatsverhandlungen bezweifelt werden dürfen, da schon Augustus die Protokolle des Senats zu veröffentlichen untersagte (Suet. Aug. 36).

Auf die Schulen wirkte natürlich der Zustand des Geschmacks im Allgemeinen zurück. Die der grammatici waren stark besucht (Cicero, Virgil, Horaz die Schullectüre); die der Rhetoren (scholastici) gingen schon mehr auf witzige und pikante Behandlung fingirter Themen aus (suasoriae und controversiae) als auf gediegene Vorbereitung zu einem ernsten Beruf, boten aber jedenfalls gute Uebungen zur Stylistik dar, die Theilnehmer an ihnen hießen vorzugsweise studiosi. Nur oberflächliches Interesse erregte die Philosophie bey der Menge, was natürlich war, da die meisten Philosophen durch schroffes Auftreten oder durch nüchterne Behandlung ihrer Objekte abstießen. Die Ueberfülle des litteräríſchen Stoffes wirkte bald nachtheilig auf den Jugendunterricht, dazu kam die Gewöhnung an maaßlosen Luxus und rohe Schauspiele.

In den folgenden Jahrhunderten wurde am Schulplan nichts geändert, aber die Behandlung

artete ins Geistlose und Mechanische aus, das Griechische trat immer mehr zurück. Nun konnte es einem Fronto gelingen, mit Umgehung der Classiker Roms zu den Anfängen der Litteratur zurückzukehren und die dahin gehörenden Werke als die höchsten Muster zu preisen. Bald wurde das litterärische Interesse durch die Polemik der Christen und Heiden noch mehr geschwächt, Schulen und Bibliotheken verödeten; nach dem Untergang des weströmischen Reichs flüchteten sich die Ueberbleibsel der Cultur in die Klöster.

Der nächstfolgende größere Abschnitt: Methode des Studiums und der Geschichte der römischen Litteratur bespricht die Methoden vor Entstehung der Latinisten-Schule im vierten Kapitel 81 — 120, die nach demselben im fünften 121 — 134.

Sehr richtig bemerkt Bernhardy, daß man seit Ende des Mittelalters jederzeit mehr auf die Behandlung der lateinischen Sprache als auf den litterärischen Nachlaß der römischen Nation ausgegangen sey und die Studien der Gelehrten nur zum kleinsten Theil den Autoren gegolten, oder ihre Lektüre planmäßig gefördert haben. Ehe man aber den Standpunkt gewonnen hatte, in den „Autoren geistige Größen anzuerkennen, die sich in eigenthümlichen Ideenkreisen bewegten," war weder eine richtige Behandlung der Litteratur noch eine gerechte Schätzung der Philologen früherer Zeiten möglich.

Die Geschichte der lateinischen Studien beginnt mit Petrarcha, ausgezeichnet durch ein großartiges formales Talent und durch feines Gefühl für die damals verschollenen Reichthümer der antiken Welt; sein Schüler war Bocaccio, aus dessen Unterricht wiederum Joh. Ravennas hervorging, welcher die bewährtesten Philologen jener Zeit bildete. Zu ihnen gehört der durch Auffindung lateinischer Schriftsteller wie kein anderer verdienstreiche Fr. Poggius (1380 — 1459). Der Eifer der Päpste und der Mediceer in Anlegung von Bibliotheken, dann die Erfindung der Typographie kam zur rechten Zeit, um die erwachte Neigung zum lateinischen Alterthum in Italien allenthalben zu verbreiten. In Florenz war das namentlich von Ficinus geleitete Studium mehr der speculativen Seite der antiken Litteratur zugewandt, in Rom mehr der antiquarischen (durch Pomponius Laetus), und zwar vorerst nur dem lateinischen Alterthum. Auf Reinheit und Eleganz des lateinischen Stils wurde überall großer Werth gelegt und eine Menge Ciceroniani glänzten durch die gewandteste Handhabung klassischer Redeform. Als gründliche Gelehrte sind Victorius und Sigonius auszuzeichnen, jener glänzte als vielseitiger Kritiker und Kenner griechischer wie lateinischer Litteratur, immer darauf bedacht, diese aus jener zu erklären; Sigonius als Alterthumsforscher. Noch zu Lebzeiten beyder trat durch ascetische und dogmatische Strenge der Theologen eine den Studien des Classischen ungünstige Epoche in Italien ein; aber in Frankreich fand die Philologie eine neue Heimath. Hier wurde sie mehr in realer Beziehung cultivirt, insbesondere durch die drey Koryphäen der Polyhistorie, Scaliger, Casaubonus, Salmasius. Bey letzterem artete die Gelehrsamkeit in planlose Massenhäufung aus. B. charakterisirt die genannten Männer p. 109 mit den Worten: „Scaliger ist schwer zu fassen, Casaubonus faßbar und wenn auch nicht immer tief, doch ein gemüthlicher Lehrer des Alterthums, Salmasius dagegen zerfahren ohne Plan und Zweck, ja sogar ohne Ideen und wahres Interesse am Objekt, vielmehr einzig bestimmt durch ein unermeßliches Gedächtniß, dem vertrauend er vieles ganz ohne Bücher schrieb, und durch den tumultuarischen Lauf seiner Reminiscenz oder Feder." Mit dem Entstehen einer poetischen Nationallitteratur begann die Liebe zum Alterthum auch in Frankreich zu sinken.

In Deutschland kämpften die ersten Philologen mit allgemeiner Verwilderung oder scholastischer Barbarey. Zunächst wirkten dagegen die Schulen geistlicher Brüderschaften in Deventer und Zwoll, ihre frühesten Leistungen mußten natürlich propädeutischer Art seyn. Der erste deutsche Gelehrte, dessen Latein Geschmack und den Einfluß des Alterthums verräth, ist Rud. Agricola († 1485). Am meisten wirkte aber in der frühern Epoche Johann Reuchlin; sein siegreicher Kampf mit den Scholastikern zu Köln veranlaßte die kulturgeschichtlich bedeutenden epistolae obscurorum virorum. Noch mehr als Reuchlin förderte die Philologie Erasmus, als „der erste plan-

mäßige Kritiker (d. h. in Deutschland, sonst geschähe dem Victorius Unrecht)," der erste Philolog, der alle Bildung aus den Quellen des Alterthums schöpfen hieß und dem Studium desselben die Aufgabe stellte, die Neuern an ein sittliches Maß neben geschmackvoller Eleganz zu gewöhnen, der die Beschäftigung mit Objekten und Formen des Alterthums nicht als Mittel zum Zweck ansah — sondern als absoluten Zweck für die Kunst und ästhetische Litteratur verehrte." Uebrigens ward in Deutschland wie in Italien die Theologie dem Studium der Philologie bald hinderlich; die Schulen konnte der Geist des Klassischen nicht gehörig durchdringen, man begnügte sich mit dem Lesen weniger Autoren und lateinischem Stil; jenes galt bloß für ein dienstbares Element sonstiger Studien, und man zeigte fast nur für die moralische Seite der gelesenen Schriften Sinn, der Stil entbehrt der Anmuth, welchen man in den Produkten italienischer Latinisten nicht vermißt. Dabey dürfen jedoch die Verdienste einzelner tüchtiger Männer, als da sind Melanchthon, Camerarius, Xylander, der gute Hellenist Caselius und Joh. Sturm, ein vorzüglicher Schulmann, nicht verkannt werden. Im siebzehnten Jahrhundert nahm die deutsche Philologie mehr und mehr den Charakter mechanischen Sammlerfleißes an, die durch den langen Krieg verbreitete Barbarey traf auch die Schulen sehr hart, und sie erholten sich nur langsam, besonders durch die Thätigkeit von Vorstehern wie Ch. Cellarius, unter dessen Nachfolgern J. M. Heusinger auszuzeichnen ist; die reale Seite des römischen Alterthums hatte zu derselben Zeit ihren einzigen Vertreter in Chr. G. Schwartz.

Hierauf spricht B. von der Kultur der lat. Philologie in Holland; er schildert den J. Lipsius als kritisches Talent, als Kenner des römischen Alterthums, zugleich aber auch als Verderber des Geschmacks durch gekünstelte Latinität und Hintansetzung der Griechen. Was an seinem Einfluß schlimm war, wurde durch Joseph Scaligers Wirken unschädlich gemacht; in wie schöner Blüthe das philosophische Studium zu seiner Zeit dort stand, kann das Beyspiel des Hugo Grotius erweisen, der gleich vielen andern seinen Beruf als Staatsmann mit der Pflege der Philologie in die engste Verbindung setzte. Damals erhielt die lateinische Grammatik ihre erste gründliche und quellenmäßige Bearbeitung durch Gerh. Joh. Vossius; Daniel und Nicolaus Heinsius übten mit Erfolg die Kritik an römischen Dichtern, während J. F. Gronovius durch systematische Beobachtung die Kenntniß der Latinität erweiterte und selbst auf antiquarische Forschungen anwandte; späterhin, als Peter Burmann in große Einseitigkeit und gedankenlosen Mechanismus verfiel, rief seine Methode glücklicherweise die Opposition zweyer Meister realer Philologie, des Jakob Perizonius und Peter Wesseling hervor, welchen Duker und Oudendorp mit Erfolg nachstrebten. In dem vollkommensten Gegensatz zu Burmann und mehr noch als dessen Landsleute tritt Rich. Bentley, von welchem zuerst die Kritik auf wissenschaftliche Weise geübt wurde, der zuerst den Grundsatz aussprach, „daß der Reichthum eines kritischen Apparats und die Fülle grammatischer und antiquarischer Gelehrsamkeit nur der Elementarboden, die bloße Voraussetzung sey, um desto sicherer an die klassischen Autoren den strengen Maaßstab des Verstandes zu legen und mit besonnener Skepsis die Wahrheit ihrer Gedanken, die Angemessenheit des Ausdrucks, die Leistungen der Neuern in Kritik und Erklärung zu prüfen." Sein Nachfolger J. Markland wird von B. wohl zu sehr in Schatten gestellt, wenn er von ihm behauptet, „viel zu skeptisch und grübelnd pflegt er in der Beweisführung mehr Spitzfindigkeit als Scharfsinn, im kritischen Verfahren aber ein verwegenes Spiel mit phantastischen Witzblicken zu entwickeln, überhaupt aber gleich andern an Conjekturalkritik erfindsamen Zeitgenossen — eher Reminiscenzen und künstlichen Berechnungen als den Eingebungen einer schöpferischen Kraft zu folgen."

Eine fruchtbarere Gestaltung des Bentley'schen Princips findet der Verf. in der Hemsterhuys'schen Schule, vorzüglich in Ruhnkens Ausgaben römischer Autoren, deren klare lebendige Form mit dem innern Gehalt, der Reinheit und Sauberkeit der Ausführung wetteifert. Zuletzt kömmt er auf die deutsche Philologie zurück, deren Aufschwung seit der Mitte des 18. Jahrhunderts anfangs mehr in den

Schulen bemerklich ist. Hier übte einen bedeutenden Einfluß J. Matth. Geßner (1691 — 1761) durch praktische Schriften und Verbesserung der Lehrmethoden, wobey ihm ein geläuterter Geschmack und vielseitige Bildung leitete. Von ihm angeregt wirkte J. Aug. Ernesti durch normalen Stil und geordnete Verarbeitung des exegetischen Stoffes; die ästhetische Interpretation begründete Heyne, F. A. Wolf eine strengere Methode, „beruhend auf einer feinen Einsicht in die Form und den künstlerischen Geist.“ Nachdem noch die Verdienste von Orelli, Niebuhr, Madvig gewürdigt sind, schließt B. ziemlich trostlos mit einem Blick auf die erkaltete Theilnahme des Publikums an der lateinischen Litteratur. Sie soll „die ihr gewordene welthistorische Aufgabe, die modernen Völker in einer Schule der Formenbildung zu erziehen — gänzlich erschöpft haben, und auch ferner mehr propädeutische Kraft entwickeln als in den heutigen Ideenschatz und die Bewegungen unserer Kultur eingreifen.“ Wir können die Besorgniß nicht theilen, daß die lateinische Litteratur so bald aufhören werde, für die moderne Welt ein formelles und selbst ideelles Bildungsmittel ersten Rangs zu seyn; wo sie sich nicht als solche bewährt, liegt gewiß der Fehler an der Methode der Propädeutik.

Aus dem sechsten Kapitel, welches „Studien zur Geschichte der römischen Litteratur“ überschrieben ist, und mit einer Aufzählung der bisherigen Werke darüber schließt, will Ref. nur den einen Satz ausheben, p. 136: „bisher ist das meiste für den biographischen Theil und die Bibliographie, die jedem zugängliche Substanz des Litterarstoffes geschehen, während die Darstellung des organischen Stufenganges, der zwischen den formlosen Elementen und dem Verfall der entwickelten Nationallitteratur liegt, noch genug Lücken zeigt.“

Die Darstellung der innern Geschichte römischer Litteratur beginnt mit einer Einleitung, welche die Nothwendigkelt einer solchen Betrachtungsweise zeigt und dann die Perioden angibt, in welche die römische Litteratur zerfällt.

Das erste Kapitel der innern Geschichte derselben behandelt die Elemente der Litteratur. Auf die Bildung des Latein haben nach B.'s Ansicht nur Pelasger, Osker und die griechischen Colonien Unteritaliens eingewirkt. Dem keltischen Stamm wird eine hohe Stufe gewerblicher Kultur nicht abgesprochen, aber in Zweifel gezogen, ob die Kelten bis ins Innere Italiens vordrangen; desgleichen macht B. noch von sichereren Resultaten sprachlicher Prüfung, als die bisher erstrebten sind, es abhängig, ob die behauptete Verwandtschaft des keltischen Stammes mit dem lateinischen nachweisbar sey. Die Pelasger erklärt er für ein Glied in der indogermanischen Sprachfamilie, welches viele Länder durchziehend die Gemeinschaft zwischen der griechischen und mittelitalischen Sprache begründet habe. Die tyrrhenischen Plasger scheinen vor andern als Thurm- und Städtebauer thätig gewesen zu seyn; ihnen gehörten auch die Arkader aus Pallantion an, die unter Evander und Carmenta die früheste Niederlassung auf römischem Boden waren. In Latium vermischten sich die Pelasger frühe mit den Latini, unter welchen die Aborigines (oder Casci) für die bedeutendsten galten; die Gottheiten beyder lassen sich leicht scheiden, indem sie entweder dem agrarischen oder symbolisch-astrolatrischen Element angehören; jenes ist lateinisch und zu ihm zählen Silvanus, Mars, Lares, Termini, Fruti, Venus Murtea, zu dem pelasgischen Ianus, Diana, Vesta, Saturnus, Penates, welche zum Theil selbst durch den Mythus als eingewanderte bezeichnet werden. Die anscheinend ungriechischen Elemente der lateinischen Sprache sind mehr formelle als principielle Abweichungen; das urgriechische Idiom erhielt sich vielmehr in Italien fern vom Einfluß der Poesie reiner als in Griechenland selbst. Auch die lateinische Buchstabenschrift fällt mit der ältesten griechischen zusammen, und tritt in Zahl, Form und Folge der Buchstaben der phönicischen näher als die griechische der klassischen Epoche.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München.	herausgegeben von Mitgliedern	15. November.
Nro. 62.	der k. bayer. Akademie der Wissenschaften	1852.

Grundriß der Römischen Litteratur.

(Fortsetzung.)

In Italien ist der oscische Dialekt das ursprüngliche Latein mit unschönen wiewohl scharf geprägten Klängen, die politische Existenz des Volkes erhielt sich am längsten in Samnium. Niebuhr irrte, wenn er im Oscischen den nichtgriechischen Bestandtheil des Latein erkennen wollte: genauere Prüfung der darin abgefaßten Urkunden hat den griechischen Ursprung des Dialekts erwiesen. Die sogenannten Oscischen Spiele aber waren nur im Latein des römischen Pöbels geschrieben; was Strabo V. 233 darüber berichtet, beruht demnach auf Täuschung. Die Kenntniß des Umbrischen gründet sich wesentlich auf die sieben Bronzeplatten, welche unter dem Namen tabulae Eugubinae bekannt sind, und Gegenstände des Kultus betreffen. Die Schrift auf den 5 ältesten Tafeln zeigt ein dem Altgriechischen und Etruskischen verwandtes Alphabet von der Rechten zur Linken, die auf den zwey neuern ein lateinisches Alphabet rechtswärts. Die Analogie mit dem Latein ist geringer. Die Etrusker waren wie im Politischen so auch sprachlich abgeschlossen; daß in ältern Zeiten die vornehmen Römer des pontificalischen Rechts wegen etruskisch lernten, ist eine vereinzelte Notiz des Livius IX, 36. Nur eine mäßige Anzahl technischer Ausdrücke wird von den Etruskern abgeleitet. Ihre Literatur war auf Priesterliches beschränkt, eine poetische Richtung wird gänzlich vermißt.

Für die lateinische Sprache selbst war das politische Leben das bedeutendste Bildungsmittel, die Prosa gelangte in Rom früher als Poesie zur Reife, das erste Resultat des geistigen Verkehrs war die Urbanität des Ausdrucks, wodurch die edlen Familien sich auszeichneten. Darum haben die staatsrechtlichen Traditionen aus den ältesten Zeiten in sich die Gewähr der Aechtheit, während die Sagengeschichte der ersten Jahrhunderte ganz unsicher ist. Poetische Produktionen bis auf Livius Andronikus gehören nur dem Kultus oder der Feyer häuslicher Festlichkeiten an, wie das carmen Saliare = axamenta, die Rituallieder der fratres Arvales, die bey agrarischen Festen vorgetragenen carmina amoebaea, die an Hochzeiten gesungenen Fescenninen von derbsinnlichem Charakter, Quelle der saturae, dieß alles im numerus Saturnius, dessen regelloses Wesen nicht geeignet war, gleich dem epischen Vers der Griechen auf Veredlung und Verschönerung der Sprache zu wirken. Was das Latein in den fünf ersten Jahrhunderten war, erkennt man noch an einigen Denkmälern, darunter die 12 Tafeln, deren Reste freylich nicht mehr ganz in ihrer ursprünglichen Gestalt vorliegen, was selbst daraus hervorgeht, daß die Juristen Aelius Atilius, Antistius Labeo, Gaius die Texteswort mehr sachlich als sprachlich erörtert haben; da sie von der Jugend auswendig gelernt wurden, mußte sich vieles abschleifen. Ferner gehört hieher die columna rostrata Duellii (493 U. c.), wie die Grabschriften der Scipionen (494, 594), dann das 568 abgefaßte Sctum de Bacchanalibus, in dem schon größere Leichtigkeit und Sprachfluß sichtbar ist, endlich die Bruchstücke der Indigitamenta

oder commentarii pontificum, die Grundlage des canonischen Rechtes bey den Römern, welche nach dem Verrius Flaccus vollständig vorlagen; nicht zu verwechseln mit den Annales pontificum (welchen Irrthum Dionys. A. R. I, 13 begangen hat).

Das zweyte Kapitel umfaßt die erste Periode der römischen Litteratur (514 — 767 U. c.) in drey Abtheilungen: „die früheste, die Vorstufe der litterarischen Kunst oder archaische reicht von den Versuchen des Griechen Livius bis zur männlichen Reife der Ciceronianischen Epoche, die zweyte nimmt der Ciceronianische Zeitabschnitt ein, der Gipfel nationaler Prosa, die dritte das Zeitalter des Augustus, welches zugleich das goldene der Poesie war.“

Aeltester römischer Schriftsteller ist A. Claudius Caecus, von welchem die oratio de Pyrrho noch zu Cicero's Zeiten existirte, desgleichen juristische Bücher, wie der liber de usurpationibus und das carmen de moribus (Cic. Tusc. IV, 2). Bald folgte in poetischer Production Livius Andronicus, der früheste römische Epiker, der in saturnischen Versen die Odyssee übersetzte, seine Sprache ist noch sehr unbeholfen; ihn übertrifft sehr fühlbar in Regelmäßigkeit des Verses und Leichtigkeit des Ausdrucks Naevius, doch bewegte sich auch sein bellum punicum noch im saturnischen Rhythmus. Erst durch Ennius, den Bahnbrecher der quantitirenden Metrik und ersten Verpflanzer des Hexameters ins Latein erhob sich die Sprache zu Wohlklang in Flexionen und Wortbildung, zugleich bereicherte er die römische Litteratur dadurch, daß er in fast allen Gattungen der Poesie sich versuchte. Seine wie Cato's Verdienste um den Stil werden selbst von Horaz (A. P. 56) anerkannt. Cato entspricht nämlich dem Ennius, insofern er auf allen Gebieten römischer Tüchtigkeit zu Hause war und darüber schrieb; er „bereicherte durch frische Empfindung die Sprache, ohne von der alterthümlichen Einfalt und Kernhaftigkeit zu lassen.“ Von Plautus urtheilt der Verf., „er habe aus dem volksthümlichen Idiom ein reines und durchsichtiges Latein gezogen und in allen seinen komischen Mitteln ein dem gemeinen Manne genießbares Lustspiel bezweckt.“ Zu gering ist aber sein Werth und der seiner Kunstgenossen angeschlagen, wenn es in der Note 145 heißt: „die Dichter waren weder Künstler noch getragen durch eine für Schönheit begeisterte Zeit, sie besaßen kein lesendes und mitfühlendes Publikum, jeder vertrat einzig den verwandten Kreis und seine individuelle Richtung.“ Denn, war die Kunst dieser veteres auch nicht die der Augusteischen Poeten, so darf sie doch als solche gelten, indem andere Schwierigkeiten durch andere Mittel überwunden wurden, das Publikum war, wenn kein lesendes, doch ein eifrig theilnehmendes und gewiß sehr großes. Die Begeisterung für Schönheit wird man der römischen Nation im Allgemeinen zu keiner Zeit beylegen dürfen. Ein zu großes Verdienst wird aber dem Terenz (p. 192) eingeräumt, „der dem Verkehr mit dem Adel Roms das gute Maaß und die überraschende Korrektheit verdankt habe, und der erste gewesen sey, der mit Geschmack und Auswahl ein geregeltes, auch durch grammatische Strenge musterhaftes Latein schrieb.“ Demnach wäre die Latinität des Plautus noch eine geschmacklose, ungeregelte, ungrammatische! Was Terenz voraus hat, wird auf das Abstreifen der Archaismen zu beschränken seyn, und dieß ist mehr Verdienst der Zeit als des Einzelnen. Dem Terenz selbst scheint wiederum durch die Behauptung Unrecht zu geschehen, daß die Gattung durch ihn weder an Technik noch an geistiger Lebendigkeit gewonnen habe: gerade hierin ist der Fortschritt auf seiner Seite nicht zu bezweifeln.

Lehnen sich die Komiker immer in höherem oder geringerem Maaß an griechische Vorbilder an, so ist dagegen Lucilius nach Stoff und Ausführung ächt römisch, ganz Volksdichter. Formlosigkeit aber Vielseitigkeit, und sittliche Strenge mit gemüthlichem Humor gepaart charakterisiren seine Satura; tüchtige Sprachkunst und Wortbildnerey machen ihn für die Geschichte des Latein wichtig, die häufige Einmischung griechischer Worte und Redensarten gaben den Eindruck eines harmlosen Discurses.

Ueber die bedeutendsten Redner vor Cicero, Crassus und Antonius ist abermals das Urtheil, wie uns scheint, zu ungünstig ausgefallen; daß sie vorzüglich durch ihre Persönlichkeit glänzten, durch keinen von beyden die rednerische Prosa gewonnen

habe, indem sie weder in Stil ausgezeichnet noch in Methode erfinderisch gewesen seyen. Konnte aber Cicero seine Vorgänger in dem Grad anerkennen, wie er es gethan hat, wenn sie nicht bey der Nation in großer Achtung standen? B. spricht auch irrigerweise von Entwürfen oder nicht durchgearbeiteten Reden des Crassus (p. 200), wo im Brutus §. 160, 163 die Eigenheit bewährt ist, daß Crassus nicht alle Theile seiner Reden schriftlich ausarbeitete, aber die ausgeschriebenen Partieen sollten nicht für bloße Skizzen gelten.

Das steht übrigens als unterscheidendes Merkmal der Ciceronianischen Zeit fest, daß man jetzt erst zu der Erkenntniß gelangte, ein Schriftwerk könne auch ohne unmittelbare praktische Anwendung unbedingten und selbstständigen Werth haben. Treffend ist zu dem Ende das bekannte Urtheil Cäsars über Cicero angeführt: ut cogitata praeclare eloqui possent, nonnulli studio et usu elaboraverunt, cuius te paene principem copiae atque inventorem bene de nomine ac dignitate populi Romani meritum esse existimare debemus."

Allerdings war es auch hauptsächlich Cicero, der sein Publikum durch klassische Form auf diese Stufe des Geschmacks erhob. Jener Vorzug ging bis auf Sallust besonders den Geschichtschreibern ab, die übrigens durch persönliche Würde, Wärme der Darstellung und Tüchtigkeit der Gesinnung den Mangel eines gebildeten Stils weniger fühlbar gemacht haben sollen. Erst Sisenna gewann den Ruf eines lesbaren Historikers, obwohl auch er noch ziemlich ungenießbar seyn mochte. An seine Geschichte knüpfte Sallust mit seinem größern Werk unmittelbar an. Neben der formellen Vollendung gelangte jetzt auch die Polymathie auf ihren Kulminationspunkt, und grammatische, antiquarische, juristische Forschungen durch Cäsar, Varro und Servius zu einem gewissen Abschluß. Man empfand die Nothwendigkeit, der Form Inhalt zu verleihen, den Vortheil eines reichen Stoffes für die Kunstmäßigkeit des Stils. Varro verhielt sich ablehnend gegen die neue Eleganz, Sallust und Pollio suchten eine Vermittlung derselben und des Archaismus, Cäsar aber bewies sich als strengen und gediegenen Richter über reinen und eleganten sprachlichen Ausdruck.

Bis zu Anfang des siebenten Jahrhunderts war Rom im alleinigen Besitz einer guten und gewählten Sprache — sobald aber die italischen Bundesgenossen gleiche Rechte mit den römischen Bürgern erkämpft hatten, entstand ein reger Wetteifer derselben, bald auch der ferneren Provincialen mit Rom um den Besitz seiner Latinität; Litteratur wurde zum Gemeingut und eine korrekte Schriftsprache setzte sich allenthalben fest.

In dieser Zeit des Ablebens der Republik wurde die Prosa mit mehr Glück kultivirt als die Poesie. Dramatisch produktiv waren die Römer jetzt nur noch im Mimus. Kunstdichter (docti) traten auf, welche die gelehrte Poesie der Alexandriner nach Latium verpflanzten, „ihr Stoff war subjektiv, sie schilderten Gefühle des Stilllebens." Die nun beobachtete Strenge der Form wirkte gegen den Einfluß der regellosen Satire, auf welchem Gebiet Varro nur durch vielseitiges Wissen glänzte. Lucretius, sagt B., verrieth durch den anziehenden Kampf der Wissenschaft mit dem ungefügen Wort zugleich, daß der Uebergang zu einer neuen litterärischen Ordnung unvermeidlich sey, indem er dabey einen starken Mangel an Ebenmaaß und Harmonie zeigte. Aber würde sich einem solchen Stoff die poetische Sprache je vollkommen gefügt haben? und wo sind späterhin die Versuche geblieben, es dem Lucretius auch nur nachzuthun? Ferner wird behauptet, der im Catull sich sammelnde Dichterbund habe nirgends sein Princip ausgesprochen. Um dieß mit Sicherheit in Abrede stellen zu können, müßten wir die Werke jener Poeten vollständig vor uns haben. Wahrscheinlich machten sie sich einen technischen Purismus zur Aufgabe.

Mit der Monarchie und der dadurch bewirkten Verengung politischer Thätigkeit erhielt Redekunst und Historiographie einen ganz andern Charakter. Letztere fügte sich entweder den Verhältnissen und schmeichelt dem Machthaber, wie Vellejus, oder hält mit jedem Urtheil über die Gegenwart zurück, wie Pollio, oder breitet sich über die ganze Geschichte Roms aus, wie Livius und Trogus Pompeius. Als ge-

schmeidigere Naturen nahmen jetzt auch Griechen auf diesem Feld Platz: Diodor, Dionysius, Nikolaus. Die Beredsamkeit mußte sich auf die sehr gezügelten Berathungen und Gerichte im Senat und auf die Privatprozesse vor den Centumviri zurückziehen; die Verhandlungen im Senat waren von den epistolae und orationes der Kaiser abhängig, wodurch die freye Bewegung der Controverse verloren ging, die Gesetzgebung aber und der Geschäftsgang abgekürzt wurde (Plin. Epp. VIII, 41). Während die ins Leben eingreifenden Seiten der Litteratur zurücktraten, erfreuten sich um so mehr diejenigen Fächer der Begünstigung von oben, welche im ruhigen Studium gefördert werden und von der Neigung zu politischer Selbstständigkeit abziehen konnten, wie Grammatik, Rhetorik, Alterthumskunde, Jurisprudenz, Poesie. Solche Beschäftigungen wurden jetzt auch durch das Bestehen öffentlicher Bibliotheken erleichtert. Gruppen von Poeten sammelten sich um Mäcenas, Pollio, Messala. Sprachliche und litterärische Interessen zeigte noch Augustus, dem übrigens feiner Geschmack ebenso wie dem Agrippa abging. Mäcenas war vorzüglich der Begünstiger der nun blühenden formell vollendeten Poesie eines Varius, Virgil, Horaz, dem Geschmack der Nation schadete er aber durch ausschließliche Bevorziehung des Pantomimus, worunter der Sinn für dramatische Poesie jeder Art litt; das geschah in der bestimmten Absicht, dem Publikum zu keiner Demonstration Anlaß zu geben. (Dio Cass. LIV, 17 sq.) Mäcenas zeigte in seinen eigenen Produktionen nur Ungeschmack, anders Messala, von welchem im Dial. de or. (c. 18) gerühmt wird, er sey Cicerone mitior — et dulcior, in verbis magis elaboratus, er hatte selbst bedeutende grammatische Studien gemacht. Am produktivsten war Pollio, welcher zuerst recitationes veranstaltete, zu welchen nur eine Elite von Kennern, nicht, wie späterhin (seit Claudius Zeit) auch ein gemischtes Publikum Zutritt hatte. Das Verdienst der Augusteischen Dichter bestand in großer Verfeinerung des poetischen und rhythmischen Ausdrucks, was besonders in der Geschichte der Elegie zu bemerken ist; alles wurde aufgeboten, um die spröde Sprache den strengen Forderungen des Verses gerecht zu machen; man verstand sich zu kühnern Verschlingungen und Verknüpfungen der Sätze und Satzglieder; endlich gelang es, die männliche Würde und hohe Majestät des Latein mit anmuthvoller Leichtigkeit zu vermählen. In der Rhetorik wurde, was frühere Vorbereitung zur Thätigkeit des Staatsmannes war, zur Propaedeutik für litterärische Produktion. Nicht ganz richtig ist der Satz, die Theorie sey ein dürftiger Schematismus geblieben und abhängig von den Griechen. Eben weil man sich an diese hielt, war es durchaus nöthig, in den Uebungen auf ihre sehr durchgebildete Methodik zurückzugehen.

Die zweyte Periode der römischen Litteratur, welche das dritte Kapitel schildert, theilt B. in zwey Abschnitte; den von Tiberius bis Hadrian, und den von Hadrian bis zum Tod Mark Aurels.

Mit Tiberius Regierung beginnt eine schlimme Epoche für die Litteratur. Sie befand sich bey der herrschenden Despotie und einem rohen Publikum gegenüber, welches mannichfach gemischt und von Jugend auf durch circensische und pantomimische Schauspiele für alles Höhere abgestumpft war, in der Lage, nur an die Wenigen sich richten zu dürfen, welche reine Gesinnung und Gefühl noch gerettet hatten. Sie war auf beständiges Verhüllen des unmittelbaren Gedankens, auf vielsagende Kürze hingewiesen. Man überreizte die Produktion in Form wie in Motiven und gewöhnte sich Alles auf neue, frappante, auffallende Weise auszudrücken.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. November.

Nro. 63. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Grundriß der Römischen Litteratur.

(Fortsetzung.)

Der Antheil, welchen die Kaiser des ersten Jahrhunderts — von welchem B. hier eine litterärische Charakteristik gibt — an der gelehrten und schriftstellerischen Thätigkeit ihrer Zeitgenossen nahmen, diente nur dazu, die begünstigten Autoren noch verschrobener zu machen, ihr Neid war nicht selten gerade gegen die Koryphäen der Litteratur gerichtet, keiner von ihnen hegte wahres Wohlwollen für den geistigen Fortschritt der Nation; die ludi quinquennales eines Nero und Domitian dienten natürlich nur der Schmeicheley. In der Philosophie gewann ein praktischer Stoicismus die Oberhand, ihm gehörten Persius, Seneka, Thrasea, Rufus an; er warf seine Anhänger in eine „der Regierung feindliche nutzlos verbitternde Stellung" (Tac. Hist. III, 81, IV, 5), die Trockenheit ihrer moralisirenden Dialektik übte auf die Litteratur selbst keinen günstigen Einfluß, wenn sie auch sittlichen Ernst und Erhebung des Gemüths bewirkte. Wer auf diesem Weg keine Befriedigung fand, nahm zu superstitiösen Riten und Kulten seine Zuflucht; Chaldäer und Astrologen blieben trotz aller Verfolgung eine bedeutende Macht bey Hohen und Niedern. Dieß Extrem rief die Opposition der Freygeister Celsus, Oenomaus, Lucian auf. Die Schulen der Rhetoren wurden jetzt selbstständige Sammelplätze der Improvisation, neben diesen Deklamationen ließen sich Schriftsteller in öffentlichen Vorlesungen ihrer poetischen oder prosaischen Werke vernehmen; der Geist jener Uebungen und dieser Vorträge theilte sich den actiones centumvirales mit, klassische Höhe erreichte kein caussidicus. (Dial. 38, Quint. IV, 1, 57.) Einen traurigen Stoff gewährten dem Talent die Criminalprozesse im Senat, hier erlangten die delatores bald einen furchtbaren Einfluß (vgl. Plin. Epp. II, 11, Dial. 26). Bey der allgemeinen Verzwicktheit, welche Quint. IX, 3, 1, VIII, 2, 20 treffend schildert, riß unvermeidlich ein charakterloses Treiben, ein willkührliches Mischen ein, die Prosa wurde poetisch, die Poesie rhetorisch. Man strebte weniger nach organischer Gestaltung als nach augenblicklicher Wirkung: sententiae sola virtus omnium operum (Quint. I, 8, 8), daher Eile des geistigen Genußes und der ihr dienenden Produktion, jeder wollte für geistreich und interessant gelten, im Sinn dieses Zeitgeschmackes trat selbst Seneka als Gegner der Alten auf und bekämpfte das Studium des klassischen Stiles (ep. 100, 115). Was B. von der Syntax im silbernen Zeitalter behauptet, sie übertreffe „an Leichtigkeit und eindringlicher Schärfe" die des älteren Stiles, ist sehr auffallend; eher wird man „der Phraseologie größere Freyheit und Vertiefung des Gedankens" zugestehen.

Der unverständige Archaismus des Hadrian und seine Sucht, sich in alle Fragen der Wissenschaften zu mischen, sein Hang, Gelehrte zu protegiren, verdarb die Schulen und den Geschmack der Nation noch mehr. Die Blüthe der griechischen Sophistik bewirkte überdieß, daß der lateinische Stil vernachläßigt wurde. Rom zog die Provincialen wenig mehr an, der Afrikanismus kam auf, der

den schon herrschenden Bombast und das Haschen nach alterthümlicher Sprache ins Extrem trieb. Durch den so entstehenden Schein von Gelehrsamkeit suchten namentlich Gellius und Fronto die Blöße ihrer geistigen Armuth zu decken. Wie bey den Griechen compilirte man damals Lexika aus verschollenen lateinischen Wörtern und Phrasen. Fronto gewann durch seine Stellung als Prinzenlehrer den größten Einfluß in dieser Epoche geistiger Erschlaffung. Dem Ungeschmack der Zeitgenossen vermochte nicht einmal der geniale Appulejus zu widerstehen; er strebte den Sophisten der Griechen in Ueberschwänglichkeit und witzelnder Rhetorik nach. Unter den christlichen Schriftstellern Afrika's ist Tertullian am weitesten gegangen. In aller Litteratur erhielt sich nur die Jurisprudenz im Besitz einer correkten und klaren Sprache.

Das vierte Kapitel beschreibt die dritte Periode der römischen Litteratur, von 180 — 500. Die Provinzen, welche oft Rom seine Herrscher gegeben hatten, haben nun auch ihm die Herrschaft in der Litteratur vollkommen entrissen, wodurch natürlich jede Einheit wegfällt. Von Seiten des Staates geschah für die Litteratur als solche nichts, man sorgte nur kärglich für die Anstalten, welche bestimmt waren, Beamte und Aerzte zu liefern, oder der Jugend eine dürftige Propaedeutik durch Grammatik und Rhetorik zu ertheilen. Die Schriftsteller waren entweder an die gemeine Sprache der gesunkenen Gesellschaft oder an die Nachahmung der Alten gewiesen. Für die Poesie fehlt es an Stoff und Ideen, die meisten Versuche bestanden in Versification prosaischer Objekte, die selten so gut als dem Terentianus Maurus gelang. Schon kommen accentirende Verse vor, ein Zeichen, wie sehr das Gefühl für antike Sprache bereits abgestorben war. Im vierten Jahrhundert entwickelte die Herrschaft der Cäsaren mehr Kraft und Energie als im vorhergegangenen, die Poesie schien in Ausonius, Rutilius Namatianus und besonders in Claudianus wieder aufzuleben, doch bleibt bey allem Talent der Genannten ihre Dichtung gekünstelt, es bedurfte besserer Zeiten, um das rechte Maaß in Ausdruck und Gedanken zu finden. In einem ganz andern Geist und mit geflissentlicher Vernachläßigung antiker Formen dichteten die christlichen Poeten Juvencus- und Prudentius. In die Schriftsprache drang jetzt der sermo plebeius ein, die verba sordida fanden Aufnahme, und „durch Beyträge der Provinzialen mit allerhand Fremdwörtern verstärkt flossen sie in dem chaotischen Jargon einer lingua vulgaris zusammen, woraus im Mittelalter zunächst die lingua Romana entstand; aus dieser sonderten sich allmählich mit Hülfe des Volksliedes und der ritterlichen Dichtung die einzelnen romanischen Sprachen ab. „Die Litteratur hatte sich aus dem Leben zurückgezogen und arbeitete nur noch für die Schule; daher die Grammatiken, Kommentare, Wörterbücher und sonstige Sammlungen, die zu dieser Zeit in Menge angelegt wurden. Stilistischen Werth besaßen noch am meisten die Rhetoren Galliens, welche auch zum Staatsdienst als oratores zugezogen wurden. Freylich nahm auch bey ihnen die Unnatur überhand und erzeugte den cothurnus Gallicanus, die gespreizte gallische Redeweise, wie wir sie bey Symmachus und Sidonius finden. Bewegung in die Litteratur brachte am meisten die christliche Polemik; an gediegener Bildung und präciser Form übertrafen die Christen gewöhnlich ihre profanen Gegner, wenn sie auch in der Regel zu sehr vom Haß gegen heidnisches Wesen erfüllt nicht gern unparteyisch den Werth der antiken Litteratur anerkennen mochten.

In dem folgenden fünften Kapitel, „Nachleben der römischen Litteratur im Mittelalter“ überschrieben, schildert B. dieses, wie die Aufgabe des Werks es verlangte, nicht von Seiten des Einflußes auf die geistige Produktion, sondern spricht nur von der sich in jenen Jahrhunderten erhaltenden Tradition der römischen Litteratur, beklagt aber zugleich, daß der Stoff dazu nicht gehörig gesammelt und verarbeitet ist. Wir dürfen um so mehr unsern Bericht darüber kurz fassen. Zu Anfang des Mittelalters flüchtete sich die humanistische Kultur in die Klöster. Es war eine glückliche Fügung, daß in einem so kritischen Zeitpunkt der Benediktiner-Orden begann, dessen Regel das Abschreiben guter Bücher verlangte. (Monte Cassino, Bobbio, Clugny, Fulda.) Rom

selbst hatte um 600 keine Bibliothek klassischer Werke mehr, und vom sechsten bis zum achten Jahrhundert retteten die Klöster Irlands die lateinischen Autoren. Dann förderte Karl der Große in seinem Reich das Studium der römischen Litteratur, wobey ihm Männer wie Eginhard, P. Diakonus und Winfrid zur Seite standen; das geschah durch Verbesserung des Unterrichts (schola Palatii) und die Sorge für fleißiges und genaues Abschreiben. In gleicher Weise wirkte Alfred in England und später die Ottonen in Deutschland. Die scholastische Philosophie zog die Alten aus dem engen Bereich der Klöster hervor, sie wurden in Italien, Frankreich, England, Deutschland eifrig gelesen und nachgebildet, gegen Ende des 13. Jahrhunderts nahm aber durch das zünftige Betreiben der Brodwissenschaften und Scholastik das Interesse daran ab und erwachte erst wieder durch Petrarcha's Einfluß.

Dieser Abschnitt, welcher die innere Geschichte der römischen Litteratur enthält, schließt mit einer chronologischen Uebersicht derselben.

Der äussern Geschichte geht eine Uebersicht voraus; dann folgt ein allgemeiner Ueberblick der röm. Poesie. Ihr wesentlicher Inhalt ist folgender: Die römische Litteratur hat keine ideale Färbung, kein speculatives Element, keine organische Entwicklung, die bedeutenden Fächer: lyrische und didaktische Poesie, desgleichen Philosophie gehören nur einer engern Gesellschaft an; Poesie war aber bey den Römern das vorzüglichste Element der von griechischen Meistern gegebenen Vorschule litterärischer Kultur. „Die formelle Gesetzgebung der Poesie zu Anfang der Kaiserherrschaft kam nur zu spät, um die volksthümlichen Interessen mit einem absoluten Standpunkt zu versöhnen." Nur in drey Hauptfächern haben die Römer stylistische Vortrefflichkeit in völlig nationaler Form gewonnen: in dem Lehrgedicht, der Elegie und Satire. Bezeichnend für den prosaischen Charakter der Nation ist der Mangel eines adäquaten Ausdrucks für den Begriff des Dichters und Gedichts, dem weder vates noch carmen entspricht. Späterhin war poeta kein Ehrenname, sondern wurde eher in Verbindung mit grassator und spatiator gesetzt, bis Ennius das Publikum auf bessere Vorstellungen leitete.

Hierauf folgt zunächst die Geschichte der dramatischen Poesie. Die vielbesprochenen Anfänge des römischen Schauspiels von Etrurien her wird man fortbin auf sich beruhen lassen, da die ganze Sache auf eine irrige Vorstellung des Livius (VII, 2) zurückgeführt werden muß. Erst seit der Erwerbung von Campanien eignen sich die Römer ein ludicrum Oscum, ein populäres Lustspiel an, welches späterhin den Namen Atellana trug und alle übrigen Gattungen des Drama bey ihnen überdauerte. Nicht eigentlich dramatisch, nur dialogisch und volksthümlich ist die satura, als Zugabe der Atellana mit dem Namen exodium bezeichnet. Auf künstliche Fortbildung wirkte nachtheilig der Mangel an Mythen und ausgezeichneten Kulten; daher kam es nie zu einer nationalen dramatischen Schöpfung, der Geschmack der Menge blieb bey der Posse stehen und liebte im Lustspiel nur, was darauf herauskam; die Komödie der Griechen mußte deßhalb in der lateinischen Bearbeitung diesen Charakter annehmen. Die griechische Tragödie konnte leichter, durch Beymischung nationaler Gefühle und Vorstellungen dem römischen Publikum genießbar werden, sie befriedigte seine Vorliebe für erhabenes Pathos und wurde von der majestätischen Kraft der Sprache vortrefflich unterstützt. Doch fehlten den Römern zum reinen Genuß der griechischen Meisterwerke die milden Gefühle der Humanität und der Sinn für das Ideale, statt dessen verlangten sie Anspielungen auf die Verhältnisse der Gegenwart oder dahin zielende Schlagworte. Daher konnte denn auch die gewöhnlich auf republikanischer Gesinnung basirte Tragödie unter der Monarchie nicht fortbestehen; nur dem gemeinen Mimus ließ man unbedenklich die Freyheit, sich unverholen über Staatsereignisse zu äussern (Suet. Ner. 39, Tac. Ann. IV, 14), ein Tragiker durfte seine Werke bloß durch Vorlesung unter das Publikum bringen.

Die frühesten Dichter in diesem Fache, Livius, Naevius und Ennius gehören ihm nicht allein an, doch thut sie der Verfasser sogleich ganz ab, indem

er ihre anderweitigen Leistungen ebenfalls behandelt. Ein sämmtliche treffender Tadel geht sowohl auf den Vers als auf die Diction. In jener „eilten die Rhythmen kunstlos und durch häufige Spondeen gedrückt schwerfällig dahin“ in dieser war der Ton ungleich, dem Einzelnen blieb zu viel überlassen, überdieß besaßen die Römer nicht wie die Griechen ein Sprachsystem für die Gattungen, sie zeigen mehr Lust zur Sprachbildung als Sinn für Schönheit, weßhalb B. den Wunsch ausspricht: daß Jemand die dramatische Lexilogie bey den Römern bearbeiten möge. Von Livius würde darin noch wenig mitgetheilt werden können, mehr von Naevius, welcher, aber mehr in der Komödie als in der Tragödie geleistet zu haben scheint; die Bruchstücke aus jenen zeugen von Lebendigkeit und kecker oder naiver Wortbildung. Das bekannte dabunt malum Metelli Naevio poetae ist eben so gut späte Erfindung als die dem Livius zugeschriebenen hexametri μείουροι bey Terentianus Maurus. In den Fragmenten des Ennius ist eine sehr ehrenwerthe Gesinnung, mitunter eine hinreissende Kraft des Ausdrucks (besonders aus den Annales) zu erkennen, dennoch soll sein Styl trocken und herb seyn (p. 362.) Daß er die Mühen der dichterischen Arbeit etwas gering anschlug, ist wenigstens aus Cic. Or. 11. (§. 36): Ennio delector, ait quispiam, quod non discedit a communi more verborum, wo also sein natürlicher Ausdruck gelobt wird, nicht abzunehmen. Assonanzen, wie bey dem Aut. ad Her. IV, 12, Non. 91, sind allen ältern römischen Dichtern eigen und scheinen dem Geschmack des Volks zugesagt zu haben. Was einem Lucretius (I, 118) gefiel, kann nichts Geringes gewesen seyn. Dem Pacuvius wird auf die corrupte Stelle des Aut. ad Her. IV, c. 4 hin eine besondere Neigung zu Perioden beygelegt, er habe daher vortrefflich den Absichten der Rhetoren genügt, welche Perioden ausziehen wollten (als wenn dergleichen nicht besser bey Prosaikern zu finden gewesen wäre); bey näherer Betrachtung des l. c. ergibt sich indeß, daß der Schriftsteller von etwas ganz anderem sprechen muß. Ferner, behauptet B., beweise die minder correkte Sprache dieses Tragikers, daß ihm der Hauch eines weltmännischen Autors abging; formale Vollendung soll auch dem Attius gefehlt haben, für welches Urtheil wenigstens kein antikes Zeugniß beygebracht ist. Das Lob, welches Virgil und Horaz in ihren ersten Zeiten dem hohen Gönner Asinius Pollio als Tragiker spendeten, muß aus ihrer damaligen Stellung erklärt werden; seine Tragödien scheinen nicht zur Aufführung gelangt zu seyn. Wie gering der Sinn für das ernste Drama unter Augustus' Herrschaft war, erhellt schon daraus, daß Varius nach der Aufführung seines Thyestes nicht fortfuhr, Tragödien zu dichten. In der spätern Kaiserzeit ist Pomponius der bedeutendste Tragiker, mehr fein als kraftvoll. Was dem Seneka von tragischen Produkten beygelegt wird, gehört ihm wahrscheinlich gar nicht an, rührt überhaupt auch nicht von einem her. In diesen Stücken dient der Mythus nur zur Staffage der Deklamation, welche an Handlung wie an Charakteren arm ist; sie können als Nachlaß der jugendlichen Dichter an Nero's Hof betrachtet werden, über deren dilettantische Uebungen Persius in seiner ersten Satire sich lustig macht.

Wir gehen zur Komödie über, über welche B. nicht mit Unrecht das Urtheil fällt, daß sie ihre Stoffe weder von der höhern Gesellschaft entnommen, noch eine volksthümliche Form erhalten habe, denn Plautus hat wenigstens die Anlage der griechischen Originale beybehalten, und Terenz zwar den Ton der feinen Gesellschaft wiedergegeben, nicht aber aus ihr auch Stoffe entlehnt.

(Fortsetzung folgt.)

④ e l e h r t e A n z e i g e n.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. November.

Nro. 64. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

Grundriß der Römischen Litteratur.

(Fortsetzung.)

Ferner war der römische Volkscharakter dem Gedeihen der Komödie nicht günstig, als zu wenig harmlos und unbefangen; die politischen Gegensätze wiesen Jeden an, seine Umgebung gründlich zu beobachten, um die entdeckten Mängel zu eigenem Vortheil zu benutzen, und der aus so subjektiver Betrachung hervorgehende beißende Spott fand seinen rechten Platz in der gerichtlichen altercatio, wie in ihrem litterärischen Abbild, der Satire; es gebrach daher dem Lustspiel an leichter Heiterkeit, an genialer, phantastischer, über alle Persönlichkeit erhabener Laune; der Sprache mangelt es gleichfalls an Biegsamkeit und Eleganz, an Grazie der Formen und Fülle. Auch der Wohlklang soll in den Rhythmen der Komiker so lange vermißt worden seyn, „als die Prosodie vom Accent bestimmt und eine vielfältige Licenz in der Sprechung gestattet wurde.“ Aber von einem solchen Einfluß ist in den erhaltenen Komödien so gut wie nichts zu bemerken. B. spricht ferner von „regellosen Thatsachen der Plautinischen Prosodie, von Verkürzungen der Naturlängen und allerley außerdem, um die überzähligen Sylben mit dem metrischen Schema in Einklang zu bringen,“ was, wie Ritschl dargethan hat, entweder bey Plautus nicht angenommen werden darf, oder nur unter Bedingungen, die auf dem Geist der Sprache beruhten, eintritt. Richtiger ist der Satz ausgesprochen: „eine Vermittlung scheint bloß in der möglichst genauen Uebereinstimmung zwischen Vers- und Wortaccent zu liegen.“ Dabey durfte indeß bemerkt werden, daß diese Vermittlung eine sehr schwierige Aufgabe war, und die Dichter der Augustischen Epoche, welche sich darüber hinaussetzten, die ältere Poesie nicht billig genug beurtheilten.

Manches ist gegen die Charakterisirung des Plautus einzuwenden, wie wenn B. findet, daß „Fleiß im Detail und in der Ausführung bey ihm zurücktrete,“ tieferes Eingehen läßt im Gegentheil ein sorgfältiges Ausarbeiten erkennen. Denn „er hat große Breite und Hang zu übertreiben.“ Diese Eigenschaften fallen eher seinem Publikum zur Last, welches ihre Anwendung nöthig machte. „Er ist wenig bekümmert um die Forderungen der Moral.“ Der Tadel hat an sich bey einem Komiker wenig Sinn, könnte übrigens auch durch eine Verweisung auf Rudens, Trinumus und Captivi widerlegt werden; in den Captivi darf man jedoch die Erwähnung der spurcidici versus immemorabiles nicht dem Plautus selbst beylegen, da sie, wie der Prolog, offenbar von einer spätern Redaktion herrühren. Diese „gefeilten sittlichen Stücke“ sind aber nicht die kunstreichsten. Die Sprache soll wegen des „starken Zusatzes von plebejischen Witzen und Bildern einen reinen und strengen Geschmack um so weniger befriedigen können, als sie den Einflüssen der römischen Gesellschaft und Urbanität fern stehe.“ Ein solcher Maaßstab würde selbst dem Aristophanes gefährlich seyn, wenn man ihn auf diesen anwenden wollte.

Der Kanon des Sedigitus (Gell. XV, 24) scheint die Komiker nach dem größern oder geringern

Grad der Originalität zu ordnen. Dann ist aber auffallend, daß Plautus nicht oben ansteht, sondern Caecilius, dem doch sonst großes dichterisches Talent abgesprochen wird. Allerdings hielt Varro viel auf seine durchdachte Anlage und die Zeichnung der Leidenschaften, und Vellejus I, 17 gedenkt seiner dulces Latini leporis facetiae, welche in den wenigen Fragmenten nicht mehr finden zu können B. ohne Grund sich verwundert, doch bietet eine schöne Probe das längere Bruchstück aus Plocium. In der Beurtheilung des Terenz ist der Satz nicht sehr klar: „er bewähre in der ebenmäßigen Technik, wodurch er die Verwicklungen der griechischen Stoffe in einerley Plan und Tendenz zu ziehen pflege, die ruhige Berechnung des Nachahmers.“ War er nun bloß Nachahmer, so konnte er gar nicht, wie es gleich weiter heißt, mit Menander in der Komposition wetteifern, auch durfte ihm nicht der Vorwurf als solchem gemacht werden, daß er es an eigener und vielseitiger Beobachtung der Welt fehlen lasse, da er ja dann der Charakteristik und dem Plan der Menandrischen und Apollodorischen Stücke in seinen lateinischen Bearbeitungen folgte. Ein anderer merkwürdiger Ausspruch, der aber eher zu Gunsten des Terenz ausfällt, ist der, seine Verskunst überbiete an Eleganz und Strenge den Menandrischen Rhythmus (p. 396). Zu dem Zweck werden einige Verse beyder Poeten, wo die Uebertragung fast wörtlich ist, vollständig mitgetheilt; doch sind in dem ersten Beyspiel des Originals die Verse zum Theil falsch. Im Heautontimorumenos sollen die Hauptpersonen (Vater, Sohn, Sklave) verdoppelt seyn; dieß ist in der Andria, wo die Handlung bestehen könnte, ohne die Zuthaten der Personen des Charinus und Byrrhia möglich; durch die Tilgung des Clinia und seines Anhangs aber würde das Sujet selbst aufgehoben. B. scheint durch den offenbar unächten Vers Prol. 5. duplex quae ex argumento facta est simplici irre geleitet worden zu seyn. Ueber Afranius und die Atellanen des Syrus, Matius und Laberius verbreitet er sich ausführlicher, als es das geringe Material verlangte.

Hinsichtlich der epischen Poesie fällt das Urtheil in ähnlicher Weise ungünstig aus wie über die dramatische; daß Mangel an mythischem, plastischem und naivem Geist die Römer zu keinem ächten Werk dieser Gattung gelangen ließ. An die Stelle desselben traten poetische Annalen, wie vor Allem die des Ennius, nachher auch von Hostius, Furius und Varro Atacinus. Als Versuche im eigentlichen Epos werden die Smyrna von Cinna und das epithalamium Pelei von Catull bezeichnet. Jener steht im Ruf, ein mühsam gelehrtes und dunkles Werk erschaffen zu haben, dieser verräth in seinem längsten Poem noch nicht den rechten Sinn für epische Erzählung. Als freyer Bearbeiter der griechischen Muster bewies Varro am meisten Geschmack; die beste Behandlung aber, die in römischem Gewand möglich war, leiteten Virgil und Ovid ein, und bauten zwey Felder an, die „in Objekt und Ausführung von einander abweichen, aber im Geist politischer (?) oder socialer Poesie zusammentreffen.“ Ihre nächsten Nachfolger L. Varius Rabirius, C. Pedo Albinovanus und Cornelius Severus sind kaum durch Fragmente bekannt (die consolatio ad Liviam ist B. weit entfernt dem C. Pedo beyzulegen).

Treffend wird Virgil geschildert. Er ist kein schöpferischer Geist, aber kunstvoller Bearbeiter seines Stoffes; dabey besitzt er warmes Gefühl, Zartheit der Empfindung, Gemüth und Unschuld des Herzens; er ist ausgestattet mit tiefer Kenntniß der italischen Sagen, der nationalen Sitten und Gebräuche, heißt daher mit Recht ein poetischer Varro; der Geschichtschreiber, erklärte Niebuhr, der die Aeneide durchstudirt, werde stets neue Sachen zu bewundern finden. Diese Vorzüge konnten sich am besten in den Georgicis entfalten, einem Werke, dem sich „weder in Adel der Gesinnung, noch in Wohllaut der Rhythmen und des Ausdrucks die Kunstpoesie des Alterthums ein zweytes zur Seite stellen kann.“ Dagegen fehlten die Kräfte zur Epopoeie, es mangelte die Fähigkeit, ein dramatisches und charaktervolles Ganze zu bilden, und Künstlichkeit vermochte nicht die einfache Natur zu ersetzen. Dabey ist die Schwierigkeit der Aufgabe nicht zu übersehen, daß es kaum möglich war, aus einem Stoff, der noch so wenig bearbeitet vorlag, wie die Aeneasfrage, ein Epos zu bilden. Die Bukolika, in

welchen ein greller Mißton die städtische Kultur unter dem Versteck von Wald- und Naturkindern verräth, sollten aber auch keine eigentliche Schäferpoesie seyn, sondern ihren größten Reiz in der allegorischen Einkleidung haben, so wie in der Vollendung poetischer Diktion, die hier, wie in allen seinen Werken für die Spätern Norm wurde und dem Dichter frühe den Rang eines Schulautors verschaffte, dadurch zugleich auch den Charakter einer höchsten Autorität für alles Mögliche verlieh.

Unter den Nachfolgern erhalten Valerius Flaccus und Statius, wenn auch dieser mehr nach Ovids als Virgils Muster dichtete, den Vorrang; die Bearbeiter des historischen Epos, Silius und Lukan treten zurück. Silius hat sich am meisten an Virgils Vorbild gehalten, aber es gebricht ihm an poetischem Talent; Lukan entbehrte Phantasie und Geschmack, seine Erzählung ist stürmisch und unklar, die Sprache hart, uneben und trocken, der Vers ohne Anmuth; freylich konnte er auch nicht die letzte Feile an seine Pharsalica legen. Von Statius' Thebais fällt B. das ungünstige Urtheil, daß sie in langweiliger Breite abgefaßt sey, insofern ein nicht dankenswerther Ersatz des gleichnamigen Antimachischen Werks; genießbarer ist er in seinen kleinen Gedichten (Silvae). In Claudian lebte nach langer Pause die lateinische Poesie wieder auf, leider waren aber die Gegenstände derselben dem geistlosen und kleinlichen Hofleben entnommen; so trat ein starkes Mißverhältniß zwischen Dichtung und Objekt ein. Phantasie, Diktion und Versbau zeigen von großer Begabung, er erscheint darin als glücklicher Nachahmer des Virgil und Ovid, nur wiegt der Hang zu üppiger Schilderung zu stark vor; sonst überragt er weit die Versifikation seiner Epoche, Porphyrius, Merobaudes, Priscian, Korippus.

Die Verdienste Ovids finden hier ebenfalls im Allgemeinen gebührende Anerkennung, nur ist der Vorwurf befremdend, Ovid habe keinen neuen Ideenkreis eröffnet. Welcher der übrigen Augusteischen Dichter darf auf dieß Verdienst Anspruch machen? Eben so wenig kann bey ihnen von einem durchgreifenden moralischen Einfluß, welcher dem Ovid abgehen soll, die Rede seyn. Auch der Ansicht vermögen wir nicht beyzupflichten, daß bey Ovid der Mangel an Innerlichkeit und Gemüth stark hervortrete; vielmehr ist er sehr gemüthlich, sein Humor hat etwas Herzliches. Seine unbeschreibliche Gewandtheit in der Bearbeitung der Sprache wird gewissermaßen in Frage gestellt durch den Satz, welcher in seinen Bestandtheilen oft wiederkehrt: „der Ausdruck ist in Wortschatz, Bildern und Phraseologie einer festen Manier unterworfen.“ Der Vorwurf ferner, daß Ovids Poesie ein schwaches Gepräge bestimmter Nationalität trage, ist auf seine meisten Werke schon dem Gegenstande nach nicht anwendbar, er könnte höchstens die Fasti treffen. Hinsichtlich der Ars amandi mußte erwähnt werden, daß der Dichter nur den Umgang mit Libertinen im Sinn hat. So betrachtet kann man nicht behaupten, er habe eine Menge verführerischer Neigungen und Künste in ein System gebracht. Richtig ist die Bemerkung, die Amores seyen bloß als poetisches Motiv zu beurtheilen; dasselbe gilt auch von Tibull und Properz, wo B. anderer Meinung ist. Die Metamorphosen sollen der erste und genießbarste Roman (?) des Alterthums seyn. Hier konnte erwähnt werden, daß wir Ovid die Reproduktion mancher griechischen Tragödie verdanken (vgl. Welcker Tragödie 286 sq.). Die Heroides heißen eine mit Kühnheit behandelte Form der dichterischen suasoria (Seneca Controv. II, 10 extr. ist von B. nicht richtig aufgefaßt). Uebertrieben endlich scheint der Tadel der Kunstlosigkeit, der farblosen und entkräfteten Phraseologie, womit B. die im Exil geschriebenen Bücher belegt.

Vorgänger des Ovid in didaktischer Poesie ist Lukrez. Er kennt keine rhetorische (?) Digression und Verzierung, alles geht bey ihm aus dem Organismus hervor. Sein Verdienst besteht in Verpflanzung eines Systems der Naturwissenschaft nach Rom und dem Erweis des sittlichen Werthes einer dogmatischen Philosophie; der trockne Epikureismus wird von ihm poetisirt, das System selbst durch physiologisches und psychologisches Wissen und durch eigene Beobachtungen auf diesen Gebieten bereichert. Die apathische, aller Wissenschaftlichkeit abholde Lehre Epikurs gewann unter den Händen des römischen

Dichters eine veränderte Haltung, sein Atheismus hatte edlere Motive als fromme Gegner in früher und später Zeit glauben mochten. Sonderbar lautet, was wir S. 437 lesen: „Gleichmaaß und Ruhe hätte übel gepaßt zum schwellenden Strom von Dogmen, Beweisen und Gefühlen, deren Heftigkeit eher politische als poetische Beredsamkeit athmet.“ Am schlimmsten kömmt der Satzbau weg: „uneben, abgerissen und voll Härten hat er schwierige Wortstellung,“ auch der Vers „ermangelt des Wohllautes, der Mannichfaltigkeit und feinen Gliederung der Rhythmen;“ der Sprache wird die Anerkennung zu Theil, daß sie ausgezeichnet sey „durch ihren sachgemäßen und körnigen Sprachschatz.“

Der Anfang der lyrischen Poesie ist dargestellt als launenhaftes Treiben in Abfassung von Saturae und Epigrammen. Die ersten Lyriker haben, was hier behauptet wird, aber auf Catull wenigstens nicht paßt, mehr trocknen Fluß als Wärme des Ausdrucks und Gefühls gezeigt. B. ist der Ansicht, es habe im Wesen der Republik gelegen, daß die römischen Dichter nur die Form der griechischen Lyrik auffaßten und als geistiges Spiel sie herüber nahmen, ohne ein bestimmtes Gebiet lyrischer Ideenkreise zu sondern. Daher sollen erst die Dichter unter Augustus als Stifter einer lyrischen Gattung unter den Römern anzusehen seyn, und Horaz die erste methodische Darstellung einer römischen Lyrik geben. In spätern Zeiten hat sich mehr Rhetorik und Witz als Gemüth und Empfindung an lyrischen Stoffen geübt. Die römische Lyrik schließt mit derselben Form, mit welcher sie auch begonnen hatte, dem Epigramm; vorausgingen noch Fabel, Idylle und Epistel.

Daß die Poesie des Horaz stets auf Realismus und resignirende Lebensweisheit gerichtet sey, ist zu viel gesagt; daß die Reflexion bey ihm überwiegt, daher selten ein Horazisches Gedicht mit Wärme und Harmonie der Farben aus einem Guß geschaffen ist, vielmehr die Fugen und Risse der Komposition, die Absprünge und harten Uebergänge zahlreich sind, wird man zugeben müssen. In Beziehung auf seine Zeit scheint Horaz sich die Aufgabe gestellt zu haben, die Grundgedanken des durch die Verhältnisse gebotenen Realismus zu formuliren; in Beziehung auf die Litteratur ist vorzugsweise er Kritiker, B. nennt ihn „das reichste Organ der Augustischen Dichtergruppe, über deren Studien er steht.“ Letztere Behauptung wünschten wir durch Vergleichung mit den übrigen poetischen Größen erwiesen zu sehen. Um noch einiges Einzelne zu berühren, können wir nicht finden, daß die epodi stets den Geist der höhern Gesellschaft verrathen, noch daß das in den erotischen Darstellungen herrschende Gefühl ein bloß abstraktes genannt werden dürfe; daß Horaz die römische Dichtung mit den schönsten Rhythmen namentlich der äolischen Lyrik bereichert habe, muß in Betracht dessen, was Catull hierin geleistet hat, modificirt werden. Ueber seine Nachahmung der Griechen ist jetzt Göbels Nachweis (Zeitschrift f. Gymnasialwesen 1851 p. 298), daß Euripides die bedeutendste Quelle Horatianischer Gnomik sey, zu berücksichtigen, die p. 481 verlangte Aristologie wird daher abgeleitet werden können.

In Tibull sieht B. den unschuldig-Naiven, nur im Naturgenuß lebenden, der die wärmste Liebe zur Genossin seines Lebens, der treu ergebenen Delia hegt. Der weiche und zarte Ton seiner Gefühle soll „jede stürmische Leidenschaft und Farbenpracht ausschließen.“ „Ein so naiver und beweglicher Sinn, heißt es ferner, vermochte sich keiner technischen Regel zu unterwerfen.“ Vielmehr hat Tibull für die Elegie in der ganzen Anlage wie in der Ausführung der Details die feinste Technik erst selbst geschaffen, seine Gedichte sind gewiß nicht der unmittelbare Ausdruck seiner eigenen Erlebnisse; man erkennt in ihnen, wie Gruppe gezeigt hat, einen sich fortziehenden Plan, der sie zum Liebesdrama verknüpft.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. November.

Nro. 65. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Grundriß der Römischen Litteratur.

(Fortsetzung.)

Dieß ist besonders bey den Elegieen, wo abwechselnd Sulpicia mit Tibull spricht, klar; es scheint, als wolle B. sich selbst das Verständniß dieser herrlichen Poesie verschließen, wenn er sagt: „man bezweifelt mit einigem Recht, ob Tibull als objektiver Betrachter ein ihm fremdes erotisches Verhältniß — die von ihren Anfängen bis zum glücklichen Schluß gezeichnete Verbindung der Sulpicia mit Cerinthus — aufgefaßt hätte." Schwung und Rundung hat Properz nicht, wie hier behauptet wird, vor ihm voraus, wie unter andern das keineswegs mißlungene, sondern nur nicht fertig gewordene schöne Gedicht II, 5 beweisen kann, dessen Erhabenheit schwerlich von irgend einem Properzischen erreicht wird. Das Urtheil über Properz ist richtiger als das über Tibull, nur mußte noch bestimmter hervorgehoben werden, wie eine unverkennbare Persiflirung des Verhältnisses zur Cynthia seinen Elegieen einen fast objektiven Charakter gibt.

Die Satire wird definirt als Kritik gesellschaftlicher Zustände mit einer gewissen Formlosigkeit behaftet und ohne Erhebung der Phantasie. Lucilius knüpfte der Tendenz nach an die alte attische Komödie an (vgl. Quint. X, 1, 93). Gelehrt, polymetrisch, mitunter auch in ungebundener Rede waren die Satiren des Varro, Nachbildungen der von Menippus, verfaßt. Bestimmte Form erhielt die Gattung durch Horaz. Sein Objekt war das Privatleben der Gesellschaft in ihren weniger hassens- als belachenswerthen Widersprüchen. Durch den Druck der Kaiserherrschaft erhielt die Satire mehr Stoff und viele Bearbeiter. Sie mußte einen gereizten Ton annehmen, und da diese Empfindung nicht laut werden durfte, verfiel der Satiriker leicht in Allgemeinheiten und Uebertreibungen, „die Satire wurde ein Tummelplatz für Sittenmalerey mit grellen Lichtern in einem rauschenden sarkastischen Strafton." Persius legte ohne Weiteres die Postulate des Stoicismus an die Wirklichkeit als Maaßstab, er besaß weder Lebenserfahrung noch großes Talent zu plastischer Gestaltung, der Styl mischte Edles mit der derben grobkörnigen Rede des gemeinen Lebens. Was Persius mangelt, besitzt in hohem Grade Juvenal, an welchem nur eine ungezügelte Rhetorik, eine zu sehr gespannte und künstlich zusammengedrängte Diktion getadelt wird. Das Satiricon des Petronius erhält durch humoristische Behandlung des obscönen Stoffes wie durch Mischung vieler sprachlichen Elemente besondern Reiz.

Groß ist die Differenz des persönlichen römischen Epigrammes von dem objektiv gehaltenen griechischen, daher es lange kunstlos blieb; erst spät lernte man „Gelehrsamkeit mit Geist und Feinheit der Formen auch in poetischen Kleinigkeiten entwickeln, und es gelang eine künstlerisch-gerundete Haltung des Epigrammes." So Bernhardy; wir möchten die späte Ausbildung des Distichon aus metrischen Schwierigkeiten herleiten, welche erst Tibull zu besiegen wußte. Für diese Gattung ist als bedeutendster Meister (wenn auch nicht Erfinder, wie es hier

heißt) Martial zu betrachten. Für die einfachen Formen der Fabel und Idylle hatten die Römer wenig Sinn. Phaedrus ist ein nicht sehr gebildeter, Avianus ein zu rhetorischer Fabulist. Wahre Idyllen zu dichten wäre nur Tibull fähig gewesen, die copa und das moretum gehören in die beschreibende Poesie; der späte Calpurnius ist gekünstelt, mehr gelehrt als geschmackvoll. Als Einkleidung litterärischer und moralischer Betrachtungen diente die poetische Epistel; ihr Vertreter im vierten Jahrhundert war Ausonius, ein in jedem Betracht mittelmäßiger wenn auch gewandter Schriftsteller. Doch zeigt die Mosella eine geschickt gruppirte Fülle des Stoffes, klassisch künstlerische Form fehlt aber.

Hierauf folgt II. Geschichte der römischen Prosa, und zunächst die der Historiographie.

Die Geschichtschreibung der Römer hebt mit den Annalisten an, sie schrieben zum Theil griechisch und lasen jedenfalls die griechischen Historiker, aber ohne Sinn für die Meisterschaft derselben zu haben, ihr eigenes Verdienst lag in dem praktischen Sinn, womit sie ihren Gegenstand behandelten. Der Styl war anfangs ganz kunstlos und trocken, dann verfiel man in das andere Extrem: ein Uebermaaß von rhetorischer Verzierung wurde aufgetragen, im eifrigen Bestreben die Form dem Objekt anzupassen; so Antipater, Lehrer des Redners L. Crassus und Sisenna. Erst bey Cäsar und Sallust finden wir historische Kunst. In der geistigen Ueberlegenheit Cäsars, der immer über den Ereignissen steht, ist seine Genügsamkeit im Ausdruck, wie seine Sicherheit und Ruhe begründet. Durch das bellum Gallicum wollte er in dem kritischsten Momente die Gunst des römischen Publikums sich zuwenden. Hirtius hat ihn in dem Supplement zum b. G. und im bellum Alexandrinum nicht erreicht, noch weniger die unbekannten Verfasser des bellum Africanum und Hispaniense. An Sallust tadelten manche Zeitgenossen, was ihnen unerreichbar war, „den durchdachten Sprachgebrauch auf alterthümlichem Grund und den raschen Gang einer gedankenreichen Präzision.“ Ob die nächste rhetorische Schule nothwendig aus Sallust ihre Technik des Schilderns, die Vorliebe für Charakteristik und Beleuchtung der Gruppen zog, mag dahin gestellt bleiben; gewiß sind das Eigenschaften, wodurch Sallust glänzte und die Historiographie auf eine höhere Stufe hob. Bey dem großen Unternehmen des Livius, welcher die ganze römische Geschichte umfaßte, trat die Forschung zu Gunsten der lesbaren Form zurück; auch zeigt sich ein Mangel an politischem Scharfblick, was wohl der Grund ist, daß ihm Asinius Pollio Patavinität, d. h. eine gewisse Kleinstädterey vorwarf. Seine Aufgabe, „die geschichtlichen Massen von Trockenheit zu befreyen und für den ungestörten Genuß in einem gefälligen Lesebuch zu entfalten,“ hat er dennoch glänzend gelöst. Die Auffassung ist gemüthlich, der Gang der Erzählung gleichmäßig; „kein alter Prosaiker behauptet sich bey solchem Umfang auf gleicher Höhe des Geschmacks und der edelsten Beredsamkeit.“ Nur die Komposition wird getadelt, weil ungleich, oft verwickelt und hart. Großen ethnographischen Werth besaßen die 44 Bücher historiarum Philippicarum von Trogus Pompejus; in den Auszug des Justin ist er nicht übergegangen. Aeltester Repräsentant der silbernen Latinität auf geschichtlichem Gebiet ist Vellejus; er hat keinen Sinn für den innern Verlauf der Geschichte, sondern liebt zu porträtiren, zu übertreiben, will witzig und original scheinen, daher sein gezwungener, wenn auch sprachlich reiner und lebhafter Styl. Valerius Maximus trug mit niedriger Gesinnung und großer Urtheilslosigkeit sein Anekdotenbuch zusammen; ebenso ist die Sprache schwülstig und geschmacklos. Curtius wird als Rhetor betrachtet, welcher ohne besondere Kenntniß des Gegenstandes mit frischen Farben den äußern Verlauf der Begebenheiten darstellte, er nähert sich dem Cicero in gerundetem Satzbau, aber sein Ausdruck gehört einer spätern Zeit an.

Besonders gelungen ist die Charakteristik des Tacitus. „Das wahre Verdienst seiner Werke liegt nicht so sehr in der gewissenhaften Forschung, als im sittlichen und künstlerischen Geiste, der darin lebt.“ Durch das pathologische Interesse fesselt er den Leser; dem mächtigen Affekt entspricht die aphoristische Komposition. Nur in den Historien ist der Styl fließend und fast durchsichtig, sie durchzieht der Faden einer epischen Einheit, während die Annalen

an die Verwicklungen eines tragischen Dramas erinnern. Gewiß verstand Tacitus dem Gegenstand gemäß mit dem Ausdruck zu wechseln; daher die Zweifel an der Authenticität des Dialogus, insofern sie von stylistischen Verschiedenheiten ausgehen, wenig Gewicht haben (626). Als Sachwalter wird er gewiß auch in einem ganz andern Ton gesprochen haben, als in welchem die Germania und die Annalen geschrieben sind, in ähnlichem Ton mußte er das Gespräch über den Verfall der Beredsamkeit abfassen, wollte er von einem größern Publikum gelesen werden. Wenn das unter Titus' Regierung geschah, war Tacitus ein Mann von 30 Jahren, also kein Anfänger mehr. Obwohl seinen Zeitgenossen weit überlegen kann er doch nicht die geistige Haltung seiner Zeit verläugnen; daher die Neigung, durch neue Wendungen zu imponiren; „durch die pathetischen Mittel der Rhetorik geht er über die äußersten dem Latein gesteckten Gränzen hinaus;“ daher ferner „der epigrammatische Witz, die grollende schlagfertige Kürze.“

Von den übrigen Historikern ist wenig Gutes zu sagen. Sueton war ein fleißiger Sammler, vorurtheilsfrey, aber auch nicht mit vieler Urtheilskraft begabt; er bediente sich eines korrekten, in praktischer Gewandtheit erworbenen Ausdrucks. Der letzte Theil seiner Caesares ist schlechter ausgefallen, weil ihm hier der Vorarbeiten weniger zu Gebote stand. Florus besitzt weder Gründlichkeit noch Geschmack, demungeachtet bediente sich das Mittelalter mit Vorliebe seines Abrisses. Die Scriptores historiae Augustae sind in Gesinnung und Styl gemeiner Natur, dabey confus und voller Widersprüche. Der jüngste unter ihnen, Vopiscus, ist der erträglichste, der unfähigste Lampridius. An diese Sammlung schließen sich die Caesares des S. Aurelius Victor, welcher unter Julian schrieb, und die epitome de Caesaribus, welche bis zum Tod des Theodosius reicht. Andere Breviarien verfertigten Eutrop und Rufus, das Büchlein de viris illustribus gründet sich auf Elogieen von Statuen berühmter Männer auf dem forum Augusti. Letzter lateinischer Historiker darf Ammianus Marcellinus heißen, ein schlechter Stilist zwar, und mehr bemüht, den Schein von Bildung und Erudition zu gewinnen, als wirklich unterrichtet, aber unparteyisch und wahr in Auffassung der Gegenwart, dabey im Leben erfahren.

Die Geographie liebte der Römer nur von politischer und statistischer Seite aufzufassen, wozu ihm die wohlgegliederte Weltherrschaft Anlaß und reiche Hülfsmittel darbot. Der Stoff wurde vorerst in Memoiren (ephemeris Varro's) und Berichten niedergelegt; dann begann Agrippa die Vermessung und statistische Gruppirung des Reichs (720 — 734), eine große Welttafel wurde in der porticus Pollae aufgestellt, von der vielleicht die Peutingerische Tafel abgeleitet werden kann; auf diese Vorarbeiten stützte sich des Augustus breviarium imperii (Suet. Aug. 101. Frontin. de colon. 109). Der Text zu den vorhandenen Karten wurde 300 durch das Itinerarium Antonini abgeschlossen, ihm folgte noch 333 das Itin. Hierosolymitanum (Pilgerfahrt von Bordeaux nach dem heiligen Lande). Geographische Angaben von den Standörtern des Heeres enthält die notitia dignitatum. Eine physische Erdbeschreibung lieferte Solinus. Einziger römischer Geograph (abgesehen von den geographischen Büchern des Plinius) ist Pomponius Mela, welcher nicht mit Kritik, aber mit rhetorischem Witz ein Kompendium des Weltreichs verfaßte; es behandelt nach Art griechischer Periplen hauptsächlich die Küsten und stellt mythische oder irrige Vorstellungen mit sichern Berichten arglos zusammen. Ein poetisches Itinerarium nach dem griechischen Original des Dionysius lieferte Anianus, desgleichen liegt der expositio totius mundi et gentium eine griechische Schrift zu Grunde.

Die nationalste Gattung der Litteratur ist die Beredsamkeit, vom Staatsleben selbst hervorgebracht und gefördert, durch griechische Vorbilder weniger als andere Gattungen bestimmt. Der Einfluß der Schule war zu Rom, nach B.'s Ansicht schwächer als bey den attischen Rednern; die Römer hob das Bewußtseyn persönlicher Tüchtigkeit und diente gleichsam als Ersatz für die fehlende Kunst. Der Charakter der Sprache bedingte eine starke und derbe Ausdrucksweise, die von attischer Feinheit weit entfernt war. Dieß gilt von früheren Zeiten. Wenn

aber der Vf. im Allgemeinen behauptet: „die Technik der Schule hatte früher geringen Einfluß, schwach war der Rückhalt der schriftlichen Skizze (commentarius) oder der mündlichen Vorübung,“ so wünschte man dafür einen sichern Beweis zu hören. Leute, wie Ser. Galba, erkannten gewiß die Nothwendigkeit einer tüchtigen Vorbereitung (Brut. §. 86), und zu wenig sagt die Angabe (p. 583), er habe in seinen letzten Tagen durch körperliche Beredsamkeit einiges Aufsehen erregt. Hortensius war ganz auf griechische Methode eingegangen, wenn er, wie Quint. II, 1, 11 anführt, communes locos edirte, d. h. Muster für die Partieen der Rede, welche nach der Entwicklung eines Hauptheils der causa, oder dieser selbst auf das Gefühl der Zuhörer wirken sollten. Was über Cicero im Allgemeinen gesagt ist, namentlich zur Berichtigung von Drumanns unbilligem Tadel, verdient sehr beherzigt zu werden. Seine Beschäftigung mit Aristoteles' Rhetorik, „den er zuerst unter den Römern benutzte,“ ist auf ein sehr geringes Maaß zu reduciren, es war ihm im Grund um eine systematisch-wissenschaftliche Behandlung seiner Kunst nur wenig zu thun, vielmehr hat er der Praxis einen größern Spielraum errungen und angewiesen. Auch darf kaum von der „größten Ungleichheit in Feile“ bey den Reden Ciceros die Sprache seyn; sie zeigen alle eine sehr sorgfältige Ausarbeitung. Der paralogistische Charakter vieler derselben ist nicht berührt, so wesentlich die Beachtung dieser Seite zu ihrem Verständniß erfordert wird. Ueber Cicero's rhetorische Schriften kann im Ganzen das Urtheil gelten, daß er darin „mehr durch Empirie als scharfe Festsetzung der Begriffe leistet,“ einige das Einzelne betreffende Aussprüche bedürfen der Berichtigung, wie wenn die Inventio einerley Quelle mit dem Auctor ad Herennium haben soll, wenn die Topica, worüber Cicero freylich selbst seinen Trebatius und die Leser bis heute täuscht, aus dem Buche des Aristoteles, welches denselben Namen führt, geflossen seyn sollen; V. erinnert sich hier nicht, daß der wesentliche Inhalt der Topica schon de or. II, 164 sqq. vorkömmt, ohne daß dort Aristoteles erwähnt wird, — wenn die Partitiones ein populärer Abriß der Rhetorik heißen, was sie nicht mehr sind als die übrigen Ciceronianischen Schriften dieser Gattung. Im orator mußte die eigenthümliche Behandlung des numerus als wesentlichstes Verdienst dieser Schrift hervorgehoben werden. Als Philosoph ist Cicero meistens richtig aufgefaßt, nur war sein Synkretismus genauer als Vermischung der akademischen, peripatetischen und Stoischen Lehre zu bestimmen. Da seine Behandlung ansprechend war, brachte er die Schriften der neuern Griechen bey den Römern in Vergessenheit; doch sollen die officia merklich durch die Trockenheit der stoischen Ethik bedingt seyn.

Gegen Cicero stechen sämmtliche spätere Redner stark ab. Plinius der Jüngere „dürstet mit krankhafter Eitelkeit nach litterärischem Ruhm,“ es mangelt ihm nicht an Geschmack und Empfänglichkeit, aber an Kraft und Charakter. Die Briefe sind besser als der Panegyrikus, in welchem der Redner sich vergebens bemüht, die Dürftigkeit der Ideen durch Massen von Detail zu verstecken. Fronto war früher nur dem Rufe nach bekannt, der ihn in ein zu günstiges Licht setzte; seit seine Schriften durch Mai herausgegeben sind, erkennt man nur ein leeres Haschen nach antiker Form und dabey ein gewisses Geschick, die nächsten Vorgänger herabzusetzen. Die Panegyrici der gallischen Rhetoren besitzen, obwohl auch sie von schwülstigen Phrasen und offiziellem Prunk überfließen, doch schon durch ihre lokale Bestimmung mehr gesunden Stoff als der des Plinius. Die Verfasser haben diesen weniger als Cicero sich zum Vorbild genommen. Unter ihnen wird Mamertinus der ältere wohl Anspruch auf den ersten Platz haben, ihm steht zunächst der anonyme Lobredner des Maximianus, dann folgt Eumenius und Mamertinus der Jüngere. Ein starkes Sinken des Geschmacks ist bey Symmachus und Sidonius zu bemerken.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. November.

Nro. 66. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

I. **A Notice of the origin, progress and present condition of the Academy of Natural Sciences of Philadelphia. By W. S. W. Ruschenberger; M. D. Philadelph. 1852. 78 S. 8.**

II. **Fift annual Report of the Board of Regents of the Smithsonian Institution to the Senate and House Representatives, showing the operations, expenditures and condition of the Institution during the year 1850. Washington 1851. 325 S. 8.**

III. **Smithsonian Contributions to Knowledge. Washington. Vol. I — IV. 1848 — 1852 in Quart.**

Wenn wir auf dem europäischen Continente daran gewöhnt sind, fast alle naturwissenschaftlichen Institute, die eine Bedeutung erlangt haben, von der Regierung begründet und unterhalten zu sehen, so tritt uns dagegen in Nordamerika der entgegengesetzte Fall vor Augen: daß nämlich die Regierung für solche Anstalten gar nichts oder nur sehr wenig thut, und daß demnach deren Existenz lediglich von dem Interesse und dem Patriotismus der Privaten abhängig ist. In dieser Beziehung haben solche Institute in Nordamerika dermalen mit mehr Schwierigkeiten zu kämpfen als selbst in England, in welchem zwar auch selbige ganz oder doch hauptsächlich auf die wirksame Unterstützung des Publikums angewiesen sind, aber nicht nur hat in letzterem Lande Regierung und Parlament einigen derselben neuerdings sehr wirksam unter die Arme gegriffen, sondern bey größerer und schon seit längerer Zeit bestehender Verbreitung wissenschaftlichen Sinnes in England haben sich dort für Begründung und Unterhaltung naturwissenschaftlicher Anstalten mehr Theilnehmer gefunden. In Nordamerika dagegen sind fast alle diese Anstalten erst im Werden begriffen und müssen sich unter dem mehr auf die praktischen Bedürfnisse gerichteten Sinn der Bewohner Anerkennung und Geltung verschaffen. Es ist aber rühmlich hervorzuheben, daß das Interesse an diesen Instituten und damit ihre Emporbringung in fortwährendem Steigen begriffen ist, und man muß in der That staunen, was bereits hiefür in so kurzer Zeit in den Vereinigten Staaten durch energisches Zusammenwirken und großartige Freygebigkeit hochgesinnter Privaten geschehen ist. Nicht minder lobenswerth ist es, daß die von diesen Instituten ausgehenden literarischen Leistungen auch immer mehr an wissenschaftlichem Gehalte gewinnen und deßhalb im großen naturwissenschaftlichen Weltverkehre eine ehrenvolle Stelle sich nunmehr gesichert haben.

Im Nachfolgenden wollen wir, nach Anleitung der von uns oben citirten Vorlagen, in der Kürze eine Darstellung des Ursprunges, Wachsthumes und des gegenwärtigen Zustandes zweyer der bedeutendsten wissenschaftlichen Anstalten in den Vereinigten Staaten vorlegen. Wir hoffen hiemit unsern Lesern einen Dienst zu erzeigen, indem hierüber bey uns noch wenig bekannt geworden ist, während es der Mühe lohnt, von diesen Instituten und ihren Lei-

stungen eine genauere Kenntniß zu erlangen. Es wäre nur zu wünschen, daß unsere Landsleute sich ein Beyspiel an den Nordamerikanern nehmen und mit gleicher Liebe und Aufopferung zum Flor der naturwissenschaftlichen Institute beytragen möchten, als es dort von Seiten der Privaten der Fall ist.

I. Aus sehr unscheinlichen Anfängen ist die Academy of Natural Sciences of Philadelphia, das bedeutendste unter allen dermalen in den Vereinigten Staaten bestehenden Instituten, hervorgegangen. Alles, was die Akademie geworden, ist ein Werk patriotischen Zusammenwirkens von Privaten. Die Regierung hat für sie nichts gethan; denn daß sie als Corporation officiell anerkannt und ihr Grund und Boden auf zwanzig Jahre für steuerfrey erklärt wurde, verdient kaum der Erwähnung.

Der Gedanke, eine naturwissenschaftliche Akademie in Philadelphia zu begründen, ist nicht eher als zu Anfang des zweyten Decenniums unsers Jahrhunderts realisirt worden. Zu dieser Zeit besaß Philadelphia, obwohl bereits (mit Einschluß der Grafschaft) 96,664 Einwohner zählend, doch nur wenige Plätze für öffentliche Unterhaltung. Ein Theater war zwar vorhanden, aber im Sommer blieb es geschlossen und im Winter wurde es wöchentlich nur dreymal geöffnet, und war auch dann nicht immer sehr besucht. Einen Rivalen hatte es an einem Circus. Das von Peale im Jahre 1784 begründete Philadelphia-Museum war ein täglich besuchter Platz. Etliche öffentliche Gärten, einige Tavernen und zwey oder drey Austerkeller bildeten die gewöhnlichen Anziehungspunkte für die müßigen jungen Leute. Zu derselben Zeit befaßten sich in den Vereinigten Staaten nur wenige Personen mit naturhistorischen Studien; man darf sagen, daß damals nicht Ein amerikanischer Naturforscher von Auszeichnung in der Union zu finden war. Nur in Pennsylvanien waren einige Männer, die wie Bartram, Mühlenberg und Barton einen Ruf in der Botanik erlangt hatten, und Alexander Wilson hatte 1808 die Publication seiner amerikanischen Ornithologie begonnen, an deren Vollendung ihn aber sein schon im Jahre 1813 erfolgter Tod hinderte.

(Fortsetzung folgt.)

Grundriß der Römischen Litteratur.

(Schluß.)

Ueber die Theorie der römischen Beredsamkeit scheint B. nicht überall die treffendsten Ansichten zu hegen. Der Art der Satz (p. 619): „die Redekunst hinkte der gereiften und praktisch abgeschlossenen Beredsamkeit ohne wesentliche Bedeutung nach.“ Ohne Anleitung konnte eine gebildete oratorische Kunst gar nicht entstehen, mochte jene nun von Griechen oder Römern ertheilt werden. Auch erkennt er selbst Männern, wie Varro und Valgius, das Verdienst zu, nützliche Handbücher zu dem Zweck ausgearbeitet zu haben. Wie arg B. den Auct. ad Her. verkennt, hat Ref. neulich in diesen Blättern (1852, Nr. 59 sqq.) nachgewiesen. Geringes Interesse für diese Seite der Litteratur verräth sich auch sonst, wie wenn B. sich darüber verwundert, daß dieselben Formeln und Eintheilungen (die in der Natur der Sache liegen) noch in der elementaren Schrift der principia rhetorices von Augustinus ꝛc. wiederkehren; wenn er findet, die Dürre, welche auf dieser Systematik hafte, mache sogar den Quintilian in seinem dritten Buche unerfreulich, und hinzufügt, „einfacher ist das Praktikum, welches der unbekannte Julius Severianus aus Cicero zog.“ Es ist ihm hauptsächlich um historische Notizen und Angaben über den Styl zu thun; in Senekas Sammlung findet er daher vorzüglich nur biographische und sentenziöse Denkwürdigkeiten der bedeutendsten Rhetoren. Was Quintilian den Vorgängern verdankt, ist zu wenig erörtert, daher auch sein Verdienst etwas überschätzt.

In der Philosophie konnten die Römer nicht eigenthümlich seyn, weil ihnen der Trieb zur speculativen Forschung abging; sie bearbeiteten nur nach individueller Neigung und aus praktischen Motiven die Systeme der griechischen Sekten. Daß die Juristen von der Logik der Stoiker Vortheil zogen, wird hier zugestanden (627), Anm. 142 aber in

Abrede gestellt. Nur nach den praktischen Sätzen der Stoa sollen sich Rutilius und Cato gebildet haben. Nach den Vorgängen des Varro (loghistoricus) und Lucrez bearbeitete Cicero das Latein für den philosophischen Ausdruck, indem er sich über alle Theile der Philosophie verbreitete. Die Spätern haben sein Werk nicht fortgeführt; Seneka, der dazu am meisten berufen gewesen wäre, strebte bey großem Talent und Wissen zu sehr nach der populären Wirkung, er hat das Schulmäßige abgestreift, ist Eklektiker und guter Ethograph, selbst seine Quaestiones naturales, das wichtigste Denkmal römischer Physik, sind überall mit Moral durchflochten; sein Styl ist voll von Gegensätzen und „Sprüngen einer wetterleuchtenden Phantasie.“ Die weitere Kultur der Philosophie war gleichfalls vorzugsweise ethisch, entweder im Sinn der Stoiker oder der pythagoreischen Ascese. Seit Hadrian herrschte ein charakterloses Gemisch von Platonismus und unklarer Schwärmerey, wovon Apuleius eine Vorstellung geben kann; Favorinus, welchen B. außerdem nennt, scheint sich davon fern gehalten zu haben. Späte Platoniker sind Chalcidius und Macrobius; auf Boethius endlich beruhte zu seiner Zeit allein in der lateinisch redenden Welt das Studium griechischer Philosophie und Mathematik, die scholastische Philosophie schöpfte aus ihm ihre Kenntniß der aristotelischen Logik.

Mit der Philosophie verband sich bey den Römern die Naturforschung, deren Material durch die Bemühungen der Alexandriner und eigene Entdeckungen zu einem großen Umfang angewachsen war. Eine Encyklopädie der Naturwissenschaften hat Plinius in seiner Historia naturalis aus 2000 Werken zusammengestellt. Insofern erscheint er als „compilirender Chronist des menschlichen Wissens.“ An seinem Styl kann Mangel an Bestimmtheit und klarer Schilderung getadelt werden, dennoch nimmt Plinius für sich ein durch „den reflektirenden Geist, den sittlichen Ernst, die edle Begeisterung für die Herrlichkeit und das großartige Wirken der Natur.“ Auch Celsus faßte den Kreis des römischen Wissens in einem großen Werke, betitelt de artibus zusammen (vgl. Quint. XII, 11, 24), aus welchem aber von 24 Büchern nur die acht de re medica erhalten sind. Die gesammte Architektur umfaßte zuerst Vitruv in 10 Büchern, deren Lektüre durch die theils gezierte, theils unbeholfene Sprache erschwert wird; klar und mit Sachkenntniß ist Frontin's Schrift de aquaeductibus abgefaßt, die Strategematon l. IV, haben wohl einen andern Verfasser. Nicht bedeutend sind die Taktiker Hyginus und Vegetius.

Aus den Vermessungen der als Lehen vertheilten Staatsländereyen, den Bestimmungen des Besitzes der Militärkolonien, der Scheidung von Kron- und Gemeindegut entwickelte sich die Gromatik, deren ausführliche und verwickelte Statuten in den agrimensores: Sikulus Flaccus, Julius Frontinus, Aggenus Urbicus und Hyginus noch vorliegen, wenn auch in aufgelöster und durch Epitomirung entstellter Form. Anziehender schon durch den Gegenstand sind die Schriftsteller de re rustica; Cato, Varro, Columella, selbst der Sammler Palladius haben mit offenbarer Vorliebe ihr Thema behandelt. Am meisten Sachkenntniß zeigt Columella, bey welchem die Oekonomie in vielfacher Erweiterung erscheint.

Neben Historiographie, Beredsamkeit und Philosophie wird nun als vierter Hauptthei der römischen Prosa die Erudition und Grammatik angeführt. Die Entwicklung grammatischer Studien ist aus der Achtung herzuleiten, mit welcher die Römer alle Tradition behandelten, und aus der Fülle des traditionellen Stoffes, welcher in Chroniken, Gesetzestafeln und Ritualbüchern vorlag. Erst später beginnt, sobald eine Litteratur sich herangebildet hatte, das eigentliche, über Erklärung veralteter Wörter hinausgehende grammatische Studium. Wenn auch Varro, Cäsar, Plinius nebst manchen Andern die formale Seite der lateinischen Grammatik bearbeiteten, was ein ziemlich verbreitetes Interesse dafür bey dem Publikum vorauszusetzen erlaubt, war doch die praktische Tendenz der theoretischen bloß auf Betrachtung der Sprache an und für sich gerichteten überlegen. Beyde Seiten vereinigte in sich Varro, der zugleich gründlicher Alterthumsforscher, Litterator und Grammatiker war, wie die Reste seiner 24 Bücher de lingua Latina

bezeugen können, in welchen neben etymologischer Erklärung poetischer Glossen, neben den wichtigsten Notizen über Kulte und Gebräuche, über Analogie und Anomalie und rationale Behandlung der Grammatik ausführliche Erörterungen vorkommen. Nach ihm hat vorzüglich Verrius Flaccus Alterthümer und alterthümliche Sprache erläutert; er wurde von Festus epitomirt und dieser wieder von P. Diaconus, dessen Auszug hier das Lob der Treue und Brauchbarkeit erhält. In der Zeit des Nero leisteten noch M. Valerius Probus und Q. Remmius Palaemon Bedeutendes, späterhin Sueton als antiquarischer Sammler. Aber mit Hadrians Regierung, der selbst ein Begünstiger zünftiger Gelehrsamkeit war, beginnt ein kleinliches Treiben, indem man jetzt nur compilirte, epitomirte, arrangirte. Für uns sind trotz dem von großer Wichtigkeit des Gellius Noctes Atticae, besonders für römische Antiquitäten, wie für die archaistische Sprache des Nonius Buch de compendiosa doctrina per litteras. Gellius kann, was seinen Styl betrifft, für den leiblichsten Frontonianer gelten, bey Nonius deutet Alles auf den Standpunkt eines mittelmäßigen Provinzialen aus später Zeit. Er hängt von Gellius ab, den er aber nirgends nennt. Außerdem haben des Placidus Glossen ein Verzeichniß von Wörtern aus den Atellanen und der Vulgärsprache erhalten, Charisius Sosipater Fragmente verlorner Autoren und wichtige Sätze früherer Grammatiker (Julius Romanus und Cominianus), Donatus lieferte die Grundlage aller spätern Elementargrammatik. An Gellius schließt sich dem Stoffe nach zunächst Macrobius durch seine sachlichen Mittheilungen in den Saturnal. conviv. l. an; aus Varro ist der wesentliche Inhalt der in der Form der alten Satura verfaßten Encyklopädie des Martianus Felix Capella geschöpft. Ueber Priscian urtheilt B., daß er ohne Sprachsinn, Klarheit und Kritik, doch mit schätzbarem Fleiß für die Formenlehre gearbeitet habe. Ein Nachtrag zu ältern Compilationen heißen die Origines des Isidorus.

Der nachfolgende Anhang gibt einen Ueberblick der juristischen, dann der patristischen Litteratur. Die erstere zerlegt B. in zwey Abschnitte, den republikanischen und monarchischen. Nachdem Aelius, Scaevola u. A. auch schriftliche Anweisung gegeben hatten, erhob sich Servius Sulpicius zuerst zu einer systematischen Darstellung. Unter der Monarchie fiel bald den Juristen die Herrschaft über alle Verhältnisse zu, sie waren die Rathgeber der Krone und Verfasser der edicta, decreta, rescripta, epistolae des Kaisers. Unter Hadrian componirte Salvius Julianus ein Gesetzbuch unter dem Namen edictum perpetuum, bald darauf schrieb Gaius seine Institutionum commentarii, von welchen „erhebliche Bruchstücke aus einem Veroneser Palimpsest hervorgegangen sind.“ Ihre höchste Ausbildung erreichte die Jurisprudenz durch ihre Klassiker Aem. Papinianus, J. Paulus, D. Ulpianus, Her. Modestinus. Auf ihren und Gaius Schriften ruhen alle späterhin ausgearbeiteten Gesetzbücher; der codex Gregorianus, Hermogenianus, Theodosianus, die lex Romana Visigothorum etc., endlich auch der Justinianeus codex (529), redigirt von Tribonian. Durch diese Sammlung sollte das Studium des aus 2000 Büchern geschöpften Stoffes vereinfacht werden; es gelang, die Originale der Juristen entbehrlich zu machen, so daß sie bald aus dem Gebrauch kamen und verschwanden.

Was die Kirchenväter betrifft, unter welchen Minucius Felix, Cyprian, Lactantius, Ambrosius, Hieronymus durch bessere Latinität und klaren Styl sich auszeichnen, Tertullian und Augustin durch Tiefsinn und Genialität hervorragen, mag im Allgemeinen der Ausspruch des Verf. genügen, daß sie das römische Bewußtseyn bis in seine tiefste Wurzel bekämpften, also, was sie geschrieben haben, mit der römischen Litteratur nur die lateinische Form gemein hat, wir somit von einem nähern Eingehen darauf hier absehen dürfen.

④elehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. November.

Nro. 67. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

I. A Notice of the origin, progress and present condition of the Academy of Natural Sciences of Philadelphia.

II. Fifth annual Report of the Board of Regents of the Smithsonian Institution.

III. Smithsonian Contributions to Knowledge.

(Fortsetzung).

Die Naturwissenschaften zogen damals nur sehr wenig die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich, und die wenigen Personen, die sich mit ihnen befaßten, hatten mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Weder gab es Sammlungen noch Bibliotheken, um den Wunsch erwecken oder das Verlangen befriedigen zu können, mit den Wundern der Schöpfung bekannt zu werden. Es fanden sich zwar in der Stadt zwey oder drey Mineraliensammlungen vor im Besitz von Privaten, die sie aus Europa gebracht hatten, aber sie waren dem Publikum nicht zugänglich; nicht einmal ein Buch über Mineralogie war damals in der Gegend käuflich zu haben. Die Neugierde, welche zu sehen wünschte, was nicht gewöhnlich in der Natur oder in der Kunst vorkommt, war auf das Philadelphia-Museum hingewiesen, in welchem Geräthe der Ureingebornen, Exemplare von Naturgegenständen, Gemälde und was immer von der Kunst geeignet war, das Staunen des Unwissenden oder die Bewunderung des Unterrichteten zu erregen, bunt durcheinander gemengt waren. Die Erwerbung eines Monstrums hatte in den Augen des Direktors einen größern Werth als die eines normalen Exemplares; ein Küchelchen mit drey Beinen oder ein Kalb mit zwey Köpfen zog mehr die Aufmerksamkeit auf sich als der seltenste Vogel. Ein angebliches Perpetuum mobile erregte mehr Erstaunen als der Nachweis antediluvialen Lebens durch das aufgestellte Mastodon-Skelet. Dieses war eines der werthvollsten Stücke im Museum, das im Jahre 1811 ohngefähr 200 Säugthiere und 1000 Vögel zählte. Aber auch diese Sammlung war den Beflissenen der Naturgeschichte nicht frey zugänglich; für die Zwecke des Studiums war sie unnütz, denn sie war eigentlich doch nichts anders als ein Raritäten- und Curiositäten-Kabinet.

Zu dieser Zeit lebte in Philadelphia ein junger Apotheker, Namens Speakman, der zwar selbst keine regelmäßigen naturhistorischen Studien gemacht hatte, aber voll Eifer war, sich mit den Gesetzen der Natur bekannt zu machen, um so mehr, da er der Meinung war, daß die Unbekanntschaft mit denselben die Hauptquelle aller socialen Uebel sey. Er verband sich mit gleichgesinnten Freunden, um gemeinschaftlich sich sowohl selbst in den Naturwissenschaften besser zu unterrichten als auch dieselben in weitern Kreisen zu verbreiten. So bildete sich denn im Jahre 1812 eine kleine Gesellschaft, die den Titel Academy of Natural Sciences annahm, anfangs ihre Zusammenkünfte in einem Gasthause hielt, aber bald zu diesem Behufe einen kleinen Saal sich miethete. Hier wurde auch die erste Sammlung aufgestellt, die aus den Geschenken der Mitglieder hervorging; sie bestand aus Büchern, einem Herbarium mit Pflanzen aus der Umgegend von

Paris, einigen Conchylien und Insekten und etlichen künstlichen Krystallen. Dieß war also die Grundlage, aus der sich das dermalige Museum und die Bibliothek entwickelte.

Der erste bedeutende Zuwachs war eine Mineralien-Sammlung, welche Speakman um 750 Dollars angekauft hatte. Diese Summe hatte er unter der Bedingung vorgeschossen, daß sie in Actien von 20 Dollars vertheilt, mit 6 Procent verzinset, und sobald die Kasse der Akademie es erlauben würde, zurückbezahlt werden sollte. Der Ankauf dieser Sammlung und die Verpflichtung zu ihrer Abzahlung bildete ein Band, das die Mitglieder zusammenhielt und ohne welches die Gesellschaft wahrscheinlich noch vor dem Schluße des Jahres 1812 auseinander gegangen wäre, denn gleich von ihrem ersten Auftreten an hatte sie mit viel Mißgeschick zu kämpfen.

Schon daß ihr eigentlicher Begründer, der Apotheker Speakman, unverschuldet um sein Vermögen kam, war für ihn wie für die Gesellschaft ein harter Schlag. Er hatte in sein Geschäft Thomas Say, der nachher durch seine schönen conchyliologischen Arbeiten sich einen rühmlichen Namen erwarb, als Compagnon aufgenommen. Beyde hatten aus edlem Wohlwollen Bürgschaft für bedrängte Freunde geleistet und darüber ihr ganzes Vermögen verloren. Say, der schon früher hauptsächlich die Verwaltung der Sammlung übernommen hatte, zog nun ganz in den Saal der Akademie, wo er sein Bett unter einem Pferde-Skelet sich zurecht machte und von Brod und Milch sich nährte; gelegentlich kochte er eine Schnitte Fleisch oder sott ein Ey. In dieser Weise lebte Say mehrere Jahre, während welcher Zeit er im Durchschnitt für seine Kost täglich nicht mehr als 12 Cents, was ohngefähr eben so vielen Kreuzern gleichkommt, ausgab.

Die Verhältnisse der neuen Akademie fiengen indessen bald sich zu bessern an, auch traten nun wissenschaftlich gebildete Männer hinzu und verschafften ihr Ruf. Ihr erster Präsident war Troost, ein geborner Holländer, der in Leiden den medicinischen Doctorgrad erlangt hatte und gründliche Kenntnisse in der Mineralogie und Chemie besaß. Sein Nachfolger im Präsidium, W. Maclure, der 22 Jahre lang diese Würde bekleidete, trug hauptsächlich zum Gedeihen bey, indem er nicht bloß, außer zahlreichen Geschenken an Büchern und Naturalien, über 25,000 Dollars zur Errichtung eines passenden Gebäudes und zur Vermehrung der Sammlungen gab, sondern durch sein Beyspiel auch Andere zur thätigen Theilnahme veranlaßte. In neuerer Zeit ist der bedeutendste Wohlthäter der Akademie Wilson geworden, von dessen reichen Gaben wir bald nachher weiter sprechen werden.

Die Gesellschaft beschränkte sich jedoch nicht allein auf den Zweck, Bücher und Naturalien aufzuhäufen, sondern sie wollte sich auch ihren Mitbürgern und der Wissenschaft nützlich erweisen, indem sie theils öffentliche Vorlesungen, die stark besucht wurden, halten ließ, theils die Herausgabe einer naturwissenschaftlichen Zeitschrift vorbereitete. Schon im Mai 1817 erschien von ihr das erste Heft des Journal of the Academy of Natural Sciences, aber noch vor Schluß desselben Jahres mußte die Gesellschaft, deren Mittel damals sehr beschränkt waren, die leidige Erfahrung machen, daß das Verlangen des Publikums nach diesen Publikationen nicht so groß war, um die Kosten des Druckes zu decken. Um diesem Uebelstande einigermaßen abzuhelfen, lieferte Maclure Typen und eine stark gebrauchte Druckerpresse und schaffte in seinem eignen Hause Raum, um das Werk fortzusetzen. Ein Setzer und ein Drucker wurden angenommen und mehrere Mitglieder der Gesellschaft leisteten ihnen Beystand. Aller dieser Anstrengungen ungeachtet gerieth das Unternehmen aus Mangel an Geld noch vor dem Schluße 1818 ins Stocken, und konnte nicht eher als im J. 1821 wieder aufgenommen werden, wo Dr. Isaac Hays die Redaction führte und durch kluge Umsicht den Fortgang des Journals sicherte. Im Jahre 1847 wurde eine zweyte Reihe desselben begonnen und zugleich das frühere Octavformat in Quart umgewandelt. Ueberdieß hatte die Gesellschaft im Jahre 1841 den Anfang gemacht mit der Publication der Proceedings of the Academy of Natural Sciences of Philadelphia, worin die Verhandlungen in den Sitzungen zeitig mitgetheilt werden. Beyde periodischen Zeitschriften sind reich an interessanten Aufsätzen, und geben ein rühmliches Zeugniß von dem

Eifer wie von den Kenntnissen der Mitglieder der Akademie.

Wir haben hiemit einen kurzen Abriß von der Entstehung und dem Wachsthume der Akademie von Philadelphia, die dermalen in einem sehr gedeihlichen Zustande sich befindet, so wie von ihren literarischen Leistungen gegeben, und wollen nun weiter uns umsehen, in welchem Stande sich gegenwärtig ihre Sammlungen befinden, woraus wir am besten die Leistungen dieser Gesellschaft bemessen werden.

Das neue Gebäude, welches die Sammlungen enthält, 1839 aufgebaut und 1847 vergrößert wurde, ist 115′ lang, 45′ breit und 50′ hoch; es besteht aus dem Erdgeschoß und einem Stockwerk darüber, welch letzteres einen einzigen Saal bildet, der sehr zweckmäßig seine Beleuchtung von der Decke und den beyden schmalen Endseiten erlangt. Die ganze Arbeit der Anordnung dieser zum Theil schon sehr reichen Sammlungen ruht auf den Mitgliedern, deren Lebensberuf ihnen hiezu bloß die Mußestunden frey läßt, die Andere den Vergnügungen widmen. Nur wenige von ihnen sind im Stande, einen Theil des Tages zu diesem beschwerlichen Geschäfte zu verwenden, und es ist nicht zu vergessen, daß ihnen aus der Mühe Tausende von Gegenständen, die hier zur Verbreitung von Kenntnissen unter den Mitbürgern zusammengebracht wurden, zu ordnen und zu etikettiren, kein pecuniärer Vortheil hervorgeht.

Der dermalige Bestand der verschiedenen Sammlungen der Akademie ist nach den Angaben von Ruschenberger folgender.

An Säugthieren ist die Sammlung noch nicht sonderlich reich, indem erst 636 Exemplare in ohngefähr 200 Arten vorhanden sind; darunter befindet sich das Original eines zur Zeit noch überaus seltenen Thieres, des Chlamydophorus truncatus.

Am reichsten ist die Sammlung mit Vögeln ausgestattet. Diese Abtheilung ist sehr frühzeitig bedacht worden und im Verhältniß zu den übrigen rasch angewachsen; zu ihrer dermaligen Bedeutung ist sie aber hauptsächlich durch die überaus reichen Schenkungen von Dr. T. B. Wilson gekommen. Dieser kaufte im Jahre 1846 zu einem enormen Preise die prachtvolle Sammlung des Fürsten von Eßlingen in Paris, die über 12,000 Exemplare zählt und machte sie der Akademie zum Geschenk. Da aber in dem akademischen Gebäude kein Raum zu ihrer Aufstellung übrig war, so ließ er dasselbe auf eigene Kosten vergrößern, um darin die neue Sammlung unterzubringen. Bald hernach machte er ein neues Geschenk mit einer in 2000 Exemplaren bestehenden Sammlung australischer Vögel, die Gould angelegt hatte, und welche die Originale zu seinem Prachtwerke: The Birds of Australia, enthält. Im December vorigen Jahres acquirirte er ferner eine andere in 2000 Exemplaren bestehende Vögelsammlung und überließ sie der Akademie. Endlich verschaffte er durch seinen Bruder noch mehrere tausend Vögel aus der Sammlung von Leiden und dem brittischen Museum. Durch solche großartige Freygebigkeit eines einzigen Mannes und durch mehrere bedeutende Geschenke anderer Privaten, wie z. B. von B. v. Boucier, der ohngefähr 1000 Exemplare von Papageyen und kegelschnäbligen Vögeln, von Kapitän Boys, der fast 1000 im Innern von Indien gesammelte Vögel schenkte, zählt die ornithologische Sammlung von Philadelphia dermalen nicht weniger als 27,000 Exemplare, und ist demnach reicher als irgend eine andere in der Welt. Damit sie diesen Vorrang auch für die Zukunft behaupten könne, ist in Europa Vorsorge getroffen worden, daß alle ornithologischen Novitäten ihr übermacht werden. — Ungemein reich ist auch die Sammlung von Eyern und Nestern, was sie ebenfalls der Liberalität Wilson's verdankt, der die von Des Murs und Gould angelegten derartigen Sammlungen, die zusammen 4425 Stück enthalten, um hohe Preise ankaufte.

An Reptilien sind gegen 2000 Stück vorhanden, was bereits eine ansehnliche Zahl ist; an Fischen zählt sie 1500 Exemplare von ohngefähr 700 Arten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Basalte und säulenförmigen Sandsteine der Zittauer Gegend in Sachsen und Böhmen. Beschrieben von C. F. Reichel. Leipz. 1832. 24 S. 8., nebst 5 Ansichten in Buntdruck, klein Querfol.

Die Lausitz bietet dem Botaniker und Geognosten sehr interessante Punkte dar. Der Verf. hat sich darauf beschränkt, hier bloß von einigen der schönsten dort vorkommenden Basalt- und Sandstein-Gruppen farbige Abbildungen zur Beschauung vorzulegen und denselben eine kurze Erläuterung beyzufügen. Es wäre zu wünschen gewesen, daß er diesen Ansichten eine ausführlichere Beschreibung ihrer geognostischen Verhältnisse beygegeben hätte; der Text würde dadurch einen größeren wissenschaftlichen Werth erlangt haben. Immerhin aber gewähren diese Ansichten ein gutes Bild von den merkwürdigen Säulenformen, welche der Basalt und manche Sandstein-Partien der Zittauer Umgegend darbieten, und können daher sehr zweckmäßig beym Unterricht benützt werden.

Tafel I., Basaltsäulen bey Wittgendorf. — Unter den mehr als 80 Basaltgruppen der Zittauer Gegend auf sächsischer Seite ist die schönste die, welche bey Wittgendorf ansteht. Auf der Nordostseite einer nur allmählig sich erhebenden Anhöhe zeigt sich ein Kessel von wohl 40 Ellen Durchmesser. Die Nordwand desselben besteht aus ganz besonders stattlichen, meist senkrechten Basaltsäulen, die eine röthlichgraue Farbe und eine Höhe von 16 — 20 Ellen haben; ihre einzelnen Glieder sind 4 — 6 Ellen lang, eine halbe bis eine Elle breit und meist fünf-, selten vier- oder sechsseitig abgesondert.

Tafel II., Basaltsäulen bey Steinschönau. — Der Herrnhaus- oder Basaltberg bey Steinschönau in Böhmen zeigt eine kegelförmige Kuppe von ziemlich 30 Ellen Höhe aus prächtigen, höchst regelmäßig abgesonderten Säulen, die eine Stärke von 6 — 10 Zoll haben; die einzelnen Säulenglieder sind 6 — 8 Ellen lang. Dieser Basalt ist so spröde, daß der mäßige Schlag eines Hammers genügt, um die schönsten Säulen zu zersprengen. In der auflagernden Erdschicht finden sich außerdem kleine Basaltsäulen.

Tafel III., Kugel- und Glieder-Basalt am Eckartsberge. — Hier ist der Basalt zum Theil in sehr kurz gegliederte Säulen abgesondert, über denen sich säulig gereihte Basaltkugeln von einem Zoll bis zu einer halben Elle Durchmesser finden.

Tafel IV., Sandsteinsäulen der weißen Wand. — Auf dem östlich von Johnsdorf sich ausdehnenden Quadersandstein-Gebirge finden sich im Umkreise einer halben Stunde die Sandsteine völlig säulig abgesondert. Das vorderste dieser Sandsteinlager ist seit Jahren als Steinbruch ausgebeutet worden und liefert feste Bausteine und treffliche Mühlsteine; nicht minder vorzüglich sind jene, welche aus mit Kieselcement zusammengefügten Sandsteinsäulen gefertigt werden. Diese Säulen kommen hier theils in senkrechter, theils in geneigter Lage vor, sind $1\frac{1}{2}$ — 5, selten 6 — 7 Ellen lang und 2 Zoll bis $\frac{1}{2}$ Elle breit. Sie sind meist vier- oder fünfseitig und sehr porös. Ein Steinbruch, der von diesem nur durch eine schmale Wand getrennt ist, die weiße Wand, bietet den Anblick eines durch den Sandstein zu Tage gedrungenen Basaltkegels dar. Einzelne Säulen enthalten Steinkerne und Abdrücke von Lima canalifera; bey Johnsdorf fand man früher Ostrea columba und Spongia saxonica.

Tafel V., die Orgelpfeifen von Johnsdorf. — Eine Viertelstunde von der weißen Wand entfernt gelangt man zu zwey sehr merkwürdigen Sandstein-Gruppen, welche frey auf der äußersten Spitze des hier steil abfallenden Sandsteingebirges zu einer Höhe von 3 — 4 Ellen sich erheben und die Orgelpfeifen genannt werden. Die östliche Gruppe hat 6, die westliche 2 Ellen im Durchmesser. Beyde sind gebildet aus senkrechten, fünfseitigen Säulchen von 2—3, selten 4 Zoll im Durchmesser; der Sandstein derselben ist viel weißer als der der vorhergehenden.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. November.

Nro. 68. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

I. A Notice of the origin, progress and present condition of the Academy of Natural Sciences of Philadelphia.

II. Fifth annual Report of the Board of Regents of the Smithsonian Institution.

III. Smithsonian Contributions to Knowledge.

(Schluß.)

Beträchtlich ist die Conchylien-Sammlung, indem sie ohngefähr 8700 Arten in 25,000 Exemplaren enthält. Als Wohlthäter haben sich besonders ausgezeichnet Dr. Griffith, der seine kostbare, in 12,000 Exemplaren von 4907 Arten bestehende Sammlung zum Geschenk machte, und abermals Dr. Wilson, der ihr 1707 Arten in mehr als 3500 Exemplaren zukommen ließ.

Die entomologische Sammlung ist noch sehr arm, da sie erst 6000 Exemplare aufzuweisen hat; sie ist zum Theil deßhalb hinter den andern Abtheilungen zurückgeblieben, da ihre frühere Sammlung durch Fahrläßigkeit eines Mitgliedes, dem sie zur Bestimmung zugeschickt worden war, größtentheils zu Grunde gegangen ist. — Mit Krustenthieren ist die Akademie nicht schlecht bedacht, indem 980 Arten in 2054 Exemplaren vorhanden sind. Außerdem zählt sie noch an Rankenfüßern 103 trockne Stücke und 10 Gläser mit in Weingeist aufbewahrten Exemplaren.

An Anneliden werden 77 Arten aufbewahrt; außerdem noch 76 Fläschchen mit Eingeweidewürmern.

Das Herbarium ist eines der reichsten in den Vereinigten Staaten, indem es ohngefähr 46,000 Pflanzenarten enthält. Die eine Hälfte davon verdankt es der Liberalität des verstorbenen D. von Schweinitz, welcher der Akademie seine große Sammlung, die außer den Kryptogamen 23,000 Arten zählt, vermachte. Ansehnliche Beyträge lieferten ferner Baldwin, Nuttall, Jackson, Hembel und viele Andere. Dr. Rivinus übermachte der Akademie das große, von Menke in Pyrmont angelegte Herbarium, das mehr als 7000, darunter die in Deutschland gesammelten Arten aufbewahrt. Außer den Pflanzen besitzt die botanische Abtheilung noch ohngefähr 1000 Stücke an Früchten und Samenkapseln und eine Sammlung verschiedener Arten von Hölzern.

In der ethnologischen Abtheilung ist am werthvollsten die in 968 Exemplaren bestehende Sammlung von Menschenschädeln, von denen 918 die berühmte Sammlung von Morton ausmachen, die reichste, welche irgendwo an Rassenschädeln zu finden ist. Außerdem sind noch mehrere ägyptische und peruanische Mumien zu erwähnen.

Die zootomische Sammlung beschränkt sich zur Zeit auf osteologische Präparate. An Skeleten besitzt sie 20 von Säugthieren, 213 von Vögeln, 18 von Reptilien und 12 von Fischen; an Schädeln 449 von Säugthieren, 748 von Vögeln, 98 von Reptilien und 39 von Fischen. Zu den werthvollsten Skeleten gehören das des indischen Nashorns und des Narwalls. Unter den Gebern findet sich abermals der Name von Wilson.

Von Mineralien sind 4152 Exemplare aufgestellt und etikettirt; Wilson allein hat 1760 geschenkt. Die geognostische Sammlung ist noch nicht von Bedeutung.

Ansehnlich ist bereits die paläontologische Sammlung, indem sie mehr als 23,000 Exemplare zählt, von denen 14,793 etikettirt und in Glasschränken aufgestellt sind. Auch zu dieser Abtheilung hat Wilson reiche Beyträge geliefert. Besondere Erwähnung verdienen die hier aufbewahrten Skelete von Megalonyx laqueatus, Plesiosaurus, Ichthyosaurus und Mystriosaurus. Von Dinornis und Palapteryx sind 88 Exemplare von Knochen vorhanden.

An chemischen und physikalischen Apparaten ist die Akademie noch nicht besonders reich.

Die Bibliothek zählt 13,382 Bände. Wenn diese Anzahl auch nicht bedeutend ist, so ist zu bedenken, daß sie bloß aus freywilligen Beyträgen an Büchern hervorgeht, indem keine Fonds zum Ankauf derselben vorhanden sind.

Aus den vorstehenden Angaben ist es ersichtlich, daß die Sammlungen der Akademie in Philadelphia im Allgemeinen bereits zu großer Bedeutung gelangt sind, in einzelnen Abtheilungen sogar zu den bedeutendsten in der Welt mitzählen.

II. Wir gehen nun über zur Mittheilung der Beschaffenheit der Smithsonian Institution, einer Anstalt, die erst in neuester Zeit begründet und wirksam geworden ist.

Sie verdankt ihren Bestand der großartigen Schenkung Smithson's, über dessen Lebensgeschichte wir leider in den vorliegenden Schriften keinen Aufschluß finden. Er vermachte im Jahre 1838 den Vereinigten Staaten eine Summe von 515,169 Dollars, um, nach seinem ausdrücklichen Willen, zu Washington unter dem Namen der Smithsonian Institution eine Anstalt zum Wachsthum und Verbreitung von Kenntnissen unter den Menschen zu gründen. Diese Summe wurde bey der Schatzkammer der Vereinigten Staaten niedergelegt, und die Zinsen davon hatten bis 1. Juli 1846 die weitere Summe von 242,129 Dollars eingebracht. Zu dieser Zeit war also an Kapital und Zinsen eine Summe von 757,298 Dollars (ohngefähr 1,870,000 (Gulden) verfügbar. Hiemit schritt nun die Regierung zur Ausführung des Vermächtnisses und begann damit, daß sie der Anstalt unter dem Namen der **Smithsonian Institution for the increase and diffusion of knowledge among men**, öffentliche Corporationsrechte einräumte und einen Verwaltungsrath nach englischer Weise bestellte. Es wurde beschlossen, daß zuerst mit den angelaufenen Zinsen von 242,000 D. ein Gebäude, welches die naturwissenschaftlichen Sammlungen, die Kunstgallerie und die Bibliothek aufzunehmen hätte, errichtet werden solle. Von dem jährlichen Zinsenbetrag, der dermalen 30,000 D. ausmacht, aber bald auf 40,000 D. anwachsen wird, soll die eine Hälfte auf die Herausgabe literarischer Arbeiten, die andere auf die Anlegung von Sammlungen verwendet werden. Es ist kein Zweifel, daß sowohl die Bibliothek als das naturwissenschaftliche Museum dieses Institutes rasch anwachsen wird, theils weil es Geldmittel zum Ankaufe besitzt, theils weil von Seiten der Unions-Regierung der Bibliothek ein Exemplar von jedem in den Vereinigten Staaten erscheinenden literarischen oder artistischen Druckwerke angewiesen ist, und dem Museum alle auf Staatskosten erworbenen Naturalien zufallen sollen. Nicht minder ist auf die Liberalität der Privaten zu rechnen, und der Staaten-Congreß wird endlich auch nicht umhin können, von seinem Grundsatze der Nichtintervention hinsichtlich der wissenschaftlichen Institute abzugehen und der neuen, unter seinem besondern Protectorat stehenden Anstalt eine ständige Jahresdotation zu verwilligen. Der Bibliothek erwächst aber ein ansehnlicher Zugang noch dadurch, daß das Institut beschlossen hat, seine eignen Publicationen gegen alle von andern gelehrten und insbesondere naturwissenschaftlichen Akademien und sonstigen derartigen Anstalten ausgehenden literarischen Erscheinungen einzutauschen. Bey dem Eifer und der Umsicht, mit der der Sekretär der Institution, Joseph Henry, dieß Tauschgeschäft bereits in Gang gebracht hat, wird sich die Bibliothek derselben bald im Besitz sämmtlicher Werke aus diesem Bereiche sehen. Bey dieser Gelegenheit wird es nicht überflüßig seyn, daran zu erinnern, daß jede Akademie einen großen Theil ihrer Kosten durch den Umtausch mit den jetzt fast über alle Welttheile

verbreiteten ähnlichen Gesellschaften wieder deckt, selbst abgesehen von den reichen Geschenken, die ihr außerdem noch zugehen.

Ueber den Stand der Sammlungen können natürlich noch keine Berichte vorliegen, da sie erst eingerichtet werden müssen; nur die Bibliothek ist bereits zugänglich und zählt 6000 Bände.

Am bekanntesten hat sich diese Anstalt bey uns gemacht durch die Herausgabe der Smithsonian Contributions to Knowledge, die mit unsern akademischen Denkschriften gleichen Zweck verfolgen und bereits 4 Bände ausmachen. Sie enthalten werthvolle Abhandlungen und zeichnen sich überdieß durch eine schöne Ausstattung in großem Quartformat aus. Um die Richtung, in welcher diese neuen Denkschriften sich bewegen, darzulegen, werden wir die Titel der Abhandlungen, welche in den bisher ausgegebenen 4 Bänden enthalten sind, mittheilen.

Vol. I. 1848 (346 S. mit 48 Tafeln und 207 Holzschnitten.)

Alte Monumente des Mississippi-Thales. Nach den Resultaten ausgedehnter eigner Aufnahmen und Nachgrabungen von Squier und Davis.

Vol. II. 1851 (464 S. mit 24 Tafeln.)

1. Untersuchungen bezüglich des Planeten Neptun von Sears C. Walker.

2. Ueber die Sprachlaute (vocal sounds) der Laura Bridgeman, der Blind-Taubstummen zu Boston, verglichen mit den Elementen der phonetischen Sprache. Von Dr. F. Lieber.

3. Mikroskopische Prüfung der Sondirungen, gemacht von der United States Coast Survey an der atlantischen Küste der Vereinigten Staaten. Vom Prof. J. W. Bailey.

4. Beyträge zur physischen Geographie der Vereinigten Staaten von Ellet.

5. Mosasaurus und die 3 verwandten neuen Gattungen Holcodus, Conosaurus und Amphirosteus. Von R. W. Gibbes.

6. Die Classification der Insekten nach embryologischen Thatsachen, von Agassiz.

7. Ueber die Explosionsfähigkeit des Salpeters mit Hinsicht seine Wirksamkeit bey der Explosion im Juli 1845 in New-York zu beleuchten. Von Dr. R. Hare.

8. Mikroskopische Beobachtungen, angestellt in Süd-Carolina, Georgien und Florida, von Prof. Bailey.

9. Alte Monumente des Staates New-York. Von E. G. Squier.

10. Ephemeride des Planets Neptun für das Datum der Lalande'schen Beobachtungen vom 8. und 10. Mai 1795 und für die Oppositionen von 1847, 48 und 49. Von S. C. Walker.

11. Ephemeride des Planeten Neptun für das Jahr 1850, von Walker.

12. Für das Jahr 1851, von demselben.

13. Sichtbare Verfinsterungen in den Vereinigten Staaten während des Jahres 1851. Berechnet von J. Downes.

Vol. III. 1852 (564 S. mit 35 Tafeln).

1. Beobachtungen über den Erdmagnetismus von J. Locke.

2. Untersuchungen über elektrische Rheometrie von A. Secchi.

3. Beyträge zur Naturgeschichte der Süßwasser-Fische von Nordamerika. Von Ch. Girard. I. Monographie der Cottoiden.

4. Nereis Boreali-Americana oder Beyträge zur Geschichte der Meeres-Algen von Nordamerika. Von W. H. Harvey. I. Melanospermeae.

5. Plantae Wrightianae Texano-Neo-Mexicanae. Von Dr. Asa Gray.

6. Das Gesetz der Ablagerung der Meeresfluth von Ch. H. Davis.

7 Beschreibung alter Werke in Ohio von Ch. Whittlesey.

8. Sichtbare Verfinsterungen in den Vereinigten Staaten während des Jahres 1852. Berechnet von J. Downes.

9. Ephemeride des Neptuns für das Jahr 1852. Von S. C. Walker.

Vol. IV. 1852 (416 S.)

Grammmatik und Wörterbuch der Dakota-Sprache. Gesammelt von den Mitgliedern der Dakota-Mission. Herausgegeben von Riggs, Missionär des am. Vereines für auswärtige Missionen.

Außerdem sind noch von 1848 — 1851 fünf Reports erschienen, welche Rechenschaft über die Einrichtungen und den Stand der Smithsonian Institution geben. Dem vierten ist ein Anhang beygefügt, betitelt: Notices of public libraries in the United States of America, by Charles C. Jewett, worin von dem eben genannten Verfasser, dem Bibliothekar der Smiths. Institution, interessante Aufschlüsse über den Stand der öffentlichen Bibliotheken in den Vereinigten Staaten mitgetheilt sind, so daß wir uns veranlaßt sehen, daraus Einiges hervorzuheben.

Nach den Erkundigungen, die Jewett eingezogen, beträgt (im Jahre 1849) die ganze Anzahl der in der Union befindlichen Bibliotheken, mit Ausschluß der der öffentlichen Schulen, 694, in welchen 2,201,632 Bände aufbewahrt sind. Darunter gibt es indeß nur 5 Bibliotheken, deren jede 50,000 und mehr Bände enthält, nämlich

die Harvard-Universität mit	84,200	Bänden,
die Philadelphia-Bibliothek	60,000	„
die Bibliothek des Congresses	50,000	„
das Boston Athenaeum	50,000	„

Wie bey allen wissenschaftlichen Anstalten ist auch der Bestand der Bibliotheken ganz auf die Freygebigkeit der Privaten angewiesen, und diese haben allerdings zu diesem Behufe große Anstrengungen gemacht, wovon wir hier znm Schluße ein Paar Beyspiele anführen wollen.

Das Boston Athenaeum wurde im Jahre 1806 durch freywillige Beyträge begründet; der Preis eines Beytrages (share) war auf 300 D. gesetzt, und überdieß wurden jährliche Subscriptionen zu 10 D. für das Jahr angenommen. Schon 1807 waren durch die Beyträge 42,000 D. zusammengebracht. Im Jahre 1821 schenkte ihm James Perkins seine eigne herrliche Wohnung, welche seitdem den Sitz der Institution abgegeben hat. In demselben Jahre wurden 22,000 D. durch Subscriptionen aufgebracht. Th. H. Perkins (außer seinen frühern und spätern werthvollen Schenkungen) und J. Perkins jun. unterstützten 1826 die Freygebigkeit ihres Bruders und Vaters, indem jeder 8000 D. zeichnete; durch andere Subscriptionen wurde die Summe ihrer Beyträge bis auf 45,000 D. erhöht. Thorndicke schenkte eine ausgesuchte Sammlung von Abgüssen von den berühmtesten alten Statuen, und Brimmer eine herrliche Sammlung von Werken aus dem Gebiete der schönen Künste. Als 1844 der Beschluß gefaßt wurde, ein neues Gebäude für die Bibliothek zu errichten, brachte man abermals 75,000 D. zusammen, und da sich diese Summe später als unzureichend erwies, wurde eine weitere Subscription auf 200 Beyträge eröffnet, die im April 1850 beynahe vollständig schon beysammen waren. Ein stattliches Bibliothekgebäude ziert nun die Stadt Boston. Mit Jewett mögen wir sagen: „eine Liberalität gleich dieser wird selten gefunden und verdient die ehrenvollste Erwähnung.“

New-York, das bereits mehrere, zum Theil nicht unansehnliche Bibliotheken zählt, erlangt durch die Municifenz des im Jahre 1848 verstorbenen John Jacob Astor eine neue, indem von demselben zu diesem Zwecke eine Summe von 400,000 Dollars vermacht wurde. Davon sind 75,000 D. bestimmt zur Aufführung des Gebäudes, welches unter der Leitung Sältzer's, eines Zöglings Schinkels, im byzantinischen oder vielmehr im Style des großherzoglichen Pallastes von Florenz erbaut werden soll; 8000 D. sind zur innern Einrichtung bestimmt, und aus dem Reste der Summe sollen die Zinsen zur Anschaffung von Büchern und zur Verwaltung der Bibliothek verwendet werden. Bereits sind 20,000 Bände zusammen gebracht. Nehmen wir nun an, daß 100,000 D. auf den Bau und die Einrichtung aufgehen, so bleiben doch noch 300,000 D. zur Verzinsung übrig, welche nach dem dort gewöhnlichen Zinsfuß von 6 Procent jährlich 18,000 Dollars abwerfen; eine Summe, mit der allerdings Erkleckliches geleistet werden kann und die ausreicht, un Astor's Namen ein ehrendes Gedächtniß für alle Zeiten zu sichern.

A. Wagner.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. December.

Nro. 69. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Die Tyrannis in ihren beyden Perioden bey den alten Griechen. Dargestellt nach Ursachen, Verlauf und Wirkungen von Hermann Gottlob Plaß, Director des Dom-Gymnasiums zu Verden. Zwey Theile (der erste S. X und 394; der zweyte S. VIII und 392 mit dem Register) gr. 8. Bremen, Verlag von Franz Schlodtmann 1852.

Es ist diese Schrift die Beantwortung einer Preisfrage, welche 1850 von der königlichen Societät der Wissenschaften zu Göttingen gekrönt worden. Der nicht mehr junge Verfasser, der sich seit 30 Jahren mit Forschungen über die griechische Geschichte überhaupt beschäftigt hatte, und damit in einem früheren Werk hervorgetreten war, äußert sich über das Schicksal, welches dasselbe im Publikum gehabt, hier als über eine Jugendarbeit mit liebenswürdiger Bescheidenheit, nicht minder über das vorliegende, das der billige Kritiker jedoch als die gereifte Frucht fortgesetzter Studien anerkennen wird; wie denn Hr. Plaß im Vorwort über seine literarischen Erfahrungen in ächt religiösem Sinne sich auch hier ausspricht, welcher als Grundton ohne Frömmeley auch im ganzen Werke herrschend bleibt. Ich habe es daher im Ganzen mit Befriedigung durchgelesen. Da es aber gegen 800 Columnen mittlerer Druckschrift ausfüllt, so muß ich hier innerhalb der vorgeschriebenen Gränzen auf die Darlegung seines reichen Inhalts verzichten, mich auf Hervorhebung einiger Hauptpunkte und Ergänzung mehrerer kritischen Belege beschränken; das genaue Studium desselben aber dem ganzen gebildeten Publikum empfehlen, dessen Anerkennung es nicht nur durch seinen inneren Gehalt, sondern auch durch die würdige Ausstattung verdient, die ihm der Verleger in einer der ernsten Literatur so ungünstigen Zeit mit Aufopferung gewidmet hat.

Zuerst hebe ich nun mit Uebergehung grammatischer Worterörterungen *) den Begriff der Tyrannis nach der Auffassung des Verfassers hervor.

---

*) Ueber τύραννος, ἄναξ, βασιλεύς, rex und verwandte Bezeichnungen; wobey der Verf. mit Recht auf die gehaltreichen Forschungen Ebert's, Diss. Siculae I. p. 55 sqq. verweiset, worauf ich selbst zu Herodot. I. 6. p. 16, wie auf Andere verwiesen habe, nämlich zu der Stelle, wo der Geschichtschreiber den lydischen König Krösos τύραννος nennt; nicht minder in meinem Abriß der römischen Antiquitäten §. 132 S. 177 zweyter Ausg., wo die Elemente des griechischen und römischen Königthums betrachtet werden; womit jetzt die ausführlicheren Erörterungen unseres Verf. I. S. 122 zu vergleichen sind. — Hier erinnere ich sogleich an Benennungen, die bey Griechen und Römern in diesem Kreise im Laufe der Zeit entweder sich schroff entgegen stehen, oder mehr oder weniger sich nähern, oder endlich sich decken. Während nun die alte naive Sprache, wie wir sahen, einen Erbkönig als Tyrannos bezeichnete, so beschwert sich Nabis in Sparta darüber, daß die Römer, die ihn früher rex genannt, ihn jetzt tyrannus nennten (Liv. XXXIV. 31 mit meiner Anmerkung zu Cic. de Legg. III. 11. pag. 430, wo aber ein häßlicher Druckfehler: Nobis statt Nabis, stehen geblieben.) Die Römer hatten übrigens vollkommen Recht; s. Plaß II. S. 177

Dieser Begriffs-Darlegung schickt Hr. Plaß im ersten Abschnitt, überschrieben: „Ursachen der älteren Tyrannis, Charakter derselben, Name, Begriff u. s. w." eine historische Einleitung über die Herkunft der griechischen Stämme und ihrer politischen Zustände voraus, wobey er sich auf die Forschungen Creuzer's und K. O. Müller's und deren Vertheidiger, Gegner und Vermittler im Allgemeinen beruft (vom ersteren ist im ganzen Buche nicht mehr die Rede, desto mehr von letzterem, und mit Recht, da Müller's Untersuchungen der Aufgabe des Verfassers näher lagen; wie dieser denn in diesem und allen nachfolgenden Capiteln, neben Müller, K. Fr. Hermann, besonders dessen Staatsalterthümer der Griechen, zu seinem Hauptführer genommen hat) und demgemäß zuvörderst (S. 3) den Satz aufstellt: „So gelte denn bey diesem Rückblicke zuerst das als Feststehendes, daß die griechische Nation oder die Hellenen in dem weiteren Sinne des Wortes aus zwey verschiedenen Bestandtheilen zusammengewachsen sind."

Den Schluß dieser Einleitung muß ich wörtlich hier aufnehmen, weil er über Inhalt und Behandlung des ganzen Werkes Aufschluß gibt.

(S. 11 — 13.) „Die Absicht bey dieser Einleitung war nur, durch eine kurze Uebersicht über frühere Ereignisse in den Zeitraum zu führen, worin die Keime der griechischen Tyrannis schon gelegt sind und bald sich zu entfalten anfangen, vorzüglich also Anerkennung des Satzes zu gewinnen, daß überall, wo Griechen wohnten und Staatsvereine stifteten, die Grundlage zu einer Scheidung in Bevorrechtete und in Beschränkte, von denen letztere weit entfernt waren Sklaven zu seyn, aus einer älteren Zeit herübergenommen waren. Denn in einem feindlichen Zusammenschlagen der wenigen Berechtigten gegen die Bevorzugten im Staate, bey welchem allerdings die wirklichen Sklaven sehr wohl thätig werden konnten, bey welchem dagegen das bereits gefallene Königthum nicht mehr hemmend oder vermittelnd eingriff, wurzelt die ältere Tyrannis der Griechen. Die jüngere hat hingegen, wie sich später zeigen wird, ihren Grund in der einreißenden Söldnerey, indem kühne Kriegsobersten gemietheter Schaaren sich einer Gewaltherrschaft bemächtigten und diese leicht erlangten, wenn schwere Kriege eine Verstärkung solcher Banden erforderten, oder mächtige Herrscher, welche ihren Einfluß zu erweitern suchten, jene Bandenführer zu ihrem Zwecke benutzten, um durch dieselben mittelbar ihr Ziel zu erreichen.

Die Darstellung der Tyrannis muß demnach in zwey Theile zerfallen, von denen der erste von der älteren, der zweyte von der jüngeren Tyrannis zu handeln hat. Jener wird im Allgemeinen einen Zeitraum berücksichtigen, der etwa mit dem Jahre 800 vor Chr. anhebt, wird die mehr ausgebildete Tyrannis während der Jahre 700 bis 500 verfolgen, wird aber hin und wieder auch bis zu dem Jahre 400 herabgehen, und dadurch ein Bindeglied für die zweyte Abtheilung geben. Diese wird zwar ungefähr bey dem Jahre 400 neu an-

f.); wobey ich noch an Proclus in Platon. Alcib. pr. 12. p. 34 ed. Francof. erinnere, wo τυραννικὴ und ἀκόλαστος ζωὴ verbunden wird; vergl. p. 136. — Zunächst steht Aesymnet (αἰσυμνήτης) in weiteren und engeren Bedeutungen als Herrscher überhaupt, als Magistratsperson, oder als Obmann, Schiedsrichter. (Plaß I. S. 115. 131 ff.) — Ferner ταγός, Anordner, Führer des Kriegsheeres, den König selbst bezeichnend, in der thessalischen Adels-Aristokratie aber ein zeitweilig erwählter Oberfeldherr, wie der Dictator bey den Römern (s. zu Cic. de Legg. III. 3. p. 385 und p. 509; vergl. Plaß I. 24 und II. 53 f.), dem Begriffe nach verwandt mit στρατηγός, welches letztere Wort nachher im achäischen Bunde die höchste Magistratsperson bezeichnete. (Plaß II. S. 157 ff.) Endlich δυνάστης, buchstäblich ganz allgemein ein Vielvermögender, dann aber auf den Tagos des thessalischen Adels, auf den Perserkönig, auf dessen Satrapen übertragen, und zuletzt in ganz schwankenden Begriff, zumal unter Alexanders d. Gr. Nachfolgern, sich verlierend. (Plaß I. S. 132 f. II. S. 110 ff.) Endlich ἐπιμελητής, wie die Athener den Demetrius Phalereus nannten, als Staats-Verweser, aber demungeachtet Tyrannos genannt (Pausan. I. 25. 6 — vergl. Plaß II. 117.) — Dieß nur beyspielsweise, und um das philologische Element vorläufig anzudeuten.

knüpfen, eigentlich mit dem philippischen Zeitalter beginnen, und dann die dahin gehörenden Erscheinungen bis zu den Punkten herabführen, wo, hier früher, dort später, die Griechen durch die Römer alle Selbstständigkeit verlieren. Jede der beyden Abtheilungen ist in ihrem Innern dreyfach zu gliedern. In einem allgemein gehaltenen und zwar strenger politischen Abschnitte sind Anregung, Entstehung, Begriff, Charakter der Tyrannis und ähnliche Dinge zu erörtern; in einem zweyten die irgend beachtenswerthen Zwingherrschaften einzeln vorzuführen; und in einem dritten wird der Einfluß derselben auf die geistige und materielle Entwickelung der Nation durchzugehen seyn."

Die Untersuchung über die Ursachen der älteren Tyrannis beendigt der Verf. mit einer Reihe von Sätzen, wovon ich hier der Kürze wegen nur den Anfang mittheilen kann.

(I. S. 120 f.) „Also — um jetzt die Untersuchung über die Ursachen der älteren Tyrannis abzuschließen — das Verhältniß der einzelnen Theile der Bevölkerung zu einander, wie es durch alle Wohnsitze der Griechen im Vorhergehenden verfolgt ist, und die für Seefahrt, Handel, Gewerbthätigkeit und Industrie geeignete Lage der Wohnsitze, welche auf die Gemeinen einen sehr starken, doch auch auf die Bevorrechteteren einen nicht geringen Einfluß übte, dieß sind die Gründe, weßhalb in den genau bezeichneten Gegenden zeitig ein feindliches Zusammenschlagen der Einwohner gegeneinander erfolgen mußte." — Es folgen hierauf (S. 123 ff) die lexicographischen Erörterungen über die Bezeichnungen der Tyrannis und anderer Gewalten, worüber ich mich bereits oben in einer Anmerkung erklärt habe*).

— Hieran reihet sich dann erst die eigentliche Begriffsentwickelung. S. 125 ff. „Sucht man nun denjenigen Begriff, der sich erst im Laufe der Zeit vollständiger gestaltete und dann mit dem Ausdrucke Tyrann bezeichnet wurde, bestimmter in Worten auszusprechen, so möchte etwa zu sagen seyn, ein Tyrann sey ein Herrscher, an welchem folgende vier Bedingungen in Erfüllung gehen. Er bemächtigt sich erstens der Herrschaft in einem Staate, welcher bisher eine republikanische, gleichviel ob mehr aristokratische oder mehr demokratische, Verfassung hatte, erlangt sie nicht nach einer Bestimmung im Rechte, sondern durch die Thatsache, nicht durch Uebertragung, sondern durch Anmaßung; und mag auch eine überlegene Partey in dem Staate ihn bisher freywillig und absichtlich an ihre Spitze gestellt, ihn mit außerordentlicher Macht bekleidet, ihn wohl gar mit einer bewaffneten Schaar zu seiner Sicherheit umgeben, und ihn zum Schöpfer einer neuen Ordnung der Dinge ernannt haben, so war doch das durchaus nicht die Absicht, daß ein solcher Herrscher aus ihm würde, den er geltend macht, sondern durch Einnahme und Behauptung dieser Stelle täuschte und hinterging er auch seine Anhänger, oder er mißbrauchte wohl gar gegen die Widerstrebenden derselben (gegen die derselben Widerstrebenden) die ihm in ganz anderer Absicht anvertraute Gewalt. Er vereinigt zweytens in seiner Person alle gesetzgebende und vollziehende Macht, er ist unumschränkter Gebieter und Alleinherrscher; aber je nachdem sein eigener Charakter und die gegebenen Umstände beschaffen sind, übt er diese Gewalt in ihrer ganzen Schroffheit und völlig nach Willkühr und Laune aus, oder er mildert sie durch schonende und wohlwollende Formen; er kann so weit gehen, daß er die früher gültige und etwa nun verbesserte Verfassung anscheinend in ihrem fortwährenden Gange wenig stört, im Hintergrunde aber Alles allein leitet, und nöthigenfalls gegen jede Schmälerung seiner Leitung sofort einschreiten würde. (Hiebey Erinnerung an die Komiker, die den Perikles auf dem

*) Hier will ich doch zum griechisch-biblischen Sprachgebrauche noch etwas nachtragen. Wenn die LXX von Magnaten und selbst Königen den persisch-alexandrinischen Ausdruck μεγιστᾶνες und τύραννοι als Synonyma gebrauchen, wie z. B. Proverb. VIII. 16, so bedienen sie sich andererseits, wo die ebräischen Texte von Tyrannen und von Unterdrückungen sprechen, der Ausdrücke δυνάστης, καταδυναστεύω, ὕβρις und dergl. (S. Exod. I. 13. Hiob. XV. 20. Jesai XIII. 11. Ev. Luc. I. 52.) — Ein Mehreres geben Th. Gataker, Adversar. Miscell. Lib. I. cap. 1. und Sturz de dialecto Alexandrin. II. p. 11 sq.

höchsten Punkte seines Ansehens einen Tyrannen nannten Plutarch. Pericl. cap. 16). Er behauptet drittens seine Gewalt, ohne daß Jemand Niederlegung derselben zu einer bestimmten Zeit fordern darf, ist also lebenslänglicher Herrscher, und vererbt seine Würde auf seine Nachkommen, oder ernennt in Ermangelung derselben nach eigenem Belieben einen Nachfolger; und er kann, da er nicht niederlegt, auch von Niemanden über sein Thun und Lassen zur Rechenschaft gezogen werden (ἀνυπεύθυνος — ein Merkmal, das Aristoteles in seiner Definition Polit. IV. 8. 3 — fast einzig hervorhebt), wie dieß bey jeder gesetzmäßigen Obrigkeit stehende Bedingung war; vielmehr sind Alle, die in einer untergeordneten Stellung wirken, im Grunde nur ihm die vollgültige Rechenschaft schuldig. Es findet viertens bey ihm nicht das Erforderniß statt, welches erst später, besonders seitdem das Wesen der jüngeren Tyrannis sich ganz anders gestaltet hatte, aufgenommen wurde, und nach jetzigem Sprachgebrauche ein nothwendiges ist; er braucht nämlich nicht ein willkührlicher und scheußlicher Despot zu seyn, welcher gräulichen Leidenschaften fröhnt, und den böswilligsten Launen und Einfällen unter Verkennung aller Menschenrechte und Menschenwürde sich hingibt (ein solcher Tyrann war der attische Demos unmittelbar nach des Perikles Tod); er kann wohl ein solcher Herrscher (Zwingherr) seyn, braucht es aber nicht; er kann vielmehr auch einen höchst edeln, liebenswürdigen und hochsinnigen, einen wahrhaft königlichen Charakter haben, und nur das Eine bildet allerdings in demselben immer einen üblen Zug, daß Selbstsucht, vorzüglich in der Form von Ehrgeiz und Herrschsucht, überwiegen, auch vornehmste Quelle alles Guten, das er thut, und eben so Ursache sind, warum der Hauptzweck ihm auch die nun einmal erforderlichen Mittel heiligt.“ Im Verfolg (S. 129 f.) gedenkt der Verf. Derer, die, ob sie gleich in Griechenland Tyrannen hießen, dennoch der ganzen Menschheit Ehre machen, und die höchste Menschenbildung beförderten. „Und wahrlich! sagt er, es waren unter ihnen recht edle Männer, die Sinn für wahre Humanität, Sinn für alles Schöne der Kunst hatten; Männer, deren Umgang die größten Geister ihrer Zeit, ein Pindar und Aeschylus, ein Anakreon und Simonides, ein Bakchylides, Ibykus und Arion, bildende Künstler, selbst Philosophen suchten.“

(Schluß folgt.)

Berichtigungen.

Der Schluß meines zweyten Artikels de lege Rubria vom 4. Aug. Nro. 15. der gel. Anz. von diesem Jahre, welcher während meiner Abwesenheit von hier gedruckt wurde, enthält mehrere sinnstörende Druckfehler, die ich zu verbessern bitte:

S. 122 linker Hand Zeile 15. 16 st. „änderte . . . geführte römische Colonie“ lies „änderten . . . geführten römischen Colonien.“ — Z. 20—22 st. „schloß dieselben in die benachbarten Gauen und Alpenthäler ein“ l. „schlug denselben die benachbarten Gauen und Alpenthäler zu.“ — Z. 30 st. in den Pisonien l. in der Pisoniana. — Zur rechten Hand Z. 3 st. „der neuen Colonie“ l. „der neuen Colonien.“ — S. 123 Z. 6. 7 linker Hand st. „M. Crassus, der wie es scheint Aegypten als Provinz und als Brutus seine Habsucht in Aussicht nahm“ l. „der . . . und als Beute seiner Habsucht“ u. s. w. — S. 124 r. H. Z. 22 st. „hörte . . . seit der lex Pompeja hatten“ l. „Hörte . . . hatten?“ — S. 126 r. H. Z. 3 st. comitiatula l. conciliabula. — Das. Z. 8 st. „bey einem und zu allgemeinen römischen Bürgerrechte gebornen Lande“ l. bey einem zu . . . gekommenen Lande.“ — Z. 14 st. „in Jovis adjecit ad eum“ l. „in ious adierit ad eum.“ — S. 128 v. l. Z. 30 zu den Worten: „daß — für die Annahme der lex Pompeja die bedeutendsten Gründe sprachen“ ist als ergänzender Satz anzufügen: „Geht man aber von dieser Ausschließung des einen oder des andern Gesetzes auf den Weg der Vermittlung von beyden, oder vielmehr von dreyen, so wird man zu der Annahme geführt, daß, wie auch bey andern Gesetzen geschehen, bey der Lex Julia die Lex Pompeja zu Grunde gelegt wurde, und die Triumvirn ebenfalls sich begnügten, in der von Julius Cäsar eingeführten Abfassung nur das zu ändern, oder ändern zu lassen, was zu Folge der Ueberführung der Gallia cisalpina in das volle jus italicum als Aenderung oder Zusatz nöthig war, wir also einen Theil der nach den Umständen geänderten oder ergänzten Lex Pompeja vor uns hätten, vielleicht eines Exemplares derselben, welches für das municipium Mutinense bestimmt war.

Fr. Thiersch.

Gelehrte Anzeigen.

München.	herausgegeben von Mitgliedern	3. December.
Nro. 70.	der k. bayer. Akademie der Wissenschaften	1852.

Die Tyrannis in ihren beyden Perioden bey den alten Griechen.

(Schluß.)

Es wird dabey an Platon's Verhältniß zu den beyden Dionysen erinnert, und darauf erwähnt, wie der Demos selbst oft gern einen Einzelnen an der Spitze haben wollte, um der Bedrückungen der Oligarchie überhoben zu seyn, wobey die Beyspiele des Solon in Athen, des Empedokles in Agrigent und des Gelon in Syrakus angeführt werden *).

Ueber den letzten erklärt sich unser Verf. weiterhin S. 280 ff. ausführlich, wobey er (S. 286) eine allgemeine Bemerkung macht. — „Aber leider ist Gelon begegnet, was so vielen Herrschern. Sein friedliches Wirken, das eine recht schwere Aufgabe ungemein glücklich lösete, war den Geschichtschreibern nicht geräuschvoll und blendend genug; sie lassen uns fast völlig im Stiche, und nur nach eigner Phantasie hat jeder so manche Frage zu beantworten, über die man gerne einen historischen Aufschluß hätte.“ Dieses ist eine von den Stellen, denen ich in einem solchen Werk am wenigsten zu begegnen erwartet hätte. Eben darin besteht ja einer der größten Vorzüge der alten Geschichtschreiber vor den meisten neuern, daß sie einen lebendigen Sinn für das öffentliche wie Privatleben in allen seinen Beziehungen haben, nicht für Waffengeräusch und andere Aeußerlichkeiten allein. — Eben so wenig kann ich dem sonst so einsichtsvollen und billigen Verfasser zustimmen, wenn S. 242 (vgl. S. 292) über einzelne Geschichtschreiber, wie dort über Herodot und anderwärts über Xenophon, Diodor, Plutarch u. A. zu sehr im Allgemeinen, und so zu sagen in Bausch und Bogen, geurtheilt wird. — Uebrigens sollen diese meine Einreden den gehaltvollen Erörterungen des Verf. im dritten *) Ab-

---

*) In Betreff des Simonides und anderer Dichter verweise ich auf Schneidewin ad Simonidis Cei Reliqq. p. VIII. sqq.; über Solon hat der Verf. Plutarch. Sol. 14, und über Empedokles Diog. Laert. VIII. 63 selbst angeführt, ohne jedoch über die letztere grundverdorbene Stelle etwas zu bemerken, um deren Verbesserung ich mich wohl vergeblich bemüht haben werde (ad Fragg. Hist. graecc. antiqq. p. 229), da Cobet selbst in seiner Ausgabe (p. 219) nur ein Merkzeichen des Schadens hat beysetzen können. — Im Allgemeinen wäre jedoch wohl hier der Ort gewesen, die Kurzsichtigkeit derjenigen Alterthums- und Geschichtsforscher zu rügen, die noch immer meinen und predigen, hohe Geistescultur und das Heil der Künste und Wissenschaften gedeihe nur in Demokratien. Doch Hr. Plaß erklärt sich im Vorwort (S. X) gegen alle Vergleiche der Erscheinungen des Alterthums mit denen der neuern Zeit, wogegen Referent die häufigen und trefflichen Parallelen Niebuhrs in den Vorträgen über die alte Geschichte und über die römische um Alles nicht missen möchte.

*) Zum zweyten trage ich einige Bemerkungen nach. Zu der Erzählung von dem Eleaten Zenon und dem Tyrannen seiner Vaterstadt (I. S. 274) müssen jetzt die vollständigen Nachweisungen der Ausleger zu Cic. Tuscull. II. 22. pag. 572 sq. ed. Moser und Olympiodor. in Platon. Alcib. pr. §. 15. p. 140 ed. Cr. verglichen werden. — Zu I.

schnitt: „Einfluß der älteren Tyrannis auf die Entwickelung des griechischen Volkes," worin sowohl die materiellen als die intellectuellen Wirkungen derselben auf Gewerbe, allgemeinen Wohlstand, Künste, Wissenschaften, Politik und Religion (S. 326 — 376) auseinander gesetzt werden *), keinen Eintrag thun. — Hiermit gehen wir zur

Zweyten Abtheilung

über, die unter der Aufschrift: die jüngere Tyrannis, von etwa 400 vor Chr. bis zum Aufhören der Selbstständigkeit der griechischen Nation unter der römischen Herrschaft mit einer Uebersicht des Inhalts, gleich der ersten Abtheilung, eröffnet wird. Der erste Abschnitt ist überschrieben: Entstehung und allgemeiner Charakter der jüngern Tyrannis, und beginnt mit folgenden Sätzen.

II. S. 3. „Während die ältere Tyrannis mehr aus der inneren Entwickelung der griechischen Staaten, besonders aus der allmählig steigenden Unhaltbarkeit der früheren Verhältnisse der Stände gegen einander und aus einer dann meistens erfolgenden gewaltsamen Umwälzung hervorging, sind die Ursachen der jüngeren Tyrannis vorzüglich in den auswärtigen Angelegenheiten, also theils in Kriegen zu suchen, die man führte, und in der Art der Krieger, deren man sich vorherrschend bediente, theils in den politischen Stellungen schwächerer Staaten gegen stärkere, besonders kraftloser Republiken gegen mächtige Herrscher eines Auslandes." — Darauf wird die Zeit von 500 — 400 vor Chr. im Allgemeinen als eine Gränzlinie zwischen älterer und neuerer Tyrannis bezeichnet; auf die Tyrannen von Thessalien ein Blick geworfen; bey den inneren Ursachen das Aufhören der Bürgertugenden, die Entstehung der Hetärien und ihr Gewinnen positiver Kraft hervorgehoben; die politischen Ereignisse: Kriege und Kriegführung durch Söldner und endlich die Politik der Perser, Philipps, Alexanders und Antipaters, der Diadochen und Epigonen, des Demetrius und seines Hauses auf dem makedonischen Throne *) und die Begünstigung der Tyrannis selbst in Sparta, und die dort eingerissene Anarchie auseinander gesetzt, und nach einer Recapitulation aller dieser Ursachen werden die charakteristischen Züge der jüngeren Tyrannis geschildert (S. 38 — 45). Hierbey hebe ich folgende Stellen hervor (S. 42 f.): „Während also die älteren Tyrannen sich sehr gewöhnlich als Männer ansahen, welche an der Spitze des Staates alle Macht in Eine Hand auch deßhalb vereinigt hätten, um diesem zugleich etwas zu leisten, gewisse Grundsätze und Ideen thatsächlich durchzuführen und neue Schöpfungen ins Leben treten zu lassen; während sie so schaffend sich an jene Männer anreihten, welche ihnen der Zeit nach vorangingen, die neue Gesetzgebung aber, wie wir sagen würden, erst geschrieben hatten, während sie endlich sich in ihren Leistungen oft ehrwürdigen Königen näherten, um derentwillen man sich wundert, wie der Name eines Tyrannen so gebrandmarkt seyn konnte; wurde allerdings von den Zwingherrn der zweyten Gattung der Grundsatz, wenn auch nicht ausgesprochen, doch befolgt, daß der Staat nur ihretwegen existire, Menschenwohl immerhin zu Grunde gehen, Alles, was einst für heilig und recht gegolten habe, rücksichtslos verletzt werden möge, wenn nur ihre Triebe und Wünsche Befriedigung erhielten; und sie sind es daher, welche auch dem Namen jene Bedeutung verliehen, welche er noch gegenwärtig hat. Dazu

S. 289 über Gelon von Syrakus nach Ephorus und seine Epitomatoren vergl. Ephori Frgg. nr. 111. ed. Marx. und Historicc. grr. Fragg. Vol. I. p. 264 sq. ed. Car. Müller; — über dessen Gemahlin Demarete und das nach ihr genannte Demaretion, vergl. jetzt v. Werlhof Handbuch der griech. Numismatik S. 141 f. Ueber Gelo's Todesjahr vgl. Car. Müller ad Marmor. Par. Epoch. 53 et 56 p. 585 mit Plaß I. S. 294 f. — Der Name ὕπαρχος, wovon bey Plaß (I. S. 315) die Rede ist, steht weit öfter für Strategen, Richter und Satrapen bey Herodot (s. Vol. III. III. p. 38).

*) Die detaillirtere Uebersicht dieser ganzen ersten Abtheilung s. S. XI — XIII. Aus der Uebersicht zur zweyten Abtheilung (S. V — VIII) habe ich mehr einzelne Punkte ausheben zu müssen geglaubt.

*) (Hierzu vergl. jetzt Porphyrii Fragg. IV. 3. Vol. III. p. 698 ed. Car. Müller.)

paßte endlich auch die allgemeine persönliche Beschaffenheit dieser Männer" (wie sie denn meistens Militär-Despoten gewesen).

Zweyter Abschnitt. Die einzelnen Tyrannen der jüngeren Zeit. S. 46 — 323.

I. Der griechische Osten. Zeit vor dem mächtigen Eingreifen Philipps bis zum Jahr 350. Thessaliens Tyrannis; Tyrannis in Athen, Theben, Phokis, Euböa; in Korinth *) und Sikyon. — Die Inseln und die Küstenländer des Archipels: Dekarchien; Tyrannis in Byzanz, Lesbos, Chios, Samos, Rhodos (worüber vergl. Ferd. Lüders über die Kolonien der Rhodier, in der Casseler Zeitschr. für Alterthumsw. 1852. Nr. 38; von dem wir Näheres zu erwarten haben), Heraklea ad P., Abydos, Atarna, Halikarnaß, Cypern. — Zeit von Philipps Eingreifen bis zum Tode Antipaters, vom J. 350 — 319 (vergl. S. 30 und 111 ff. über ihn und seine Genossen, die als Dynasten, Commandanten, Landpfleger und unter andern Titeln oft die entschiedensten Tyrannen waren); — Zeit der Diadochen und Epigonen (vom Jahr 319 — 281): Böotien, Euböa, Megara, Korinth, Sikyon, Achaja, Elis, Arkadien, Argolis, Messene, Kassandria, Inseln und asiatische Küste, Heraklea ad P., Cyrene (vergl. Res Cyrenensium ed. Thrige ed. sec. p. 304 — 344). — Das Haus des Demetrius in Makedonien (von 281 — 168), Euböa, Athen (Piräeus), Korinth, Sikyon, Achaja, Elis, Arkadien, Argolis, Sparta, Milet, Ephesus. — Zeit nach dem Untergange jenes Hauses: Athen, Cyrene; Tyrannen, deren Ort und Zeit nicht zu bestimmen. — Der griechische Westen: Großgriechenland; Sicilien, und zwar die beyden Dionyse (vom Jahr 405 — 355). — Hierbey (S. 198) die fruchtbare Betrachtung: „Aber in Sicilien gewährt auch diese zweyte Gattung der Tyrannis großartigere Erscheinungen, als in irgend einem andern griechischen Lande. Ihre Ursachen hatte sie freylich in den Kämpfen der Partheyen, ungleich mehr in auswärtigen Kriegen, die einen Feldherrn an die Spitze eines ergebenen Heeres, besonders von Söldnern, brachten; und mit der Republik wechselte sie so rasch und so wiederholt, daß Mangel an aller festbegründeten Staatsverfassung und ein unaufhörliches Schwanken zwischen Republik und einer beynahe in Königthum übergehenden Tyrannis eine charakteristische Eigenthümlichkeit der sicilianischen Griechen wurde. Mittelpunkt aller Erscheinungen war aber Syrakus." — Tyrannis, welche aus dem Sturz Dionys II. hervorgeht; Rhegium, Lokri, Syrakus, Leontini, Katana, Tauromenium, Messana, kleine sikulische Oerter. — Timoleon (S. 254 — 268). — Agathokles (vom Jahre 317 — 289). — Tyrannis aus dem Sturze des Agathokles hervorgehend: Syrakus, Messana, Rhegium, Agrigent, Tauromenium, Pyrrhus auf Sicilien; — Hiero II. (vom Jahre 270 — 216). Tyrannis nach dem Tode Hiero's *).

*) Wenn hier (S 80 f.) die Ermordung des Tyrannen von Korinth Timophanes erzählt und namentlich gesagt wird: „Sein eigner Bruder Timoleon (der ihm früher das Leben gerettet) kam ihm nämlich zuvor. Dieser hatte ihn vorher ohne Erfolg ermahnt, von seinem Unternehmen abzustehen, und verabredete sich dann mit einigen jungen Männern, mit denen er nach seinem auf der Burg wohnenden Bruder hinaufzog, und von denen er ihn niederstoßen ließ, während er selbst als Wächter einen Posten einnahm. So erzählt wenigstens Plutarch (Timol. 4) und beruft sich dabey auf Ephorus und Timäus; nach Diodor. (16. 65. — [Vol. II. p. 110 ed. L. Dindorf.] hat er ihn mit eigner Hand auf dem Markte getödtet;" — so wird zwar die Uebereinstimmung des Corn. Nepos (Timol. 1) mit dem Plutarch bemerkt; man hätte jedoch in dieser wichtigen Erzählung eine Hinweisung auf die neuesten Forscher erwarten sollen. Man s. also über diese That des Timoleon und seiner Mitverschwornen Orthagoras und Satyros: Marx ad Ephor. p. 259. Hess ad Plutarch. Timol. p. 31. Goeller. de Situ et orig. Syracus. p. 280. Timaei Fragg. nr. 130 sq. p. 225 ed. Carol. Müller, und Theopompi Fragg. nr. 215 p. 213 ed. Car. Müller.

*) Ehe ich zum summarischen Ueberblick des dritten Abschnitts übergehe, hebe ich aus II. S. 269 einige Bemerkungen über griechisch-sicilische Historiker aus, um daran einige Nachweisungen anzuknüpfen. „Der vorbereitende Zeitabschnitt umfaßt 20 Jahre, bey deren Darstellung die Geschichte nur sehr mangelhaft den an sie zu machenden Forderungen genügen kann. Neben dem unerheblichen Justin ist nämlich die einzige Quelle Diodor, der freylich an Timäus, Kallias und Antander Diodori Fragm.

Dritter Abschnitt. Einfluß der jüngeren Tyrannis auf den Geist des griechischen Volkes (S. 324 — 346). Dieser kürzere aber gehaltreiche Abschnitt wird mit folgenden Betrachtungen eröffnet. „In diesem letzten Abschnitt ist zum Schluße noch auf den Einfluß hinzublicken, welchen die jüngere Tyrannis nach verschiedenen Seiten hin auf das gesammte griechische Volk gehabt habe; doch kann dieser Gegenstand zu einer größeren Ausführlichkeit wenig Veranlassung und Stoff darbieten; weil ja diese zweyte Tyrannis nicht einen anregenden und schaffenden, sondern einen erdrückenden und zerstörenden Charakter hatte, und deßhalb mehr zu verneinen ist, was nicht länger blieb, als hervorzuheben, was neu in's Daseyn gerufen wäre" u. s. w. — So wird (S. 324 — 326) der allgemeine Charakter der Wirkungen gezeichnet. — Es folgt Einzelnes (S. 324 — 346): 1) Politische Wirkungen, und zwar für das Staatsleben der Einzelnen; Vernichtung aller Bürgertugend und der Möglichkeit der Republik; aber doch Ringen des alten republikanischen Sinnes, auch hin und wieder noch ein Aufflackern der Lebenskraft; Verwischung der Gränzlinien der gesammten Nation und getrübte Reinheit im Innern derselben. 2) Moralisch-religiöse Wirkung. 3) Einfluß auf intellectuelle Bildung. 4) Materielle Wohlfahrt. 5) Kunst und Wissenschaft.

Anlagen (Beylagen) S. 347 — 392. Ueber Diodor 19 — 1 (s. oben). Ueber die Chronologie in Philopömens Zeitalter. Ueber Plutarch, Aratus 38. Alphabetisches Verzeichniß der Tyrannen und derer, welche hin und wieder dafür ausgegeben werden. Die Tyrannen, geordnet nach der Zeitfolge. Die Tyrannen, geordnet nach Landschaften, Staaten und Zeitfolge. Register.

Möchte dieser kurze Bericht über ein so reichhaltiges Werk im Stande seyn, ihm die Aufmerksamkeit des ganzen gebildeten Publikums zuzuwenden, die es, zumal in unsern Tagen, in vollster Berechtigung verdient.

Fr. Creuzer.

XXI. 17. 4. p. 431 ed. L. Dindf.) Gewährsmänner der entgegengesetzten Parteyen hatte, und aus deren Mittheilungen die Wahrheit sehr wohl hätte erfahren können; aber abgesehen von den geringen Fähigkeiten, welche überhaupt dieser Schriftsteller hat, tritt der besondere Fall ein, daß er, ganz geschäftig dem Laufe Alexanders zu folgen, darüber die Insel in seinem 18. Buche unerwähnt läßt" u. s. w. Hierauf gehet nun (S. 47 ff.) eine Anlage näher ein, unter der Aufschrift: „Fehler, welche Diodor rücksichtlich der Zeit von 323 — 318 vor Chr. begangen hat." — Hier hätte nun über den berühmten Geschichtschreiber Timäus aus Tauromenium in Sicilien etwas Näheres gegeben werden können, wenn der Verf. die Fragmenta Historicorum Graecorum ed. Car. Müller Vol. I. p. 278 sqq. u. Vol. IV. p. 626 und p. 640 verglichen hätte. Ebendaselbst hätte er auch über die beyden Syrakusaner Kallias und Antandros, welche beyde das Leben und die Regierung des Agathokles beschrieben hatten (Vol. II. p. 382 sq.), Belehrung finden können; wie denn überhaupt die neulich so eifrig bearbeitete Fragmenten-Literatur der griechischen Historiker demselben treffliche Dienste hätte leisten können. Den Diodorus selbst betreffend, worüber Hr. Plaß im Allgemeinen so ungünstig urtheilt, so würde er seine Kritiken in manchen Punkten wohl sehr modificirt haben, hätte er die neuern Arbeiten von Daunou, L. Dindorf, Feder, R. Krebs zu Rath ziehen können, worüber ich seit 1848 theils in den Wiener Jahrbb. der Lit. B. 122, theils in diesen Gelehrten Anzeigen selbst Berichte gegeben habe. — Eben so sehr hätte ich gewünscht, auf mehrere numismatische Belege aufmerksam machen zu können, wie ich neulich in diesen Gel. Anz. in dem Bericht über Werlhofs Hdb. der griech. Numismatik zur S. 163 gethan; wo ich wegen des Königstitels des Pyrrhus auf sicilischen Münzen auf Plaß, Tyrannis II. S. 301 verwiesen habe, wobey einer wie der andere auf denselben Führer hindeutet. — Es ist aber nicht auszusagen, wie viel Belehrungen unser Verfasser über die verschiedenen Personen, von denen er handelt, hätte gewinnen können, wenn ihm eine größere Umsicht auf dem Gebiete der ganzen griechischen Münzkunde eröffnet gewesen wäre.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. December.

Nro. 71. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Expédition dans les parties centrales de l'Amérique du Sud, de Rio de Janeiro à Lima et de Lima au Para; exécutée par ordre du Gouvernement français pendant les années 1843 à 1847, sous la direction de Francis de Castelnau. Histoire du voyage. Vol. IV, V, VI. Paris. 1851. 8.

Wir haben bereits in diesen Blättern (Band XXXIV. S. 625 u. f.) eine Anzeige der drey ersten Bände von Castelnau's Reise in Südamerika geliefert und wollen nun von der Fortsetzung und dem Schluße derselben Bericht erstatten. In der ersten Hälfte unserer Anzeige haben wir den Reisenden von Rio de Janeiro nach Lima begleitet; es bleibt uns also noch übrig, über seine Rückreise von Lima nach der Ostküste Südamerika's zu berichten.

Am 10. Mai 1846 verließ der Verf. Lima in Begleitung von d'Osery; Weddell hatte sich schon in Matto-Grosso von ihm getrennt, um Südbolivien und die Provinz Groß-Chaco zu besuchen, und Deville, der von einer Krankheit noch nicht ganz hergestellt war, sollte nachkommen. Vom Präsidenten der Republik Peru hatte der Verf. alle Unterstützung erhalten, um innerhalb dieses Staates seine Zwecke vollständig erreichen zu können. Der Plan war, die Cordilleren zu passiren, um auf ihrem östlichen Abhange hinabzusteigen und dann die ganze weitere Reise bis zur Ostküste auf dem Wasser auszuführen.

Die Reisenden schlugen den Weg ein über den Col da la Viuda, einem Cordillerenpasse von 15,500 Fuß Meereshöhe, und gelangten am achten Tage nach Cerro de Pasco, dessen Silberminen dermalen die ergiebigsten unter allen in Südamerika sind. Da die Stadt noch 13,000 Fuß über dem Meere liegt, so gehört das Klima dorten zu den unangenehmsten in der Welt, und nur der Gewinn ist es, der daselbst eine Bevölkerung von 18,000 Seelen zusammengeführt hat. Das Klima ist so schrecklich, daß selbst die Geistlichen auf dieser Pfarre, obwohl sie jährlich gegen 75,000 Francs abwerfen soll, gewöhnlich nicht länger als drey bis vier Jahre aushalten.

Der Verf. berechnet, daß der Cerro de Pasco vom Jahre 1786 bis 1849 eine Ausbeute im Werthe von mehr als 700 Millionen Francs geliefert, und seit dem Beginne seines Betriebes überhaupt über 2355 Millionen Francs eingetragen habe. Die ganze Silberproduction Perus nach seinem frühern Umfange schätzt er auf 12,777 Millionen Francs. Was das Gold anbelangt, so macht der Verf. darauf aufmerksam, daß dasselbe sich in Peru und Bolivia nur in sehr geringen Parthien findet, und daß man in dieser Beziehung bloß den Sand einiger Flüsse, insbesondere des Tipuani und etlicher Zuflüsse des Rio Mayo, benützt. Bis zu dieser Stunde weiß man nicht, woher die alten Peruaner die ungeheuern Massen dieses Metalls, das sie in ihren Tempeln aufbewahrten, erhalten haben. Merkwürdig ist es, daß während in Südamerika das Silber nur in den risigen Punas sich findet, das Gold dagegen

hauptsächlich in den heißen Regionen angetroffen wird. Nach des Verf. Berechnung würde der Werth der ganzen Goldausbeute im spanischen Peru auf 524 Millionen Francs anzuschlagen seyn. Die ganze Goldproduction von Südamerika überhaupt glaubt er nicht zu überschätzen, wenn er sie zu 9,187,500,000 Francs annimmt, und die Totalsumme, welche diese beyden edlen Metalle aus ganz Amerika geliefert haben, könne nur zwischen 32 und 33 Milliarden schwanken. Man ersieht aus diesen Angaben, daß wenn Gold und Silber glücklich machen könnten, so müßten das spanische und portugiesische Amerika die glücklichsten Länder der Welt seyn.

Der Verf. besuchte eine merkwürdige Knochenhöhle bey dem Dorfe Tusy, das ohngefähr 6 Stunden von Cerro entfernt ist. Schon der Name dieses Dorfes ist bezeichnend, denn er bedeutet Gemetzel. Wirklich findet man auch in den Felsen der Umgebung eine große Anzahl Höhlen, in denen alle unzählige, bald sorgfältig aufgestapelte, bald zerstreut auf dem Boden umher liegende Menschenknochen enthalten sind. Selbst wenn man die Felder bearbeitet, stößt man jeden Augenblick auf Knochen und Schädel, und sogar im alten Mauerwerke sah der Verf. Schädel von unserer Rasse. Der Pfarrer wußte über die Herkunft dieser Schädel keinen Aufschluß zu geben, und mit den Indianern konnte sich der Vf. nicht benehmen, da sie nicht Spanisch verstanden. Mit Mühe gelang es ihm, einige von diesen als Führer nach der Höhle Sanson-Machaï zu gewinnen, da sie den Ort für verflucht halten. Um dahin zu gelangen, mußte man gleich über dem Dorfe eine ungeheure Felsenmauer übersteigen, welche aus grauem Kalkstein und weißen Porphyren besteht, zwischen welchen große Bänke von schiefrigem, thonigem und rothen Sandstein liegen. Nach $1\frac{1}{2}$ Stunden kam man an den Eingang der Höhle, deren erste Abtheilung eine Art Kammer bildet, von welcher der Boden mit schwarzer Erde bedeckt ist. Beym Durchsuchen derselben fanden sich an der Oberfläche Knochen von Ochsen, was den Verf. nicht befremdete, da er mehrere dieser Thiere in der Gegend gesehen hatte. Darunter kam eine Lage Menschenknochen, hauptsächlich Schädel von einer nach hinten sehr verlängerten Form. Im Hintergrunde führte ein steiler Gang abwärts, der sich bald erweiterte. Zwischen ungeheuern Geröllen zeigten sich allenthalben Menschenknochen und mit ihnen Knochen von Thieren, die theils ausgestorben sind, theils noch in der Gegend leben. So fanden sich mit Knochen von Ochsen und Pferden und Hörnern des Hirsches der Cordilleren gigantische Ueberreste, welche Owen für verwandt mit denen des Gürtelthieres erklärte. Nach der Aussage der Indianer gibt es in der Tiefe noch mehr solcher Kammern, die alle mit Menschenknochen erfüllt sind. Die Höhle liegt ganz in compactem, grauen und kieseligen Kalkstein, und ihre Höhe über dem Meere beträgt ohngefähr 4,400 Metres. Um voreiligen Schlüssen zu begegnen, fügt der Verf. folgende Erklärung bey.

„Wir waren vollkommen mit dem bekannt, was man über die in den Knochenhöhlen gefundenen menschlichen Ueberreste publicirt hatte, und wir nahmen daher alle nöthigen Vorkehrungen, um nicht durch Illusionen betrogen zu werden. Was ich versichern kann, ist, daß alle Knochen mit einander vermengt waren, aber ich bin weit entfernt zu behaupten, daß sie alle derselben Epoche angehören; sie differiren selbst ziemlich von einander im Ansehen, wie man sich davon durch die von uns mitgebrachten überzeugen kann. Die menschlichen Ueberreste sind weitaus die gemeinsten; die von Ochsen und Pferden, welche in der ersten Kammer sehr gemein sind, sind ziemlich selten in den andern; endlich die gigantischen Knochen sind gegenwärtig schwer zu finden, indem mehrere Indianer bereits Nachsuchungen nach diesen Riesen gemacht hatten, um sie in Lima zu verkaufen. Ich habe Grund zu glauben, daß man von dem fraglichen Riesenthiere nur die Knochen von 2 oder 3 Individuen hier gefunden hat."

Auf beschwerlichen Wegen setzte der Vf. seine Reise von Cerro nach Cuzco fort, wobey er einige interessante altindianische Monumente zu sehen bekam und drey von den berühmten Lianen-Brücken, welche der Wind hin und herschaukelt, passiren mußte. Obwohl Cuzco noch 11,380 engl. Fuß über dem Meere liegt, ist doch das Klima im Allgemeinen temperirt und sehr gesund. Den Verf. interessirten in dieser Hauptstadt der Inkas die vielen Denkmäler aus den alten Zeiten der peruanischen Herrscher

und er widmete ihrem Studium seine ganze Aufmerksamkeit. Ueber die Abkunft der Eingebornen ist er dadurch zu einer von der gewöhnlichen Meinung abweichenden Ansicht gelangt, indem er ihre Einwanderung aus Nordafrika ableitet. Die hauptsächlichsten Gründe, welche ihn zu dieser Annahme bestimmen, sind folgende.

Bey Betrachtung der schönen Copien ägyptischer Gemälde im brittischen Museum sey er überrascht gewesen von der außerordentlichen Aehnlichkeit vieler dieser Figuren mit den Indianern der neuen Welt. Der beste Maler könne nicht mit mehr Genauigkeit die Wilden Südamerikas zeichnen, als es die Erbauer von Theben gethan hätten. Hautfarbe, Gesichtszüge, Haarschnitt, Waffen und Kleidung stimmen vollkommen mit einander überein. Ferner hätten Aegypter und Babylonier Backsteine eben so gemacht wie die Peruaner. Ihre Musikinstrumente, die Harfe, Doppelflöte und Guitarre, und selbst die Art, den Bogen zu spannen, seyen vollkommen von gleicher Weise. Auf dem Grabe von Ramses III. in Theben fänden sich Zeichnungen von Fahrzeugen, deren Segel genau so aufgehängt sind wie am See von Titicaca. Die wenigen Wörter, die man bisher von der etruskischen Sprache entziffert hätte, zeigten die auffallendste Aehnlichkeit mit der der Mexikaner.

Wie der Vf. weiter argumentirt, hätten schon die ältesten Berichte und Sagen drey Menschenrassen unterschieden: die schwarze, weiße und rothe; er erinnert hiebey an die drey Söhne Adams und Noahs. Die schwarze Rasse sey nach Mittelafrika zurückgedrängt worden, die weiße Rasse hätte einen Theil Europas, die rothe Asien und das nördliche Afrika bevölkert; sie habe sich aber damit nicht begnügt, sondern die Säulen des Herkules überschritten und über die Atlantis sich verbreitet, von welcher es schwer wäre, in ihr nicht Amerika zu erkennen. Nach den Griechen sey Atlas der Vater der Atlantiden, d. h. der Ursprung dieses Volkes. Nach den mexikanischen Sagen sey Aztlan das Land, aus dem ursprünglich die erobernde Rasse der Azteken ausgezogen wäre, und alle civilisirten Völker der neuen Welt, nämlich die Bewohner der Hochflächen von Peru, Cundinamarca und Mexico, geben immer den Osten und nicht den Westen als den Ausgangspunkt ihrer Voraltern an.

Von diesen drey Rassen, fährt der Verf. fort, habe in ältern Zeiten die rothe Rasse das Uebergewicht auch über die weiße behauptet. In jenen entfernten Zeiten habe dieser Typus von einem mehr oder minder rothen Braun den größten Theil Asiens und Afrikas vermittelst der Phönicier eingenommen. Die Aegypter, gleich ihren Vätern den Aethiopiern, und die Indier gehörten zu ihnen und zur Nachkommenschaft des Sems. Sie hätten Polynesien den schwarzen Negervölkern abgewonnen; in Italien seyen sie durch die Etrusker und in Griechenland durch die Pelasger repräsentirt gewesen und die Atlantis hätte ihnen angehört. Rein hätte sich dieser Typus nur bey den isolirten Atlantiden erhalten; in der alten Welt dagegen sey er durch Vermischung mit den Völkern der beyden andern Rassen modificirt worden.

Seine Betrachtungen über den Ursprung der Amerikaner schließt der Vf. mit folgenden Worten:

„Es scheint mir schwer bezweifeln zu wollen: 1) daß die Indianer zur semitischen Rasse gehören; 2) daß sie die Nachkömmlinge der Atlanten sind und einen Theil der rothen Rasse, die sich in fernen Zeiten über einen großen Theil der alten Welt ausbreitete, ausmachen; 3) daß Amerika niemals während einer langen Reihe von Jahrhunderten der Verbindungen mit der alten Welt entbehrt hat."

Obwohl der Verf. es für schwer erklärt, die Richtigkeit seiner Sätze zu bezweifeln, so möchten wir doch wenigstens von den beyden ersten behaupten, daß sie keine sonderliche Anerkennung finden dürften. Es ist hier nicht der Ort, auf eine ausführlichere Erörterung einzugehen, aber so viel wollen wir doch bemerklich machen, daß einige Aehnlichkeiten in Kleidung und Geräthschaften noch keine Identität der Rassen erweisen, und daß die Identificirung der sogenannten rothen Rasse mit der semitischen wegen der Verschiedenheit des Schädelbaues und der Hautfärbung völlig unstatthaft ist.

In Cuzco traf der Verf. alle Vorkehrungen, um die beschwerliche Reise nach der Pampa del

Sacramento in Ausführung zu bringen. Von Seiten der Regierung, die ihn aufs beste unterstützte, wurden ihm zur Begleitung mitgegeben ein Kapitän, ein Lieutenant und ein Subalterner von der Marine nebst 15 Soldaten unter der Führung von drey Officieren. Die Einschiffung auf dem Ucayale (Urubamba) sollte bey dem Dorfe Echarate im Thale von Santa-Anna stattfinden; aber kein Einwohner von Cuzco war je an diesen Fluß gekommen und also keine Nachricht über die Verhältnisse der Schifffahrt auf demselben einzuziehen. Lediglich in der Mission Cocabambilla konnte man hoffen, von den dort stationirten beyden Franziskanern einige Auskunft zu erhalten, und der Bischof gab deßhalb dem Verf. einen Brief an diese Mönche mit, in welchem er sie aufforderte, den Reisenden zu begleiten. Nachdem auch Deville eingetroffen war, verließen diese Cuzco am 21. Juli.

Unter Sturm und Schneefällen wurde der Puerto de Ponticara, der 4500 Metres hoch ist, überschritten, um auf der entgegengesetzten Seite hinabzusteigen in mildere Regionen, bis man am 25. das herrliche, fruchtbare Thal von St. Anna, und drey Tage später das elende Dorf Echarate erreichte. Hier traf man die Fahrzeuge, welche die Regierung für die Reisenden hatte herrichten lassen, und auch der eine von den beyden Franziskanern, ein ehrwürdiger Greis von fast achtzig Jahren, kam herbey, um die Expedition zu begleiten.

Schon gleich der Anfang der Schifffahrt ließ ziemlich unzweifelhaft erkennen, daß dieselbe keinen guten Fortgang nehmen würde. Die Soldaten waren bereits alle desertirt, da sie die Gefahren einer solchen Reise nicht theilen wollten. Auch der Befehlshaber der Expedition, der Schiffskapitän, hatte keine sonderliche Lust daran und wäre lieber umgekehrt; mit ihm stand der Vf. bald in völliger Entzweyung. Der Fluß war voll Schnellen und Fälle, und um die Fahrzeuge zu erleichtern, mußte sehr bald ein großer Theil des Gepäckes und Proviants zurückgelassen werden. Bereits war eine Kiste mit den werthvollsten Gegenständen, den Tagebüchern und dem Theodoliten, beym Passiren einer der Cascaden ins Wasser gestürzt und nur durch Zufall wieder aufgefunden worden. Die gemietheten Ruderer liefen davon, so oft sie es thun konnten. Und die größten Gefahren standen erst noch bevor. Die gefährlichsten Wasserfälle waren noch gar nicht passirt, von den Anwohnern wußte man, daß sie höchst feindselig und mordlustig waren; dabey hatte man sich, um nur fortzukommen, fast aller Waffen entledigen müssen. Lebensmittel hatte man nur noch auf drey Tage, und im glücklichsten Falle brauchte man einen Monat, bevor man eine christliche Niederlassung erreichen konnte. In dieser verzweifelten Lage wollte der Verf. nicht Alles riskiren; er schickte deßhalb d'Osery mit fast der ganzen Bagage nach Echarate zurück, um dieselbe nach Lima zu bringen, alsdann sollte dieser den Landweg der Kouriere nach Nauta, was am Zusammenfluß des Amazonenstromes und des Ucayale liegt, einschlagen.

Wir wollen hier nicht im Einzelnen alle die Gefahren und Bedrängnisse schildern, welche die Reisenden vom 14. August an zu bestehen hatten, und wie sie die zahlreichen und zum Theil gewaltigen Wasserfälle passirten, um endlich am 27. aus dem Felsengewirre herauszukommen in die endlosen waldigen Ebenen, welche die Pampa del Sacramento ausmachen. Genug sey es zu bemerken, daß sie beständig mit Lebensgefahren, Verrätherey und Hunger zu kämpfen hatten, und daß der alte Franziskaner in einem dieser Strudel ertrank. Durch schmerzliche Erfahrungen mußte sich der Verf. überzeugen, daß die Schifffahrt auf diesem Fluße nicht praktikabel sey und daß sie erst mit dem Eintritt in die Pampa könnte mit Sicherheit ausgeführt werden. So ungehalten er auch über den Kapitän war, so läßt sich doch dessen Mißbilligung des tollkühnen Unternehmens und seine daraus hervorgegangene Erbitterung gegen den französischen Reisenden leicht begreifen.

(Schluß folgt.)

// Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. December.

Nro. 72. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.



Die Bußordnungen der abendländischen Kirche, nebst einer rechtsgeschichtlichen Einleitung, herausgegeben von Dr. F. W. H. Wasserschleben, Professor der Rechte an der Universität Halle. Halle, Verlag von Ch. Graeger. 1851. 8. Seiten XIII und 727.

Der Titel der vorliegenden Schrift läßt eine vollständige Zusammenstellung aller Bußordnungen der katholischen Kirche von der ältesten Zeit an bis zum Aufhören derselben erwarten.

Eine solche liegt aber hier keineswegs vor, denn der Verfasser hat sich, wie er S. IX und 94 sagt, über die seit dem Ende des zwölften Jahrhunderts verfaßten zahlreichen theologischen Traktate und Summen de poenitentia nur auf wenige Andeutungen beschränkt, weil diese Werke in Folge des Entwicklungsganges, welchen die Bußdisciplin genommen habe, Bußcanonen gar nicht mehr enthalten, und diese sogenannten Pönitentialien sich dadurch wesentlich von den früheren unterscheiden.

Ohne mit dem Verfasser über die Richtigkeit dieser Ansicht, von der später noch die Rede seyn wird, schon hier rechten zu wollen, muß Referent doch bemerken, daß, abgesehen von der Unrichtigkeit des Titels, welchen der Verfasser gewählt hat, das zwölfte Jahrhundert keineswegs als der Endepunkt für die Pönitentialien im älteren Sinne des Wortes betrachtet werden kann, weil sich auch später noch Bußordnungen finden, die sich von den früheren nicht unterscheiden.

Bey dem Fleiße, welchen der Verfasser diesem Gegenstande gewidmet hat, und bey der Ausdauer, mit der er ihn seit dem Jahre 1838 verfolgt hat, muß es überraschen, daß ihm die beyden isländischen Pönitentialbücher, welche nach der Bemerkung ihres Herausgebers dem vierzehnten Jahrhunderte angehören und Pönitentialbücher im ältern Sinne des Wortes sind, ganz entgehen konnten [1]).

Das vorliegende Werk fängt daher zwar mit dem Fragmente, das wir von David, dem Bischofe von Menevia († 544) besitzen, dem ältesten bis jetzt vorhandenen Pönitentiale, an, giebt aber nach dem Corrector des Burchard von Worms († 1026) nur noch zwey kleine Pönitentialien und den Versuch des Carolus Borromäus, die Bußcanonen nach dem Decalog zusammenzustellen, welche unter der Ueberschrift: „Bußordnungen des eilften und der folgenden Jahrhunderte" als für letztere gewiß höchst unbedeutende Belege erscheinen.

Der Verfasser hat indessen, wie von ihm zu erwarten stand, bis zum zwölften Jahrhunderte nicht bloß Bekanntes und Gedrucktes gegeben, sondern theils aus dem Bereiche eigener Forschungen, theils aus den bisher vorenthaltenen Notizenbüchern des Dr. Heinrich Knust Manches Neue zur Vervollständigung unsres Quellencyclus geliefert.

Referent will aus dem reichlich hier gebotenen Materiale nur die angelsächsischen Pönitentialbücher

---

1) Man vergl. Finni Johannaei historia ecclesiastica Islandiae. T. II. pag. 188 — 192 und T. IV. pag. 150 — 160.

und das mit denselben zusammenhängende Werk Cumin's wegen der Neuheit der Ansichten, die der Verfasser hierüber geäußert, und des neuen Textes, den er beygefügt hat, herausnehmen, und beginnt deßhalb mit der Prüfung des zweyten Capitels über das Beichtbuch Theodor's von Canterbury.

Von den bisher gedruckten Werken Theodor's nimmt der Verfasser nur die von d'Achery und dem Referenten herausgegebenen Capitel (auch canones Gregorii genannt), und das Petit'sche Pönitentiale in 14 Capiteln als Aussprüche Theodor's an. Er verwirft dagegen das aus der Cambridger Handschrift (cod. O.) abgedruckte Beichtbuch, welches in den ancient laws erschienen ist, und die von Petit unter der Ueberschrift: „capitula Theodori etc." in 60 Abschnitten gegebene Sammlung, die Nicolaus Favier Letzterem mitgetheilt hatte.

Das Beichtbuch in den ancient laws bietet nach seiner Ansicht (S. 18) untrügliche Merkmale eines weit jüngeren Alters und fränkischen Ursprunges, eine Meinung, gegen welche sich Referent bereits bey früherer Gelegenheit weitläufiger ausgesprochen hat, weßhalb er auf die dort vorgebrachten Gegengründe hier der Kürze halber verweisen muß [2]).

(Fortsetzung folgt.)

Expédition dans les parties centrales de l'Amérique du Sud etc.

(Schluß.)

Die Schifffahrt war von nun an zwar nicht mehr von solchen Gefahren durch Wasserfälle wie früher bedroht, aber nichts desto weniger war sie noch peinlich genug, da die Reisenden nicht selten durch Hunger und die Nachstellungen der wilden unabhängigen Flußanwohner in die größten Bedrängnisse kamen und mit Mühe das Leben retteten. Im Zustande gänzlicher Erschöpfung langten sie endlich in der Mission Sarayacu an, wo sie die freundlichste Aufnahme und die nöthige Erquickung nach langen Strapazen fanden.

Sarayacu ist einer der äußersten vorgeschobenen Missionsposten auf der peruanischen Ostgränze. Seit einer langen Reihe von Jahren hatten sich eifrige Geistliche, meist dem Franziskaner-Orden angehörig, bemüht, das Christenthum und damit die Civilisation in diesen Wildnissen zu verbreiten, aber nach kurzem Bestande mußten sie immer wieder den Angriffen der feindseligen Indianer weichen, und eine nicht geringe Anzahl erlitt durch diese Barbaren den Märtyrertod. Erst dem jetzigen Vorstand der Mission, dem Padre Plaza, einem ehrwürdigen, fast achtzigjährigen Manne gelang es, nach einer fast fünfzigjährigen Wirksamkeit, diese Station wieder zu errichten und ihr einen dauerhaften Bestand zu sichern.

Sobald die Reisenden nur einigermaßen sich erholt hatten, machten sie Ausflüge in die benachbarten Waldungen, um durch die Jagd ihrer Aufgabe: für das Pariser Museum zu sammeln, Genüge zu leisten, und es gelang ihnen, eine ansehnliche Ausbeute zu machen. Durch Vermittelung des Padre Plaza konnten sie auch zu diesem Behufe eine Menge Fische zusammenbringen, indem derselbe seine Indianer aufbot, welche einen sehr fischreichen Teich nach ihrer Weise mit dem Barbasco (Jacquinia armillaris) vergifteten, wodurch die Fische betäubt oder getödtet wurden, und dann mit den Händen zu greifen waren. Der Genuß solcher Fische ist übrigens der Gesundheit nicht nachtheilig.

Am 30. October verließen die Reisenden die gastfreundliche Mission Sarayacu, hielten auf ihrer Fahrt bey Nauta und Omaguas, wo sie einen frisch gefangenen Lamantin acquirirten, an, und gelangten von da in den eigentlichen Amazonenstrom, der hier schon an mehreren Punkten zu der Breite von einer Stunde sich ausdehnt und eine Tiefe von 15 Faden hat. In Pebas und Tabatinga, wo sie einige Zeit hauptsächlich in der Absicht verweilten, damit d'Osery, der mit ihnen schon in Nauta hätte zusammen treffen sollen, nachkommen könnte, benutzten sie die

2) Man vergl. die Münchner gelehrten Anzeigen vom 28. Januar 1852, Nr. 12, S. 99 und folgende.

Muße, um ihre naturhistorischen Sammlungen reichlich zu vermehren, und sie waren besonders glücklich eine Menge seltner Affen, theils lebend, theils erlegt, zusammenzubringen. Die Schifffahrt auf dem Amazonenstrome hinab hatte keine weitern Schwierigkeiten, und so gelangten sie endlich am 18. März 1847 glücklich zu seiner Ausmündung, indem sie die Stadt Para erreichten, die eine der wenigen Städte Brasiliens ist, die immer mehr an Bedeutung gewinnen.

Von Para aus machte der Verf. noch einen flüchtigen Besuch des französischen, holländischen und englischen Guyana's, über deren Zustand er sich folgendermaßen äußert. Das französische Guyana komme ihm vor wie eine für die Zukunft reiche, aber im Stande völligster Verlassenheit sich befindende Mine; das holländische wie ein Muster von Industrie, die aber durch die Freygebung der Sklaven tödtlich verwundet werden würde; endlich das englische, wie unter einem äußern Schein von übermäßiger und gemachter Thätigkeit ein vollständiges Bild von Verwirrung und Unordnung darbietend.

Nach einem weiteren flüchtigen Besuche der Inseln Barbados, St. Lucie und Martinique schiffte sich der Vf. auf einem englischen Dampfboote nach Southampton ein und eilte von da nach Paris, wo er am 25. Juli eintraf. Deville, der in Folge seiner großen Anstrengungen schon von Cayenne hatte nach Europa zurückkehren müssen, befand sich bereits seit einiger Zeit in Paris, war aber noch in einem sehr leidenden Zustande. Einige Monate nachher traf auch Weddell ein; nur d'Osery hatte nicht mehr das Glück, den väterlichen Boden wieder zu betreten. Nachdem er sich von der Expedition, wie vorher erwähnt, getrennt hatte, war er wohlbehalten mit den sämmtlichen Effekten nach Lima gekommen; als er aber von da aus auf dem Mayobamba sich einschiffte, um mit seinen Gefährten in Naura wieder zusammen zu treffen, wurde er von den Leuten, die er zum Rudern seines Fahrzeuges gemiethet hatte, ermordet und alle seine Habseligkeiten geplündert.

Mit dem fünften Bande schließt die Erzählung von Castelnau's Reise; in einem Anhange sind denselben noch beygefügt: Wörterverzeichnisse von indianischen Sprachen, ein Katalog der Erdbeben und Erschütterungen, welche an der peruanischen Küste und insbesondere zu Arequipa von 1810 — 1845 verspürt wurden, ferner Kataloge der mitgebrachten geognostischen Stücke und Mineralien, und die Aktenstücke bezüglich der Ermordung von d'Osery.

Der sechste Band enthält die Beschreibung der Reise, welche Weddell im südlichen Bolivien ausführte, also in einem Theile dieser Republik, der noch sehr wenig bekannt ist. Weddell war bis zum 24. Mai 1845 der Reisegefährte von Castelnau; zu diesem Zeitpunkte aber trennte er sich von ihm in einem kleinen, am Paraguay-Fluße liegenden Dorfe der Provinz Matto-Grosso, um den eben erwähnten Reiseplan auszuführen. Er besuchte zuerst die Ipecacuanha-Waldungen, welche zu den hauptsächlichsten Reichthümern dieser Provinz gehören, und trat dann auf bolivisches Gebiet über. Da er jedoch die Gluthhitze der Provinz Chiquitos nicht ertragen konnte, so entschloß er sich, das östliche Gehänge der bolivischen Cordilleren zu durchstreifen und dann zuletzt den Versuch zu machen, ob er nicht durch Groß-Chaco hindurch den Weg nach Paraguay sich bahnen könnte.

Am 13. October setzte er über den Rio Grande und am andern Tage zog er in Santa Cruz de la Sierra ein. Obwohl er von seiner Krankheit noch nicht völlig hergestellt war und die Regenzeit bevorstand, gönnte er sich doch nur kurze Rast und setzte seine Reise nach Gutierrez fort, einem elenden Orte, der gleichwohl die Hauptstadt der Provinz de la Cordillera ausmachte. Von da an waren bis nach Sauces nur geringere Höhenzüge zu passiren, aber nun mußte der Reisende eine Meereshöhe von 4000 Metres übersteigen, um nach Pomabamba zu gelangen, woselbst er gerade am Neujahrstag 1846 eintraf. Es ist dieß ein kleines Städtchen von ohngefähr 700 Einwohnern und liegt beyläufig 2600 Metres über dem Meere.

In Tarija, einer andern kleinen Stadt, verweilte der Reisende längere Zeit, theils um sich und seinen Maulthieren Erholung zu gönnen, theils um die Regenzeit hier abzuwarten. Von den ehemali-

gen Jesuiten-Missionen, der zügellosen Lust des Karnevals und der Strenge der Fastenzeit gibt er interessante Schilderungen. Am wichtigsten waren ihm jedoch die Nachgrabungen nach den fossilen Thierüberresten, von denen er schon früher gehört hatte und die hier unter dem Namen Knochen von Riesen allgemein bekannt sind, so daß man sie häufig in den Häusern aufbewahrt sieht, weil die Meinung verbreitet ist, daß sie Glück bringen sollen.

Diese im Thale von Tarija vorkommenden fossilen Knochen finden sich, wie uns Weddell berichtet, in einigen Gegenden an der Oberfläche des Bodens selbst, aber die meisten liegen in einer mehr oder minder großen Tiefe unter der Oberfläche in Lettenschichten, welche das ganze Thal erfüllen und ihren Ursprung offenbar einer Anschwemmung verdanken. Die Knochen sind oft in eine Lage von gerollten Kieselsteinen eingehüllt, zuweilen so fest, daß man sie kaum lostrennen kann. Uebrigens sind diese Knochen fast immer isolirt und äußerst selten trifft man vollständig ganze darunter. Sowohl durch eigne Nachgrabungen, als durch ausgesetzte Prämien brachte der Vf. während seines fast fünfmonatlichen Aufenthaltes die Reste von 15 Arten Säugthieren zusammen. Den ersten Platz darunter nimmt das Mastodon Humboldtii und nächst dem mehrere von den monströsen Zahnlückern ein, welche neuerdings Owen kennen lehrte und deren Körper mit einem Knochenpanzer gleich dem der Gürtelthiere bedeckt war. Von einem der seltensten unter diesen Ueberresten, dem Scelidotherium leptocephalum, gelang es ihm einen ganzen Schädel mitzubringen. Auch traf er Knochen und Zähne von Megatherium, Fragmente eines Panzers vielleicht vom Glyptodon und ein Schädelfragment eines kleinen Gürtelthieres, das einem der noch jetzt in Südamerika lebenden sich als sehr ähnlich zeigte.

Die Wiederkäuer sind häufig repräsentirt. Außer mehreren großen Hirschen fand sich hier die Macrauchenia patagonica, welche die Größe eines Kameels hatte. Von Nagern zeigten sich nur Kieferfragmente, welche auf ziemliche Aehnlichkeit mit dem lebenden Capivara hindeuteten. Die Einhufer waren durch eine prächtige Art vertreten, die größer als unser Pferd und besonders ausgezeichnet ist durch die Länge des Kiefers und den großen Zwischenraum zwischen den Schneidezähnen und dem ersten Backenzahn. Der Verf. weiß nicht, ob sie nicht etwa identisch mit der Art ist, von der Darwin einen Zahn mitbrachte; einstweilen will er sie mit dem Namen Equus macrognathus bezeichnen. Nach einem Fußwurzelknochen glaubt Laurillard auf die Gattung des Bären schließen zu dürfen; dieß würde der einzige Fleischfresser unter so vielen Pflanzenfressern seyn.

Weddell läßt die Frage unentschieden, ob die Thiere, deren Knochen im Thal von Tarija gefunden werden, hier gelebt haben oder aus größern Höhen herabgeschwemmt worden sind. Er fügt nur die Bemerkung bey, daß wenigstens einige derselben an viel höhern Orten gelebt hätten, indem ähnliche Ueberreste bey Bogota in einer Höhe von 2660 Metres über dem Meere vorkämen, und Pentland ihm versichert habe, in der Sammlung von Indabura zu la Paz Mastodon-Zähne, die auf einer Insel des Titicaca-Sees, also in einer Höhe von mehr als 4000 Metres, gefunden wurden, gesehen zu haben.

Am 4. Juni unternahm Weddell über San-Luis und Villa-Rodrigo, dem letzten bolivischen Grenzorte, einen Ausflug nach der Provinz Groß-Chaco, die von freyen unabhängigen, unter Kaziken stehenden Indianern bewohnt wird. Er wollte aus eigner Erfahrung sich überzeugen, ob es nicht möglich wäre, von diesen Indianern freyen Durchzug durch ihr Land nach Paraguay zu erlangen, und im Fall dieß stattfinden könne, hoffte er von der bolivischen Regierung die Mittel zu erwirken, um diesen Durchzug auszuführen. Obwohl nun Weddell aus seinen Verhandlungen mit den Indianern die Ueberzeugung gewann, daß sein Vorhaben ausführbar wäre, so mußte er doch in Chuquisaca, wohin er sich begeben hatte, die leidige Erklärung vernehmen, daß hiezu die Geldmittel fehlten. Hiemit schließt der Reisebericht von Weddell.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. December.

Nro. 73. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

Die Bußordnungen der abendländischen Kirche.

(Fortsetzung).

Die capitula Theodori hält er mit Ausnahme von 15 — 19 und 27 gleichfalls für ein Werk fränkischen Ursprungs, weil ein großer Theil derselben fränkischen Beichtbüchern und Concilien entlehnt sey, in den Bußredemtionen das der fränkischen Kirche eigenthümliche Fest des heil. Remigius vorkomme und die öffentliche Buße in Cap. XI behandelt werde, die der angelsächsischen Kirche zur Zeit Theodor's fremd gewesen sey. (S. 16).

Referent hat früher in seiner Schrift über die lateinischen Pönitentialbücher der Angelsachsen S. 27 die Meinung ausgesprochen, daß von diesen 60 Abschnitten nur Cap. I — XV dem Theodor angehören, die übrigen aber von einem späteren Compilator aus dem Pönitentialbuche und den Canonen Theodor's hinzugefügt worden seyen, und kann auch jetzt dem Verfasser nicht beystimmen, weil er bey seiner Polemik gegen diese Capitel theils den Beweis schuldig geblieben ist, theils Unerhebliches und Unrichtiges vorgebracht hat.

Die Ansicht, daß der vorliegende Text aus deutschen Concilien und insbesondere dem Concil von Tribur genommen sey, bedarf des Beweises, denn es kann ja eben so gut das umgekehrte Verhältniß Statt gefunden haben, einen solchen Beweis aber hat der Verfasser nicht geliefert.

Der Umstand, daß in einer fränkischen Handschrift zu den von Theodor genannten Festen auch das des heil. Remigius hinzugefügt wurde, ist gewiß nicht erheblich. Wohl aber wäre es die vom Verfasser aufgestellte Behauptung, die öffentliche Buße sey der angelsächsischen Kirche zur Zeit Theodor's fremd gewesen, wenn der vom Verfasser hierüber versuchte Beweis nicht gänzlich mißlungen wäre. Der Text, der von ihm als ächt ausgegeben wird, enthält nämlich 3 Stellen, von denen die beyden ersten die öffentliche Buße auf den Grund älterer Bestimmungen festhalten, die letzte dagegen ausspricht, daß die öffentliche Buße in einer Provinz, nicht aber, wie der Verfasser S. 30 sagt, in der englischen Kirche nicht mehr üblich war [3]).

Der Verfasser hat auf die deutlichen Worte der letzten Stelle in hac provincia den unrichtigen Schluß

3) Diese Stellen lauten: 1) Si recesserit ab ecclesia catholica in congregationem haereticorum et alios persuaserit et postea poenitentiam egerit, XII annos poeniteat, IV horum extra ecclesiam et VI inter auditores et II adhuc extra communionem. De his in sinodo dicitur, decimo anno communionem sive oblationem recipiant.

2) Siquis a fide dei discesserit sine ulla necessitate et postea ex toto animo poenitentiam accipit, inter audientes juxta Nicenae concilium III annos extra ecclesiam et VII annos poeniteat in ecclesia inter poenitentes et II annos adhuc extra communionem.

3) Reconciliatio ideo in hac provincia publice statuta non est, quia et publica poenitentia non est.

gegründet, nach dieser Stelle sey in der englischen Kirche die öffentliche Buße nicht mehr gebräuchlich gewesen, während die Stelle doch nur von einer bestimmten Provinz spricht. Die beyden ersteren Stellen dagegen hat er zu beseitigen gesucht, indem er S. 30 in einer Note bemerkt, der bestimmten Aeußerung der letzten Stelle gegenüber werde man aus der Aufnahme einiger griechischer Canonen, in welchen die der griechischen öffentlichen Buße eigenthümlichen Bußgrade hervortreten, nicht die Reception dieser durch Theodor folgern dürfen. Nur der in jenen canones festgesetzte Bußtermin, nicht der modus der Buße sey recipirt worden.

Dieser gezwungenen Schlußfolge gegenüber muß Referent darauf aufmerksam machen, daß Theodor allerdings auf die griechische öffentliche Buße, wie sie der Verfasser irrthümlich nennt, keine Rücksicht mehr nehmen konnte, weil in der griechischen Kirche die öffentliche Buße bekanntlich schon seit dem Ende des vierten Jahrhunderts aufgehört hatte, dagegen in den beyden Stellen es nur die Art der Buße seyn könne, auf die es ankomme, nicht aber der Bußtermin, weil letzterer gerade durch die Gliederung der Strafe nach den verschiedenen Graden die eigenthümliche Bedeutung erhielt, die hier besonders hervorgehoben ist, wie der Zusammenhang deutlich zeigt.

Als das ächte Beichtbuch Theodor's giebt der Verfasser von S. 182 — 220 aus einigen Pariser und zwey Wiener Handschriften ein Pönitentiale in zwey Büchern, welches auffallender Weise in der Inhaltsanzeige S. XII ganz übergangen ist.

Der Text dieses Pönitentiale ist bey dem Verfasser in zwey Bücher eingetheilt, obgleich von den Handschriften, welche er benützte, nur eine und zwar nur die Abschrift einer älteren Handschrift (cod. Sangerm. nro. 940) diese Eintheilung hat. In vielen Handschriften finden sich beyde Bücher als selbständige Werke getrennt, ein Umstand, welcher den Verfasser hätte aufmerksam machen sollen, daß es sich hier wirklich um zwey verschiedene Arbeiten handle. Hiezu kömmt aber noch, daß Prolog und Epilog offenbar nicht von einem Verfasser herrühren können.

Den Prolog hat Bickell aus einer Würzburger Handschrift schon früher, aber nur theilweise bekannt gemacht, der Verfasser hat ihn vollständig aus einer Wiener Handschrift (cod. Vindob. 2195) herausgegeben. Die Ueberschrift des Prologes lautet: incipit praefatio libelli quem pater Theodorus diversis interrogantibus ad remedium temperavit poenitentiae. Discipulus Umbrensium universis Anglorum catholicis propriae animarum medicis sanabilem supplex in domino Christo salutem.

Diese Ueberschrift zeigt uns, daß es sich hier um eine Zusammenstellung der Aussprüche Theodor's handle, die er auf Anfragen über das Bußwesen gethan hatte. Wir haben also dicta Theodori vor uns, wie sie von ihm wahrscheinlich auf Synoden und bey Visitationen der Kirchenprovinz geäußert wurden, keineswegs aber sogenannte Weisthümer, welche erst die Faseley neuerer Zeit dem Kirchenrechte aufdrängen will.

Ueber den discipulus Umbrensium gibt der Verfasser keinen Aufschluß. Wahrscheinlich nannte er sich so, weil er in einem der Benediktinerklöster unterrichtet worden war, die Wilfrid in ganz Northumberland eingeführt hatte [4]).

Die Quellen, aus welchen der Discipulus Umbrensium schöpfte, waren nicht, wie die Ueberschrift vermuthen läßt, die Mittheilungen mehrerer Personen, gegen welche Theodor sich geäußert hatte, sondern die Mittheilungen, welche ein bereits verstorbener Priester Eoda ihm gemacht hatte, der sie theils von Theodor gehört haben sollte, theils aus dem libellus Scotorum genommen hatte. So erklärt wenigstens Referent die allerdings corrupten Worte der Vorrede: horum igitur maximam partem fertur famine veriloquo beate memoriae Eoda praesbiter cognomento christianus a venerabili antistite Theodoro sciscitans accipisse. In istorum quoque adminiculum est, quod manibus vilitatis nostre divina gratia similiter praevidit,

4) Man vergl. Heddius vita Wilfrid. cap. 64 apud Mabillon acta sanctorum etc. Saec. IV. P. I. p. 722.



quae iste vir ex Scotorum libello sciscitasse quod diffamatum est, de quo talem senex fertur dedisse sententiam, ecclesiasticus homo libelli ipsius fuisse conscriptor.

Anderer Meinung ist der Verfasser. Nach ihm war der libellus Scotorum wahrscheinlich eine Sammlung irischer oder schottischer Canonen, welche Theodor in einem Weisthume ergänzt und modificirt hatte, der Discipulus Umbrensium aber benützte die von Eoda aus dem libellus Scotorum erbetenen (?) Mittheilungen und Aeußerungen Theodor's, welcher über jenen libellus sich dahin ausgesprochen hatte, daß sein Verfasser ein Geistlicher gewesen sey. (S. 20 und 27).

Diese Auslegung rechtfertigt sich aber weder durch die Worte der Vorrede, in welcher nirgends von einem solchen Weisthume die Rede ist, noch durch eine Stelle aus dem vom Verfasser gegebenen Texte, in welcher wieder auf den libellus Scotorum mit ausdrücklicher Beziehung auf die Vorrede verwiesen wird. Diese Stelle lautet: Item XII triduana pro anno pensanda, Theodorus laudavit. De aegris quoque pretium viri vel ancillae pro anno, vel dimidium omnium quae possidet dare, et si aliquem fraudaret, reddere quadruplum, ut Christus judicavit. Ista testimonia sunt de eo, quod in praefatione diximus de libello Scottorum, in quo, ut in ceteris aliquando inibi fortius firmavit de pessimis, aliquando vero lenius, ut sibi videbatur, modum imposuit pusillanimis.

Diese Stelle, welche sich auch in dem von den Herausgebern der ancient laws benützten Codex N. findet, sagt gar nichts Anderes, als daß Theodor den libellus Scotorum benützt und die darin enthaltenen Bestimmungen nach Gutdünken bald gemildert, bald verschärft habe, keineswegs aber läßt sie sich so auslegen, als hätte Theodor den libellus Scotorum in einem Weisthume ergänzt.

Sie ist wie die übrigen ihr S. 191 in §. 1 — 4 vorhergehenden Bestimmungen aus Cumin genommen und findet sich in dem Texte Cumin's, wie er in der Freysinger Handschrift B. G. 8 (Nro. 43) vorliegt, welche der Verfasser nicht benützt hat [5]).

So dürfte sich denn auch hiedurch die stets vom Referenten ausgesprochene Meinung rechtfertigen, daß Theodor aus Cumin geschöpft habe, dessen vielverbreitetes sonst unter dem Namen confessio S. Hieronymi bekanntes Werk hier als libellus Scotorum aufgeführt wird.

Den Epilog hat der Verfasser aus einer anderen Wiener Handschrift (cod. Vindob. jur. can. nro 116) herausgegeben, welche den Prolog nicht enthält. Da Bickell den Schluß des Prologes, in welchem von Eoda die Rede ist, nicht vollständig lieferte, so ließ sich auch damals das Verhältniß desselben zum Epiloge weniger deutlich erkennen, während jetzt die ersten Worte des Epiloges zeigen, daß es sich hier nicht um Mittheilungen, welche Eoda dem discipulus Umbrensium gemacht hatte, handle, sondern daß von mündlichen Eröffnungen Theodor's die Rede sei, die er an Mehrere gemacht habe, so daß die Worte des Epilogs zum Texte des Prologs nicht passen.

Die Anfangsworte des Epiloges lauten nämlich: haec consiliante venerabili Theodoro archiepiscopo angelorum nostri ut diximus scripserunt. Der Prolog spricht aber nur vom discipulus Umbrensium und seinen beyden Quellen, den Mittheilungen Eoda's, und dem libellus Scotorum. Cleriker aus Northumberland, wie der discipulus Um-

5) In dieser Handschrift lautet diese Stelle fol. 218: Alii statuunt XII biduanas pro uno anno et alii C dies, cum semepane mensura paxmatium aque et sal(is) et psal(mos) in una quaque noctu 4, alii quinquaginta superpos(uerunt) una nocte interveniente. De aegris quoque pretium viri vel ancillae pro an(no) vel dimed(ium) omnium quae possidet dari et si quae fraudavit reddere quadrupl(um) ut Christus judicavit. Theodor hat die Bestimmung XII biduanas in XII triduanas geändert, wie dieß Cap. X bey Petit T. I. pag. 20 zeigt.

Die Anfangsworte dieser Stelle mit der Aenderung, welche durch die Worte: Theodorus conlaudavit angezeigt ist, stehen auch in dem Texte Cumin's, welchen der Verf. geliefert hat. S. 463.

brensium, konnten die nostri, welche Theodor's Aussprüche niederschrieben, nicht seyn, weil Theodor's Aufenthalt in diesem Lande nur vorübergehend war. Beyde Bücher sind nach der Ansicht des Referenten zwey verschiedene Arbeiten, von denen die zweyte, wie die Worte ut diximus zeigen, von einer Vorrede begleitet war, welche in den bisher verglichenen Handschriften nicht mehr vorhanden ist.

Von beyden Büchern dürfte sich die Ansicht wiederholen lassen, die Bickell über den Inhalt der Würzburger und Wiener Handschrift aussprach, nach welcher hier nichts Anderes gegeben ist, als eine rohe Zusammenstellung verschiedener von Theodor in Gemeinschaft mit anderen englischen Bischöfen auf Synoden festgestellter kirchlicher Normen, welche sich auch auf andere Gegenstände als auf das Beichtwesen bezogen.

Für die Richtigkeit dieser Ansicht Bickell's spricht auch ein Vergleich des Inhalts derselben mit den Fragmenten, welche d'Achery, Martene und Referent herausgegeben haben. Die Nachweise hiefür hat für das zweyte Buch schon früher Petit geliefert, für beyde Bücher zusammen finden sie sich in den Parallelstellen, welche der Verfasser gibt.

Bey Petit fehlen aber der Epilog und das eilfte Capitel des zweyten Buches. Dagegen ist das Capitel de reconciliatione als das letzte aufgenommen, während der Verfasser nach anderen Handschriften es dem ersten Buche (S. 197) beygegeben hat.

Nach der Ansicht des Referenten zeigen die in diesem Capitel enthaltenen Worte: reconciliatio ideo in hac provincia publice statuta non est, quia publica poenitentia non est, die Zeit und das Vaterland des ersten Buches an. Von einer zweyten Kirchenprovinz konnte man nämlich in England nur erst dann wieder sprechen, als Egbert Erzbischof von York geworden war (735). Egbert aber hat nach dem bisher unbestrittenen Texte seines poenitentiale lib. I. c. 12 (S. 321) den Versuch gemacht, die öffentliche Buße in seiner Erzdiözese einzuführen, welche also in seiner Provinz damals noch nicht herkömmlich war, wodurch die Worte: quia publica poenitentia non est ganz erklärlich werden.

Damit stimmt auch überein, daß der Verfasser der Vorrede sich discipulus Umbrensium nennt, und die Arbeit selbst zu einer Zeit gefertigt war, in welcher man nicht mehr mit voller Gewißheit, sondern nur nach einem glaubwürdigen Gerüchte (famine veriloquo) annahm, der bereits verstorbene Eoda habe mündliche Mittheilungen Theodor's erhalten.

Dieses ist nun der Text, von welchem der Verfasser S. 19 folgende drey Behauptungen als Resultate seiner Forschungen über Theodor's Beichtbuch aufgestellt hat:

1) „Die Sammlung ist aufgefunden, aus welcher die sogenannten Theodor'schen Fragmente in späteren Pönitentialien und Collectionen excerpirt sind."

Bezüglich der fränkischen Sammlungen wird diese Behauptung S. 37 dahin modificirt, daß in diesen bis zur Mitte des 9ten Jahrhunderts eine unmittelbare Benutzung des Theodor'schen Pönitential's stattgefunden habe, von da an aber Theodor zwar außerordentlich oft, aber aus Zwischensammlungen citirt sey.

Dieß ist aber in beyden Zeitabschnitten unrichtig. Hraban's Citate, welche der Verfasser in der Note zur S. 37 anführt, weisen nicht auf ein Werk Theodor's, welches er nach des Verfassers Meinung zuverläßig unmittelbar vor Augen gehabt hätte, sondern auf verschiedene Werke hin, wie dieß seine Worte zeigen, indem er an einer Stelle capitula Theodor's nennt quae de necessariis conscripsit rebus, an einer andern Stelle aber von einer poenitentia spricht quam Theodorus archiepiscopus Britanniae cum ceteris episcopis constituit.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. December.

Nro. 74. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Die Bußordnungen der abendländischen Kirche.

(Fortsetzung.)

Letztere Worte weisen aber nicht auf ein Pönitentialbuch, sondern auf Synodalhandlungen hin, deren Fragmente der in den einzelnen Sätzen vorkommende Ausdruck Theodorus dicit andeuten dürfte.

Die Citate aus dem poenitentiale Bigotianum und Martenianum, welche gleichfalls in den Zeitabschnitt bis zur Mitte des 9ten Jahrhunderts fallen würden, können hier aber nichts entscheiden, theils weil sie sich sowohl in dem vom Verfasser herausgegebenen Texte wie im Cod. O. finden, theils weil sie nicht wörtlich übereinstimmen und nirgends bemerkt ist, daß sie wirklich aus dem Pönitentialbuche Theodor's genommen seyen.

Die Annahme, daß man vom zehnten Jahrhunderte an das Pönitentialbuch Theodor's aus Zwischensammlungen citirt habe, führt der Verfasser hier nicht weiter aus. Er hat jedoch schon bey seiner Ausgabe Regino's bemerkt, daß die Stelle II, 247 mit der Ueberschrift ex poenitentiali romano Theodori episcopi et Bedae presbyteri nicht aus Theodor, sondern aus einer Darmstädter Handschrift des 10ten Jahrhunderts genommen sey, was schon deßhalb unwahrscheinlich ist, weil eine andere Stelle Regino's (I, 301) mit gleichlautender Ueberschrift sich nicht in der erwähnten Handschrift findet. Seine Ansicht kann aber deßhalb nicht bestehen, weil es widersinnig wäre, anzunehmen, Regino habe als Gesetzgeber einerseits von jedem Priester gefordert, daß er Theodor's Pönitentialbuch besitze, wie dieß von ihm I, 96 geschehen ist, andrerseits aber selbst aus einer Zwischensammlung citirt.

Bezüglich der englischen Sammlungen glaubt der Verfasser S. 36 annehmen zu dürfen, das vermeintliche poenitentiale Theodori in der Cambridger Handschrift (codex O.), welches er hier als englische Sammlung gelten läßt, habe zahlreiche Canonen, ja ganze Capitel des von ihm gelieferten ächten Werkes aufgenommen.

Als Belege hiefür werden zwey Stellen aufgeführt, welche sich in beyden finden. In der ersten Stelle ist von einer gegentheiligen Entscheidung des Papstes die Rede und der Verfasser erklärt diese Worte für eine Bemerkung des discipulus Umbrensium, ohne irgend einen Beweis für diese Ansicht vorzubringen, obgleich es ebenso gut möglich wäre, daß der discipulus Umbrensium diese Worte entweder aus einer beyden gemeinschaftlichen Quelle oder aus dem Texte des codex O. genommen hätte.

Die zweyte Stelle ist eine Interpolation, welche mit den Worten beginnt: ergo hoc Theodorus ait. Sie steht aber nicht im codex O., sondern im codex N. (Cotton. Tiberius A. 3. fol.), der, wie Referenten bedünkt, ähnlichen Inhalts zu seyn scheint, wie das Werk des discipulus Umbrensium, somit sehr verschieden von dem codex O.

Leider haben weder die Herausgeber der ancient laws, welche nur bemerken, daß der codex N. nach der normännischen Eroberung geschrieben sey, noch die Verfasser der Verzeichnisse über die

Handschriften der Cottoniana, welche nur sehr allgemein beschrieben sind, eine nähere Beschreibung dieser Handschrift gegeben [6]).

Die zweyte Schlußfolge des Verfassers heißt: **Die Veranlassung zur Bezeichnung dieser Fragmente als Theodor'scher ist vollständig nachgewiesen, so wie der Zusammenhang der von d'Achery und Petit herausgegebenen capitula Theodori mit jener Sammlung, so daß die Controverse nach allen Seiten gelöst scheint.**

In ersterer Beziehung bemerkt der Verfasser S. 21, es gehe aus der Vorrede unzweifelhaft hervor, daß das Pönitentiale nicht von Theodor verfaßt, sondern eine systematische Zusammenstellung mehrerer von Theodor ertheilten Belehrungen und Weisthümer sey, weßhalb der Herausgeber nicht mit Unrecht Theodor's Namen in der vorhin angegebenen Weise voranstellen zu dürfen glaubte. Ueber die capitula aber sagt er S. 24, sie seyen nach seiner Ueberzeugung älter als das sogenannte poenitentiale Theodori, mehr oder weniger reichhaltig je nach dem Eifer und dem günstigen Erfolge des Sammelnden, aber gerade der Mangel an Ordnung und Uebersichtlichkeit in denselben habe die systematische Bearbeitung von Seiten eines Dritten hervorgerufen, welcher unter Theodor's Namen die allgemeinste Verbreitung zu Theil geworden sey. Deßhalb folgert der dritte Schlußsatz:

Theodor hat kein Beichtbuch geschrieben, die zahlreichen Excerpte, welche seinen Namen tragen, enthalten zwar ursprüngliche Aussprüche Theodor's, sind aber von einem Dritten, vielleicht noch bey Lebzeiten jenes systematisch zusammengestellt worden.

Referent muß über beyde Schlußfolgen bemerken, daß sie wohl von dem Texte gelten, den der Verfasser geliefert hat, keineswegs aber vom Inhalte des codex O.

Ueber die Annahme von **Weisthümern**, sowie über den Satz, daß Theodor kein Beichtbuch geschrieben habe, hat sich Referent schon weitläufig geäußert, [7]) und will daher nur noch hinzufügen, daß der Verfasser den Knoten, der hier vorliegt, nicht zu lösen, wohl aber gewaltsam zu trennen versucht habe, wobey er indessen mit sich selbst in Widerspruch gerathen ist.

Wenn er nämlich S. 15 bemerkt: es bestehe in der That kein einziger sicherer Anhaltspunkt dafür, daß Theodor je ein Beichtbuch verfaßt habe, keiner seiner Zeitgenossen erwähne ein solches auch nur mit einer Sylbe u. s. w., so möchte man ihn fragen, wie er denn, wenn er auf das Schweigen der Zeitgenossen Gewicht legt, dem Beda ein Beichtbuch zuschreiben konnte, da doch keiner der Zeitgenossen Beda's eines solchen erwähnt. Würde man überhaupt das Stillschweigen der Zeitgenossen in der Litteraturgeschichte als Beweis gelten lassen, daß ein Werk nicht von dem angeblichen Verfasser geschrieben worden sey, so müßten manche Werke, wie z. B. die Germania des Tacitus anderen Verfassern beygelegt werden.

Im dritten Capitel handelt der Verfasser von den Beichtbüchern Beda's und Egbert's. Er verwirft von beyden den bisher als ächt angenommenen Text und weist auf einen neuen Text hin. Letzterer soll, wenn auch nicht vollständig, in der Sammlung bereits enthalten seyn, welche Martene in der collectio amplissima T. VII col. 37 aus einer Handschrift des Klosters St. Hubert abdrucken ließ, die aber weder Beda's noch Egbert's Namen trägt. Der Verfasser hat diesen Text aus einer

6) Man vergl. Smith (Thomas) catalogus librorum manuscriptorum bibliothecae Cottonianae. Oxonii 1696. fol. pag. 19 und den von der Record-commission herausgegebenen catalogue of the manuscripts in the Cottonian library deposited in the british Museum. London 1802, fol. pag. 31). Für diese Aehnlichkeit aber bürgt eine Vergleichung der in den Anmerkungen zum Cod. O. von den Herausgebern abgedruckten Stellen des Cod. N. mit dem Texte, welchen der Verfasser im ersten Buche des von ihm als ächt ausgegebenen Werkes liefert.

7) Man vergl. die Münchner gelehrten Anzeigen a. a. O. S. 106 und S. 99.

Wiener Handschrift vermehrt in zwey Abtheilungen als die ächten Pönitentialbücher Beda's und Egbert's gegeben, dabey aber übersehen, daß der Text bey Martene keineswegs unvollständig ist, aber nicht Beda und Egbert, sondern das ganze erste Pönitentialbuch von Angers, wie es sich bey Morinus findet, jedoch mit dem Unterschiede enthält, daß es bey Martene in zwey Bücher abgetheilt und mit zwey Vorreden versehen ist.

Dieses Pönitentialbuch von Angers ist, wie Referent im Aschbachischen Kirchenlexicon bemerkte, die Quelle des ächten Beichtbuches von Beda, wie es Referent vollständiger als Amort und Steiner, deren der Verfasser nicht erwähnt, herausgegeben hat; nur hat Beda die beyden Bücher vereinigt und die beyden Vorreden vorausgeschickt.

Für die Aechtheit dieses Textes spricht schon der Umstand, daß das Beichtbuch, welches sich bey Regino an die Ueberschrift ex poenitentiali Theodori archiepiscopi vel Bedae presbyteri (I, 304) anreiht, ganz mit dem Texte übereinstimmt, den der Verfasser für unterschoben erklärt, während es in dem fehlt, den er für ächt ausgibt.

Von Egbert haben die Herausgeber der ancient laws ein confessionale, bestehend aus einem Buche, und ein poenitentiale in vier Büchern geliefert. Von letzterem sagt der Verfasser S. 43, es sey dem Egbert völlig fremd und gehöre wenigstens der Mitte des 9ten Jahrhunderts an, denn die ersten drey Bücher seyen nichts Anderes, als das 3te bis 5te Buch des bekannten Halitgarschen Werkes mit einigen eigenthümlichen Modificationen. Richtig ist allerdings, daß die drey ersten Bücher Egbert's wie eine Ueberarbeitung des 3ten bis 5ten Buches von Halitgar erscheinen, aber es ist damit keineswegs entschieden, daß diese Ueberarbeitung dem neunten Jahrhunderte angehören müsse, denn Halitgar's 3tes bis 5tes Buch sind älter als seine Sammlung und offenbar von ihm in der Weise eines höchst gewöhnlichen Compilators an die beyden ersteren angestückelt. Dafür spricht, daß sie mit diesen in keinem Zusammenhange stehen, für sich ein abgeschlossenes Ganze bilden und als solches in mehreren Handschriften enthalten sind, von denen der Verfasser S. 38 und S. 81 handelt.

Referent hatte deßhalb die Ansicht aufgestellt, daß diese drey Bücher weit eher ein selbstständiges Excerpt aus der collectio Dacheriana, welches Halitgar aufnahm, als eine bloße von den zwey ersten Büchern getrennte Wiederholung des Halitgar'schen Textes seyn dürften.

Der Verfasser hat S. 82 dagegen eingewendet, es sey offenbar wahrscheinlicher, daß Halitgar sein Werk aus der Dacheriana und anderen Quellen excerpirt habe, als daß er diese drey Bücher schon vorgefunden habe, ohne jedoch näher auszuführen, worauf diese offenbare Wahrscheinlichkeit beruhen solle. An einer anderen Stelle scheint er zwar, im Widerspruche mit seiner früheren Ansicht, die Dacheriana dem 9ten Jahrhunderte zutheilen zu wollen, allein auch diese Ansicht ist nicht richtig, denn die jüngste Decretale in der Dacheriana ist von Gregor II. [8]).

Halitgar benützte eine Handschrift, in welcher sich sein 3. — 5tes Buch, vereint mit dem Beichtbuche Beda's findet. Dieß zeigt die Art und Weise, wie er die Worte, mit welchen dort der Uebergang zu Beda ausgesprochen wird, ganz in der Weise eines geistesarmen Compilator's für seine Vorrede zum poenitentiale romanum verwendete [9]).

Egbert hat demnach eine Handschrift benützt, in welcher Halitgar's Quelle für seine drey letzten Bücher, jedoch mit Aenderungen und Zusätzen

8) Man vergl. die Schrift des Referenten über die lateinischen Pönitentialbücher der Angelsachsen S. 39 und des Verfassers Beyträge zur Geschichte der vorgratianischen Kirchenrechtsquellen S. 9.

9) Diese Worte lauten: addidimus etiam huic operi poenitentialem venerabilis Bedae presbyteri, et id circo ad nectendum praescriptis canonum sententiis decrevimus, ut si forte hac prolatae sententiae alicui superfluae sunt in se, aut penitus quae desiderat ibi de singulorum criminibus nequiverit invenire, in hac saltem brevitate novissima omnium scelera forsitan inveniet explicata. Halitgar hat nur die Worte venerabilis Bedae presbyteri in: poenitentialem romanum quem de scrinio romanae ecclesiae adsumpsimus geändert.

enthalten war. Von den Aenderungen hat der Verfasser S. 43 mehrere aufgeführt, jedoch ist seine Bemerkung unrichtig, daß Egbert im zweyten Buche Cap. I u. II aus Halitgar's Quelle nicht aufgenommen habe, denn Egbert hat Cap. I — III in ein Capitel zusammengezogen, welches das erste seines zweyten Buches bildet.

Egbert's viertes Buch ist, wie schon die einleitenden Worte zeigen, erst in späterer Zeit entstanden und kann daher nichts gegen die Aechtheit des in den ersten drey Büchern vorliegenden Textes beweisen.

In Cap. IV bis VI S. 52 bis 68 handelt der Verfasser von den fränkischen Beichtbüchern, die er mit Columban beginnt, von den dem Columban'schen Werke verwandten Bußordnungen und von den fränkischen Bußordnungen des achten Jahrhunderts auf Theodor'scher Grundlage. Referent kann, um diese Anzeige nicht zu sehr auszudehnen, hier nur berücksichtigen, was der Verfasser von S. 61 — 75 über Cumin (Cummianus) und sein Beichtbuch sagt.

Entgegen den bisherigen Ansichten hatte der Verfasser schon früher Cumin's Werk in die Zeit nach Theodor gesetzt.

In der vorliegenden Arbeit tritt er auch der bisherigen Meinung, daß dieses Werk irischen oder schottischen Ursprungs sey, entgegen und nimmt an, daß selbst die Bezeichnung des Verfassers in der St. Gallener Handschrift als abbas in Scotia ortus entschieden darauf hindeute, Cumin habe diese Bußordnung nicht in seinem Vaterlande verfaßt, sondern sich in einem andern Lande befunden.

„Betrachten wir, heißt es S. 63 die Quellen, aus welchen Kummean schöpfte, so finden wir zunächst hibernische Canonen und eine reiche Benützung namentlich Theodor's, ein Material, von welchem Kummean zuverläßig in seinem Vaterlande Kenntniß genommen hatte. Außerdem aber weisen die zahlreichen Excerpte aus dem Columban'schen Pönitential und dessen Klosterregel, aus den auf Columban'scher Grundlage gearbeiteten fränkischen Bußordnungen, wie die Merseburg., Paris., Roman. aus fränkischen Concilien z. B. von Agde u. A. unzweydeutig auf fränkischen Ursprung hin, wofür endlich auch die Benützung des poenitentiale Bigotianum und der Umstand spricht, daß während in Frankreich und Deutschland sich mehrere Handschriften des Kummean'schen Werkes erhalten haben, in England nicht eine Spur desselben zu finden ist."

Nach dem Texte, welchen der Verfasser von S. 460 — 493 aus einer Darmstädter Handschrift (Darmst. 91. saec. IX) gegeben hat, würden sich allerdings mehrere dieser Behauptungen rechtfertigen, denn es wird in demselben Theodor ausdrücklich als die Quelle Cumin's bezeichnet, allein der Verfasser scheint S. 62 selbst zu zweifeln, daß der ächte Text Cumin's aufgefunden worden sey, und seine aus verschiedenartigen Bestandtheilen zusammengesetzte Einleitung zeigt deutlich, daß hier eine Compilation späterer Zeit vorliege, bey welcher der Name Theodor's wahrscheinlich der ähnlichen Bestimmungen wegen von späterer Hand hinzugefügt wurde, weil er in den übrigen Handschriften fehlt. Von einem solchen Compilator ist ohne Zweifel auch die Vorrede aus Columban erweitert worden, während sie nach cod. S. Gall. 675 erst mit den Worten: de remediis vulnerum etc. beginnt, denn fränkische Quellen waren auch in Irland zugänglich. Zwischen beyden Ländern bestand, wie die Geschichte der Missionen zeigt, ein fortwährender Verkehr; es erklärt sich daher leicht, daß Cumin auch die ganze Stelle von den remissiones aus Cäsarius von Arles nahm, was der Verfasser übersehen hat.

Eben so würde sich auch die Benützung des poenitentiale Bigotianum, (von Martene libellus de remediis peccatorum genannt) erklären, ohne deßhalb annehmen zu dürfen, daß Cumin sein Beichtbuch im fränkischen Reiche verfaßt habe, wenn überhaupt das Bigotianum die Quelle Cumin's ist, wofür der Verfasser gleichfalls den Beweis schuldet, und nicht auch hier das umgekehrte Verhältniß stattgefunden hat.

(Schluß folgt.)



Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. December.

Nro. 75. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Historical Researches on the origin and principles of the **Bauddha and Jaina Religions**: embracing the leading tenets of their system, as found prevailing in various countries; illustrated by descriptive accounts of the **Sculptures in the Caves of Western India**, with translations of the **Inscriptions** from those of Kanari, Karli, Ajanta, Ellora, Nasik etc. which indicate their connexion with the Coins and Topes of the Panjab and Afghanistan. By **James Bird**, Esq. M. R. A. S., F. R. G. S. Vice-President and Secretary of the Bombay Asiatic Society. Bombay at the American Mission Press. 1846. fol. VIII, 72 S. und XXXIII Tafeln mit Abbildungen und Inschriften.

Der Druck dieses Buches ist zwar schon am Ende des Jahres 1847 in Bombay vollendet, ein Bericht über dasselbe in einer deutschen Zeitschrift ist aber dennoch nicht verspätet, indem es bisher bey uns vollkommen unbekannt geblieben zu seyn scheint. Obwohl die englischen Gelehrten in Indien an unseren Arbeiten über die Literatur und Alterthümer jenes Landes einen eben so lebendigen Antheil nehmen, als wir an ihren Forschungen, steht doch der äußere literarische Verkehr, für welchen man des Buchhändlers bedarf, auf einer ungemein niedrigen Stufe, und es ist häufig nur ein Zufall, durch welchen auch wichtigere dort erscheinende Werke ihren Weg zu uns finden.

Das vorliegende Werk ist ein längst vorbereitetes und erwartetes. Es ist verknüpft mit den Bestrebungen, welche James Prinsep in den dreyßiger Jahren rege zu machen verstanden hat. Wie dieser Mann, damals Sekretär der Asiatischen Gesellschaft zu Calcutta und Herausgeber ihrer Zeitschrift, aus einzelnen Münzen und Inschriften wichtige geschichtliche Thatsachen zu entwickeln, dunkle Zeiträume zu erhellen wußte, da schienen mit einem Male die Augen seiner Landsleute sich zu öffnen. Sie griffen eifrig nach den Münzen unbekannten Gepräges, die man da und dort zuweilen noch im Verkehre fand, machten Ausgrabungen, zeichneten, sammelten wo irgend diese vorher für werthlos geachteten Alterthümer ihnen aufstießen. Ein jeder wollte theilnehmen an dem Verdienste, ein neues Licht über die Vergangenheit Indiens heraufzuführen, und ein reiches Material strömte nach der neuen Hauptstadt Indiens in die Hände des Mannes, der es nutzbar zu machen wußte, obwohl ihm die alten Sprachen des Landes nur wenig bekannt waren und er sich der Hülfe indischer Gelehrter, der schlechtesten Interpreten ihrer eigenen Vorzeit, bedienen mußte.

Damals faßte der erste Sekretär der Regierung zu Bombay, Herr Wathen, den Entschluß, die wichtigsten der in seiner Nähe befindlichen Denkmäler, die Felsentempel des westlichen Indiens durch Herstellung von Facsimiles der Inschriften und Abbildungen der Sculpturen und Fresken für die Wissenschaft zugänglich zu machen. Da die Bauwerke

dieser Art in der nächsten Nähe von Bombay schon früher abgebildet waren, richtete er sein Augenmerk auf die Felsentempel von Adschanta und sandte dahin einen eingeborenen Zeichner *). Was er zu Stande gebracht hat, wurde Herrn Bird zur Beschreibung und Bearbeitung übergeben und bildet den Haupttheil seines Werkes.

Lange indessen hat, wie es scheint, die Publication selbst keinen rechten Fortgang nehmen wollen. J. Fergusson, ein in Indien weit umher gereister Architekt, welchem wir die beste Abhandlung über die Felsentempel verdanken (gedruckt im achten Bande des Journals der asiatischen Gesellschaft in London, der Gesellschaft vorgelegt im Dezember 1843), sagt in derselben, daß schon im Jahre 1839, als er selbst in Bombay gewesen, Birds Werk unter der Presse sich befunden habe. Aus Rücksicht auf dieses ihm bedeutender erscheinende Unternehmen habe er seine eigenen Bemerkungen zurückhalten wollen; nachdem er aber im Frühjahre 1843 wiederum Bombay besucht und das Buch noch immer unter der Presse getroffen habe, zögerte er, zum größten Vortheile der Sache, nicht länger mit der Veröffentlichung seiner Ansichten.

Sehen wir nun zu, was das langsam gereifte Werk Herrn Birds der Wissenschaft gebracht hat! Von den lithographirten Tafeln enthalten die fünf ersten Abbildungen von Buddhasiguren und „Dehgops" (sanskritisch Dhatugopa) aus Adschanta nach Zeichnungen des Lieutenant Ridge, Taf. XVI und XVII Einzelheiten aus dem Tempel in Dschunir nach Zeichnungen des Professor Orlebar in Bombay; Taf. VI bis XV und XVIII bis XXXIII rühren von dem indischen Zeichner her und beziehen sich sämmtlich auf Adschanta. Die Engländer schreiben den Namen Adjaunta, Adjuntee, Ajunta u. s. w.; die sanskritische Form des Wortes scheint Adschdschajanta gewesen zu seyn.

Diese letzte Folge ist die zahlreichste und wichtigste, aber ganz unwissenschaftlich behandelt. Bey den einzelnen Stücken ist nicht angegeben, welcher der zahlreichen Aushöhlungen (Bird zählt deren zwanzig, Fergusson sogar sieben und zwanzig auf) sie entnommen sind; und auch mit Birds Beschreibung der Oertlichkeiten, die er schon im Jahre 1828 bereiste, kann man nur eine kleine Anzahl derselben an ihre Stelle bringen. Noch weniger darf man erwarten, daß die Sammlung irgendwie vollständig wäre; der Zeichner hat offenbar ausgewählt was ihm beliebte.

*) Nach einer Bemerkung bey Fergusson (s. u.) wäre er portugiesischen Ursprungs gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bußordnungen der abendländischen Kirche.

(Schluß.)

Bey der Behauptung, daß man in England keine Spur von Cumin's Werke finde, ist der Verfasser mit sich selbst in Widerspruch gekommen, denn er citirt gleich darauf S. 67 den cod. Cotton. Vesp. D. II 1. Diese Handschrift enthält aber unter dem Titel incipiunt canones poenitentiales secundum Jeronimum die Bestimmungen Cumin's unter derselben Bezeichnung, unter welcher sie in Gallien bekannt waren, nämlich als ein Werk des heil. Hieronymus.

Unter den verschiedenen Clerikern, welche den Namen Cumin trugen, hat der Verf. den Bischof Cumin als Verfasser des Pönitentials anerkannt, weil derselbe 20 Jahre in dem von Columban gestifteten Kloster Bobbio lebte, und die Zeit übereinstimmt.

Diese Ansicht ist nicht neu, sie wurde schon von Zaccaria in seiner bibliotheca ritualis aufgestellt; es steht ihr aber insbesondere der Umstand entgegen, daß der Verf. des Pönitentials in den einzelnen Fragmenten wohl archimandrita und abbas, niemals aber episcopus genannt wird.

Was die Bußordnung selbst betrifft, so will der Verf. ihr das Verdienstliche einer übersichtlichen Zusammenstellung des in den irischen, angelsächsischen

und fränkischen Bußordnungen enthaltenen Materials zuerkennen.

Ueber die vielfache Verbreitung derselben gibt er nur spärliche Notizen, ganz übersehen hat er den vom Ref. schon früher angeführten Text, der in ein spanisches Ritual übergegangen ist [10]).

In den folgenden Capiteln (VII — XII. S. 68 — 93) behandelt der Verf. die Bußordnungen des achten Jahrhundertes auf Kummean'scher Grundlage, das poenitentiale romanum, die Opposition gegen die bisherigen Bußordnungen, das Pönitential Halitgars, die Bußordnungen des neunten Jahrhunderts, den Conrector und das Dekret Burchard's von Worms, und schließt seine rechtsgeschichtliche Einleitung im dreyzehnten Capitel mit einer Uebersicht der übrigen Bußordnungen seit dem eilften Jahrhundert.

Er wiederholt in diesem Capitel S. 94 die schon früher erwähnte Ansicht, daß die Tractate und Summen de poenitentia zwar ebenfalls unter dem Namen poenitentiale citirt werden, wie die des Victor Parisiensis, Petrus Pictaviensis, Robertus Flammesburiensis, Bartholomaeus Oxoniensis, Alanus ab insulis u. A., aber keine Bußcanonen enthielten.

Ref. kann diese Ansicht nicht theilen, denn in dem Pönitentiale des Alanus, welches in zweyfacher Redaction vorliegt, und von den angeführten Werken das einzige bisher vollständig abgedruckte ist, finden sich auch Bußcanonen.

Die erste Redaction des Pönitentiale von Alanus ist diejenige, welche sich in der Gesammtausgabe seiner Werke von Carl de Visch (Antverpiae 1654. fol. p. 182 sq.) findet. Eine zweyte Redaction mit der Zueignung an Henry de Sully, Erzbischof von Bourges (1184 — 1200) nahm Alanus später vor, denn der Text ist hier nach dem Bedürfnisse des Prälaten umgearbeitet.

Statt der langen Klage über die Lauheit der Priester steht die Zueignung an den Erzbischof, der Text selbst enthält am Ende noch acht Capitel über die Pflichten der Prälaten und schließt mit einem Epiloge an Heinrich von Bourges. Der Text dieser zweyten Redaction ist früher im Druck erschienen als der der ersten, wurde aber wenig beachtet und blieb selbst dem Herausgeber der sämmtlichen Werke des Alanus unbekannt [11]).

In beyden Redactionen finden sich Bußcanonen aus älteren Pönitentialbüchern [12]).

Für die innere Geschichte der Bußdisciplin findet sich in dem vorliegenden Werke wenig Gehaltvolles. Der Verf. hat zwar hie und da den Versuch gemacht, auch die innere Entwickelung der Bußanstalt zu behandeln, dieser Versuch ist aber fast immer mißlungen.

Statt einer geschichtlichen Entwicklung des Bußinstituts in den verschiedenen Ländern gibt der Verf. im ersten Capitel, welches „Geschichte der vortheodor'schen Bußordnung“ überschrieben ist, eine Uebersicht der kirchlichen Verhältnisse, welche in höchst allgemeinen Ausdrücken abgefaßt ist und keineswegs auf richtiger Darstellung beruht.

So wird S. 3 gesagt, in der afrikanischen Kirche habe das Concil von Carthago vom Jahre 419 die gesammte kirchliche Disciplin umfaßt, in der römischen Kirche aber seyen die Normen für die Handhabung der kirchlichen Verhältnisse vorzugsweise die Entscheidungen der römischen Bi-

10) Man vergl. Berganza antiguedades de España. Madrid 1721. P. II. p. 665 sq.

11) Der Text dieser Ausgabe lautet: magistri Alani optimi viri liber de poenitentia. Confitentibus et confessiones audientibus utilissimus. Am Ende steht: in officina excusoria Johannis Miller Augustae Vindelicorum quinto Idus Aprilis anno salutifero M. D. XVIII. In der Vorrede wird Alanus unrichtig Porretanus genannt.

12) In der Ausgabe von de Visch p. 191, in der älteren Ausgabe c. 41 in fine, welche mit den für die Geschichte der Bußdisciplin wichtigen Worten eingeleitet werden: videndum ergo, quae fuerint satisfactiones antiquae et quomodo secundum tempus modernorum et status peccantium videatur de rigore remittendum aliquid, von dem Verfasser aber nicht beachtet wurden.

schöfe gewesen, während es doch gewiß feststehen dürfte, daß die canones dieselbe Bedeutung und denselben Einfluß in dem einen wie in dem andern Lande hatten.

Von der fränkischen Kirche heißt es S. 4, sie biete in dieser Zeit (?) ein trauriges Bild der Verweltlichung und Demoralisation dar, S. 52 wird aber von ihr gesagt, sie sey, gegründet auf der Basis und nach dem Muster der allgemeinen canones, selbst ein lebendiges Glied der Gesammtkirche (?) geworden und habe Lehre, Recht und Disciplin jenen Satzungen entsprechend ausgebildet, ohne näher zu bestimmen, von welcher Periode hier die Rede seyn soll.

Von der angelsächsischen Kirche heißt es S. 4, es habe sich in ihr ein reiches, jugendlich kräftiges kirchliches Leben entfaltet, sie habe durch ihre Missionäre Deutschland bekehrt, den religiösen Sinn im fränkischen Reiche wieder belebt, die gesunkene Disciplin gehoben und gereinigt, und zuerst durch Pönitentialien oder Beichtbücher auch in diesem Theile der kirchlichen Disciplin Ordnung und Einheit erhalten und gefördert, während doch von S. 6 an richtig bemerkt ist, daß die ersten Pönitentialien der irischen Kirche angehören.

Von derselben angelsächsischen Kirche heißt es S. 28, nachdem der Verf. eine Stelle aus Theodor angeführt hat, nach welcher die Buße durch die Zahlung des Wehrgeldes auf die Hälfte reducirt werden soll: „Die Kirche suchte also die Blutrache durch Begünstigung des Wehrgeldsystems und dessen Einfluß auf die Buße zu beseitigen. Unverkennbar erscheint übrigens hier die Bußanstalt bereits corrumpirt; eine äußere Leistung und Handlung gilt hier als eine Art von Ersatz der Buße, der reuigen Gesinnung, der inneren Besserung."

Der Verf. nimmt hier eine Corruption der Bußanstalt schon zu jener Zeit an, in welcher sich dieselbe in der angelsächsischen Kirche erst rechtlich zu entwickeln begann, was bey dem Zustande, in dem er die angelsächsische Kirche schildert, offenbar sinnlos ist.

Eine Corruption fand überhaupt nicht statt; wohl hat die Kirche das Wehrgeld begünstigt, aber sie war dazu genöthigt, weil sie nur dann, wenn sie die kirchliche Buße der weltlichen (bote) annäherte, die Durchführung der ersteren im rechtlichen Leben erwarten konnte.

Das Aufhören der Bußordnungen schreibt der Verf. S. 93 weniger dem Verfalle der öffentlichen Buße als dem Ablaß und Indulgenzwesen und der Lehre vom thesaurus supererogationis perfectorum zu, weil, wie er meint, die Pönitentialien bey der öffentlichen Buße von jeher nur wenig benützt worden seyen.

Ref. ist dagegen der Meinung, daß insbesondere das Aufhören der Sendgerichte und die Entwicklung der Casuistik, welche die ganze Lehre vom Bußwesen in sich aufnahm, das Aufhören der Bußordnungen herbeygeführt habe, denn das Ablaßwesen konnte wohl den Vollzug der Strafe, nicht aber die Festsetzung derselben verhindern. Dazu kommt noch, daß das Ablaßwesen, selbst seiner mißbräuchlichen Ausartung nach, lange Zeit hindurch neben den Pönitentialien, wenn auch unter anderen Namen, bestanden hatte, denn die Anwendung der Redemtionen, welche dem Ablasse in vielen Beziehungen gleichstehen, war schon im achten Jahrhunderte, wie die Synode von Cloveshoe von 747 zeigt, sehr ausgeartet, ohne deßhalb den Gebrauch der Pönitentialien zu vermindern.

Die inedita, mit denen der Verf. die Quellenkunde bereichert hat, sind ein schätzenswerther Beytrag für die Litteratur des Kirchenrechts. Möge es dem Verf. gefallen, bey einer wiederholten Bearbeitung derselben nicht bloß die äußere, sondern auch die innere Rechtsgeschichte der Bußdisciplin zu behandeln.

Friedrich Kunstmann.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. December.

Nro. 76. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

Historical Researches on the origin and principles of the Bauddha and Jaina Religions: etc.

(Fortsetzung.)

Der Herausgeber seinerseits hat keinen ernstlichen Versuch zur Deutung sämmtlicher Bilder gemacht. Er scheint dieselben sämmtlich für buddhistisch zu halten, wenn er auch hie und da ein brahmanisches Element zuläßt. So hat auch Fergusson die Bauten von Adschanta für die vollkommenste und vollständigste Reihe buddhistischer Grotten in Indien erklärt ohne irgend eine Beymischung von Brahmathum. Durchgeht man aber die hier gegebenen Abbildungen, so sieht man auf den ersten Blick, daß der größere Theil derselben brahmanisch ist. Was hat z. B. Ganeça mit dem Buddhismus zu schaffen? Er ist ganz unverkennbar auf Taf. IX und X mit seinem wunderlichen Gefolge dargestellt. Wie kann man Tafel XII auf jene Glaubensform deuten, welche eine Darstellung von zwey sitzenden Götterfiguren, einer mänlichen und einer weiblichen gibt? Die letztere hält ein Kind auf ihrem Knie, drey weibliche Dienerinnen stehen rechts, links und im Hintergrunde; die letzte trägt in der rechten Hand eine Blume, auf der linken einen Vogel, der dem Pfau ähnlich scheint. Vollkommen entscheidende Attribute finde ich nicht, es ist mir aber nicht unwahrscheinlich, daß hier Çiwa mit seiner Gemahlin dargestellt und unter dem Kinde Ganeça zu verstehen sey.

Von den Freskobildern — die hier nur der Kürze wegen so genannt werden, indem nicht entschieden ist, ob sie nach Weise des Fresko gemalt sind — gehören mehrere in den Kreis des Buddhismus, andere und zwar die reichsten und lebendigsten scheinen eher historischer als religiöser Art zu seyn. Auf dreyen erscheint als die Hauptperson ein Fürst auf weißem Roße, das eine Mal auf der Jagd nach Gazellen, von Hunden gefolgt, im Hintergrunde sieht man auf einem Hügel einen brüllenden Löwen; ein zweytes, offenbar damit zusammenhängendes Bild stellt seine Heimkehr von der Jagd dar, wie er einem Zelte sich nähert, unter welchem seine Gattin oder Geliebte sitzt; ein drittes zeigt ihn in seinem Elephantenzwinger, in welchem der Maler fünf dieser Thiere mit verschiedenen Farben: grau, gelblich und röthlich angebracht hat (Taf. XXIII, XXX, XXXIV). In denselben Zusammenhang gehören wohl die zwey kriegerischen Bilder Taf. XXII und XXV. Beyde sind aber in der That nur ein Bild; Taf. XXV schließt sich an die linke Seite von Taf. XXII an; der Zeichner hat sie in zwey Blätter zerlegt, ohne daß man indessen hierüber in der Bezeichnung der Tafeln selbst oder der sogenannten Description of the Plates eine Belehrung fände.

Hier ist der Augenblick dargestellt, wo besiegte Feinde mit flehenden Geberden vor dem Sieger niederfallen, der auf seinem Kriegselephanten, umgeben von dem Heere, mit fliegendem Banner heranzieht. Im Hintergrunde sieht man einen der Feinde mit abgehauenen Armen, einem anderen steckt ein Pfeil mitten in der Stirne; alle diese Ueberwundenen sind dargestellt mit fliegenden Haaren,

um Schrecken und Haß zu bezeichnen. In der rechten Ecke des Bildes findet man einen Großen, umgeben von aufwartenden Dienern und einer Leibwache; Alles ruhig und friedlich, so daß diese ganze Gruppe zu der bewegten Scene auf dem Schlachtfelde nur die Beziehung zu haben scheint, daß sie den Fürsten darstellt, dessen Feldherr jene Thaten vollbringt. Die Verschiedenheit des Ortes konnte den Künstler, der keine richtige Perspective kennt, nicht abhalten, beyde Handlungen in ein Bild zusammenzutragen. Diese Vermuthung scheint eine Bestätigung darin zu finden, daß die den Hintergrund des ganzen Bildes machende Reihe von spitz gezeichneten Bergen da plötzlich abbricht, wo die friedliche Gruppe beginnt.

Anders wird das Bild bey Bird aufgefaßt; er sagt S. 5: „Ein großes Gemälde stellt eine Belagerung vor. Auf dem Vordergrund links zieht, nach der Bemerkung Herrn Orlebars, die Armee der Belagerer heran unter die Mauern der Stadt; sie besteht aus Elephanten, Fußvolk und Reiterey. Innerhalb der Mauern sitzt der König auf seinem Throne, umgeben von seinen Dienern, während einige der Belagerten über den Wall hinab auf die Belagerer sich stürzen; einige steigen eben hinab, andere sind schon unten; eine sehr lebendige Gruppe stellt den Kampf zwischen zwey Belagerern (diese sind nirgends zu sehen) und einem Krieger dar, dessen unordentlich loses Haar anzeigt, daß er eben herabgestiegen ist (das scheint der Krieger mit dem Pfeile in der Stirne zu seyn); andere liegen auf den Knieen und bitten um Gnade. Die Construction der Mauer ist eben so sonderbar als die Vertheidigung derselben; sie besteht aus einer Reihe spitzer Zinnen ohne Schießscharten (das sind die Berge, die allerdings keine Schießscharten haben). Die Belagerten haben schöne europäische Gesichter, während die meisten der Belagerer dunkelfarbig sind. Daß Fußvolk der letzteren ist mit Schild und Schwertern von eigenthümlicher Form und mit einem kurzen Speer bewaffnet. Die auf den Elephanten haben Speer, Bogen und Pfeile. Das Ganze scheint den Angriff der Asuren auf Indras Himmel zu Wiedergewinnung der geraubten Tochter ihres Königs darzustellen."

Damals als Herr Orlebar diese Beschreibung verfaßte, mochte die Grotte ungewöhnlich dunkel gewesen seyn oder war der Beschauer selbst kurzsichtig; daß aber Herr J. Bird, dem die deutliche Zeichnung vorlag, dasselbe darauf zu sehen vermochte, bleibt unbegreiflich; gleich unbegreiflich ist freylich auch die Deutung auf einen Kampf zwischen Göttern und Asuren, die offenbar dem Letzteren angehört; die Götter wären die Unterliegenden; vom Gegenstand des Kampfes, der geraubten Jungfrau wäre nirgends etwas zu sehen. Man möchte eben so gut sagen, das Bild stelle die Belagerung von Troja durch die Hellenen vor.

Die Hautfarbe der menschlichen Figuren auf allen diesen Freskobildern ist ungemein verschieden, sie durchläuft alle möglichen Schattirungen von der Farbe des Weißen bis zu der des Negers. In einem der Schwarzen, welcher mit einer hellfarbigen Frau unter einem Pavillon sitzt, sieht Bird ohne Weiteres einen abyssinischen Prinzen, ohne uns irgendwie über unser Erstaunen, einen Abyssinier in Indien zu treffen, hinüber zu helfen. Der Reiter auf dem weißen Pferde und der Feldherr auf dem großen Bilde, wohl dieselbe Person, ist immer schwärzlich dargestellt; er könnte auch in dieser Darstellung gemeint seyn, und nur der Maler, sey es des Originales oder der Copie, den Pinsel hier etwas zu tief in Schwarz getaucht haben. Die Verschiedenheit der Hautfarbe ist bekanntlich schon auf indischem Boden so groß, um für die Erklärung der Bilder vollkommen auszureichen; es ist mir aber gar nicht unwahrscheinlich, daß damit zum Theile auch eine malerische Wirkung bezweckt worden ist.

Ein Versuch zur Erklärung sämmtlicher Bilder und zur Herstellung eines Zusammenhangs unter ihnen ließe sich nur wagen, wenn ihr Standort, ihre Aufeinanderfolge, auch etwaige Lücken angegeben wären. Alles dieses wird vermißt. Das Werk ist also nur halb gethan und konnte nicht anders ausfallen, da es an einer Leitung des Zeichners durch einen hiefür befähigten Mann gebrach. Dasselbe sollte also auf's Neue aufgenommen und vervollständigt werden; es wird desto bedeutendere Früchte tragen, wenn die Darstellungen, wie man vermuthen muß, zum großen Theile historischer Art sind.

Ueber den Kunstwerth der Gemälde führe ich das Urtheil Fergussons an, als dasjenige eines Sachverständigen, welcher die Originale gesehen hat. Er sagt in der obenerwähnten Abhandlung S. 49: „der Styl dieser Malereyen kann natürlich keinen Vergleich mit europäischen Gemälden jetziger Zeit aushalten; aber sie sind gewiß beßer als der europäische Styl gleichzeitig mit ihnen; Perspective, Gruppirung und Detail sind beßer und die Handlung ist beßer gegeben als in irgend einem mir bekannten Gemälde von Orgagna und Fiesole. Der Styl gleicht der chinesischen Kunst, besonders in der Plattheit und dem Mangel an Schatten; doch habe ich in China nichts gesehen, das an Vollendung ihm gleichkäme.“

Nunmehr folgen auf Taf. XXXVIII bis LIII (die Zahl XLIII ist in der Zählung übersprungen) die Inschriften nach Copieen, die der Herausgeber zum Theil selbst genommen zum Theil von Freunden erhalten hat, und zwar 1.) 12 Inschriften von Karli, 2.) 2 aus der Umgegend von Mahar bey Bankut, 3.) 29 aus den Bauten von Kanari, 4.) 4 von Adschanta, sämmtlich in später Schrift, 5.) 12 von Dschunir, 6.) 9 von Nasik, 7.) 4 von Birsa (oder Beira) und Badschah. Die letzten sind bereits in dem Bombayer Asiatischen Journal vom May 1844 durch Herrn Bird veröffentlicht worden, ebenso sind mehrere von den vorangehenden schon herausgegeben; die meisten aber sind neu und warten des Entzifferers. Viele sind nur kurze Donativinschriften auf Pfeilern, Säulen und dergleichen, andere sind länger und von Bedeutung, z. B. eine Sanskrit-Inschrift aus Nasik. Was der Herausgeber für ihre Lesung gethan habe, wird weiterhin zur Sprache kommen.

Der Text, von sehr mäßigem Umfang, welchen Herr Bird den Abbildungen und Inschriften beygegeben hat, beschränkt sich keineswegs auf die Erklärung derselben, sondern greift viel weiter. Er zerfällt in fünf Abschnitte, deren erster eine Beschreibung der wichtigsten Felsentempel des Westens gibt; der zweyte will die Grundzüge der buddhistischen Glaubensſätze in Ceylon, Barma, Siam, Tibet, Tartarei und China zeichnen; der dritte erklärt einen Theil der Inschriften, und im Anschluße daran werden im Folgenden die den Inschriften vorangesetzten symbolischen Zeichen besprochen und mit ähnlichen auf den sogenannten baktrischen Münzen verglichen und andere Zusammenstellungen angeknüpft. Das schließende Capitel ist überschrieben: „Geschichte des Buddhismus.“

Die Beschreibung der Felsenbauten, nicht überall nach eigener Anschauung gegeben, erstreckt sich über zehn verschiedene Oertlichkeiten, nämlich Karli, Kanari, Nasik, Dschunir, Aurungabad, Mahar, Adschanta, Ellora, Badami, Mahamalaipur; ist aber nur bey Adschanta und Ellora von einiger Ausführlichkeit. Auf dieses Capitel hätte alsbald dasjenige folgen sollen, welches jetzt die dritte Stelle einnimmt; zudem wäre durch gänzliche Unterdrückung des zweyten Capitels dem wissenschaftlichen Werthe des Buches nichts entzogen worden. Denn nach meinem Dafürhalten kann man über das Wesen des Buddhismus und über seine Ursprünge nicht leicht unrichtiger urtheilen als Herr Bird.

Wir lesen S. 50. „Je inniger wir mit den Grundsätzen der Buddha-Religion bekannt werden, desto fester wird unsere Ueberzeugung, daß dieselben in physikalischen und metaphysischen Ansichten über eine erste Ursache ihren Ursprung haben, mittelst deren man die Erscheinungen der Welt und der menschlichen Natur zu erklären suchte; und daß diese Ansichten mit der Verehrung der Weltkörper und Sabäischem Götterdienst eng zusammenhängen. Dieser Sabäismus aber, weit entfernt auf das buddhistische System erst gepfropft zu seyn, scheint ihm vielmehr vorangegangen und die Quelle gewesen zu seyn, welchem dieses System entsprang. Zu welchem Schluße aber auch man hinsichtlich des gegenseitigen Alters beyder Glaubensformen gelangen möge, ihre gegenwärtige Verbindung in Siam und in der Tartarei ist in vorangehenden Bemerkungen nachgewiesen; und die Uebersetzung der Grotteninschriften wird die Thatsache feststellen, daß der astrologische Geisterglaube, welcher mit den ersten astronomischen Beobachtungen begann, schon frühzeitig wie in griechischen so auch in buddhistischen Philosophenschulen mit den Ansichten derer, welche den

Ursprung der Welt und das Wesen ihrer verschiedenartigen Erscheinungen zu begreifen suchten, sich verband."

Wie jemand zu solchen Anschauungen gelangen könne, erscheint beynahe unbegreiflich; denselben irgend einen Anstrich von Wahrscheinlichkeit zu geben, war nur mit Hülfe der verwirrten und verwirrenden Gelehrsamkeit möglich, welche der Herausgeber aus gnostischen Schriftstellern, alttestamentlichen Büchern, muhammedanischen Autoren und sonst überallher schöpft, nur nicht aus den ächten und lauteren Quellen: aus den älteren buddhistischen Werken und — wenn einmal von Mithradienst die Rede seyn sollte — aus den richtig verstandenen Schriften der Parsen.

Die europäischen Gelehrten werden hier und da nicht mit Unrecht von den Männern, welche in Indien selbst die dortigen Alterthümer zu bearbeiten bemüht sind, darauf hingewiesen, daß man in Indien die Gelehrsamkeit in Freystunden neben dem Berufe, in Europa als Beruf und Lebensaufgabe treibe. Man kann noch die Hindernisse, welche das Klima einer angestrengten geistigen Thätigkeit entgegenstellt, den Mangel an Büchersammlungen und dergleichen hinzufügen. Um so naturgemäßer wäre es also, wenn der Alterthumsforscher in Indien auf den Stoff sich beschränkte, welcher ihm dort in beneidenswerther Fülle zuströmt, wenn er diesen Stoff ordnete und aus sich selbst erklärte, nach den Grundsätzen europäischer Sprach- und Geschichtswissenschaft; anstatt seinen Arbeiten das Aussehen jener falschen Gelehrsamkeit geben zu wollen, die nur unnützer Kram ist und zu keinem Ziele führt, einer Gelehrsamkeit, die auch unter uns glücklicherweise allmählich in Abnahme kommt. Hätte Herr Bird Kraft und Aufwand einzig auf die einfache Erklärung der von ihm gesammelten Denkmäler verwendet, so hätte er nicht nur für diese vielleicht etwas Beßeres geleistet, sondern wäre auch von jenen gelehrten Täuschungen frey geblieben.

Wäre der Buddhismus ein metaphysisches System, so wäre seine Geschichte das größte Räthsel. Nie und nirgends hat eine Speculation Völker und Staaten überwunden und auf Jahrtausende in ihren Bahnen gehalten; nur eine praktische Weisheit, eine Sittenlehre, die sich in ihrem Verkündiger selbst verkörpert hat und nicht in Lehrsätzen und Beweisen, sondern in dem sich verklärenden Bilde des Lehrers fortlebt, hat diese Gewalt und diese Dauer. Was ihr an speculativen Ideen zu Grunde liegt, das arbeitet sich erst langsam heraus und bleibt ein Besitz Weniger. Die ungemeine Verschiedenheit buddhistischer Speculation in verschiedenen Ländern und Zeiten, eine Verschiedenheit, die nicht etwa nur auf die logische Form geht, sondern den ganzen Inhalt begreift, hat nicht gehindert, daß die Erscheinungen und Wirkungen dieser Glaubensform dennoch überall dieselben waren.

Die vermeintlichen Zusammenhänge des Buddhismus und Sabäismus werden wir übergehen dürfen. Sabäismus ist dem Herausgeber die iranische Religionsform! Wenn diese Religion mit dem Namen bezeichnet werden darf, was soll dann der Name überhaupt noch besagen? Und was für ein Ungeheuer müßte aus der Verbindung beyder entspringen?

Wie hier zwey grundverschiedene Glaubensformen mit Leichtigkeit zusammengeheftet werden, so nimmt es Herr Bird nicht schwer auch innerhalb des Buddhismus selbst, die wunderlichste Folge von Epochen sich einzubilden. Die ältesten einfachen Bauten der Buddhisten, meint er S. 32, prägen den Charakter der Disciplin und Sittenlehre dieser Religion in sich aus, oder den des Sonnendienstes; die Sculpturen der zweyten Classe von Grotten dagegen enthalten beständige Anklänge an einen Ursprung der Welt aus Wasser; die Welt erscheine als Weib, sie werde, nach brahmanischer Kosmographie, von Wischnu als Ebne emporgehoben.

(Schluß folgt.)

// Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. December.

Nro. 77. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

Spicilegium Solesmense complectens sanctorum Patrum scriptorumque ecclesiasticorum anecdota hactenus opera, selecta e Graecis Orientalibusque et Latinis codicibus, publici iuris facta curante Domno J. B. Pitra, o. S. B. monacho e congregatione Gallica, nonnullis ex Abbatia Solesmensi opem conferentibus. Tomus I., in quo praecipue auctores saeculo V antiquiores proferuntur et illustrantur. Parisiis, prostat apud Firmin Didot fratres. MDCCCLII. LXXVIII und 596 S. in gr. 8. Preis 9 fl. 36 kr.

Freudig begrüssen wir diese ausgezeichnete Leistung des gelehrten Dom Pitra, Mitglieds der französischen Benedictiner Congregation, welche zu den schönsten Erwartungen auf dem wissenschaftlichen Gebiete, besonders in der patristischen Litteratur, berechtigt.

Der jetzige französische Benedictiner Orden hat es sich, wie wir aus diesem Werke ersehen, zur rühmlichen Aufgabe gemacht, in die Fußstapfen der ehemaligen hochgefeyerten Mauriner Congregation zu treten und in ihrem Geiste zu wirken. Dom Pitra können wir mit vollem Recht einem Montfaucon und Mabillon an die Seite stellen. Wie einst diese ehrwürdigen Männer allenthalben, nicht bloß in ihrem Vaterlande, sondern auch in Deutschland, in Italien und anderwärts, die Schätze des christlichen Alterthums durchforschten, so durchwanderte er in unsern Tagen, von bewunderungswürdigem Eifer getrieben, die verschiedenen Provinzen Frankreichs, Italien, die Niederlande und theilweise Britannien, um die noch unedirten Denkmale der theologischen Tradition unserer Kirche vom zweyten Jahrhundert bis zum zwölften herab sorgfältig zu sammeln. Auf diese Weise gelang es ihm, mehr als hundert und fünfzig der patristischen Litteratur angehörende, noch ganz unedirte Schriften aufzufinden, welche er in diesem Spicilegium zu Tage zu fördern gedenkt.

Demnach glauben wir den Lesern der Gelehrten Anzeigen keinen unwillkommenen Dienst zu erweisen, wenn wir sie mit dem Inhalte dieser schätzbaren Sammlung näher bekannt machen.

Der vorliegende Band zerfällt in zwey Abtheilungen. Die erste beginnt mit Papias, des Bischofs von Hierapolis, Bruchstück de interpretatione Dominicorum oraculorum, welches sich aus dem IV. Buche desselben bey Irenaeus (contra Haeres. V. 33. p. 333 ed. Massuet.) erhalten hat, in Armenischer Sprache und alter Lateinischer Uebersetzung. Daran reihen sich drey Bruchstücke aus Irenaeus, das erste und dritte in Syrischer, das zweyte in Armenischer Sprache mit gegenüber stehender Lateinischer Uebersetzung, und der Prolog zu den Büchern gegen die Haeresien, angeblich von Florus, Diacon zu Lyon, verfaßt, aus der Arundelischen Handschrift im Britischen Museum. Darauf folgt ein Tractat von einem Ungenannten, de Solemnitatibus, Sabbatis et Neomeniis handelnd,

aus einem Cottonischen und Sorbonischen Codex in vierzehn Abschnitten. Daran schließt sich ein Lateinisches Bruchstück einer Homilie des Alexandriners und Bischofs Murinus über das Osterfest aus einem Cottonischen und Sorbonischen Codex. Ein köstliches Ueberbleibsel eines Briefes des Bischofs Dionysius zu Alexandria an Konon finden wir in der Ursprache und in Lateinischer Uebersetzung S. 15 f. Dionysius äußert in demselben, vermuthlich die Gefallenen im Auge habend, daß man die, welche dem Tode nahe waren, wenn sie um Verzeihung gefleht und sie erhalten haben und dann genesen sind, freundlich aufnehmen und nicht von der Communion ausschließen soll. Er räth ihnen, aus freyem Antriebe Buße zu thun. Dasselbe ist aus einem Baroccischen Codex in der Bodley'schen Bibliothek in Oxford entnommen; ein anderes über den nämlichen Gegenstand, wovon das Original in Mai's class. Auct. Tom. X. p. 484 aus einem Vaticanischen Codex abgedruckt ist, erhalten wir S. 17 bloß in Lateinischer Uebertragung. Darauf folgen Analekten aus der Auslegung eines Ungenannten zum Ecclesiastes über die Lehre des h. Dionysius, daß, was unter der Sonne erscheint, nicht ganz eitel sey, u. s. w.

Umfangreicher ist das apologetische Gedicht des Africanischen Bischofs Commodianus (c. 220 — 250) gegen die Juden und Heiden, welches hier zum ersten Male aus dem Codex der an Handschriften überreichen Bibliothek des Baronets Phillips in Middlehill abgedruckt ist. Dieser Codex gehörte einst dem Jesuitencollegium zu Clermont (s. Catalog. Manuscriptorum Collegii Claromontani. Paris. 1764. 8. Nr. CDLXXXII. p. 160. sq.) und ging in der Folge in den Besitz des Joh. Freyherrn von Meerman über, aus dessen Verlassenschaft ihn der Baronet Phillips erstand. Er ist auf Pergament geschrieben, in Großoctav, aus 107 Blättern bestehend und wird gewöhnlich in das XI., von Dom Pitra in das VIII. Jahrhundert gerechnet. Vergl. Bibliotheca Meerman. Tom. IV. Nr. 708. p. 122. Vornherein und am Ende ist er mank. Ref. glaubte diese Bemerkung deßhalb beyfügen zu müssen, weil in den übrigens sehr gelehrten Prolegomenen des Herausgebers diese Handschrift nicht näher beschrieben wird.

Von Commodianus haben wir bekanntlich ein Gedicht: Instructiones per litteras versuum primas gegen die heidnischen Götter in zwey Büchern, welche öfter gedruckt erschienen und zuletzt mit Minucius Felix von Franz Oehler zu Leipzig bey Bernh. Tauchnitz im Jahre 1847. 8. herausgegeben wurden.

(Schluß folgt.)

Historical Researches on the origin and principles of the Bauddha and Jaina Religions: etc.

(Schluß.)

Gehen wir weiter zu dem Abschnitte, welcher die Inschriften erklärt, um aus der Nebelwelt dieser Religionsmengerey in das klare Gebiet der Anschauungen und geschichtlichen Thatsachen zu treten! — Leider finden wir unsere Erwartung nur in sehr beschränktem Maße erfüllt. Es ist Pflicht, über solche Versuche mit aller möglichen Schonung zu urtheilen und der großen Schwierigkeiten eingedenk zu bleiben, welche der Entzifferer zu überwinden hat. Hier haben wir zwar eine einfache und in ihren Umformungen durch verschiedene Stufen hindurch bereits hinlänglich bekannte Schrift, aber die Ausführung durch den Steinmetzen ist häufig sehr nachläßig und die Sprache der Inschriften ist in der Regel nicht das in festen Formen sich bewegende Sanskrit, sondern Volksmundarten, unsicher in Schreibung und Formen. Nimmt man aber auch alle diese Umstände in Rechnung, so muß dennoch gesagt werden, daß Herr Bird entfernt nicht geleistet hat, was von einem Manne erwartet werden konnte, der diese Inschriften seit Jahren unter den Händen gehabt hat.

Er hat von den 78 Inschriften in seinem dritten Capitel vierundzwanzig erklärt, zum Theil

unter Benützung der Entzifferungen und Uebersetzungen Anderer. Aber schon die Lesung der Zeichen ist häufig so irrthümlich, daß man darüber erstaunt; noch staunenswerther ist jedoch die Kühnheit, mit welcher falschgelesene, im Indischen gar nicht vorhandene Wörter übersetzt und die Uebersetzung zu Bestätigung der Hypothesen über Gestirndienst, Mithraverehrung und dergleichen verwendet wird. Von den merkwürdigen Ergebnißen dieser Entzifferung kann ich innerhalb der Gränzen dieses Berichtes nur kurz einige Beyspiele anführen. Wir lernen z. B. daß ein Grieche Buddha geworden ist. Denn eine Inschrift von Dschunir oder von Karli (darüber ist der Herausgeber nicht sicher!) lautet: „der Pfeiler von Dhana Kakadscha, dem Sohne des Usatadata, dem Priester Mitra's eine Gabe!"; eine zweyte in Karli besagt: „der Pfeiler ist eine Gabe des Dhana Kakadscha, des Jawan (Griechen), des hervorragenden unter den abgezogenen (abstract) Wesen." Eine dritte Inschrift endlich, ebenfalls von Karli, setzt die Krone auf: „Eine Gabe an Dhana Kakadscha der Buddha geworden, der hervorragende Geber. O Täuschung!" Ein Grieche, Priester Mitras, wird Buddha!

Mit wie großer Zuversicht wir fortan den Sonnendienst als ein Element des Buddhismus zu betrachten haben, will ich an der ersten Inschrift aus Karli zeigen. Sie befindet sich an einer Säule vor dem Eingange des prächtigen Felsentempels; die Säule trägt Löwenbilder. Diese kurze, wohlerhaltene Inschrift in ziemlich alten Charakteren ist schon von Wilford, von Stevenson und von Prinsep behandelt worden. Keiner von diesen hatte aber eine vollkommen richtige Abschrift, und wir erhalten dieselbe erst durch das vorliegende Werk; sie ist von Dr. Wilson gemacht, dem bekannten Bekämpfer der Parsen und sonst thätigen Gelehrten in Bombay. Bird liest nun: Maharavisa gatiputasa atimitra nakasa, Sihothaba dânum, und übersetzt: Die Gabe einer Löwensäule für die große Sonne, die reine (purified) der Natur, den höchsten Lenker von Mitra. — Es ist mir unmöglich, in diesen Worten einen Sinn zu finden. Prinsep hatte den richtigen Zusammenhang, der durch hunderte von solchen Votivinschriften bestätigt wird, wenn er sich nicht ohnehin von selbst darböte, eingesehen und übersetzt: Dieser Löwenpfeiler ist die Gabe des Agimitra Ukas, des Sohnes von Saha Rawisabhoti. Er wird aber wegen dieser vermeintlichen Verkennung der Construction des Satzes von Bird zurechtgewiesen.

Wir können offenbar aus dieser Inschrift nichts weiter gewinnen als Namen oder Titel; denn die drey Worte welche dem sihathabha dânam vorangehen, sind Genitive, die den Donator bezeichnen. Er heißt Agimitrenaka und ist ein Sohn Gati's oder Gâti's. Für das erste Wort bleibt nur ein Titel oder sonst eine ehrende Bezeichnung übrig. Eine solche bietet sich in den Schriften des nördlichen Buddhismus dar, in dem Ehrennamen Mahâçrâvaka, mit welchem die Hauptjünger, buchstäblich: Großschüler des Buddha, belegt werden. (Burnouf, Introduction à l'histoire du Buddhisme Indien p. 296). Wie die sonst bekannten prakritischen Dialekte den Zischlaut vor r festhalten und dieses assimiliren oder abfallen lassen, so könnte in der vorliegenden Mundart der Zischlaut abgestoßen und Mahâravi statt mahâçravi gesagt seyn. Aehnlich liest man in der unmittelbar folgenden Inschrift von Karli mahârâvanaka. Daß das r hier nicht so leicht abgeworfen werde sieht man aus dem Namen des Donators und aus der Form putrasa nicht putasa, wie Bird liest.

Wir haben hier also weder einen Sonnencult, noch einen Mithradienst, sondern die Namen eines frommen Buddhisten, der Säule und Bilder als Weihgeschenk beym Tempel aufstellte. Gleich unhaltbar ist ein in einer Inschrift zu Nasik neu aufgefundener Gott Kradewa, für welchen der Kradeuas des Megasthenes in Arrians Indika cap. 8 eine erwünschte Anknüpfung darbietet, von welchem Spuren auf parthischen und anderen Münzen, ja sogar bey armenischen Chronisten zu finden sind. Es ist möglich, sagt Hr. Bird, daß dieser Kradewa der böse Geist ist, welchen Sabäer, Feueranbeter und christliche Gnostiker verehrten. Man wird nach diesen Proben weitere Nachweisungen über den Werth der Entzifferungen kaum verlangen, und ich füge daher nur noch Bird's Ansichten über das Alter der Felsentempel bey.

Herr Bird hält den Tempel zu Karli für den ältesten unter den Dekhanischen. Er sucht das aus einer Inschrift, die er nach meiner Meinung falsch liest, zu beweisen. Dabey kommt das Alter der frühesten Pali-Grammatik und hienach auch die Zeit der älteren grammatischen Lehrbücher des Sanskrit zur Sprache. Bey dieser Gelegenheit läßt Hr. Bird mich etwas behaupten, was ich nie gesagt habe, nämlich daß die grammatischen Lehrsätze zu den wedischen Sammlungen nicht älter seyn können als 500 v. Chr. S. 71. Wenn gesagt worden wäre: nicht jünger, so wäre die Angabe richtiger. Man vergleiche Birds Quelle, Notice of Dr. Roths investigations of the Vedas by J. M. Mitchell in Journal of the Bombay Branch of the Royal Asiatic Society. July 1847. Jenen Tempel in Karli will er nun nicht vor die Mitte des zweyten Jahrhunderts vor Christus setzen; er gibt sogar die feste Zahl 145 v. Chr. Die Felsenbauten von Kanari sollen nicht viel jünger seyn; mit ihnen ziemlich gleichzeitig die von Dschunir. Der alte Name Thakapur, der in dortigen Inschriften erwähnt sey, führe ihn auf die Vermuthung, daß hier die berühmte Stadt Tagara gewesen, welche die nach Indien handelnden Griechen im Anfange der christlichen Zeitrechnung besucht haben; damals als Kalian in der Nähe von Bombay der Seehandelsplatz dieses Landstriches gewesen sey. Die Tempel von Nasik, Adschanta und Aurangabad werden trotz der Anerkennung einer in ihnen zur Erscheinung kommenden reineren Form des Buddhismus wegen gewisser Kennzeichen des Abfalls zu brahmanischen Anschauungen weit heruntergesetzt in die Jahre 421 bis 800 nach Christus.

Ich kann diese Anzeige eines Buches, das für uns Quellenwerk bleibt, bis etwas Beßeres an seine Stelle tritt, nicht schließen ohne das Bedauern auszudrücken, daß mit so vielen Mitteln und in so bevorzugter Stellung des Verfassers im Mittelpunkt dieser Oertlichkeiten und an der Spitze der Asiatischen Gesellschaft zu Bombay, so gar weniges geleistet ist. An Geldmitteln fehlte es nicht, denn für die Publication wurden nach einer im Werke abgedruckten Liste nahe an 2000 Rupien freywilliger Beyträge unterzeichnet.

Wenn man den geringen Erfolg dieser Bemühungen sieht, und die große Wichtigkeit der Inschriften für die Ergänzung der geschriebenen Geschichte kennt, wie aus Lassen's Indischer Alterthumskunde jedem einleuchten muß, so kann man nur wünschen, daß endlich ein ernstlicher Versuch zu ihrer Sammlung und Herausgabe gemacht werde. Tausende von Copieen und Abdrücken liegen in den Sammlungen der Asiatischen Gesellschaft zu London und in der Bibliothek der Ostindischen Compagnie; sie sind, so scheint es, bestimmt, dort für immer verborgen zu bleiben. Man kann deßhalb nur einstimmen in Lassen's Wunsch: Um diese Sammlungen für die Wissenschaft fruchtbar zu machen, wäre es nöthig, daß sie von einem mit den erforderlichen Kenntnissen ausgerüsteten Gelehrten geordnet und herausgegeben würden, was jedoch nur dann wird geschehen können, wenn die Indische Regierung sich entschließen könnte das Werk zu unterstützen. Dieses wird aber wahrscheinlich ein frommer Wunsch bleiben, obwohl sie dazu eine viel näher liegende Verpflichtung hat, als die Französische für die Herausgabe der Keilinschriften und die Preußische Akademie der Wissenschaften für die Sammlung und Bearbeitung der Griechischen und Lateinischen Inschriften Sorge zu tragen.

Rudolph Roth.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. December.

Nro. 78. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.



Spicilegium Solesmense etc.

(Schluß.)

Beyde Gedichte gleichen sich ganz wunderbar, so daß an der Aechtheit des erstern nicht im Geringsten zu zweifeln ist, wie der Herausgeber ausführlich gezeigt hat; beyde wimmeln von Soloecismen und Barbarismen und die den Hexametern ähnlichen akrostichischen Verse verrathen etwas Spielendes. „Non est tamen," bemerkt Dom Pitra in d. Prolog. P. XXV., „quod inficias eam huiuscemodi stylum sapere Africanae ferociae rusticitatem, qui nihilominus ad acumina Tertulliani, Cypriani et Minucii non raro alludit: „Egregium, crede mihi, inquit Cavaeus, antiquae pietatis monumentum, in quo spirat ubique verus Christianae virtutis et disciplinae genius, zelus ingens et incomparabilis, mirus erga Christum amor et ardens studium, singularis pauperum cura et animus ad martyrium paratus." „Malim Commodiani mei versum, horridiore asperum cultu, quam calamistris inustum: placet namque mihi martyris aut martyrum praeconis testimonium nudum, nihil fuco temperatum, nihil quod rhetorum artem aut sophismata philosophorum, nihil quod nugas sapiat Alexandrinorum" etc.

Bedeutender sind die Auslegungen des h. Hilarius, Bischofs von Poitiers, zu den Paulinischen Briefen an die Galater, an die Ephesier, an Titus und Philemon. Zu den Briefen an die Philipper, Colosser, Thessaloniker und an Timotheus gab Dom Pitra bloß Varianten nebst Zusätzen zu dem bereits Gedruckten. Diese bot eine Corveyer Handschrift, welche gegenwärtig in der Bibliothek zu Amiens aufbewahrt wird und dem IX. Jahrh. angehört. Aus einer Pariser Nr. 2676. aus dem XII. Jahrh. ist das darauffolgende Bruchstück eines Commentars zu den ersten Kapiteln der Schöpfungsgeschichte. Ein anderes eines Commentars zu den Psalmen aus einem Douayer Codex S. 165 f. wird fälschlich dem Hilarius zugeschrieben. Ein am Ende mangelhaftes Gedicht über das Evangelium S. 166 — 170, aus 115 Versen bestehend, ist dem nämlichen Hilarius oder einem andern zuzueignen. Der Herausgeber fand es in einem griechisch-lateinischen St. Galler Codex der vier Evangelien. Darauf folgt ein kleines Bruchstück des h. Rheticius, Bischofs von Autun, aus dessen Commentar zu dem hohen Liede.

S. 171 — 258 erhalten wir die eleganten Gedichte des Aquilius Juvencus, des ältesten christlichen Dichters, welcher im IV. Jahrh. blühte, zu dem alten Testamente, nämlich ein noch unedirtes Fragment aus dem Gedichte desselben zur Genesis, das Gedicht in Exodum, das zu dem Buche Josue und selecta Fragmenta in Leviticum, Numeros et Deuteronomium, welche letztere allein 1204 Verse betragen, aus zwey Handschriften der Bibliothek zu Laon und der des Trinity-College zu Cambridge. Den Schluß dieser Abtheilung bilden alte, meist deutsche Glossen zur Historia evangelica des Juvencus aus einer Handschrift der Bodley'schen Bibliothek zu Oxford und Epiphoneme des Godefridus S. Swithuni Winton.

An der Spitze der zweyten Abtheilung stehen die von dem h. Victor, Bischof zu Capua, ge-

sammelten Scholien alter Väter, nämlich des h. Polycarpus, Origenes, Basilius von Cäsarea, Diodorus von Tarsus, Severianus von Gabala u. A. Daran reihen sich das Expositum in Heptateuchum des Johannes, Diacons der Römischen Kirche, und, wie einige annehmen, nachherigen Papstes Johann III., bestehend aus einem Syllabus auctorum et librorum, aus Excerpten aus Pacatus, Origenes, Petrus, Bischof von Alexandria und Märtyrer, Gregorius von Nazianz, Didymus von Alexandria, Tyrannius Rufinus von Aquileia, Johannes Chrysostomus, Hieronymus, Augustinus, Victor, Bischof von Capua, und einem Ungenannten; ferner aus Clemens von Rom, Hilarius, Tichonius dem Africaner, Tyrannius Rufinus, Cyrillus von Alexandria und Victor von Capua.

Das Umfassendste in dieser Abtheilung sind die Antirrhetica des Nicephorus I., Patriarchens von Constantinopel, gegen Magnes und gegen den Arianer Eusebius von Cäsarea (S. 302 — 503), in Griechischer Sprache mit gegenüberstehender Lateinischer Uebersetzung, aus dem Pariser (ehemals Colbertischen) Codex 754, jetzt 911, dem einzigen und uralten.

Beygefügt sind Glossae Theotiscae Bertinianae aus einer jetzt in der Bonner Bibliothek befindlichen Handschrift und Glossae Remigianae aus einem Codex der Rheimser Bibliothek. S. 505 folgen Anhänge zum ersten Bande (vielmehr zur ersten Abtheilung): I. Eine dem h. Irenäus, wie es scheint, fälschlich zugeschriebene Homilie de filiis Zebedaei aus einem Armenischen Codex der Mechitaristen zu Wien mit einer von P. Gabriel Aïzavouski verfaßten Lateinischen Uebersetzung. II. Fragmenta versionis Copticae libri synodici de primo concilio oecumenico Nicaeno a Zoega Georgio primum edita nunc denuo recusa cum emendationibus et notis et versione Latina plane nova cura et studio Caroli Lenormant, Academiae humaniorum litterarum socii, mit einem Vorberichte und mit Anmerkungen zu dem Texte und zu der Lateinischen Uebersetzung. III. Excursus in Commodiani carmen apologeticum etc., neue Verbesserungen enthaltend. IV. Magni Crusii Dissertationum de Magnete synopsis et excerpta. V. De inscriptione Graeca et Christiana Augustodunensi. VI. Addenda et corrigenda.

Den Schluß machen sehr fleißig gearbeitete Indices der Bibelstellen, der Auctoren, der Materien und der Glossen; ferner eine Uebersicht der Hauptgegenstände, welche in den Prolegomenen, Anmerkungen und Anhängen behandelt werden, und zuletzt noch ein sächliches Inhaltsverzeichniß.

Mit besonderer Auszeichnung muß Ref. noch der vortrefflichen Prolegomena gedenken, welche von der gründlichen und umfassenden Gelehrsamkeit und dem erstaunlichen Fleiße des Herausgebers die glänzendsten Beweise liefern.

Das Werk ist dem Cardinal Gousset, Erzbischof von Rheims, dem hohen Gönner des Benedictiner Ordens in Frankreich und besonders der Abtey Solesmens gewidmet.

Ehrenvolle Anerkennung verdient der Eifer, mit dem die angesehensten Würdenträger der Kirche, die berühmtesten Staatsmänner und Gelehrten und die namhaftesten Bibliotheken sowohl in als außer Frankreich, um das verdienstvolle Unternehmen Dom Pitra's nach Kräften zu unterstützen und zu fördern, an der Subscription sich betheiligten. Die Gebrüder Didot sorgten, wie sich von ihnen erwarten läßt, durch würdevolle Ausstattung möglichst für ein dem Inneren entsprechendes Aeußere.

Gg. Krabinger.

Eusebii Pamphili historiae ecclesiasticae Libri X. Recognovit Albertus Schwegler, antiqq. litt. in Academia Tubingensi Professor P. E. Accedit brevis adnotatio critica. Tubingae, typis et impensis Lud. Frid. Fues. 1852. X. u. 444 S. 8. 3 fl.

Eine wohlfeile und nach den besten Hülfsmitteln mit kritischer Genauigkeit bearbeitete Handausgabe der Kirchengeschichte des Eusebius war ein längst gefühltes Bedürfniß; denn Heinichen's und Burton's Ausgaben sind in kritischer Beziehung nichts weniger, als befriedigend, da ihnen noch der alte Text des Henri von Valois zu Grunde liegt. Heinichen hatte zwar keine neuen Hülfsmittel; der

Engländer Burton aber besaß einen vortrefflichen kritischen Apparat; denn er hatte sich mit bedeutenden Kosten in Paris, Venedig und Florenz Vergleichungen der wichtigsten Handschriften besorgen lassen. Doch benutzte er die von ihnen gebotenen Lesarten nicht so, wie man hätte erwarten sollen.

Hr. Schwegler unternahm es zuerst, den bisherigen Text nicht bloß hie und da zu verbeßern, sondern nach den ältesten und besten Handschriften durchgehends zu berichtigen und den Schriftsteller, so viel als möglich, in seiner ursprünglichen Gestalt wieder zu geben.

Zu den besten Handschriften, in welchen die Kirchengeschichte des Eusebius auf uns gekommen ist, gehören die Mediceische der Pariser Bibliothek Nr. 1434, aus dem XVI. Jahrh., welche schon H. von Valois benutzte; die Mazarinische ebendaselbst befindliche Nr. 1430 aus dem X. Jahrh., deren sich weiland H. von Valois bedient hatte und die später Burton vergleichen ließ; die ebenfalls von H. von Valois zu Rathe gezogene Fuketische Nr. 1435 aus dem XVI. Jahrh. und die jetzt in der Bodleyschen Bibliothek zu Oxford aufbewahrte Savilische Nr. 2278, welche Burton auf's Neue eingesehen hatte. Diese sind aus einer und der nämlichen Quelle geflossen; den Vorzug aber unter ihnen behauptet die Mazarinische. Zu dieser Klasse gehört auch die von Gersdorf, obgleich nicht ganz, durchgegangene Dresdener aus dem XII. Jahrh.

In zweyter Reihe stehen die Florentiner, welche für Burton verglichen worden, in der dritten die zuerst von Robert Etienne, dann von H. von Valois und zuletzt für Burton collationirte Pariser Nr. 1436 aus dem XIII. Jahrh. und die Pariser 1431 aus dem X. Jahrh. nach Montfaucon's Schätzung. Auch diese hatte sich Burton vergleichen lassen.

Die Mitte zwischen der zweyten und dritten Klasse nimmt die Venediger Nr. 338 aus dem X. Jahrh. ein, von welcher sich Burton ebenfalls eine Collation besorgen ließ.

Die der dritten Klasse angehörenden sind offenbar interpolirt und von der ächten Hand des Verfassers am meisten abweichend. Aus diesen floß die sogenannte Vulgata.

Der Herr Herausgeber hielt sich vorzugsweise an die Mazarinische; in manchen Fällen aber folgte er der Venediger, welche das Eigene hat, daß sie nicht selten Richtigeres gibt, Vieles wegläßt, was zur Vollständigkeit des Sinnes gerade nicht erforderlich ist, und oft nicht so wohl eine treue und sorgfältige, als vielmehr eine künstelnde Hand verräth. Dieß bewog ihn, die Mazarinische als Grundlage zu nehmen und nur in gewissen Fällen der Venediger und den mit ihr verwandten zu folgen. Zu beklagen ist, daß die Venediger nicht sorgfältig genug verglichen wurde.

Außer dem handschriftlichen Apparate Burton's, mit Umgehung des Unbedeutenderen, benutzte Hr. Schwegler überall mit gehöriger Genauigkeit die Ausgaben seiner Vorgänger, und man kann ihm mit vollem Rechte das rühmliche Zeugniß geben, daß er nach festen Grundsätzen, mit kritischem Takte und beharrlichem Fleiße bey der Bearbeitung seines Schriftstellers zu Werke gegangen.

In den kritischen Anmerkungen suchte er sich so kurz als möglich zu fassen. Dem Ref. ist nur Weniges aufgefallen, worin er anderer Ansicht, als der Hr. Herausgeber ist.

B. III. K. 27. §. 1. würden wir *οὐ θατέρᾳ ληπτοὺς εὑρών*, was die zwey Florentiner Handschriften anerkennen und Stroth und Burton aufnahmen, statt *οὐ θάτερα ληπτοὺς εὑρ.* geschrieben haben; denn *οὐ θατέρᾳ ληπτὸν* oder *ληπτέον* war sprüchwörtliche Redensart, wie man aus Plat. Sophist. S. 226. A. ersieht, wo es heißt: *Ὁρᾷς οὖν ὡς ἀληθῆ λέγεται τὸ ποικίλον εἶναι τοῦτο τὸ θηρίον καί, τὸ λεγόμενον, οὐ τῇ ἑτέρᾳ ληπτέον;* Mehrere Beyspiele dieser Ausdrucksweise findet man in dem Index verborum ad Aeliani Var. Hist. ex ed. Abr. Gronovii unter d. W. ἕτερος, ferner in Wyttenbach. epist. crit. ad Ruhnken. post Juliani Imperat. Orat. in Constantii laudem ed. Schaefer. p. 259., und in dessen Annotatt. ad Eunapium p. 57. sq.

B. III. K. 36. §. 2.: *καθ' ὃν ἐγνώριζετο Παπίας τῆς ἐν Ἱεραπόλει παροικίας καὶ αὐτὸς ἐπίσκοπος, ἀνὴρ τὰ πάντα ὅτι μάλιϛα λογιώτατος καὶ τῆς γραφῆς εἰδήμων.* Hier ähneln die Worte *ἀνὴρ — εἰδήμων* nur zu sehr einem glossematischen

Zusatze, welcher von dem Rande in den Text geflossen ist, was zur Genüge daraus erhellt, daß ihn vier Handschriften am Rande haben und sechs andere weglassen. Ref. würde ihn demnach unbedenklich gestrichen haben.

Am Schlusse fügte der Hr. Herausgeber noch einen vierfachen, reichhaltigen und mit Sorgfalt gearbeiteten Index bey. Der erste enthält die von Eusebius angeführten Bibelstellen, der zweyte die von ihm berührten Schriftsteller und Geschichtswerke, der dritte das Historische und Geographische, der vierte die in dem Werke vorkommenden griechischen Ausdrücke. Da ihm zur Bedingung gemacht war, keinen Commentar zu geben, so legte er Manches, was ihm zur richtigen Erklärung des Schriftstellers nothwendig schien, in die Indices nieder. Den Schluß bildet eine chronologische Uebersicht der Römischen Kaiser und der Päbste.

Gg. Krabinger.

ΧΡΗΣΜΟΙ ΣΙΒΥΛΛΙΑΚΟΙ. Oracula Sibyllina. Ad fidem Codd. Mscr. quotquot exstant recensuit, praetextis prolegomenis illustravit, versione Germanica instruxit, annotationes criticas et rerum indicem adiecit Josephus Henricus Friedlieb. Lipsiae T. O. Weigel. MDCCCLII. LXXXV und 231. S. — Sectio alt. CXXIV. S. in 8. Preis 4 fl. 12 kr.

Diese theils aus vorchristlicher Zeit, theils aus den drey ersten Jahrhunderten nach Christus stammenden Weissagungen, welche von Heiden, Juden und von judaisirenden oder eigentlichen Christen verfaßt worden, standen einst in so großem Ansehen, daß sie von den Kirchenvätern des zweyten und dritten Jahrhunderts in ihren apologetischen Schriften häufig als Beweismittel gegen die Heiden gebraucht wurden, bis sie in der Folgezeit, als man sich allmählig von der Unächtheit derselben überzeugt hatte, immer mehr in Mißachtung und zuletzt in Vergessenheit kamen.

Die erste Ausgabe derselben besorgte Xystus Betuleius nach der ehemals in der Augsburger, jetzt in der Münchner Bibliothek befindlichen Handschrift Nr. 351., zu Basel 1545. 4. Ebendaselbst erschien 1546 Castalio's Ausgabe mit dessen metrischer lateinischer Uebersetzung in Octav, worauf nach langer Zwischenzeit die des Opsopoeus (Paris 1599. 8.) und noch weit später die Gallesche (Amsterd. 1689. 4.) folgte. Seitdem lagen die Sibyllinen ganz unbeachtet, bis 1815 und 1816. der Däne Thorlacius die Aufmerksamkeit wieder auf diesen Gegenstand lenkte und im folgenden Jahre der berühmte Angelo Mai in der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand ein vierzehntes Buch entdeckte, welches mit dem sechsten und einem Theile des achten zu Mailand herauskam. Später gab er in seiner veterum Scriptorum nova Collectio (Rom. 1828. 4.) aus zwey Vatican. Handschriften das XI — XIV. Buch ganz, wovon Letzteres mit dem Ambros. Cod. die größte Verwandtschaft hat.

Eine neue kritische Ausgabe verdanken wir dem französischen Gelehrten Alexandre, wovon aber bis jetzt nur der erste Band (Paris bey Firm. Didot, 1841. gr. 8.), welcher bloß die ersten acht Bücher enthält, erschienen ist.

Während Alexandre außer den gedruckten Hülfsmitteln die beyden Pariser Codd., den Oxforder und den Wiener, von dem ihm der verewigte Kopitar eine Collation mitgetheilt hatte, benutzte, war der neueste Herausgeber so glücklich, das kritische Material so vollständig als möglich zu sammeln, indem Dr. Keil während seines Aufenthalts in Italien im Jahre 1845 in Rom und Florenz für ihn Collationen anstellte und Prof. Gildemeister in Marburg ihm seine Vergleichung der Pariser Handschriften überließ. Dazu kam noch das Ergebniß der von ihm selbst gemachten Vergleichung des Münchner Cod. 312, welcher die nämlichen Bücher und Fragmente, die der Mailänder und die Vaticanischen haben, enthält.

Bey solchen Hülfsmitteln hätte man allerdings erwarten dürfen, daß in der Textverbesserung etwas Tüchtiges geleistet worden wäre, um so mehr, als der Herausgeber in dem Vorworte bemerkt, ihm sey zunächst darum zu thun gewesen, einen möglichst fehlerfreyen Text zu liefern. Doch ist dem nicht so; denn man vermißt allenthalben nur zu sehr die kritische Schärfe und Genauigkeit. Auch stößt man hie und da auf metrische Unrichtigkeiten, welche einer Abhülfe bedurft hätten. Zu verwundern ist es, daß selbst geringere Fehler nicht berichtigt sind. — Die dem griechischen Texte gegenüberstehende deutsche Uebersetzung ist leider so gearbeitet, daß sie weder von Seite der Schönheit und Reinheit des Ausdrucks, noch von Seite der metrischen Genauigkeit den Anforderungen, die man heut zu Tage an einen Uebersetzer antiker Geisteserzeugnisse zu machen berechtigt ist, entspricht. — Alle Anerkennung verdient übrigens die Einleitung über den Inhalt und über die Handschriften der Sibyllen.

K.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. December.

Nro. 79. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1852.

Drittes Quartal. Juli — September.

(Fortsetzung.)

Fontes rerum Austriacarum. II. Abth. Bd. IV. Codex traditionum ecclesiae collegiatae Claustroneoburgensis, a. d. 1108 — 1260. Wien 1851.

Dr. J. D. W. Richter, Geschichte des Böhmischen Krieges aus Urkunden und anderen Quellen. Bd. 2. 3. Erfurt 1852.

B. Weber, das Thal Passeier und seine Bewohner. Innsbruck 1852.

F. A. Schmalfuß, die Deutschen in Böhmen. Prag 1851.

Topographisches Postlexikon des Kronlandes Oesterreich unter der Enns. Wien 1851.

Dr. H. Meynert, Neueste Geographie und Staatskunde des Kaiserthums Oesterreich. Lief. 1 — 4. Wien 1852.

J. G. Mayr, der Mann von Rinn (Jos. Speckbacher) u. die Kriegsereignisse in Tirol 1809. Innsbr. 1851.

Conspectus juris publici Regni Hungariae ab origine ad annum 1848, illustratus per Comitem A. M. Cziráky. T. 1. 2. Jennae 1851.

S. Steiner, Zur Kenntniß der Staatskassen nach den neuesten Bestimmungen des K. Oesterreich. Brünn 1851.

W. Coxe, History of the house of Austria. 1218 to 1792. Vol. 3. Lond. 1847.

A. v. Balley, Das neue Oesterreich, seine Handels- und Geldlage. Wien 1850.

A. v. Witzleben, Heerwesen und Infanteriedienst der K. Preuß. Infanterie. 3te verm. Aufl. Berl. 1851.

Ad. Stahr, Die Preußische Revolution. Bd. 1. Oldenb. 1851.

A. v. Minutoli, Die Lage der Weber und Spinner im Schlesischen Gebirge. Berl. 1851.

G. Hesekiel, Neues Berlinisches Historienbuch. Lief. 1. 2. Berl. 1851.

K. H. S. Roedenbeck, Zur Geschichte Friedrich Wilhelm's des Großen, Churfürsten von Brandenburg. Berl. 1851.

Die Kurmark Brandenburg vom 22. Oktob. 1806 bis Ende d. J. 1808. Bd. 1. Leipz. 1851.

R. Caubet, Die königliche Preußische Seehandlung. Leipz. 1851.

K. Brater, Blätter für administrative Praxis, zunächst in Bayern. Nördlingen 1851. Bd. 1. 2.

A. Schöppner, Sagenbuch der bayerischen Lande. Lief. 1. 2. München 1852.

J. E. Kopp, Urkunden zur Geschichte der eidgenössischen Bünde. Bdch. 2. Wien 1851.

Orts- u. Bevölkerungs-Lexikon der Schweiz. Zürich 1851.

J. Baumgartner, Schweizerspiegel. Drey Jahre unter der Bundesverfassung von 1848. Zürich 1851.

A. Bertoni, Delle condizioni agrarie nel cantone Ticino. Lugano 1851.

M. Gachard, Correspondance de Guillaume le Taciturne, Prince d'Orange. T. III. Bruxelles 1851.

— —, Lettres inédites de Maximilien, Duc d'Autriche Roi des Romains et Empereur, sur les affaires des Pays-Bas. I partie 1478 — 1488. Bruxelles 1846.

— —, Correspondance de Philippe II sur les affaires des Pays-Bas. T. I, Bruxelles 1848.

Ostende u. seine Umgegend. Brüssel 1851.

Les chroniques des contes de Flandres, texte du XVIII siècle, publiés pour la première fois. Bruges 1849.

J. J. A. Worsaae, Minder om de Danske og Nordmaendene i England, Scotland og Irland. Kjöbenh. 1841.

Dr. R. Pauli, König Alfred und seine Stelle in der Geschichte Englands. Berl. 1851.

Dr. Fr. W. Ebeling, Englands Geschichtsschreiber von frühester bis auf unsere Zeit. Berl. 1851.

G. Atkinson, The Worthies of Westmoreland or notable persons born in that county since the reformation. Vol. 1. 2. Lond. 1851.

W. Roscher, Zur Geschichte der englischen Volkswirthschaftslehre. Leipz. 1851.

F. Palgrave, The history of Normandy and of England. Vol. I. Lond. 1851.

R. W. Billings and W. Burn, The baronial and ecclesiastical antiquities of Scotland. Part 1 — 60. Schluß. Edinb. 1850 — 1852.

A. Jpsen, Christian August, Prinz zu Schleswig-Holstein, nachmals Kronprinz von Schweden. Kiel 1852.

Denkwürdigkeiten zur neuesten Schleswig-Holsteinischen Geschichte. Buch 1 — 3. Stuttg. 1851.

Dr. A. Erismann, Armee- und Militärsanitätswesen der Herzogthümer Schleswig-Holstein. Bern 1851.

P. Storch, Der Bauernstand in Rußland. Petersburg 1850.

A. J. Arwidson, Handlingar till upplysning af Finlands Häfder. Del 1. 2. Stockholm 1848.

C. Adler, Aphorismen über die staatlichen Zustände Polens von der ersten Theilung des Reichs. Berlin 1851.

Dr. F. Wüstenfeld, Genealogische Tafeln der Arabischen Stämme und Familien. Abth. 1. Die Ismä'ilitischen Stämme. Göttingen 1852.

Ch. de Bondelmontius, Liber insularum archipelagi e codicibus Paris. nunc primum edidit de Sinner. Lips. 1824.

Ph. Fr. von Siebold, Nippon. Archiv zur Beschreibung von Japan u. s. w. Text u. Kupfer, Heft 13 — 20. Leyden 1840 — 51.

Smithsonian Contributions to knowledge. Ancient monuments of the Mississippi Valley, by Squier and Davis. Vol. II. Washington 1851.

S. W. Williams, das Reich der Mitte. A. d. Engl. übers. von C. L. Collmann. Abth. 1. Cassel 1852.

H. R. Schoolcraft, Historical and statistical information, respecting the history, condition and prospects of the Indian tribes of the united states. Vol. I. Philad. 1851.

Ueber den Mineralreichthum und die fruchtbare Bodenbeschaffenheit im inneren Westen der nordamerikanischen Staaten. Cassel 1851.

Th. Laujoulet, Le commerce en Algérie. Par. 1851.

Al. v. Humboldt, Kritische Untersuchung über die historische Entwickelung der geographischen Kenntnisse von der neuern Welt und die Fortschritte der nautischen Astronomen in dem 15. u. 16. Jahrhundert. Berl. 1852.

G. Byam, Wanderungen durch Südamerikanische Republiken. A. d. Engl. von M. B. Lindau. Dresden 1851.

Dr. B. v. Boguslawski, Ueber deutsche Colonisation in Mexiko. Berlin 1851.

W. Grimm, die Staaten Central-Amerika's. Berlin 1851.

J. Henderson, Neu Süd-Wales, dessen Klima, Erzeugnisse rc. A. d. Engl. von C. Mai. Frankfurt 1852.

D. Haskel and J. C. Smith, A complete descriptive and statistical gazetteer of the united states of America revised to 1850. New-York 1849.

Die deutsche Ansiedelung in Mittel-Amerika. Berlin 1850.

G. H. Pertz, das Leben des Ministers Freyherrn von Stein. Bd. 4. 1814 — 1815. Berlin 1851.

J. W. Baum, Theodor Beza nach handschriftlichen Quellen dargestellt. Th. 2. Leipz. 1851.

C. Th. Perthes, Friedrich Perthes Leben. Bd. 2. Hamburg 1851.

Chr. Schuchardt, Lucas Cranach des ältern Leben u. Werke. Th. 1. 2. Leipz. 1851.

A. de LaGuéronnière, Portraits politiques contemporains. Livr. 1. Par. 1851.

General W. J. von Krauseneck. Berlin 1851.

W. J. Copleston, Memoir of Edward Copleston, Bishop of Landaff. Lond. 1851.

Aug. de Blignières, Essai sur Amyot et les traductions français au XVI siècle. Par. 1851.

Dr. K. M. Schmitt, Paul Flemming. Marburg 1851.

Die Herzogin von Ahlden, Stammutter der K. Häuser von Hannover und Preußen. Leipz. 1852.

G. H. Morin, Essai sur la vie et le caractère de J. J. Rousseau. Par. 1851.

v. Mering, Clemens August, Herzog zu Bayern, Churfürst u. Erzbischof von Cöln. Cöln. 1851.

C. J. Hefele, Der Cardinal Ximenes. 2te verb. Aufl. Tübing. 1851.

Anteckningar of Gr. Magnus Bjornstjerna. Del I. Afl. 1. 2. Stockholm 1851.

A. Bolognini Amorini, Memorie della vita e delle opere di Franc. Rosaspina. Bologna 1842.
G. Rosini, Cenni di storia contemporanea. Pisa 1851.
L. Cibrario, Studi storici. Torino 1851.

C. G. J. Jacobi, Mathematische Werke. Bd. 2. Berlin 1851.
K. Snell, Einleitung in die Differential- u. Integral-Rechnung. Th. 2. Von den höheren Differentialquotienten. Leipz. 1852.
Dr. E. S. Unger, die Geometrie des Euklid und das Wesen desselben. 2te verm. Aufl. Leipzig 1851.
Dr. F. A. H. Willing, Allgemeine Zahlenlehre. Berl. 1851.
M. G. v. Paucker, Der Ausgleichungsbau. Mitau 1851.
Dr. G. Lauteschläger, Die Lehre von den einfachen und zusammengesetzten Zinsen. Darmstadt 1851.
H. Kröhnke, Handbuch zum Abstecken von Curven auf Eisenbahn-Weglinien. Leipzig 1851.
Dr. Fr. J. Richelot, Ueber das Problem der Rotation eines festen Körpers, auf welchen beliebige Kräfte wirken. Berlin 1851.
Poinsot, Neue Theorie der Drehung der Körper. Uebers. von K. H. Schellbach. Berlin 1851.
J. G. F. Bohnenberger, Anleitung zur geographischen Ortsbestimmung vorzüglich mittels des Spiegelsextanten. Neu bearb. von Dr. G. A. Jahn. Göttingen 1852.
S. Newth, Die wichtigsten Lehren der Statik, Dynamik und Hydrostatik. Deutsch von Hartmann. Weimar 1851.
J. C. Wedeke u. Dr. J. A. Romberg, Handbuch der Landbaukunst u. der landwirthschaftlichen Gewerbe. Th. 1. Lief. 1. Leipzig 1851.
E. Kopp, Beytrag zur Darstellung eines reinen einfachen Baustyls. Heft 1 — 10. Dresden 1837 — 1845.
J. Gailhabaud, Denkmäler der Baukunst aller Zeiten u. Länder. Lief. 1 — 174. Hamb. 1849 — 52.
Dr. G. Hagen, Handbuch der Wasserbaukunst. Th. 2. Die Ströme u. Kanäle. Bd. 3. Königsberg 1852.
A. Fölsch, Die Stadt-Wasserkunst in Hamburg. Hamburg 1851.
Lamont, Astronomie und Erdmagnetismus. Stuttg. 1851.
Dr. G. A. Jahn, Die Sternenwelt. Leipzig 1852.
Dr. F. Kaiser, Das Sonnensystem und die Gesetze seiner Bewegung, von Dr. Troebst. Weimar 1850.
G. B. Airy, Astronomical observations made at the observatory of Cambridge. Vol. 1 — 8. Cambridge 1829 — 1836.

A. Smee, Elemente der Electro-Metallurgie. Deutsch bearb. Leipz. 1851.
H. W. Dove, Bericht über die in den Jahren 1848 u. 1849 auf den Stationen des meteorologischen Instituts im Preuß. Staate angestellten Beobachtungen. Berlin 1851.
K. Kreil, Magnetische und meteorologische Beobachtungen zu Prag. X. Jahrgang. Prag 1851.
Dr. J. E. Schloßberger, Lehrbuch der organischen Chemie mit besonderer Rücksicht auf Physiologie und Pathologie. 2te verm. Aufl. Stuttg. 1852.
A. Payen, Précis de chimie industrielle. 2e édit. Par. 1851.
Dr. R. Wagner, Die Chemie. 2te verm. Aufl. Leipz. 1851.
Dr. H. Wackenroder, Chemische Classifikation der einfachen und zusammengesetzten Körper. Jena 1851.
Abhandlungen des zoologisch-mineralogischen Vereines in Regensburg. Heft 1. Regensb. 1849.
Ph. Fr. de Siebold, Fauna Iaponica. Crustacea elaborante W. de Haan. Decas 6. 7. Lugd. Bat. 1851.
C. H. Boheman, Insecta Caffraria annis 1838 — 1845 J. A. Wahlberg collecta. P. I. fasc. 2. Coleoptera. Holmiae 1851.
F. Leydig, Beyträge zur mikroskopischen Anatomie u. Entwickelungsgeschichte der Rochen und Haie. Leipzig 1852.
J. Gould, The Birds of Asia. Part II. III. Lond. 1851.
Dr. W. Busch, Beobachtungen über Anatomie u. Entwickelung einiger wirbellosen Seethiere. Berl. 1851.
Dr. E. B. Brühl, Beyträge zur Anatomie der Haussäugethiere. Wien 1850.
W. Wood, Index entomologicus, of Great Britain. Lond. 1845.
Dr. G. Th. Schneider, Symbolae ad monographiam generis Chrysopae, Leach. Breslau 1851.
Dr. Hornschuch u. Dr. Schilling, Kurze Notizen über die in der Ostsee vorkommenden Arten der Gattung Halichoerus Nilss. Greifswald 1850.
J. G. H. Kinberg, Monographiae zootomicae. I Tragulus javanicus. Lundae 1850.
Dr. G. G. Walpers, Annales botanices systematicae. T. I. II. Fasc. I. Lips. 1848 — 1852.
G. A. Pritzel, Thesaurus litteraturae botanicae omnium gentium. Fasc. IV — VII et ultimus. Lips. 1851.
Dr. C. H. Schulz-Schultzenstein, die Verjüngung im Pflanzenreich. Neue Aufklärungen u. Beobachtungen. Berlin 1851.

Dr. C. B. Presl, Epimeliae Botanicae. Pragae 1549.

A. Martin, Die Pflanzennamen der deutschen Flora. Halle 1851.

Dr. C. Fr. Gärtner, Versuche und Beobachtungen über die Befruchtungsorgane der vollkommeneren Gewächse. Stuttg. 1844.

J. D. W. Bayrhoffer, Einiges über Lichenen u. deren Befruchtung. Bern 1851.

Dr. M. Seubert, Pflanzenkunde. Th. 1. 2. Stuttg. 1851.

J. F. Schouw, Die Erde, die Pflanzen und der Mensch. A. d. Dänisch. von H. Zeise. Leipz. 1851.

Dr. A. Bruckmüller, Grundzüge der allgemeinen und speciellen Botanik für Thierärzte. Wien 1851.

Fr. Kützing, Phycologia generalis oder Anatomie, Physiologie und Systemkunde der Tange. Leipz. 1843.

W. Hofmeister, Vergleichende Untersuchungen der Keimung, Entfaltung und Fruchtbildung höherer Kryptogamen und die Samenbildung der Coniferen. Leipz. 1851.

Frz. Frhr. v. Hausmann, Flora von Tyrol. Heft 1. Innsbruck 1851.

Dr. Th. Hartig, Vollständige Naturgeschichte der forstlichen Culturpflanzen Deutschlands. Berl. 1851.

A. d'Orbigny, Prodrome de Paléontologie stratigraphique universelle des animaux mollusques et rayonnés. Vol. 1. 2. Par. 1850.

De la Beche, The geological Observer. Lond. 1851.

M. A. Burat, Die Steinkohle. Quedlinb. 1851.

Dr. Fr. v. Hagenow, Die Bryozoen der Maastrichter Kreidebildung. Cassel 1851.

J. J. Heckel, Beyträge zur Kenntniß der fossilen Fische Oesterreichs. Abhandlung I. Mit Atlas. Wien 1849.

Dr. E. F. Germar, Die Versteinerungen des Steinkohlengebirges von Wettin und Löbejün im Saalkreise. Heft 7. Halle 1851.

C. Ehrlich, Ueber die nordöstlichen Alpen. Linz 1850.

Th. Träger, Studien und Erfahrungen im Bereiche der Pferdekunde. Sondershausen 1851.

Royer, L'agriculture allemande. Par. 1847.

Dr. K. G. Rau, Ueber den kleinsten Umfang eines Bauerngutes. Heidelb. 1851.

J. Pátek, Lehrbuch des Seidenbaues. Brünn 1851.

C. A. Linke, Die sächsische und altenburgische Landwirthschaft. 2te Aufl. Leipzig 1851.

Dr. A. v. Lengerke, Anleitung zum Anbau des Mais. 2te verm. Aufl. Berlin 1851.

M. G. Lefebure, St. Martin, De la race Bovine courte corne améliorée. Par. 1849.

L. Krause, Die Cultur der Schling- und Hängepflanzen. 2te verm. Aufl. Quedlinb. 1851.

J. G. Koppe, Unterricht im Ackerbau u. in der Viehzucht. Th. 1. Berlin 1851.

Eph. Houël, Traité complet de l'élève du cheval en Bretagne. Avranches 1842.

Fr. Horsky, Die Drillkultur der Feldfrüchte. Prag 1851.

L. Hartig, Lehrbuch für Förster. 9te verb. Aufl. Bd. 1. 2. 3. Stuttg. 1851.

F. Guénon, Traité des vaches laitières et de l'espèce bovine en général. 2. édition. Par. 1851.

M. de Gasparin, Guide des propriétaires de biens ruraux affermés. 2. edit. Par. 1851.

— —, Guide des propriétaires des biens soumis au métayage. 2. edit. Par. 1851.

M. Edwards, Rapport sur la production et l'emploi du sel en Angleterre. Par. 1850.

C. Büchner, Die höchsten Erträgniße des Ackerbaues durch Tiefkultur mit dem Pfluge. Nordhaus. 1851.

Ch. de Boigne, Du cheval en France. Par. 1843.

Fr. v. Babo, Der Ackerbau nach seinen monatlichen Verrichtungen. Frankf. 1851.

C. G. Quarizius, Flachsbau und Linnenbereitung. Leipzig 1852.

M. L. G. De Puibusque, L'éleveur de poulains et le parfait amateur de chevaux. Par. 1834.

F. Kreuter, Praktisches Handbuch der Drainage. Wien 1851.

Dr. Heine, Ueber die Beförderung der Landespferdezucht im Preuß. Staate. Zörbig 1850.

Dr. Ph. Engel von Klipstein, Der Waldbau mit Rücks. auf d. Großhrz. Hessen. Frankf. 1850.

Dr. C. Grebe, Die Forstbenützung. Ein Nachlaß von Dr. G. König. Eisenach 1851.

W. Baumeister, Handbuch der landwirthschaftlichen Thierkunde u. Thierzucht. Neu herausgegeben von Dr. Duttenhofer, Dr. Rueff und Schmidt. Lief. 1. 2. Stuttg. 1851.

C. Sartorius, Die Industrie-Ausstellung in London. Darmstadt 1851.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. December.

Nro. 80. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Genetische Geschichte der Philosophie seit Kant. Von C. Fortlage, außerordentlichem Professor der Philosophie an der Universität Jena. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1852. (X u. 488 S.).

Seit den letzten Decennien ist die Literatur über die Geschichte der neueren und neuesten Philosophie in einer überaus raschen Zunahme begriffen. Die nächste Ursache hievon ist zweifelsohne das immer allgemeiner und lebhafter gewordene Bedürfniß, sich über die große Bewegung der Geister zu verständigen, die aus der Philosophie des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts entsprungen und auf alle Gebiete der Wissenschaft und des Lebens sich fortgepflanzt hat. Daß diese gewaltige Bewegung bereits einen Schlußpunkt erreicht hat, der nun wieder zum Anfangspunkte einer neuen Entwicklung bestimmt ist, dürfte wohl so ziemlich von Allen zugestanden werden, die dem seitherigen Gange der Philosophie mit Aufmerksamkeit gefolgt sind. Worin jedoch der erstere, wie letztere zu erblicken, darüber gehen freylich die gegenwärtigen Ansichten auf das vielfachste und weiteste auseinander.

Auch das vorliegende Werk ist ein Beweis hiefür. Wir begegnen in demselben der eigenthümlichen Ansicht, daß die mit Schelling und Hegel abgeschlossene Bewegung nur zu einem Rückgange auf Kant und Fichte oder vielmehr zu einem neuen Ausgange von denselben zu benützen sey. Der Verfasser ist nämlich der Meinung, die mit Kant und Fichte begonnene neue Wissenschaft kranke einer unrühmlichen Ermattung zu, weil sie ihr Prinzip, den transscendentalen Idealismus, nicht radical und rücksichtslos zu vollführen sich getraute. Es sey daher vor allem nothwendig, daß sie zu einem erhöhten Selbstgefühle gelange, was nur dadurch zu erreichen sey, daß sie ihrer Zusammenhänge unter sich lebhafter als bisher inne werde, und zu diesem Endzweck wieder mehr auf ihre Anfänge zurückgehe, die bekanntlich von Kant datiren. Es scheint ihm daher ein nützlicher Dienst zu seyn, den man unserem Zeitalter leisten würde, wenn man ihm deutlicher als bisher vor Augen stellte, wie die großen Denker unserer jüngsten Vergangenheit allesammt nur an dem durch Kant in die Welt gebrachten ebenso neuen als unzerstörbaren Grundsatze fortgearbeitet haben, und wie der organische Zusammenhang der Systeme, welchen bisher nur einzelne Schulen in ihrem Privatnutzen auszubeuten gesucht, sich vielmehr auf das Ganze erstrecke. So lange wir die Männer, welche die Anlage unserer Nation zur höchsten Selbstständigkeit in ihrem Keime entwickelt haben, so lange wir Kant und Fichte nicht vergäßen, so lange seyen wir nicht verloren. Wir sollten uns nur dreist zu dem Bekenntnisse der Wahrheit entschließen, über das, was diese beyden großen Männer (die eigentlichen Radicalen der Philosophie) geleistet, durch die Producte der Restaurationsperiode nicht wesentlich hinausgekommen zu seyn. Würden wir's daher nur einmal versuchen, nachdem wir so lange Zeit zugebracht, der Erfahrung und dem Concreten alle mögliche Rechnung zu tragen,

zur Abwechselung wieder in allem Ernst, d. h. abstract zu philosophiren, wie Kant und Fichte, so würden wir bald gewahr werden, was und wie viel auf dem Spiele stehe.

Ja wohl — der Verfasser erlaube uns, ihn hier zu unterbrechen — würden wir's dann gewahr werden, zwar nicht wie viel, sondern wie wenig, oder vielmehr wie so gar nichts dabey auf dem Spiele gestanden, wenn es sich am Ende des Spiels um den einzustreichenden Gewinnst handelte, der nach ihm in nichts anderem bestände, als in dem erfolgten „Rücktritte aus der Halbphilosophie (der concreten und Rechnung tragenden) in die Ganzphilosophie (die abstracte und unbeugsame)." Kann es wohl etwas Paradoxeres geben, als die concrete, auch der Erfahrung Rechnung tragende Speculation als „Halbphilosophie" zu bezeichnen, die abstracte und völlig rücksichtslose dagegen die „Ganzphilosophie" zu nennen? Hätten nicht schon die beyden Ausdrücke „concret" und „abstract" als Bezeichnungen rein correlativer Begriffe, von denen der eine den anderen nothwendig voraussetzt und ergänzt, dem Verf. zur hinreichenden Warnung vor einer solchen Isolirung dienen und ihm den Goethe'schen Spruch in Erinnerung rufen sollen:

„Irr-Thümer sollen uns plagen"
Ist nicht an unser Heil gedacht?
Halb-Thümer solltet ihr sagen,
Wo halb und halb kein Ganzes macht.

Wohl hat der Verf. Recht, wenn er sagt, daß „der klar erkannte Grundsatz das Härteste und Unwiderstehlichste ist"; aber er dürfte sich gar sehr irren, wenn er glaubt, daß der klar erkannte Grundsatz einer bloß abstracten Philosophie die Welt von Grund aus zu regeneriren vermöchte. Was eine solche „Radicalkur" bewirkt, haben wir nicht erst nöthig kennen zu lernen, wir haben es längst erfahren; und wenn der Verf. sich von der seinigen einen anderen und besseren Erfolg, als von früheren Versuchen der Art, verspricht, so übersieht er, daß, wenn einmal mit dem Concreten tabula rasa gemacht werden soll, es unmöglich ist, zu sagen: bis hieher und nicht weiter. *)

Hätte sich der Verfasser darauf beschränkt, die wahren, in ihrer Art allerdings unvergänglichen Verdienste nachzuweisen, die sich Kant und Fichte um die Philosophie der Gegenwart erworben, so wäre er damit in seinem vollen Rechte gewesen, und selbst einen hierin etwas zu weit gehenden Eifer hätte man ihm gerne nachgesehen, wenn er ihn nur nicht um alles unbefangene Urtheil über die weiteren Fortschritte und Entwicklungen der Philosophie gebracht hätte. Wer aber, wie der Verf., in der Kant'schen Lehre das System der absoluten Wahrheit schon ganz und gar gefunden haben will, wer die ganze Geschichte der neueren Philosophie lediglich durch eine genetische Darstellung der Kant'schen Philosophie mit ihren Verzweigungen erschöpft zu haben glaubt und in allen Philosophen seit Kant nur verschieden gestaltete Kantianer erblickt, außer Kant und Fichte aber allen Anderen nur das Prädicat „fleißiger Arbeiter" zuerkannt haben will — ein solcher hat sich freilich für sein Unternehmen so enge Schranken gezogen, daß ihm nichts übrig bleibt,

*) War man doch bekanntlich selbst mit Hegel noch lange nicht zufrieden, „weil er von den positiven Elementen, die nach der Bildung seiner Zeit in ihm lagen, nicht noch mehr abstrahirt und alles lediglich aus dem reinen Gedanken entwickelt hatte." Und eben so suchte auch auf der äußersten Linken der Hegel'schen Schule in Bälde ein Radicalismus den andern zu überbieten, bis man endlich ohne Scheu es auszusprechen wagte: „Alle Grundprinzipien des Christenthums, ja sogar dessen, was man bisher überhaupt Religion nannte, sind gefallen vor der unerbittlichen Kritik der Vernunft; die absolute Idee macht Anspruch darauf, die Gründerin einer neuen Aera zu seyn. Die große Umwälzung, von der die französischen Philosophen des vorigen Jahrhunderts nur die Vorläufer waren, hat ihre Vollendung im Reiche des Gedankens, ihre Selbstschöpfung vollbracht." Also schon vor 10 Jahren der Verf. der Flugschrift: „Schelling und die Offenbarung. Kritik des neuesten Reactionsversuchs gegen die freye Philosophie". (Leipz. 1842. S. 9).

als sich innerhalb derselben fortwährend nur in einem und demselben unerquicklichen Kreise zu drehen.

Wäre wirklich die ganze Anstrengung unserer großen Denker der Neuzeit von keinem anderen Erfolge begleitet, als dem einer völligen Niederlage, die uns nöthigte, zu den ersten Anfängen wieder zurückzukehren und aller Realphilosophie für immer Lebewohl zu sagen, dann freilich bliebe nichts übrig, als mit dem Verf. diesen kläglichen Rückzug anzutreten; aber es verlohnte sich dann auch kaum mehr, eine Geschichte dieser philosophischen Entwicklung zu schreiben, da ihr ganzer Fortschritt als ein sinn- und zweckloser erschiene, und jedes nachfolgende System nur als eine beklagenswerthe Aberration von dem schon längst gefundenen allein wahren und absoluten Systeme betrachtet werden könnte.

In welchem schiefen Lichte sich dem Verf. nach diesem seinen Standpunkte die meisten der übrigen Systeme außer dem Kant'schen und Fichte'schen darstellen müssen, und wie wenig hiebey auf eine unparteyische und erschöpfende Besprechung namentlich derjenigen Richtungen zu hoffen ist, die den Kreis des bloß abstracten Philosophirens zu durchbrechen suchen, läßt sich von vorneherein begreifen. Man darf sich aber dann auch freylich nicht verwundern, wenn man einer Classification der Philosophen seit Kant begegnet, in der sich dieselben sämmtlich ohne Unterschied — wohl oder übel — gefallen lassen müssen, als Kantianer behandelt zu werden. Denn der Verf. theilt S. 83 alle Philosophen seit Kant in vier Klassen. Zur ersten Klasse rechnet er die Kantianer im engsten Sinne, welche ganz beym Buchstaben Kant's stehen geblieben und die Kritik der Vernunft für das bereits vollendete System der Vernunft genommen. In die zweyte Klasse sind zu stellen die Kantianer im strengen Sinne der directen Consequenz, welche die Resultate der Kant'schen Philosophie weiter verfolgten, ohne von dem durch Kant bezeichneten Wege des reinen Vernunftbegriffs sich irgend bedeutende Abweichungen zu erlauben. Hieher gehören nach dem Verf. Fichte, Schelling und Hegel. Zur dritten Klasse gehören die Kantianer im freyeren Sinne des Worts, welche durch eine Popularisirung der Resultate der Kant'schen Kritik dieselben dem Leben annäherten, nämlich K. L. Reinhold und Jacobi. Endlich in die vierte Klasse fallen die Kantianer im halben Sinne, welche nur auf gewisse einzelne Theile des Kant'schen Denkweges eingehen, im Uebrigen aber sich ganz eigenthümliche und abweichende Bahnen suchten, und wohin Fries, Herbart, Schopenhauer, Beneke, Reinhold d. j., Trendelenburg und andere neuere gehören.

In demselben ausgedehnten und unbestimmten Begriffe, in welchem der Verf. von Kantianern spricht, trägt er später (S. 185) auch kein Bedenken, von Mitarbeitern Schelling's und Hegel's zu sprechen. Denn es werden da, wo von Schelling auf dessen Schule übergegangen wird, die zu ihr Gehörigen nach den drey Epochen der Naturphilosophie, des Identitätssystems, einschließlich der Romantik, und der Philosophie der Offenbarung unterschieden und zur ersten Epoche gerechnet: Steffens, Oken, Schubert, Windischmann, Schelver, Kieser, Nees von Esenbeck, Troxler, Ennemoser, Buquoi, Nasse, Bartels, Burdach, Carus, Eschenmaier, Görres, Fr. Schlegel; zur zweyten: Hegel, Wagner, Krause, Bardili, Berger, Suabedissen, Ast, Rixner, Klein, Schad, Weber, Thanner u. a., und die Romantiker: Adam Müller, v. Haller und Stahl; und endlich zur dritten Epoche: Schleiermacher, mit welchem Solger, Daub, Twesten, Ullmann und Rothe verwandt, und Franz v. Baader, mit welchem Günther, Hoffmann, Emil v. Schaden, Leop. Schmid, Gioberti und Sengler verwandt seyen.

In dem Abschnitte aber, der die Ueberschrift trägt: „Ausbreitung der Hegel'schen Schule", heißt es S. 314: die Hegel'sche Methode sey ziemlich rasch an den meisten Universitäten heimisch geworden, und zwar in Berlin, außer durch Hegel selbst, durch Gans, Marheinecke, v. Henning, Michelet, Hotho, Gabler, Schulz, Vatke, Bruno Bauer, Nauwerk, Werder, Rötscher, Althaus u. A.; in Halle durch Hinrichs, Mußmann, Erdmann, Schaller, Ulrici, Ruge, Echtermaier; in

Erlangen durch Rust, v. Schaden, Feuerbach; in Heidelberg durch Daub, Kapp, Röth; in Leipzig durch Göschel und Weiße; in Königsberg durch Rosenkranz; in Bonn durch J. H. Fichte, Rothe; in Tübingen durch Strauß, Baur, C. Ph. Fischer, Vischer, Schwegler, Zeller, Reiff, Wirth; in Breslau durch Braniß und Pohl; in Göttingen durch Wendt und Bootz; in Gießen durch Carriere, Noack; in Marburg durch Matthias, Bayrhoffer; in Kiel durch v. Berger und Chalybäus u. s. w.

Unter diesen werden übrigens sodann noch besonders die Hegel'schen Materialisten und die s. g. Pseudohegelianer besprochen, in welchen letzteren der Verf. (S. 335) lediglich die in unseren Tagen wieder auftauchende Fichte'sche Urschule erblicken will, nur mit dem Unterschiede, daß sie einestheils der Hegel'schen Terminologie sich anbequemt haben, anderentheils im Gegensatz und in geflissentlicher Polemik gegen den immanenten Pantheismus gewisse Consequenzen des transscendenten Standpunktes einer genaueren Bestimmung unterwerfen, welche in der Wissenschaftslehre noch gänzlich unerörtert geblieben seyen. Die hier geschilderte Richtung werde vertreten durch Weiße, J. H. Fichte, C. Ph. Fischer, Göschel, Rust, Wirth, Carrière, Ulrici, Chalybäus, von denen wieder in einigen Punkten Weiße mehr dem Standpunkte Schelling's und Baader's sich nähere, Fichte der jüngere dagegen mehr den Weg Krause's beschreite.

Auf eine nähere Beleuchtung dieser Classificationen einzugehen, wird man uns erlassen. Es gäbe auch wohl kaum ein ermüdenderes und weniger lohnendes Geschäft, als aus jedem dieser Schubfächer das eine und andere nur herauszulesen, um es wieder in ein anderes Fach zu schieben, wohin es vielleicht eben so wenig gehörte, da es uns rein unmöglich scheint, die hier aufgezählten Namen sammt und sonders nach der Kategorientafel des Verf. zu classificiren.

Es mag zur Charakterisirung des Ganzen genügen, noch Einiges aus den drey letzten Abschnitten des vorliegenden Werkes auszuheben, in welchen schließlich noch die Construction der verschiedenen Systeme, und die philosophische Manier und Methode einer vergleichenden Betrachtung unterworfen und der Skepticismus als der einzig wahre Standpunkt der Wissenschaft bezeichnet wird.

In dem ersteren dieser Schlußabschnitte bemerkt der Verf. unter anderem: Die Wissenschaftslehre als stricte Consequenz der Kant'schen Kritik sey durch Schelling und Hegel aus ihrem ursprünglichen Gleichgewicht gewichen. Sie habe bey Schelling eine schiefe Neigung nach der Naturseite, bey Hegel nach der Geschichtsseite gewonnen. In der Natur sey die Methode in einem wilden Chaos versunken, in der Geschichte habe sie sich in die engen Zeitkreise der Immanenz verlaufen. Diese beyden schiefen Lagen seyen nicht in der Uranlage der Wissenschaftslehre gegründet, sondern ihr angethan worden. Ihr Prinzip stehe über Natur und Geschichte, oder sey vielmehr die Identität beyder, das allgemeine Ich. Wer in diesem stehe, der habe die Gefahr des Schwankens nach dieser und jener Seite überwunden, dafür aber fange nun eine entgegengesetzte Gefahr an zu drohen, die Gefahr der Verwechselung des absoluten mit dem erscheinenden Ich. Herbart sey in diesen Irrthum verfallen, bey welchem das Absolute sich weder in die Natur versenke, noch in die Geschichte verlaufe, dafür aber in eine Vielheit von absoluten Ichen zerspringe. Werde das zersprungene Ich lernen, durch fortgesetzte psychologische Analyse die Spuren und Züge des absoluten Ich in sich selbst wieder zu entdecken, so werde auf's neue das todtenerweckende Princip gewonnen seyn, durch welches die Philosophie aus ihrem traumartigen Versunkenseyn in Natur und Geschichte zum wahrhaft menschlichen Daseyn, zur vollendeten Psychologie erwachen könne.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. December.

Nro. 81. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Genetische Geschichte der Philosophie seit Kant. Von C. Fortlage.

(Fortsetzung.)

Was der Verf. unter diesem todtenerweckenden Prinzip, dem absoluten Ich — als der Einen Grundidee des ganzen Fichte'schen Denkens in ihrer consequenten Tiefe — versteht, findet man bey der Darstellung des Fichte'schen Systems S. 137, woselbst es heißt: „Das absolute Ich, d. h. das in allen Individuen gleicherweise Ich seyende Ich ist reine sich selbst setzende Thätigkeit oder reines Denken, und was in allen Individuen denkt, ist nichts anderes, als diese allgemeine Thätigkeit, welche in allen gleicherweise zu sich selbst Ich sagt, und sobald sie in ihrer Reinheit hervorbricht, sich als Willensfreyheit oder moralische Autonomie ankündigt."

In dieser Idee des absoluten Ich's wurzelt dann natürlich auch die Fichte'sche Gotteslehre, in welcher der Uebergang des Kant'schen Religionsbegriffs aus dem Theismus in den Pantheismus vollzogen worden — ein Uebergang, der, wie der Verf. S. 140 hinzufügt, von nun an auch nicht mehr rückgängig zu machen sey. Jedoch sey dieses nicht der moderne Pantheismus der Immanenz gewesen, welcher außer Natur und Weltgeschichte kein Drittes kenne, sondern hier gebe es noch immer ein Drittes, Vorausgesetztes, sowohl der Natur als der Weltgeschichte Transscendentes, gleichsam eine Säule der Welt, welche nur, insoferne sie sich zur Anschauung entäußert, in die Erscheinung oder Immanenz trete, sofern sie aber aller Entäußerung vorangehe, transscendentes Prinzip bleibe, verwandter zwar dem bewußten Individuum, als dem unbewußten Naturgrunde, aber weder mit diesem, noch mit jenem vertauschbar. Dieß möge, sagt der Verf., der Pantheismus der Transscendenz heißen. Dieser transscendente Pantheismus des späteren Fichte'schen Systems sey absoluter oder radicaler Idealismus, aber nicht in aufgedeckter, sondern in zugedeckter Gestalt. Die Wissenschaftslehre hingegen stelle den radicalen Idealismus in offener und aufgedeckter Gestalt vor Augen, insoferne nämlich, als in der Wissenschaftslehre die Thätigkeit des transscendenten Subjects, in sich selbst und vor seiner Entäußerung, als Thätigkeit des reinen Setzens (als Denkthätigkeit) definirt werde, während in der Religions-Philosophie diese offene Erklärung mit einer gewissen Scheu vor dem populären Auffassungsvermögen der im natürlichen Realismus befangenen Menge verschwiegen bleibe.

Einem solchen radicalen Idealismus, der dem Verf. als das höchste Ziel alles Philosophirens gilt, entspricht dann auch freylich vollkommen die Aeußerung desselben S. 480, daß der Philosoph, welcher mit dem einen Auge auf den speculativen Begriff, mit dem anderen auf das Reich der Erfahrung geheftet stehe, immer einen Bastard gebäre. Nur wer, wie Kant und Fichte, sich dem speculativen Gedanken ganz allein und ohne nebenbey anderen Absichten Rechnung zu tragen, hingebe, ge-

lange zur absoluten Reinheit der obersten Zusammenhänge, wie sie die Wissenschaftslehre darstellt. Das reine, von aller Erfahrung abgeschiedene A priori der Wissenschaftslehre sey das punctum saliens, um dessentwillen alle anderen Systeme arbeiteten.

In Betreff der philosophischen Manier und Methode bezüchtigt der Verf. die Philosophie der Gegenwart des Umschlagens in bloße kritische und kombinatorische Manieren und bezeichnet die analytische Methode als die allein zum Ziele führende. Die voraussetzungslose Darstellung der Wissenschaftslehre ist in seinen Augen die Aufgabe der Zukunft. Sie fordert ein Zurückgehen der Kritik in ihren Anfang, nicht ein bloßes Fortdenken auf der Kant'schen Basis, sondern eine Fortsetzung der Kant'schen Methode in Beziehung auf die Resultate der Wissenschaftslehre. Hierdurch verwandle sich die Speculation in die Grundlegung einer gesetzmäßig fortschreitenden psychologischen Wissenschaft, deren Fundament und Entwurf immer der successive Gang von Kant bis Hegel seyn und bleiben werde. Was im Alterthume Plato und Aristoteles gewesen, werde dieser Ideengang jetzt seyn, klassische Grundlage für Jahrtausende. Der Grund sey vollendet, der Ausbau habe zu beginnen. Der Entwurf des Grundrisses sey nach synthetischer Art geschehen, der Ausbau könne nur wieder, wie die erste Findung des Entwurfs bey Kant, auf analytischem und inductorischem Wege vor sich gehen. Der Boden dieser kritischen Analysis aber heiße der Skepticismus. Dieser Fels, an welchem der Menschengeist so oft zu scheitern gefürchtet, habe sich dazu bestimmt gezeigt, der Eckstein seiner Zukunft und seines Heils zu werden.

Der Mittelpunkt aber, die Höhe, der Kreuzweg, von wo Alles auszugehen, wohin Alles zurückzukehren hat, ist nach dem Verf. die Wissenschaftslehre. Sie ist wie die Sonne, denn sie geht allen Menschen mit Nothwendigkeit auf, welche davon erfahren. Ihre Bestimmung, sind des Verf. Schlußworte, sey eine dreyfache. Die erste sey die, der „befruchtende" Sauerteig für alle anderen Wissenschaften zu seyn. Diese sey schon bey Kant hervorgetreten und habe seinen, die Wissenschaftslehre begründenden Ideen einen fast allgemeinen Einfluß gewonnen. Die zweyte Bestimmung sey, zeitbewegende Macht zu seyn in Religion und Politik. Sie sey zuerst in Fichte mit Entschiedenheit aufgetreten. In Schelling's und Hegel's Wirksamkeit habe die Philosophie sich wieder mehr in die erste Bestimmung zurückgezogen, jedoch nur gleich dem Athleten, welcher in der Stille Kräfte sammle zu einem entscheidenden Kampfe. Denn alsbald habe die Hegel'sche Schule auf eine unerwartete Weise wiederum eine erhöhte Wirksamkeit dadurch begonnen, daß sie die einseitige Tendenz, das Walten der Idee nur allein am gegebenen Stoff nachzuweisen, verlassen, und während sie einerseits die Vernünftigkeit des Wirklichen zu beweisen fortgefahren, auch andererseits eben so sehr die Wirklichkeit des Vernünftigen zu fordern wieder angefangen. Die dritte Bestimmung der Wissenschaftslehre aber sey die, überhaupt vorhanden zu seyn. Die Wissenschaftslehre habe ihren Zweck in sich selbst. Sie sey selbst das höchste Gut in seinem irdischen Erscheinen. Was für's Auge das Licht, dasselbe sey sie für den Geist. Gingen Religion und Staat zu Grunde, der Quell, aus welchem sie auf's neue verjüngt hervortauchen würden, flösse in ihr. Darum sey alle ängstliche Furcht und Besorgniß über die zukünftige Wendung der Geschicke der Menschheit eitel, seit die Wissenschaftslehre in's Leben der Menschheit eingetreten. Das durch sie in die Finsterniß gebrochene schöpferische Urlicht werde sich seine Welt gestalten.

Bey einer solchen überschwänglichen Parteynahme für die Fichte'sche Wissenschaftslehre wie sie in dem Vorstehenden sich ausspricht, können dem Verf. dann natürlich alle nachfolgenden Systeme in keinem anderen Lichte erscheinen als dem bloßer Mittel zum Zwecke der Verherrlichung des Fichte'schen Systemes. Sie sind ihm (S. 144) bloße Versuche, die auf alle Gefahr hin unternommen werden mußten, um durch anschauliche Beyspiele einen allgemeinen faßlichen Begriff von der Wirkungskraft des gegebenen neuen Werkzeugs in die

Welt zu bringen. Auch die Naturphilosophie müsse vorzugsweise vom Standpunkt ihres Verdienstes um die Propaganda des speculativen Gedankens beurtheilt werden. Ohne sie hätte dem menschheiterlösenden Gedanken der Wissenschaftslehre ein großer Theil jener unwiderstehlichen Kraft und Jugendfrische gemangelt, womit er sich ebenso den Weg zum Herzen der Nation gebahnt, wie ihn die Vernunftkritik durch Reinhold und Jacobi gefunden.

Man befinde sich jedoch, bemerkt der Verf. S. 148, im Irrthume, wenn man meine, das Schelling'sche System habe die Prinzipien der Fichte'schen Wissenschaftslehre überschritten, es überschreite nur den Fichte'schen Beobachtungskreis der Wirksamkeit des speculativen Gedankens. Fichte habe bloß im Ich seine Anwesenheit beobachtet, Schelling dagegen habe angefangen, auch im erscheinenden Nicht-Ich als im Reiche der Empirie seine Spuren zu verfolgen. Auf diese einfache Thatsache reducire sich der Schein, als habe Schelling dem subjectiven Princip Fichte's ein neues objectives Prinzip hinzugefügt. Dieß habe er nicht gethan und es wäre auch gar nicht möglich gewesen. Wohl aber habe er der Wissenschaftslehre eine ganz neue und bisher unerhörte Wissenschaft als Spiegel und Gegenschein ihrer selbst, als nothwendiges Ergänzungsglied gegenübergestellt und dieß eben sey die Naturphilosophie gewesen. Er habe damit allerdings einen Mangel ausgefüllt und einen von Fichte gänzlich brach gelassenen Acker bebaut, aber dieser Mangel habe nicht das Prinzip, sondern den Umfang der Wissenschaft betroffen, dieser Acker habe nicht außerhalb, sondern innerhalb der Wissenschaftslehre brach gelegen. Wer überhaupt der Meinung sey, daß man aus dem absoluten Ich noch in ein höheres Prinzip hinaufsteigen könne, dem sey anzurathen, daß er zuvor die drey Grundsätze der Wissenschaftslehre studire, ehe man mit ihm ein Wort weiter reden könne.

Der Verf. hätte mit dieser letzteren Behauptung, daß man aus dem absoluten Ich in kein noch höheres Prinzip aufsteigen könne, allerdings Recht, wenn das von ihm hier gemeinte Fichte'sche Ich wirklich schon das absolute wäre. Dieß aber ist eben sein Grundirrthum, der ihn auch die Hauptbedeutung der damaligen Schelling'schen Philosophie übersehen ließ, die ja gerade in dem Nachweise bestand, daß das Fichte'sche Ich noch nicht das absolute sey und daß also über dasselbe hinausgeschritten werden müsse und ein anderes und höheres Prinzip an dessen Stelle zu treten habe. Allerdings ging Schelling ursprünglich von Fichte aus und ergriff dessen Prinzip mit aller Lebendigkeit, weil er in ihm ein Prinzip der Bewegung erkannte, das von nun an für die Philosophie eine unverlierbare Errungenschaft blieb. Wer aber, wie der Verf., völlig blind für die Erkenntniß ist, daß Schelling, indem er versuchte dieses Prinzip zu seinem wahren Verständnisse zu bringen, eben hierdurch sich genöthigt sah, über dasselbe hinauszugehen und von da an völlig unabhängig von Fichte und völlig selbstständig ein System entwickelte, das in einem ganz anderen und höheren Verhältnisse zu dem Fichte'schen steht, als die Versuche Reinhold's und Jacobi's zur Kant'schen Lehre, und wer, wie eben derselbe S. 184, in dem ganzen Schelling'schen Philosophiren nichts anderes sieht, als ein stetes abenteuerndes Umherirren, um geleitet vom Compaß der Wissenschaftslehre nur immer neue Länder der Wissenschaft der Philosophie zu gewinnen, — der hätte seiner Geschichte der Philosophie seit Kant wohl eher jeden anderen Namen geben mögen, als den einer „genetischen“. Jedenfalls ist er außer Stande, selbst auch nur die ältere Schelling'sche Philosophie in ihrem wahren Zusammenhange und nach ihrem eigentlichen und tieferen Verständnisse darzustellen.

Am allerwenigsten aber konnte von ihm eine genetische Entwicklung des Uebergangs der Schelling'schen Philosophie von der älteren zur neueren Lehre und eine auch nur einigermaßen befriedigende Darstellung des neuesten Systemes Schelling's erwartet werde. Die ganze so überaus wichtige Abhandlung Schelling's „über das Wesen der menschlichen Freyheit“, die den eigentlichen Wendepunkt zwischen der alten und neuen

Lehre desselben bildet, wird von dem Verf. auf den wenigen Blättern von S. 172—76 und da nur auf das unvollständigste und flüchtigste besprochen, und sodann S. 176 unmittelbar hieran eine Darstellung der gegenwärtigen Potenzenlehre Schelling's und seiner Philosophie der Mythologie und Offenbarung geknüpft, deren großer Dürftigkeit, Lückenhaftigkeit und irrthümlicher Auffassung wir hier nicht erwähnen können, ohne bey dieser Gelegenheit über die an gleichen Gebrechen mehr oder minder leidenden Darstellungen anderer Historiker der Gegenwart uns näher zu äußern.

Nicht leicht ist mit nachgeschriebenen Collegienheften ein ärgerer und gewissenloserer Mißbrauch getrieben worden, als mit denen Schellin'gs. Es ist nicht an uns, die Gründe zu besprechen, die einen Mann, wie Schelling, bisher bestimmt haben mochten, sich dem größeren Publikum gegenüber in ein so beharrliches Schweigen zu hüllen. Wir kennen sie nicht, und könnten uns deßhalb nur in Vermuthungen darüber ergehen, von denen jedoch manche so nahe liegen, daß sie für den, der den trüben Erscheinungen der letztverflossenen Zeiten auf den Grund gesehen, keiner näheren Bezeichnung bedürfen. Aber Niemand kann berechtigt seyn, ihm daraus einen Vorwurf zu machen, und noch weniger Jemand die Befugniß haben, seine von ihm selbst noch nicht für den Druck bestimmte Lehre vor die Oeffentlichkeit der Presse zu ziehen, und auf solche Weise einen Act der Gewaltthat an ihm auszuüben. Und dennoch ist diese Gewaltthat seit Schelling's Wiederauftreten auf dem akademischen Lehrstuhle nicht einmal, sondern zu oft wiederholten Malen in einer ganzen Reihe von Druckschriften auf das unverantwortlichste geschehen. Den großartigsten Raub an fremdem geistigen Eigenthume hat bekanntlich auf diesem Gebiete Paulus in Heidelberg sich erlaubt und denselben damit entschuldigen zu können geglaubt, daß er es als seine Lebensaufgabe erklärte, „eine dem Zwecke der Religiosität, Christlichkeit und vernünftigen Pflichteinsicht so sehr entgegenwirkende Richtung", wie die Schelling'sche, nach allen Kräften zu bekämpfen, oder mit anderen Worten, daß er sich die Mission zuschrieb, vor allen Andern berufen zu seyn, dem Versuche einer positiven Philosophie mit den schwersten Geschützen des Rationalismus entgegen zu treten, um diese wo möglich für immer niederzuschmettern. Das letztere gelang ihm nun freilich nicht, ungeachtet der Dickleibigkeit des Buches und aller Gehässigkeiten, Verläumdungen, Verdächtigungen und Trivialitäten, von denen dasselbe strotzt. Aber es war damit immerhin ein schlimmes Beyspiel gegeben, indem nun auch Andere sich für berechtigt hielten, alles ohne weiters abdrucken zu lassen, was ihnen irgend von Schelling'schen Scripten in die Hände kam, und den literarischen Anstand für hinlänglich dabey gewahrt hielten, wenn sie den Schelling'schen Text nur mit einigen kritischen Bemerkungen und Randglossen versähen. Und so erwuchs denn auf diese Weise eine ganze Literatur von Brochüren aller Art, die von nun an den Geschichtschreibern der neuesten Philosophie als Quellen für das gegenwärtige System Schelling's galten und auch sogleich auf das eifrigste benützt wurden, freylich fast immer mit der beygefügten Klage, daß Schelling noch nicht selbst etwas Größeres über dasselbe habe drucken lassen und daß man demnach nur an fremde Mittheilungen sich halten könne.

Es möchte bey diesem literarischen Treiben Schelling fast eben so ergangen seyn, wie es etwa einem genialen Compositeur ergehen müßte, der, weil er sich nicht entschließen konnte, sein neuestes Tonwerk so schnell und so bald, wie es das Publikum wünschte, zur Aufführung bringen zu lassen, es noch vor derselben erlebte, auf allen Drehorgeln die daraus gestohlenen Melodien in der erbärmlichsten und zerstücktesten Weise ableyern zu hören.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. December.

Nro. 82. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1852.

Drittes Quartal. Juli — September.

(Fortsetzung.)

G. Hertz, Geschichte der Uhren. Berlin 1851.
Catalogue official, of the great exhibition etc. 1851. Lond. 1851.
C. Hartmann, Die Fortschritte der Eisenhüttenkunde. Berlin 1851.
F. C. Fr. von Beust, Ueber die Entwicklungsfähigkeit des Freyberger Silberbergbaues. Freyberg 1851.
Die Bergakademie zu Freyberg. Freyberg 1850.
Dr. F. Kalessa, Handbuch des österreichischen und gesammten deutschen Wechselrechts. 4te neubearb. Aufl. Wien 1852.
Dr. Jochmus, Handbuch für Consuln und Consular-Beamte. Dessau 1852.
W. Brozowsky, Grundriß der Handelsgeographie. Wien 1852.
Codice di commercio colle note. Firenze 1844.
C. Pruys van der Hoeven, Anthropologisch onderzoek. Leiden 1851.
Dr. B. Schwarze, Die Verrichtungen einzelner Organe des menschlichen Körpers. Leipz. 1851.
M. Jacobi, Naturleben und Geistesleben. Leipz. 1851.
Dr. A. Wuttke, Geschichte des Heidenthums. Th. 1. Breslau 1852.
Dr. W. Wachsmuth, Allgemeine Culturgeschichte. Th. 2. Leipzig 1851.

K. Schwenck, Die Sinnbilder der alten Völker. Frankf. 1851.
F. Nève, La tradition Indienne du déluge. Par. 1851.
H. L. Fleischer, Ueber das vorbedeutende Gliederzucken bey den Morgenländern. Leipzig 1849.
J. G. Hientzsch, Ueber die Erziehung u. den Unterricht der Blinden. Berlin 1851.
L. Wangemann, Der wechselseitige Unterricht. Merseburg 1851.
Dr. G. M. Dursch, Pädagogik. Tübing 1851.
Dr. J. Fr. Bruch, Weisheitslehre der Hebräer. Straßburg 1851.
Dr. Ed. Zeller, Die Philosophie der Griechen. Th. 3. Die nacharistotelische Philosophie. 1te Hälfte. Tübing. 1852.
G. Th. Fechner, Zend-Avesta. Th. 1 — 3. Leipzig 1851.
J. H. Fichte, System der Ethik. Bd. 2. Abth. 1. Leipzig 1851.
Dr. H. F. W. Hinrichs, Geschichte der Rechts- und Staatsprinzipien seit der Reformation bis auf die Gegenwart. Bd. 2. 3. Leipzig 1852.
G. Didung, Grundgesetze der Kunst und deutschen Kunstsprache. Arnsberg 1851.
J. Dunlop, Geschichte der Prosadichtungen. A. d. Engl. von Liebrecht. Berlin 1851.
J. K. Bähr, Dante's göttliche Komödie in ihrer Anordnung nach Raum und Zeit. Dresden 1852.
Rimas inéditas de Don Iñigo Lopez de Mendoza, de otros poetas del siglo XV por Eug. de Ochoa. Par. 1851.
Dr. W. L. Holland, Zur Geschichte Castiliens. Tübing. 1850.
El cancionero de Juan Alfonso de Baena (siglo XV). Madrid 1851.

Dr. W. L. Holland, Ueber Crestiens de Troies und 2 seiner Werke. Tübingen 1847.

P. Godolin, Oeuvres complètes. Toulouse 1843.

K. Elze, Englischer Liederschatz aus englischen u. amerikanischen Dichtern des XIX. Jahrhunderts. Dessau 1851.

G. Borrow, Lavengro, an autobiography. Vol. 1 — 3. Lond. 1851.

King Alfred's poems: now first turned into english metres, by M. F. Tupper. Lond. 1850.

J. Fr. Lentner, Geschichten aus den Bergen. Magdeb. 1851.

Fr. Lucae, Das Hermanns-Lied. Frankf. 1851.

Fr. Uechtritz, Albrecht Holm. Abth. I. Bd. 1. Berlin 1851.

C. Villanus, Die kleine Messiade. Bonn 1851.

N. Hocker, Des Mosellandes Geschichten, Sagen und Legenden. Trier 1852.

J. Frhr. v. Eichendorff, Der deutsche Roman des 18. Jahrhunderts in seinem Verhältniß zum Christenthum. Leipzig 1851.

v. Strauß, Ein Nachtgesang Dante's aus dem Paradiese. Dresden 1851.

W. Müller, Lorelei. Rheinische Sagen. Köln 1851.

F. W. Ebeling, Thomas Morus. Berl 1851.

Germania. Jahrbuch deutscher Belletristik. Jahrg. 1. 1851. Bremen 1851.

L. A. Frankl, Gusle. Serbische Nationallieder. Wien 1851.

Briefwechsel zwischen Goethe u. Reinhard in den Jahren 1807 — 1832. Stuttg. 1850.

Lettres inédites de l'Abbé de Chaulieu. Par. 1850.

J. Beyse, Photographie auf Metallplatten. Pesth 1851.

Ch. Blanc, Histoire des peintres de toutes les écoles depuis la renaissance jusqu' à nos jours. Livr. 1 — 15. Par. 1851.

Frz. Brendel, Geschichte der Musik in Italien, Deutschland u. Frankreich. Leipzig 1852.

W. H. Riehl, Die bürgerliche Gesellschaft. Stuttg. 1851.

L. Blanc, La république une et indivisible. Par. 1851.

Dr. A. Widmann, Die Gesetze der socialen Bewegung. Jena 1851.

J. G. v. Quandt, Glossen über Politik. Leipz. 1851.

P. J. Proudhon, Idée générale de la révolution au XIX. siècle. Par. 1851.

J. Frhr. v. Eötvös, Der Einfluß der herschenden Ideen des 19ten Jahrhunderts auf den Staat. Wien 1851.

G. Weiß, Die praktische deutsche Nationalökonomie in Verbindung mit ihrer Politik. Leipzig 1852.

G. Fabbroni, Scritti di pubblica economia. T. 1. 2. Firenze 1847.

Fr. M. Gianni, Scritti di pubblica economia storico-economici e storico - politici. T. 1. 2. Firenze 1849.

O. Hübner, Die Irrthümer des Schutz - Systemes. Leipzig 1851.

W. Löbe, Das Dienstbotenwesen unserer Tage. Gekrönte Preisschrift. Leipzig 1852.

De Lurieu et H. Romand, Etudes sur les colonies agricoles. Par. 1851.

L. Blanc, Organisation du travail. 9. édit. Par. 1850.

J. H. Wiebke, Neue Lehre vom Vertheidigungs-Kriege. Hamb. 1851.

J. Heilmann, Das Kriegswesen der Kaiserlichen und Schweden zur Zeit des 30 jährigen Krieges. Meißen 1851.

H. Küntzel, Die taktischen Elemente der neuen Fortifikationen. Potsdam 1851.

Dr. H. C. L. Barkow, Anatomische Abhandlungen. Breslau 1851.

Th. v. Heßling, Histologische Beyträge zur Lehre von der Harnabsonderung. Jena 1851.

Dr. G. Weber, Theorie und Methodik der physikalischen Untersuchungsmethode bey den Krankheiten der Athmungs- und Kreislaufs-Organe. Nordhausen 1849.

J. Yearley, Die Taubheit. Deutsch bearb. von Dr. Cl. Ulmann. Weimar 1852.

Dr. A. H. Röbbelen, Die wichtigsten Momente der Diätetik für das mittlere und höhere Lebensalter. Th. 1. 2. Leipzig 1852.

Dr. K. Popp, Untersuchungen über die Beschaffenheit des menschlichen Blutes in verschiedenen Krankheiten. Leipzig 1845.

Blondel, Rapport sur les épidémies choleriques de 1832 et de 1849. Par. 1850.

Dr. Th. Valentiner, Die Bleichsucht und ihre Heilung. Kiel 1851.

Dr. Ch. Pellarin, Die Seekrankheit. Deutsch. bearb. von Dr. H. Hartmann. Grimma 1851.

Dr. O. L. Bang, Die medizinische Klinik des K. Frederiks-Hospital zu Kopenhagen. A. d. Dänischen von Dr. H. F. W. Nevermann. Stuttg. 1851.

Dr. Fr. Schuh, Ueber die Erkenntniß der Pseudoplasmen. Wien 1851.

Alex. Auvert, Selecta praxis medico - chirurgica. Mosquae 1848 — 1851.

C. Sauerbeck, Rippoldsau, seine Heilmittel und ihre Anwendung. Karlsruhe 1851.

Dr. M. J. Schleiden, Handbuch der medizinisch-pharmaceutischen Botanik und botanischen Pharmacognosie. Th. 1. Leipzig 1852.

Dr. L. F. Riegler, Das Neue oder das Zweckmäßige im Baue der Spitäler, Erziehungs- u. Pflegehäuser. Wien 1851.

J. W. Haddock, Somnolismus u. Psycheismus. Leipzig 1852.

Dr. F. W. Beneke, Zur Physiologie und Pathologie des phosphorsauren und oxalsauren Kalkes. Göttingen 1850.

Dr. H. H. Beer, Einleitung in das Studium und die Praxis der gerichtlichen Medizin. Wien 1851.

J. J. Rychner, Bujatrik oder systemat. Handbuch der äußerlichen und innerlichen Krankheiten des Rindviehes. 3. Aufl. Bern 1851.

C. Ch. Collmann, Die judicielle Rechtswissenschaft im Grundriß, nebst einer Kritik des von Savigny'schen Systemes. Berlin 1851.

G. F. Puchta, Kleine civilistische Schriften. Ges. und herausg. von A. F. Rudorff. Leipzig 1851.

Th. Mommsen, Das Edict Diocletians de pretiis rerum venalium vom J. 301. Leipzig 1851.

F. C. v. Savigny, Das Obligationenrecht als Theil des heutigen Römischen Rechts. Bd. 1. Berl. 1851.

O. L. Heuser, Sachen- u. Quellen-Register zu von Savigny's System des heutigen Römischen Rechts. Berlin 1851.

Dr. H. Buchka, Die Lehre von der Stellvertretung bey Eingehung von Verträgen. Rostock 1851.

Dr. O. E. Hartmann, Ueber das Römische Contumacialverfahren. Göttingen 1851.

F. A. Küchler, Gesichtspunkte zur Reform der deutschen Gemeindeordnungen. Gießen 1851.

W. Dittmar, Die Heeres-Ergänzung. 2. Aufl. Magdeburg 1851.

G. Werner, Die neuesten Ablösungsgesetze für das KR. Württemberg. Stuttg. 1851.

L. Eggert, Das heutige Gesinderecht in den K. Preußischen Staaten. Berlin 1851.

Dr. A. v. Daniels, Lehrbuch des gemeinen preußischen Privatrechtes. Bd. 2. Berlin 1851.

Dr. P. E. Gspan, Zusammenstellung der Vorschriften der neuesten Gesetze. Innsbruck 1851.

O. F. Roßhirt, Grundriß zum französ. und badischen Civilrechte mit einzelnen Excursen. Heidelb. 1851.

M. F. Laferrière, Histoire des principes, des institutions et des lois pendant la révolution française depuis 1798 jusqu'à 1800. Bruxelles 1851.

F. G. Bunge und C. O. v. Madai, Sammlung der Rechtsquellen Liv- Esth- u. Curlands. II. Abth. Herausg. von Dr. C. v. Rummel. Bd. 2. Lief. 1. Dorpat 1851.

Las siete Partidas del rey Don Alfonso el Sabio, glosadas por G. Lopez. Nueva edicion por D. de Vargas y Ponce. Vol. 1 — 5. Par. 1851.

J. Gabbett, A digest abridgment and comparative view of the statute law of England and Ireland, to the year 1811 incl. Vol. 1. 2. and Supplement. Dublin 1812 — 1818.

Costituzione accordata ai Lucchesi dal Duca di Lucca l'anno della passione 1847. Parigi 1847.

A. Wentzel, Ergänzung des Strafgesetzbuches für die Preußischen Staaten. Th. I. Lief. 1. Leipz. 1851.

A. Wolf, Geschichte der Preußischen Nationalversammlung und der gleichzeitigen Berliner Bewegungen. Berlin 1851.

Le Grand de Laleu, Recherches sur l'administration de la justice criminelle chez les Français. Par. 1822.

Gesetz über die Presse vom 12. May 1851. Berlin 1851.

Dr. C. L. Morstadt, Ausführlicher Commentar zu Feuerbach's Lehrbuch des peinlichen Rechts. Schaffhausen 1852.

W. Brauer, Das badische Militärstrafrecht und Militärstrafverfahren. Karlsruhe 1851.

J. B. Beck, Das Großherzogl. Badische Preßgesetz vom 15. Febr. 1851, mit Erläuterungen. Karlsr. 1851.

Die neue Strafgesetzgebung des Großherzogthums Baden. Mannheim 1851.

Dr. G. Beseler, Commentar über das Strafgesetzbuch für die Preußischen Staaten und das Einführungsgesetz vom 14. April 1851. Leipzig 1851.

B. Appert, Die Geheimnisse des Verbrechens, des Verbrechers- u. Gefängnißlebens. Th. 1. 2. Leipzig 1851.

W. G. von der Heyde, Das Strafgesetzbuch in Verbindung mit der Polizey-Gerichtsordnung in den Preußischen Staaten. Berlin 1851.

Goltdammer, Die Materialien zum Strafgesetzbuche für die Preuß. Staaten. Berlin 1851.

M. F. Duverger, Manuel des juges d'instruction. Vol. 1 — 3. Par. 1844 — 1850.

L. S. Cushing, Handbuch der parlamentar. Praxis. A. d. Engl. übers. von B. Roelker. Hamburg 1852.

M. Guizot, Histoire des origines du gouvernement représentatif en Europe. Vol. 1. 2. Par. 1851.

C. V. v. Scheel, Fragmente in zwanglosen Heften. Heft 1. 2. Copenhagen 1850.

Fr. von Manteuffel, Reden seit dem ersten vereinigten Landtage. Berlin 1851.

C. Lichtenberg, Zur Beurtheilung des Rechtspunktes in der provinziallandschaftlichen Frage des Königreiches Hannover. Hannover 1851.

C. L. v. Lenthe, Das Recht in der provinziallandschaftlichen Frage. Hannover 1851.

Bundesrechtliche Fragen, aktenmäßig dargestellt. Halle 1851.

M. A. von Bethmann-Hollweg, Die Reactivirung der Preuß. Provinzial-Landtage. Berlin 1851.

Der Staatsdienst u. der Preußische Beamtenstand. Marburg 1851.

Dr. H. J. F. Schulze, Das Recht der Erstgeburt in den deutschen Fürstenhäusern und seine Bedeutung für die deutsche Staatenentwickelung. Leipz. 1851.

Dr. A. G. Rudelbach, Die Sache Schleswig-Holsteins volksthümlich, historisch-politisch, staatsrechtlich und kirchlich erörtert. Stuttg. 1851.

Esmarch, Das Herzogthum Schleswig und die Landesverwaltung zu Flensburg im Jahre 1850. Berlin 1850.

Die Dresdner-Conferenzen. Mit Urkunden. Berl. 1851.

H. A. Zachariä, Rechtliche Beleuchtung der Kurhessischen September-Verordnung. Götting. 1851.

L. Knorr, Das Exekutionsverfahren nach gemeinem Rechte. Gießen 1851.

Dr. C. F. Koch, Das Preußische Civilprozeß-Recht. 2. Thl. Prozeßordnung. Berlin 1851.

G. A. Ackermann, Rechtssätze aus Erkenntnissen des K. OAG. zu Dresden. Neue Folge. Bd. 1. Leipzig 1851.

Dr. L. J. Rückert, Theologie. Th. 1. Leipz. 1851.

Frz. Theremin, Die Lehre vom göttlichen Reiche. Berlin 1823.

The Hanserd Knollys Society for the publication of the works of early English and other Baptist Writers. J. Canne, A necessity of separation from the church of England. Ed. by Ch. Stovel. Lond. 1847.

Dr. C. Tischendorf, Acta apostolorum apocrypha. Lips. 1851.

J. L. Krapf, Evangelium Matthaei, translatum in linguam Gallarum. Ankobari 1851.

Eusebius, Chronicorum canonum libri II Ed. Angel. Majus et J. Zohrabus. Mediol. 1818.

H. J. Reinkens, De Clemente Presbytero Alexandrino homine, scriptore, philosopho, theologo liber. Breslau 1851.

P. Abaelardi, Sic et non. Primum integrum edd. E. L. Th. Henke et G. Lindenkohl. Marburg 1851.

B. Bauer, Die Apostelgeschichte, eine Ausgleichung des Paulinismus und des Judenthums innerhalb der christlichen Kirche. Berlin 1850.

— —, Kritik der paulinischen Briefe. Abth. 1. Der Ursprung des Galaterbriefes. Berlin 1850.

Dr. A. Simson, Der Prophet Hosea erklärt u. übersetzt. Hamb. 1851.

G. K. Mayer, Commentar über die Briefe des Apostel Johannes. Wien 1851.

Dr. C. Frankel, Ueber den Einfluß der palästinischen Exegese auf die alexandrinische Hermeneutik. Leipz. 1851.

Dr. O. Fr. Fritzsche, Exegetisches Handbuch zu den Apokryphen des alten Testamentes. Lief. 1. Leipz. 1851.

D. Schenkel, Das Wesen des Protestantismus. Bd. 3. Die theanthropologischen oder kirchlichen Fragen. Schaffhausen 1851.

Dr. H. Vincas, Kirche und Schule ein Ganzes. Oldenburg 1851.

Dr. Fr. J. Schwarz, Die katholische Kirche und der Protestantismus auf dem Gebiete der inländischen Mission. Tübingen 1851.

Ph. K. Marheinecke, Das Brod im heiligen Abendmahle. Berlin 1847.

Dr. J. L. Koch, Die Neugestaltung der christlichen Kirche in Deutschland für die Evangelische und Katholische ein gleichdringendes Bedürfniß der Zeit. Dillenburg 1851.

J. Forshall, Remonstrance against Romish Corruptions in the church, a. 1395. Lond. 1851.

Dr. K. Martin, Lehrbuch der katholischen Moral. 2te Aufl. Mainz 1851.

Dr. J. B. v. Hirscher, Die christliche Moral. 5te verb. Aufl. Bd. 1. 2. Tübingen 1851.

Dr. J. Kutschker, Die Lehre vom Schadenersatze oder von der Restitution. Olmütz 1851.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Juni.

Nro. 80. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1852.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Fortsetzung.)

D. Conforte, Liber Kore Ha-Dorot. Denuo ed. . . . D. Cassel. Berol. 1846.

Abraham Aben Ezra's, Commentary on the book of Esther. Ed. by J. Zender. Lond. 1850.

Al-Gazali Tusensi, Compendium doctrinae Ethicae, de arabico hebraice conversum ab Abrah-bar-Chasdai . . . ed. J. Goldenthal. Lips. 1839.

P. C. Vandermeersch, Inventaire des cartes et des plans, conservées aux archives de la Flandre-Orientale. Bruxelles 1850.

von Düringsfeld, Reiseskizzen. Bd. 1. 2. Bremen 1851.

J. A. Clark, Glimpses of the old world. Vol. 1. 2. Lond. 1847.

Fred. E. Forbes, Dahomey and the Dahomans. Vol. 1. 2. Lond. 1851.

J. Galt, Letters from the Levant. Lond. 1813.

St. Tyng, Recollections of England. Lond. 1847.

Thetmari iter ad terram sanctam anno 1217. Ex codice manuscripto ed. T. Tobler. St. Galli 1851.

J. Aug. St. John, Journal of a residence in Normandy. Edinb. 1831.

C. Quentin, Reisebilder und Studien aus dem Norden der vereinigten Staaten von Amerika. Arnsberg 1851.

W. Parker Snow, Voyage of the Prince Albert, in search of Sir John Franklin. Par. 1851.

Ch. de Pardieu, Excursion en Orient. Par. 1851.

Whitelocke, A journal of the Swedish Ambassy in the years 1653 and 1654 from the commonwealth of England etc. Vol. 1. 2. Lond. 1772.

Chesney, The expedition for the survey of the rivers Euphrates and Tigris. Vol. 1. 2. With Maps. Lond. 1851.

Reg. Stuart Poole, Horae Aegyptiacae. Lond. 1851.

The history of the house of Stanley. Manchester 1821.

J. H. F. Berlien, Historisch-genealogische Stammkarten des Oldenburgischen Königshauses. Kopenhagen 1849.

J. A. Montagu, A guide of the study of heraldry. Lond. 1840.

L. Cibrario, Breve storia dell' ordine del Tempio. Torino 1848.

Aug. Böckh, Die Staatshaushaltung der Athener. 2. Ausg. Bd. 1. Berlin 1851.

P. O. Brönsted, Den Ficoroniske Cista. Udgivet of N. V. Dorph. Kiobenh. 1847.

Ph. Luzzatto, Etudes sur les inscriptions Assyriennes de Persépolis, Hamadan, Van et Khorsabad. Padoue 1850.

Bened. Vulpes, Illustrazione di tutti gli strumenti chirurgici scavati in Ercolano e Pompei. Napoli 1847.

T. Panofka, Antikenschau zur Anregung erfolgreichen Museenbesuches. Berlin 1850.

J. Ferguson, The Palaces of Niniveh and Persepolis restored. Lond. 1851.

Dr. Fr. Rehm, Lehrbuch der historischen Propädeutik. 2. verm. Aufl. von Dr. H. von Sybel. Marburg 1850.

A. Desroches, Histoire des peuples anciens et de leurs cultes. Caen 1851.

F. D. Gerlach, Die Zeiten der römischen Könige. Basel 1849.

C. Winderlich, Histor. politisch-topographische Geographie des Alterthums. Leipzig 1851.

Dr. J. Ch. Weißenborn, Ninive und sein Gebiet mit Rücksicht auf die neuesten Ausgrabungen im Tigristhale. Erfurt 1851.

B. G. Niebuhr, Historische und philologische Vorträge, an der Universität zu Bonn gehalten. III. Abtheilung. Vorträge über alte Länder- und Völkerkunde von B. G. Niebuhr. Herausg. von Dr. M. Isler. Berlin 1851.

Manners Sutton, The Lexington Papers; or some accounts of the courts of London and Vienna at the conclusion of the 17. century. Lond. 1851.

W. Irving, A chronicle of the conquest of Granada from the Mss. of Fray Antonio Agapida. Vol. 1. 2. London 1850.

L. Viardot, Histoire des Arabes et des Mores d'Espagne. Vol. 1. 2. Par. 1851.

G. E. Di-Blasi, Storia del regno di Sicilia dall' epoca oscura e favolosa sino al 1774. Vol. 1—3. Palermo 1844 — 1847.

Fr. Capecelatro, Degli annali della cittá di Napoli. Parti due (1631 — 1640). Napoli 1849.

M. Tenore, Essai sur la géographie physique et botanique du royaume de Naples. Naples 1827.

M. de Talleyrand-Périgord, Souvenirs de la guerre de Lombardie pendant les années 1848 et 1849. Par. 1851.

G. Massari, I casi di Napoli dal 29 gennajo 1848 in poi lettere politiche. Torino 1849.

Al. Le Masson, Venise en 1848 et 1849. Par. 1851.

F. A. Gualterio, Gli ultimi rivolgimenti Italiani. Vol. I. p. 1. 2. Documenti. Vol. I. Firenze 1850.

Fatti di Roma degli anni 1848 — 1849. Venezia 1850.

L. C. Farini, Lo stato Romano dall' anno 1815 all' anno 1850. Vol. 1. 2. Turin 1850.

G. E. Di-Blasi, Storia cronologica dei vicerè luogotenenti e presidenti del regno di Sicilia. Palermo 1842.

Collezione di opere inedite o rare di storia Napolitana. P. I. Napoli 1839.

L. Cibrario, Notizie sulla la storia dei Principi di Savoia. Torino 1825.

G. de la Latour, Lorraine et France. Par. 1851.

France. Her governmental, administrative and social organisation exposed in its principles. London 1844.

A. Sève, Souvenirs d'un Aumonier militaire, 1826—1850. Par. 1851.

Fr. Lacombe, Histoire de la burgeoisie de Paris. T. I. Par. 1851.

A. de Bacourt, Correspondence entre le comte de Mirabeau et le comte de la Marck, pendant les années 1789 — 1791. T. 1. 2. Par. 1851.

El. Regnault, Histoire de huit ans 1840 — 1848. T. I. Par. 1850.

Abdication du roi Louis Philippe, racontée par lui-même et recueillie par M. Ed. Lemoine. Par. 1851.

Fr. de Groiseilliez, Histoire de la chûte de Louis-Philippe. Par. 1851.

Dr. Römer-Büchner, Die Siegel der deutschen Kaiser, Könige und Gegenkönige. Frankf. 1851.

J. v. Hauer, Politisch-statistische Uebersicht der Veränderungen in der Verfassung der österreich. Monarchie vom 13. März 1848 bis 13. März 1851. Wien 1851.

Die politischen Bestrebungen der Südslaven in Oesterreich. Kassel 1850.

F. v. Pillersdorf, Die österreichischen Finanzen. 3. verm. Aufl. Wien 1851.

J. A. Moshammer, Die Reichsverfassung für das Kaiserthum Oesterreich vom 4. März 1849. Wien 1850.

Preußen im Jahre 1850 und seine Stellung zum Auslande. Berlin 1851.

Dr. J. v. Minutoli, Die Mark Brandenburg, Berlin und Cöln im Jahre 1451. Berlin 1851.

Fr. Wimmer, Vertraulicher Briefwechsel des Cardinals Otto, Truchseß von Waldburg, Bischofs von Augsburg, mit Albrecht Herzog von Bayern, 1568 — 73. Augsburg 1851.

Fr. v. Thiersch, Ueber die wissenschaftliche Thätigkeit der k. Akademie der Wissenschaften während der Periode 1848 — 1851. München 1851.

Th. Wiedemann, Urkunden des städtischen Archives zu Freysing. München 1850.

Dr. J. R. Roth, Schilderung der Naturverhältnisse in Süd-Abyssinien. München 1851.

C. Fr. Ph. v. Martius, Denkrede auf Heinrich Fried. Link. München 1851.

Fr. v. Roth, Sammlung etlicher Vorträge in öffentlichen Sitzungen der k. Akademie der Wissenschaften zu München in den Jahren 1812, 1814, 1817, 1822, 1825, 1827, 1830. Erlangen 1851.

C. Höfler, Franken, Schwaben und Bayern. Bamberg 1850.

J. B. Brosi, Die Kelten und Althelvetier. Solothurn 1851.

Ed. Ducpétiaux, Mémoire sur le paupérisme dans les Flandres. Ouvrage couronné. Brux. 1850.

D. du Puy de Montbrun, Die Verbesserung der Rheinschifffahrt und die Schiffbarkeit des Rheines. Elberfeld 1851.

Bulletin de la commission centrale de statistique. T. 1. 2. Bruxelles 1843 — 45.

Al. Pinchart, De l'inféodation du comté de Namur au comté de Hainaut. Mémoire couronné. Mons 1850.

H. R. Duthilloeul, Douai et Lille au XIII. siècle. Douai 1850.

J. Eccleston, An introduction to english antiquities. Lond. 1847.

G. Ag. Ellis, The Ellis correspondence. Vol. 1. 2. Lond. 1829.

J. C. Curwen, Observations on the state of Ireland. Vol. 1. 2. Lond. 1818.

B. Angeloni, Letters on the English nation. Vol. 1. 2. Lond. 1756.

W. Bentham, The origin and history of the constitution of England and of the early parliaments of Ireland. Dublin 1834.

The history of the city and county of Norwich from the earliest accounts to the present time. Norwich 1768.

The spottiswoode Miscellany, a collection of original papers illustrative of the history of Scotland. Vol. 1. 2. Edinb. 1844.

J. Stow, A survey of the cities of London and Westminster and the borough of Southwark written at first 1698, corrected in the year 1720 by J. Stryppe. 6. Edition. Vol. 1. 2. London 1754 — 1755.

The Spalding Club. Instituted anno Domini 1839.

The Miscellany of the Spalding Club. Vol. 1 — 4. Aberdeen 1841 — 1849.

Gilb. Blakhal, A breiffe narration of the services done to three noble Ladyes. 1631 — 1649. Aberdeen 1844.

Extracts from the Council Register of the Burgh of Aberdeen. Vol. 1. 2. Aberdeen 1844 — 48.

Rushworth, Historical collections. Vol. 1 — 6. Lond. 1703.

The British Museum historical and descriptive. Edinb. 1851.

G. R. Porter, The progress of the nation in its various social and economical relations during the 19. century. 3. ed. Lond. 1851.

M. Guizot, Etudes biographiques sur la révolution d'Angleterre. Par. 1851.

J. M. Dargaud, Histoire de Marie Stuart. Vol. 1. 2. Par. 1850.

Correspondence respecting the affairs of Italy. 1846 — 49. Vol. 1 — 4. Lond. 1846 — 49.

— — relative to the affairs of Hungary. 1847 — 49. Lond. 1850.

A. Jpsen, Erinnerungen aus dem Schleswig-Holsteinischen Feldzuge von 1850. Kiel 1851.

G. Waitz, Schleswig-Holsteins Geschichte. Bd. 1. Buch 1. Göttingen 1851.

A. Iscander, Du développement des idées révolutionnaires en Russie. Par. 1851.

Rußland und die Gegenwart. Bd. 1. 2. Leipzig 1851.

E. Curtius, Peloponnesos. Eine historisch-geographische Beschreibung der Halbinsel. Bd. 1. Gotha 1851.

Betrachtungen über das Fürstenthum Serbien. Wien 1851.

R. Patton, The principles of Asiatic Monarchies contrasted with those of the monarchies of Europe. Lond. 1801.

F. Werne, Feldzug von Sennaar nach Taka, Basa und Benni-Amer. Stuttgart 1851.

B. Philippi, Nachrichten über die Provinz Valdivia. Cassel 1851.

G. Catlin, Letters and notes on the manners, customs and condition of the North American Indians. Vol. 1. 2. Lond. 1841.

J. Disney, Memoirs of the life and writings of Arthur Ashley Sykes. Lond. 1785.

J. G. Droysen, Das Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenburg. Bd. 1. Berlin 1851.

E. Budgell, Memoires of the lives and characters of the illustrious family of the Boyles. Lond. 1737.

L. F. Bungener, Voltaire et son temps. T. 1. 2. Par. 1850.

Will. Jones, Memoirs of the life, studies and writings of G. Horne. Lond. 1799.

J. Johnstone, Memoirs of the life and writings of Sam. Parr. Vol. 1. 2. Lond. 1829.

J. Turner, Memoirs of his own life and times — 1632 — 1670. Edinb. 1829.

D. Sacchinelli, Memorie storiche sulla vita del Cardinale Fabrizio Ruffo. Napoli 1836.

Th. Reynolds, The life of Thomas Reynolds. Vol. 1. 2. Lond. 1839.

Ragguali sulla vita e sulle opere di Marin Sanuto. P. 1 — 3. Venezia 1837 — 38.

L. Picquot, Notice sur la vie et les ouvrages de Luigi Boccherini. Par. 1851.

Ch. Wordsworth, Memoirs of William Wordsworth. Vol. 1. 2. Lond. 1851.

Memoiren des Frhrn. Ludwig v. Wolzogen. Leipz. 1851.

El. Warburton, Memoirs of Horace Walpole and his contemporaries. Vol. 1. 2. Lond. 1851.

T. Temanza, Vita di Alessandro Vittoria. Venezia 1827.

J. M. Thiele, Thorwaldsen's Jugend. 1770 — 1804. Aus dem Dänischen von H. Wachenhusen. Berlin 1850.

M. S. Munk, Notice sur Joseph Ben-Jehouda ou Aboul' Hadjadj Yousouf Ben-Ya' Hya. Par. 1842.

F. C. F. Fr. v. Müffling, Aus meinem Leben. Th. 1. 2. Berlin 1851.

Lebensabriß von Joh. Caspar Orelli. Zürich 1851.

A. v. Krogh, Meine Erlebnisse vor und während dänischer Gefangenschaft. Altona 1851.

G. E. Guhrauer, Joachim Jungius und sein Zeitalter. Stuttg. 1850.

Pietr. Corelli, Fra Girolamo Savonarola, storia del secolo XV. Vol. 1. 2. Torino 1848 — 50.

L. Cibrario, La morte del Conte Carmagnola. Torino 1834.

G. Cadorin, Dello amore ai Veneziani di Tiziano Vecellio. Venezia 1833.

A. Bazin, Notes historiques sur la vie de Molière. 2. édition revue par l'auteur. Par. 1851.

Acht und vierzig Jahre. Zeichnungen und Skizzen aus der Mappe eines constitutionellen Offiziers. Bd. 1. Cassel 1851.

A. J. Angström, Mémoire sur la polarisation rectiligne et le double réfraction des cristaux à trois axes obliques. Upsal 1849.

S. Spitzer, Gesetze in den höheren Zahlengleichungen unter einer der mehreren Unbekannten. Wien 1850.

Dr. G. Eisenstein, Tabelle der reducirten positiven ternären quadratischen Formen. Berlin 1851.

Fr. Bartholomäi, Geometrie. Th. 2. Jena 1851.

Dr. T. Francke, Lehrbuch der höheren Mathematik, enthaltend die Differential- und Integral-Rechnung. Hannover 1851.

A. Heß, Ueber Leuchtthürme. Berlin 1851.

F. Krause, Anleitung zur Kalk-Sand-Baukunst. Glogau 1851.

F. Engel, Der Kalk-Sand-Pisebau. Wriezen 1851.

Th. Inkersley, An inquiry into the chronological succession of the styles of Romanesque and pointed architecture. Lond. 1850.

C. S. Häusler, Die Lehre von der Anwendung der selbst erfundenen Holzcemente. Hirschberg 1851.

J. Paxton, Der Glaspalast für die Industrie-Ausstellung aller Nationen. Leipz. 1851.

L. G. Treviranus, Ueber Reactions-Wasserräder (schottische Turbinen), deren Theorie und Construction. Wien 1851.

F. K. Preßler, Die Centralisation der Dresdner Bahnhöfe. Dresden 1850.

Fr. Harzer, Die Turbinen oder horizontalen Wasserräder. Weimar 1851.

Dr. A. E. Bruckmann, Der wasserreiche artesische Brunnen im alpinischen Diluvium des oberschwäbischen Hochlandes zu Isny. Stuttgart 1851.

J. H. Mädler, Die totale Sonnenfinsterniß am 16/28 Juli 1851. Dorpat 1850.

M. Sommerville, Physical Geography. 3. edition. Vol. 1. 2. Lond. 1851.

Alfr. Smee, Elements of Electro-Metallurgy. Third edition (1851). Lond. 1851.

O. Ule, Die Natur. Halle 1851.

Ch. Lyell, A manual of elementary geology. 3. edition. Lond. 1851.

J. Arenstein, Beobachtungen über die Eisverhältnisse der Donau, 1847/48 — 1849/50. Wien 1850.

S. Morewood, A philosophical and statistical history of the inventions and customs of ancient and modern nations in the manufactury and use of inebriating liquors. Dublin 1838.

(Fortsetzung folgt.)

// Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Juni.

Nro. 81. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

Expédition dans les parties centrales de l'Amérique du Sud.

(Fortsetzung.)

In Goyaz hielten sich die Reisenden bis zum 29. October auf, um dann ihren Weg nach Cuyaba, der Hauptstadt von Matto Grosso, anzutreten. So sehr sie sich auch bemühten, um dießmal bessere Führer und Thiere zu erlangen, so zeigte es sich doch bald, daß sie in dieser Beziehung abermals nicht besser daran waren als früher. Ihr Mißgeschick mußten sie um so schwerer empfinden, als sie bald nach ihrer Abreise einer der großen Caravanen, die von Rio Janeiro nach Cuyaba ziehen, begegneten und dadurch Gelegenheit hatten, die wohlorganisirte Einrichtung derselben mit ihrem eigenen übel bestellten Zuge zu vergleichen. Es ist der Mühe werth, die Organisation einer solchen Caravane, durch welche die Verbindung der Hauptstadt mit ihren entlegensten innern Provinzen unterhalten wird, näher kennen zu lernen, und daher wollen wir Einiges über dieselbe beyfügen.

Die Caravanen, welche von Rio Janeiro aus die Reise nach Cuyaba unternehmen und dazu gewöhnlich 5 bis 6 Monate gebrauchen, zählen oft mehr als 2 und selbst 300 Maulthiere. Die Verschiedenheit der Waaren, die sie transportiren, kann Erstaunen erregen; so z. B. sah der Verf. bey der Caravane, die ihm begegnete, mehrere Maulthiere, die mit eisernen, aus irgend einem englischen oder belgischen Eisenwerk herstammenden Altanen beladen waren. Die Organisation dieser Caravanen ist sowohl wegen der vollkommenen Ordnung, die in ihnen herrscht, als wegen ihres militärischen Ansehens merkwürdig. Der Vorderzug besteht aus mehreren mit Carabinern bewaffneten Reitern; alsdann folgt die lange Linie der Maulthiere reihenweise hintereinander und zwar in Zügen von 10 Thieren, wenn die Treiber (Camarados) beritten sind, und bloß zu sieben, wenn diese zu Fuße gehen. Jeder von ihnen trägt beständig zum Schutz gegen feindliche Indianer und Raubthiere seine Flinte auf der Schulter und ein langes Messer im Gürtel. Der Befehlshaber der Caravane (Tropeiro), so wie mehrere Zugführer (Arrieiros) reiten fortwährend von dem Anfang der langen Linie bis zu deren Ende; zuletzt kommt der gleichmäßig wohl bewaffnete Nachzug. Bey Tagesanbruch gehen die Camarados mit der Flinte in der Hand auf das Suchen ihrer Thiere aus, während die Köche das Frühstück bereiten. Mittlerweile richten die Arrieiros die Geschirre her, untersuchen die Sättel und machen innen an den Stellen, wo die Thiere etwa Tags vorher gerieben wurden, Vertiefungen. Sobald der Zug im Lager angekommen ist, wird die Beschaffenheit der Hufeisen untersucht und die fehlenden durch neue ersetzt. Die Geschicklichkeit der Camarados in Wiederauffindung der Thiere, die sich verlaufen haben, ist wirklich staunenswerth; die schwächste Spur auf dem Boden, die geringste Reibung an den Baumstämmen, die geringste Verwirrung des Gebüsches reicht hin, um sie auf eine Entfernung von mehreren Stunden aufzuspüren. Nach dem Frühstück beginnt die Beladung der Maulthiere, wozu sich zwey

Züge von Treibern vereinigen, weil die Belastung auf den zwey Seiten zu gleicher Zeit vorgenommen werden muß. Selten gelingt es einer zahlreichen Caravane, vor 9 oder 10 Uhr Morgens aufbrechen zu können; sie marschirt alsdann bis zum Abend und legt einen Weg von 3 bis 5 Stunden zurück. Sobald man am Rastplatz, wozu immer das Ufer eines Flußes gewählt wird, angekommen ist, wird abgeladen und der Arrieiro untersucht die Maulthiere, um die verwundeten zu verbinden. Hierauf werden die Thiere auf die Weide geführt und bleiben sich die Nacht über selbst überlassen, wenn man nicht aus Besorgniß vor Indianern oder Raubthieren einige Wächter aufzustellen genöthigt ist.

Um die zum Theil fast halbwilden Thiere, die zur Nachtzeit sich selbst überlassen sind, beysammen zu halten, haben die Führer ein eigenthümliches Mittel. Bey jeder Caravane, sie mag viel oder wenig Thiere zählen, befindet sich ein altes Pferd, das den Namen Madrinha führt und ohne eine Last zu tragen an der Spitze des Trupps marschirt. Man hängt ihm eine große Glocke und außerdem noch kleinere Glöckchen um, wozu gewöhnlich mancherley seltsame Verzierungen kommen. Dieses Pferd erlangt in Kurzem eine absolute Gewalt über die andern Thiere. Die jungen Maulthiere folgen ihm mit Respekt und die ältern zögern auch nicht lange, sich seiner größern Stärke zu unterwerfen; finden sich noch andere Pferde in der Caravane, so zeigen sie sich zwar Anfangs von Lust zur Unabhängigkeit ergriffen, da sie sich aber bald isolirt sehen, so sammeln sie sich auch um das Leitpferd und unterwerfen sich seiner Autorität. Dieser Truppführer weiß übrigens auch seine Herrschaft durch energische Mittel zu handhaben, denn wenn ein Thier zu zögern scheint, ihm zu folgen, oder dasselbe die Lust zur Unabhängigkeit anwandelt, so wird es alsobald durch einen kräftigen Hufschlag oder Biß zu seiner Pflicht zurückgeführt. Versucht zur Nachtzeit ein Jaguar einen Angriff, so sammeln sich alle Thiere um den Madrinha, und die Köpfe zusammen steckend bilden sie einen Kreis, der mit furchtbaren Hufschlägen die Angriffe des Raubthiers abhält. Seine längere Bekanntschaft mit den Wegen giebt ihm einen besondern Instinkt zur Auffindung der besten Weiden, und in der finstersten Nacht weiß es auf eine große Entfernung hin die Gegenwart des Wassers auszuspüren.

Mit der wohl organisirten Einrichtung einer solchen Caravane ließ sich nun freylich die der französischen Reisenden nicht vergleichen, bey der im Gegentheil die Unordnung zur Regel geworden war. Am 5. November passirte man das im großen Verfall befindliche Dorf Rio Claro, dessen Bewohner sich hauptsächlich mit dem Aufsuchen von Diamanten und Gold beschäftigen. Ehemals wurde dieses Geschäft nur von der Regierung selbst betrieben und jedem Privatmanne dasselbe bey schwerer Strafe verboten; jetzt ist die Ausbeutung ganz frey gegeben. Man sucht darnach in den drey, in den Araguay sich einmündenden Flüssen Claro, Piloes und Cayapos, von denen der erstere am reichsten an Diamanten, der letztere an Gold ist. Wenn auch die Ausbeute nicht mehr so ansehnlich ist wie früherhin, so ist sie doch immer hinreichend, die darauf gewendete Mühe zu lohnen. Die Gewichtseinheit, welche beym Diamanthandel in Brasilien zu Grunde gelegt wird, ist der Vintem, der $2\frac{1}{4}$ Gran des portugiesischen Pfundes gleichkommt, welches letztere in 16 Unzen getheilt wird. Die Unze enthält 8 Quint und das Quint 72 Gran; das Quint oder Oitava kommt also 32 Vintems gleich, und 2 Vintems wiegen einen halben Gran mehr als das Karat, dessen man sich in Europa zum Wägen des Diamants bedient. Die Preise dieses Edelsteins waren in letzterer Zeit aufs doppelte gestiegen: ein Stein von einem Vintem galt damals 6 bis 8,500 Reis; einer von 10 Vintems 100,000 Reis, das Vintem von letzterem also 10,000 Reis.

Am 14. November setzten die Reisenden auf einer Fähre über den Araguay und traten damit in die Provinz Matto Grosso ein, deren Hauptstadt Cuyaba sie nach großen Beschwerlichkeiten am 11. December erreichten, und wo eine freundliche Aufnahme sie für die vielen ausgestandenen Strapazen entschädigte. Der Verf. schildert Cuyaba als viel größer als Goyaz und weit mehr den Anblick einer europäischen Stadt darbietend. Die Bevölkerung be-

steht aus 6 bis 7000 Seelen und in der ganzen Parochie überhaupt aus 10 bis 12000. Die Frauen halten sich eben so zurückgezogen wie in Goyaz, und der sittliche Zustand scheint noch schlimmer als in dieser Stadt zu seyn.

Ein Besuch in der nordwärts von Cuyaba liegenden Stadt Diamantino machte den Verf. mit den reichen Diamant- und Goldgruben des dortigen Bezirks bekannt und er giebt hierüber, so wie überhaupt über die ganze Production und Verwerthung der Diamanten in Brasilien sehr interessante Aufschlüsse, die um so mehr Vertrauen verdienen, da er durch seine spätere Function als Consul in Para hinlängliche Gelegenheit hatte, über diesen Punkt auch von anderwärts her genaue Nachrichten einzuziehen.

Das Gold und die Diamanten, die in dem Bezirke von Diamantino wie in vielen andern immer vereinigt sind, finden sich besonders in den vielen Wasserbetten, welche ihn durchziehen, und selbst in der ganzen Ausdehnung des Terrains, welche ihn zusammen setzen. Es folgt nämlich gleich unter der Dammerde eine Schicht, Gorgalho genannt, welche aus kleinen Geschieben von Sandstein und Quarz, die meist durch gelben und rothen Thon zusammengekittet, seltner unverbunden sind. Unter dem Gorgalho, der die Anzeige und eines der Hauptelemente der Diamanten-Formation ist, folgt eine andere Schicht, der Cascalho, welche die Diamanten enthält und aus denselben Elementen besteht, nur daß die Geschiebe größer und nicht durch Thon zusammengekittet sind. Als sicherste Zeichen des Vorkommens von Diamanten werden Geschiebe von schwarzem oder marmorirtem Kiesel und einem sehr harten Sandsteine betrachtet; wo diese sich einstellen, ist man des Vorhandenseyns von Diamanten gewiß, wo sie fehlen, sind die Nachsuchungen erfolglos. Da man in den Flußbetten, wo der Cascalho entblößt ist, am leichtesten die Existenz von Diamanten ausfindig machen kann, so werden die Nachsuchungen hauptsächlich in jenen betrieben. Die Flüsse Diamantino, Ouro und Paraguay scheinen bereits vollkommen erschöpft, der Buriti liefert noch viele Steine, aber der Santa-Anna scheint, um so zu sagen, noch jungfräulich und trotz der unglaublichen Menge von Diamanten, die man aus ihm gewonnen hat, noch nichts von seinem ursprünglichen Reichthume verloren zu haben. Als ursprüngliche Lagerstätte der Diamanten in Südamerika vermuthet der Verf. die daselbst weit ausgebreitete Formation des Sandsteins von rother Farbe.

Der Werth des Goldes wie der Diamanten ist in Cuyaba seit dem Jahre 1817 beträchtlich gestiegen. Der Verf. berechnet, daß die ganze Ausbeute, welche die Provinz Matto Grosso seit Eröffnung der Diamantminen bis zum Jahre 1849 lieferte, auf ohngefähr 80,000 Oitavas sich belaufen dürfte, was einem Geldwerth von 56 Millionen Francs entspricht. Er zweifelt nicht, daß bey einem geordneteren Betriebe der Ertrag sich noch bedeutend steigern könnte, verhehlt es aber nicht, daß die Diamantendistrikte zu den ungesundesten gehören und jährlich eine Menge Menschen dahin raffen. Die Portugiesen haben daher diese Arbeiten den Sklaven überwiesen und sind deßhalb sehr aufgebracht, daß ihnen durch die Engländer die Einfuhr derselben so sehr erschwert worden ist.

Noch höher berechnet sich der Ertrag der Diamantminen in der Provinz Minas Geraës, deren ganze Summe von dem Anfange ihres Betriebes bis zum Jahre 1849 der Verf. auf nicht weniger als auf 300,700,000 Francs anschlägt.

Ganz neu sind uns die Aufschlüsse, welche der Verf. bey dieser Gelegenheit über die reichen Minen von der Provinz Bahia gewährt und die erst in neuester Zeit in Angriff genommen worden sind. Man hatte zwar schon im Jahre 1755 in der Gegend von Jacobina Diamanten entdeckt, aber der Marquis von Pombal hatte die weiteren Nachforschungen verboten in der wohl begründeten Besorgniß, daß durch solche Arbeiten der Landbau vernachläßigt werden würde. Die Minen der Provinz Bahia, bekannt unter dem Namen von Chapada, wurden erst im October 1844 entdeckt. Ihre Bekanntwerdung schreibt man einem Sklaven aus der Provinz Minas Geraës zu, der, als er die Heerden seines Herrn auf die Weide führte, von der Aehnlichkeit des Bodens mit dem des Diamantendistriktes, welchen er von Jugend auf kannte, überrascht war.

Seine Nachsuchungen waren von so glücklichem Erfolge, daß er binnen zwanzig Tagen 700 Karat Diamanten zusammen gebracht hatte. Alsdann entfloh er, um in einer entfernten Stadt seine Schätze zu verkaufen, allein die Behörde, welche ihn für einen Dieb ansah, ließ ihn ins Gefängniß werfen. Es war unmöglich, ihm sein Geheimniß zu entreißen; lediglich gelang es, seinen Wohnort zu erfahren, und so wurde er zu seinem Herrn zurückgebracht. Vergeblich versuchte man auch hier Güte und Strenge, und so schritt man zur List. Man übertrug ihm wieder seinen alten Dienst, und nachdem er seine Heerde an verschiedenen Stellen herum geführt hatte, kehrte er wieder gegen die Mine zurück und begann seine frühere Arbeit, bey der er von den Leuten, die ihm auflauerten, ergriffen wurde. Der Verf. befürchtet, daß man sich mit strengen Züchtigungen des armen Sklaven, der eine ganze Provinz zu bereichern bestimmt war, nicht allein begnügt haben möchte.

Schon nach Jahresfrist waren an diesem Orte 25,000 Personen vereinigt, und innerhalb des ersten Jahres allein wurden ohngefähr 400,000 Karat im Werthe von 18,300,000 Fr. erbeutet; bis zu Ende 1849 schlägt der Verf. die ganze Production aus diesem Districte auf 38,750,000 Fr. an. Der Preis der Diamanten wurde aber durch den reichen Ertrag dieser Minen eben so wie durch die politischen Ereignisse bedeutend herabgedrückt, denn während der mittlere Preis der Oitava für den rohen Diamant sonst 300,000 Reis betrug, überschreitet er jetzt nicht die Hälfte, und während der Krisis von 1848 wurde die Oitava in Bahia sogar zu 50,000 und wie gesagt wird selbst zu 30,000 Reis angeboten. Die Zahl der Arbeiter beträgt auch nur noch 5 bis 6000, worunter ohngefähr 2000 Sklaven sind. Der Verf. hält es nicht für sonderlich wahrscheinlich, daß diese Preise sich bessern würden; im Gegentheil sieht er in Folge der Zerrüttung des Wohlstandes in Europa ein weiteres Sinken voraus und meint, daß bis Ende dieses Jahrhunderts die Diamanten nur noch $\frac{1}{5}$ von dem gelten würden, was sie zu Anfang desselben kosteten.

Der Diamantendistrict der Chapada de Bahia ist ohngefähr 20 Stunden lang und 10 breit. Im Allgemeinen scheinen die Lagerungsverhältnisse sehr denen in Matto Grosso und Minas Geraës zu gleichen.

Zuletzt giebt der Verf. eine tabellarische Zusammenstellung der ganzen Ausbeute, die von Anfang an bis hieher die Diamantenminen in Brasilien lieferten, nämlich:

	Oitavas	Fr.
Minas-Geraës	432,977	300,700,000
Matto-Grosso	80,000	56,000,000
Bahia	51,800	38,750,000
San Paulo und anderwärts	200	138,888
Im Ganzen	564,977	395,588,888

oder nach französischem Gewicht = 2,158 Kilogrammen, 212 Grammen und 14 Centigrammen.

Nachdem die Reisenden von ihrem Besuche des Diamantendistrictes nach Cuyaba zurückgekehrt waren, wollten sie von da aus die Republik Paraguay bereisen. Dieser Versuch mißlang jedoch vollständig, denn nachdem sie auf dem Cuyaba-Fluße und nach dessen Einmündung in den Paraguay auf diesem hinab bis nach Fort Bourbon, dem ersten Orte auf dem Gebiete der Republik, gefahren waren, wurde ihnen hier die Weiterreise nicht gestattet, und ein von da aus an den Präsidenten in Assuncion gestelltes Gesuch hatte ebenfalls keinen Erfolg. Sie mußten daher unverrichteter Sache umwenden und fuhren den Paraguay wieder hinauf bis nach Villa Maria, wo sie bereits ihre Caravane von Maulthieren nebst einer militärischen Escorte, die sie nach der Stadt Matto Grosso geleiten sollte, vorfanden. In letzterer Stadt trafen sie am 9. Juni 1845 ein. Matto Grosso oder Villa Bella wurde erst im Jahre 1754 begründet und gelangte schnell durch die Goldausgrabungen in einen blühenden Zustand; allein seine höchst ungesunde Lage brachte es bald wieder in Verfall, der, seitdem der Präsident seine Residenz nach Cuyaba verlegte, immer merklicher hervortritt.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Juni.

Nro. 82. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.



K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im J. 1852.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Fortsetzung.)

Annuaire de Chimie par E. Millon et J. Reiset. Année 1851. Par. 1851.

Dr. G. J. G. F. Flemming, Ueber den chemisch-physiologischen Prozeß der Ernährung bey Pflanzen und Thieren. Schwerin 1851.

Dr. Heydenreich, Lepidopterorum Europaeorum catalogus methodicus. Lips. 1851.

Dr. A. E. Grube, Die Familie der Anneliden mit Angabe ihrer Gattungen und Arten. Berlin 1851.

Dr. G. A. Eisengrein, Beyträge zur Entwicklungsgeschichte und Metamorphose des Samenkeimes der Pflanzen. Frankf. 1851.

Fr. Junghuhn, Plantae Junghuhnianae. Fasc. I. Lugd. Bat. 1851.

H. Schacht, Das Mikroskop und seine Anwendung insbesondere für Pflanzen-Anatomie und Physiologie. Berlin 1851.

C. Montagne, Phykologie oder Einleitung ins Studium der Algen. A. d. Franz. mit Zusätzen von Dr. K. Müller. Halle 1851.

F. J. Rupprecht, Die Vegetation des rothen Meeres. Petersburg 1849.

Dr. H. v. Mohl, Grundzüge der Anatomie und Physiologie der vegetabil. Zelle. Braunschweig 1851.

C. Montagne, Morphologischer Grundriß der Familie der Flechten. A. dem Franz. mit Zusätzen von K. Müller. Halle 1851.

C. A. Meyer, Kleine Beyträge zur näheren Kenntniß der Flora Rußlands. Petersb. 1850.

C. Ehrlich, Ueber die nordöstlichen Alpen. Linz 1850.

O. G. Costa, Paleontologia del Regno di Napoli. P. I. Napoli 1850.

B. Cotta, Der innere Bau der Gebirge. Freiberg 1851.

Dr. C. G. Giebel, Bericht über die Leistungen im Gebiete der Paläontologie. Berlin 1851.

R. Kner, Leitfaden zum Studium der Geologie mit Inbegriff der Paläontologie. Wien 1851.

G. Rose, Ueber die Krystallform der rhomboedrischen Metalle. Berlin 1850.

Nachträge zu Murchison's Gebirgsbau in den Alpen, Apenninen und Karpathen. Stuttg. 1851.

F. Rolle, Vergleichende Uebersicht der urweltlichen Organismen. Stuttg. 1851.

Fr. A. Quenstedt, Handbuch der Petrefaktenkunde. Lief. 1. Tübingen 1851.

— —, Das Flözgebirge Württembergs. 2. verm. Aufl. Tübingen 1851.

Dr. G. König, Die Forstbenutzung. Ein Nachlaß bearb. von Dr. C. Grebe. Eisenach 1851.

H. A. Gleichmann, Tafeln zur Bestimmung des Holzgehaltes unbeschlagener Stämme. Meiningen 1851.

J. Schadeberg, Der Maisbau. Halle 1851.

Dr. W. Pfeil, Die Forstwissenschaft nach rein praktischer Ansicht. 4. verb. Aufl. Leipzig 1851.

J. G. Elsner, Der Maisanbau in unserm Klima. Breslau 1851.

Milne Edwards, Bericht über die Production und Verwendung des Salzes in England. Berlin 1851.

Dr. B. Valerius, Theoret. praktisches Handbuch der

Roheisen-Fabrication. Deutsch bearb. von C. Hartmann. Lief. 1. 2. Freiberg 1851.

Erinnerungen an Freibergs Bergbau. 3. Aufl. Freiberg 1850.

Allgemeiner Zolltarif des russischen Reiches und des Königreichs Polen für den europäischen Handel. Berl. 1851.

Verhandlungen der Versammlung zur Berathung des Zolltarif-Entwurfes. Wien 1851.

W. Oechelhäuser, Der Fortbestand des Zollvereins und die Handelseinigung mit Oesterreich. Frankfurt 1851.

Beleuchtung der Denkschrift über die Verhältnisse des deutschen Zollvereins zur Schweiz. Bern 1851.

The phrenological Journal and miscellany. Vol. 1 — 19. Edinb. 1824 — 1846.

Dr. Thürmer, Ueber das Verhältniß des geistigen Lebens zum körperlichen. Wien 1850.

L. A. Cahagnet, Der Verkehr mit den Verstorbenen auf magnetischem Wege. Th. 1. 2. Hildburghausen 1851.

E. Rebold, Histoire générale de la Franc-Maçonnerie. Par. 1851.

H. A. Jarisch, Blicke in das Leben der Thiere oder Forschungen über die Thierseele. Leipzig 1851.

Dr. J. Fr. Th. Wohlfarth, Geschichte des gesammten Erziehungs- und Schulwesens. Heft 1. Quedlinb. 1851.

A. Herz, Hauserziehung und Kindergarten. Leipz. 1851.

Dr. J. C. Kröger, Ueber die Stellung der Schule zum Staate und zur Kirche. Hamburg 1851.

R. Emerson, Essais de philosophie américaine. Traduit par Emile Montégut. Par. 1851.

Th. Hobbes, Opera philosophica quae latine scripsit. Collecta studio Guil. Molesworth. Vol. 1 — 5. Lond. 1839.

Dr. B. Bolzano, Drey philosophische Abhandlungen. Leipzig 1851.

J. B. Bourgeat, Histoire de la philosophie. Philosophie orientale. Par. 1850.

M. W. Drobisch, Neue Darstellung der Logik. 2. umgearb. Aufl. Leipzig 1851.

L. Longoni, Il dialogo dell' invenzione di Alessandro Manzoni. Milano 1851.

Rob. Blakey, History of moral science. Vol. 1. 2. Edinb. 1836.

C. A. Thilo, Die Wissenschaftlichkeit der modernen speculativen Theologie in ihren Principien beleuchtet. Leipzig 1851.

P. Ackermann, Du principe de la poësie et de l'éducation du poète. Par. 1841.

A. de Lamartine, Le tailleur de Pierre de Saint-Point. Par. 1851.

— —, Geneviève, histoire d'une servante. Par. 1851.

S. Kapper, Lazar der Serbencar. Nach serbischen Sagen und Heldengesängen. Wien 1851.

L. Frege, Zur Geschichte des preußischen Volksliedes. Berlin 1850.

Bibliothek der gesammten deutschen Nationalliteratur von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Bd. 28. Engla and Seaxna, Scopas and Bóceras. Anglosaxonum poetae atque scriptores prosaici . . . . ed. Lud. Ettmüller. Bd. 29. Vorda Vealhstôd, Engla and Seaxna. Lexicon Anglosaxonicum ex poetarum scriptorumque prosaicorum operibus . . . ed. L. Ettmüller. Quedlinb. 1851.

A. Mauritius, Ukrainische Lieder. Berlin 1841.

Th. Hersant de la Villemarqué, Poèmes des bardes bretons du VI. siècle. Par. 1850.

J. Edleston, Correspondence of Sir Isaac Newton and Professor Cotes. Lond. 1851.

J. Mitford, The correspondence of Horace Walpole, Earl of Orford, and the Rev. W. Mason. Vol. 1. 2. Lond. 1851.

Fr. Sonnii primi Sylvae ducensium episcopi, ad Viglium Zuichemum epistolae . . . illustr. P. F. X. de Ram. Bruxelles 1850.

E. J. Delécluze, Exposition des artistes vivants 1850. Par. 1851.

Die goldene Altartafel Kaiser Heinrichs II. Basel 1836.

Political disquisitions or an enquiry into public errors, defects and abuses. Vol. 1 — 3. London 1774.

J. Kay, The social condition and education of the people in England and Europe. Vol. 1. 2. Lond. 1850.

M. Romieu, L'ère des Césars. Par. 1850.

Graf J. v. Maistre, Gespräch über den Krieg. Herausgeg. von E. von Breza. Berlin 1851.

J. Dörr, Die Schlacht von Hanau am 30. October 1813. Cassel 1851.

W. Busch und C. Hoffmann, Die Kriegsfeuerwerkerei der preußischen Artillerie. Lief. 1. Berlin 1851.

Dr. R. H. Lotze, Allgemeine Physiologie des körperlichen Lebens. Leipzig 1851.

C. Forget, Précis théorique et pratique des maladies du coeur, des vaisseaux et du sang. Strasb. 1851.

J. Syme, Ueber Harnröhrenverengerung und Darmfistel. Aus dem Engl. übers. von Schröder. Leipz. 1851.

Dr. T. Schömann, Das Malum coxae senile. Jena 1851.

Dr. P. Pickford, Ueber wahre und eingebildete Samenverluste zur Berichtigung verbreiteter Irrthümer. Heidelberg 1851.

Dr. E. Jörg, Darstellung des nachtheiligen Einflußes des Tropenklimas auf Bewohner gemäßigter Zonen. Leipzig 1851.

J. Hoppe, Die leinene und baumwollene Kleidung des Menschen. Magdeburg 1851.

Dr. J. von Hasner, Beyträge zur Physiologie und Pathologie des Thränenableitungsapparates. Prag 1850.

C. P. Forget, Traité de l'entérite folliculeuse. Par. 1841

Dr. M. Hager, Die Brüche und Vorfälle beschrieben. Wien 1850.

Dr. A. Rivallié, Ueber die erfolgreiche Behandlung des Krebses. Nach dem Franz. bearb. von Dr. J. Schwabe. Weimar 1851.

Dr. V. v. Ivánchich, Neuer Bericht über 19 Fälle ausgeführter Blasenstein-Zertrümmerung. Leipzig 1850.

G. T. Ch. Frommüller, Beobachtungen auf dem Gebiete der Augenheilkunde. Fürth 1851.

Dr. H. Bretschneider, Der Bruch der Kniescheibe und dessen Heilung. Gotha 1851.

Dr. Hartwig, Anleitung zum richtigen Gebrauche der Seebäder mit besonderer Rücksicht auf Ostende. Brüssel 1851.

G. M. Zecchinelli, Saggio sull' uso medico delle terme Padovane. Padova 1835.

L. Krahmer, Handbuch der gerichtlichen Medizin. Halle 1851

Dr. E. Chambon, Beyträge zum Obligationenrecht. Bd. 1. Jena 1851.

Dr. K. O. Müller, Die Lehre des römischen Rechtes von der Eviction. Th. 1. Halle 1851.

J. P. Molitor, Les obligations en droit romain. T. I. Gand 1851.

J. de Wal, Lex Frisionum. Lex Angliorum et Werinorum. Amstelod. 1850.

Dr. J. Mayer, Zur Regierungsgeschichte des Großherzogthums Hessen. Mainz 1851.

Dr. H. Thöl, Einleitung in das deutsche Privatrecht. Göttingen 1851.

E. Th. Gaupp, Deutsche Stadtrechte des Mittelalters mit rechtsgeschichtlichen Erläuterungen. Bd. 1. Breslau 1851.

A. Rauch, Archiv für die neueste Gesetzgebung in den deutschen Bundesstaaten. Bd. 1. Erlangen 1850.

Dr. Vogelmann, Das Gesetz über die Bewässerungs- und Entwässerungsanlagen im Großherzogthum Baden. Carlsruhe 1851.

F. Mayer, Die Gemeindewirthschaft nach geläuterten Begriffen und nach den im Königr. Württemberg geltenden Gesetzen. Lief. 1. Stuttg. 1851.

Dr. L. E. Heydemann, System des preußischen Civilrechts im Grundrisse. Berlin 1851.

Dr. S. Becher, Die Organisation des Gewerbewesens. Wien 1851.

Dr. M. v. Stubenrauch, Die Jurisdictionsnorm vom 18. Juni 1850 erläutert. Wien 1851.

Sammlung der neuesten Justizorganisationsgesetze für das Kaiserthum Oesterreich. Bd. 1. Wien 1851.

Dr. G. Hufeland, Ueber die rechtliche Natur der Geldschulden. Berlin 1851.

F. Béchard, De l'administration intérieure de la France. T. I. II. Par. 1851.

A. de Bast, Les galeries du palais de justice de Paris. Moeurs, usages, coutumes et traditions judiciaires. 1280 — 1780. T. I. II. Par. 1851.

M. Havard, Code constitutionnel de la Belgique. Bruxelles 1850.

P. L. Albini, Elementi della storia del diritto in Italia dalla fondazione di Roma sino ai nostri tempi e nella monarchia di Savoia. Torino 1847.

J. Stevens, The royal Treasury of England. Lond. 1728.

J. Philippi, Russische Gesetze, Ausländer betreffend. Berlin 1841.

A. Heckert, Handbuch der Strafgesetzgebung Preußens. Th. 1. 2. Berlin 1851.

C. F. Müller, Das preußische Strafgesetzbuch nebst dem Einführungsgesetz. Berlin 1851.

Strafprozeßordnung für das Königreich Hannover vom 8. November 1850. Hannover 1851.

Strafgesetzbuch für die preußischen Staaten. Berlin 1851.

Projet du code criminel, correctionel et de police présenté par la commission nommée par le gouvernement. Par. 1808.

H. M. M. Pape, Bemerkungen über den Entwurf eines Strafgesetzbuches für die preußischen Staaten vom Jahre 1851. Insterb. 1851.

B. Meyer, Beytrag zur Kenntniß der radicalen Gerechtigkeitspflege mit einem Blick auf den gegenwärtigen politischen Zustand der Schweiz. Schaffhausen 1851.

J. Fr. L. Massabiau, Manuel du Procureur du Roi. T. 1. 2. 3. Par. 1844.

J. Dalrymple, An essay towards a general history of feudal property in Great-Britain. Lond. 1758.

D. Orlando, Il feudalismo in Sicilia. Palermo 1847.

Histoire des négotiations qui ont précédé le traité de paix conclu le 6 Août 1849 entre le roi de Sardaigne et l'empereur d'Autriche. Turin 1849.

Eug. Ortolan, Des moyens d'acquérir le domaine international. Par. 1851.

H. V. v. Unruh, Erfahrungen aus den letzten drey Jahren. Ein Beytrag zur Kritik der politischen Mittelparteyen. Magdeb. 1851.

Die Reorganisation der Provinziallandschaften des Königreiches Hannover. Hannover 1851.

Dr. Ed. Platner, Ueber die Weltanschauungen in den jüngsten Zeitbewegungen. Marburg 1850.

Dr. A. O. Krug, Das Internationalrecht der Deutschen. Leipzig 1851.

Dr. J. Chiari, Das österreichische Notariat. Wien 1851.

Dr. R. W. Pfeiffer, Die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit des Richteramts. Göttingen 1851.

R. Laurence, The doctrine of the church of England upon the efficacy of Baptism vindicated from misrepresentation. Oxford 1818.

Dr. K. R. Hagenbach, Encyklopädie und Methodologie der theologischen Wissenschaften. 3. Aufl. Leipz. 1851.

N. Wiseman, Twelve lectures on the connexion between science and revealed religion. 3. edition. Vol. 1. 2. Lond. 1849.

The Wycliffe Society. Established 1844. For reprinting a series of the more scarce and valuable tracts and treatises of the earlier reformers, puritans and nonconformists of Great Britain.

Tracts and treatises of J. de Wycliffe. Ed. by R. Vaughan. Lond. 1845.

Dav. Clarkson, Select works, ed. by J. Blackburn. Lond. 1846.

A. Vinet, Nouvelles études évangeliques. Par. 1851.

Dr. W. Hopf, Vorbericht über eine neue Ausgabe der heil. Schrift nach Dr. Luthers Uebersetzung. Mit Nachwort von Harleß. Abth. 1. Leipzig 1851.

Dr. W. H. Hale and Dr. F. A. Fox, Biographical annals of the Hebrew nation. Lond. 1851.

St. Bonaventura, Breviloquium. Textum recognovit C. J. Hefele. Editio altera. Tubing. 1848.

Dr. T. Tobler, Golgatha. Seine Kirchen und seine Klöster. St. Gallen 1851.

E. Arnaud, Recherches critiques sur l'épitre de Jude. Strasb. 1851.

A. André, Moïse, revelateur, ou exposition apologétique de la théologie du pentateuque. Par. 1849.

J. Goodwin, Redemption redeemed. Lond. 1840.

Hints to the public and the legislature on the nature and effect of evangelical preaching. Vol. 1. 2. Lond. 1808.

Fr. Bulley, A tabular view of the variations in the communion and baptismal offices of the church of England. Oxford 1842.

F. J. Buß, Die Geschichte der Bedrückung der kathol. Kirche Englands und der Wiederherstellung der bischöfl. Hierarchie in ihr. Schaffhausen 1851.

Dr. J. H. Kurtz, Lehrbuch der Kirchengeschichte. 2. verm. Aufl. Mitau 1850.

Geschichte der christlichen Kirche während der ersten drey Jahrhunderte nach talmudischen Quellen bearbeitet. Berlin 1851.

G. F. Keiblinger, Geschichte des Benediktiner-Stiftes Melk in Niederösterreich. Bd. 1. Wien 1851.

S. Fox, Monks and monasteries being an account of english monachism. Lond. 1845.

W. J. Kip, The earty Jesuit Missions in North America. P. I. New York 1847.

H. Eltester, Vorträge über Wesen und Gestaltung der evangelischen Kirche. Potsdam 1851.

Th. Jackson, The contenary of Wesleyan Methodism. Lond. 1839.

J. H. Merlé d'Aubigné, Die schottische Kirche in ihrem 300jährigen Kampfe. Deutsch von Fiebig Leipzig 1851.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. Juni.

Nro. 83. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Ueber das Bestehen und Wirken des naturforschenden Vereins zu Bamberg. Erster Bericht. Bamberg 1852. 79 S. mit 2 lith. Tafeln. 4.

Der vorliegende erste Bericht des naturforschenden Vereines zu Bamberg giebt ein erfreuliches Zeugniß von der Thätigkeit desselben, die sich nicht bloß auf Anlegen von Sammlungen und auf Vorträge in den Sitzungen beschränkt, sondern nunmehr auch zur Veröffentlichung von naturhistorischen Abhandlungen übergegangen ist. Es finden sich in diesem Berichte vier solcher Abhandlungen enthalten, auf die wir durch eine kurze Anzeige aufmerksam machen wollen.

1. Ueber die Pterodactylus-Knochen im Lias von Banz. Von Dr. Carl Theodori. Die wichtigste unter den hier vorgelegten Abhandlungen, die eine ausführliche Beschreibung der im Lias aufgefundenen und zu den größten Seltenheiten gehörenden Ueberresten von Pterodactylus giebt. Es sind zwar im Lias noch keine ganzen Skelete gefunden worden, wie dieß in den lithographischen Schiefern schon mehrmals der Fall gewesen ist; dagegen haben die isolirten Knochen, welche durch die kunstfertige Hand des Verf. ganz oder doch größtentheils aus dem Gesteine herausgelöst wurden, den großen Vortheil, daß man ihre Formen, namentlich ihre Gelenkflächen, vollständig wahrnehmen kann, während bey den Skeleten des lithographischen Schiefers die Knochen zu tief in dem Gesteine eingebettet liegen, oder so übereinander geschoben sind, daß man häufig ihre Gestalt, insbesondere die Beschaffenheit ihrer Gelenkflächen, nicht vollständig erkennen kann. Der Verf. hat sich daher ein großes Verdienst um die genauere Kenntniß, nicht allein der auf den Lias beschränkten Pterodactylen, sondern überhaupt dieser ganzen Thiergruppe erworben, indem er in sehr genauen Beschreibungen und in meisterhaft gefertigten, 2 Tafeln anfüllenden Abbildungen mehrere der wichtigsten Knochen nach allen ihren Abgrenzungen erläuterte.

Die Ueberreste, welche hier vorgeführt werden, sind ein Unterkiefer, 2 Wirbel, Bruchstücke einer Rippe, Schulterblatt mit dem Hakenschlüsselbein, Oberarmbein, ein Handwurzelknochen, Mittelhandknochen des langen Flugfingers, dünne Mittelhandknochen, erstes Glied des Flugfingers, drittes und Bruchstück des zweyten Gliedes desselben, zweyte und dritte Glieder des nämlichen oder Ellenbogenknochen und Speichen?, Phalangen der kurzen Finger, Oberschenkelbein und Unterschenkelbein. Es sind also ansehnliche Theile vom Knochengerüste des Pterodactylus gefunden worden, über die wir einige Bemerkungen beyfügen wollen.

Der Unterkiefer ist sehr ausgezeichnet durch den schwertförmigen Fortsatz, der vom Kinne ausgeht und diese Art als der Unterabtheilung Rhamphorhynchus zuständig erweist. Aus den Alveolen ist ersichtlich, daß jederseits 14 Zähne vorhanden waren.

Sehr wichtig ist der Fund von 2 isolirten Wirbeln. Der Verf. wirft zwar sich selbst die Frage

auf, ob er sie mit Recht dem Pterodactylus zuerkennen dürfe, oder ob sie nicht etwa gar von andern Sauriern herrühren könnten. Er beantwortet diese Frage dahin, daß unter den Sauriern des Banzer Lias bisher nur Ichthyosaurus, Mystriosaurus und Plesiosaurus, vielleicht auch noch Nothosaurus sich gezeigt hätte, deren Wirbel aber total von den vorliegenden verschieden seyen. Der Verf. erkennt sie daher einem Pterodactylus zu und wir stimmen ihm in dieser Beziehung vollkommen bey. Damit ist nun aber auch der Streit über die Beschaffenheit der Gelenkflächen der Wirbel bey Pterodactylus entschieden. H. v. Meyer hatte es nämlich als allgemeines Gesetz ausgesprochen, daß bey allen Sauriern, die älter als die Tertiärperiode sind, die hintere Gelenkfläche des Wirbels nicht convex gebildet ist, während Buckland dagegen von seinem Pt. macronyx einen Wirbel mit convexer Gelenkfläche abgebildet und beschrieben hatte. Die beyden fraglichen Wirbel zeugen für die Richtigkeit der letzteren Angabe, denn ihre Gelenkflächen sind vorn concav, hinten convex.

Die Verwachsung vom Schulterblatt und Hakenbein hat H. v. Meyer unter die Kennzeichen der Rhamphorhynchen aufgenommen; der Verf. zeigt dagegen, daß sie an ihren Grenzflächen wirklich getrennt sind.

Zwey sehr wohlerhaltene und ganz vom Gesteine befreyte Oberarmbeine geben diese Knochen in einer Bestimmtheit zu erkennen, wie es bisher nicht der Fall war.

Der Mittelhandknochen des langen Flugfingers weicht in seiner kurzen und breiten Form auffallend von dem gleichnamigen Knochen aus den Solenhofer Schiefern ab.

Zum erstenmal wird hier auch die erste Phalanx des Flugfingers in ihrer vollen Integrität dargestellt. Man sieht daraus, daß an ihrem obern Ende ein ansehnlicher Fortsatz ausgeht, und man erkennt nun auch am Pt. longirostris, daß der spitze Knochen, welcher an der Vereinigung des rechten Flugfingers mit seinem Mittelhandknochen sich zeigt, nichts anders als jener, der obern Gelenkfläche des ersten Gliedes des Flugfingers angehörige Fortsatz ist.

Von 2 Paaren gleichartiger Knochen, die auf Tab. II. fig. 8 — 11 dargestellt sind, läßt es der Verf. unentschieden, ob sie als zweyte und dritte Phalangen des Flugfingers oder als die Knochen des Vorderarms anzusehen sind, doch neigt er sich mehr zu letzterer Meinung. Referent ist hierüber nicht im geringsten Zweifel, sondern erkennt sie entschieden als Ellenbogenbeine und Speichen an. Dieß ergiebt sich sowohl aus der völligen Verschiedenheit des in fig. 13 und 14 abgebildeten wirklichen zweyten und dritten Gliedes des Flugfingers von jenen Knochen, als aus ihrer gänzlichen Uebereinstimmung mit den Vorderarmknochen der in den lithographischen Schiefern abgelagerten Pterodactylen.

In sehr guter Erhaltung zeigt ein freyer Oberschenkelknochen seine Umrisse. Dasselbe gilt auch von einem Unterschenkelknochen, doch ist dessen unteres Ende beschädigt; Schien- und Wadenbein sind ganz so beschaffen wie bey den übrigen Pterodactylen.

Zuletzt geht der Verf. auf eine Vergleichung der Ueberreste von Banz mit den unter dem Namen von Pterodactylus macronyx aus dem englischen Lias aufgeführten über, wobey freylich ihm die große Schwierigkeit entgegen tritt, daß vom letzteren weder eine minutiöse Detailbeschreibung vorliegt, noch auch die Abbildungen in allen Stücken die erforderliche Genauigkeit zu zeigen scheinen. Soweit unter solchen Verhältnissen ein Urtheil zuläßig ist, hält der Verf. beyderley Ueberreste für verschiedene Arten, und beläßt denen von Banz den früher von ihm gegebenen Namen Pt. Banthensis, indem er für sie die Gruppe der Rhamphorhynchi ensirostres errichtet. Da der eine von den beyden vorhin genannten Wirbeln sehr klein ist, auch ein viel kleineres Oberschenkelbein außer dem großen gefunden wurde, so glaubt der Verf., daß diese beyden Stücke vielleicht eine zweyte Art im Lias andeuten dürften, für die er den Namen Pt. gracilis vorschlägt.

II. Die Binnenmollusken der Umgegend Bambergs. Von Dr. H. C. Küster. — Es werden hier im Ganzen 104 Arten aufgeführt, von denen 88 den Gasteropoden und 16 den Acephalen angehören. Schließlich wird eine Vergleichung der Anzahl der Arten mit 16 verschiedenen europäischen Localfaunen vorgenommen.

III. Verzeichniß der seltneren Phanerogamen des Steigerwaldes als Beytrag zur Flora Oberfrankens. Von Ignaz Kreß. — Der Verf., Wundarzt zu Kloster Ebrach, zählt 212 solcher Arten auf.

IV. Beytrag zur mineralogischen Topographie von Bayern von Dr. Haupt. — In alphabetischer Reihe werden hier eine Menge Fundorte von Mineralien aufgeführt. Die Angaben der Fundorte gründen sich zum Theil auf die 17,000 Exemplare enthaltende Mineraliensammlung des verstorbenen Directors v. Hardt, theils auf die Sammlungen des Bamberger Naturalienkabinets, theils auf Originalsendungen von bayerischen Bergämtern, theils auf Notizen in den öffentlichen Jahresberichten der Schulen und in Privat-Correspondenzen.

Expédition dans les parties centrales de l'Amérique du Sud.

(Schluß.)

Am 22. Juni überschritten die Reisenden die brasilische Grenze, nachdem sie fast anderthalb Jahre in den innern Gegenden Brasiliens zugebracht hatten. Sie waren nun in das Gebiet der ehemaligen spanischen Herrschaft eingetreten, und zwar in die nunmehr zu Bolivien gehörige Provinz Chiquitos. Der Wechsel war für sie nicht unangenehm; die Wege waren in viel besserem Stande als in Brasilien, jeden Abend konnten sie in einem guten Landhause schlafen, während sie vorher meist im Freyen campiren mußten, und in den Gesellschaften fanden sich auch wieder die Frauen ein, welche in Brasilien von denselben ganz ausgeschlossen sind. Zur Ausruhe verweilten sie längere Zeit in Santa-Cruz de la Sierra, der Hauptstadt einer Provinz gleichen Namens. Das Merkwürdigste war hier den Reisenden, daß sie eine Stadt fanden, die fast ganz vom weiblichen Geschlechte bewohnt war, indem die Männer theils in den blutigen Bürgerkriegen umgekommen, theils in der Hauptstadt befindlich, theils auf ihren Landgütern zur Betreibung der Viehzucht abwesend waren. Selten, daß man in den Gesellschaften einen Vater oder Bruder antraf, von Ehemännern war ohnedieß keine Rede; das weibliche Geschlecht war demnach unbestritten hier im Besitze des Regiments, und der größte Theil der Zeit wurde den Vergnügungen gewidmet, zu welchen allenthalben die fremden Ankömmlinge zugezogen wurden.

Die Straße von Santa-Cruz de la Sierra nach Chuquisaca, der Hauptstadt Boliviens, führte unsere Reisenden zuerst noch durch heiße Ebenen, ähnlich denen, durch welche sie bisher so lange gewandert waren; dann aber stiegen auf einmal die Vorberge der Cordilleren auf, welche diesen unermeßlichen Flächen eine Grenze steckten. Der Anblick dieser riesenhaften Gebirgskette war für den Verf. und seine Gefährten eben so überraschend als im höchsten Grade entzückend; sie waren der einförmigen Schönheit und der Gluth des tropischen Klimas müde geworden und sehnten sich nach dem Genuße der großartigen Alpennatur, in die sie nunmehr eintraten. Das Steigen war freylich den brasilischen Maulthieren, die sie mitgenommen hatten, etwas Ungewohntes und es mußte ihnen durch einheimische ein Theil der Last abgenommen werden, indeß am 20. war man doch wohlbehalten in Chuquisaca, das bereits 9343 englische Fuß über dem Meere liegt, angelangt. Der Aufenthalt hier wurde den Reisenden dadurch verleidet, daß sie von dem raschen Temperaturwechsel sehr angegriffen wurden. Seit langer Zeit an die tropische Gluthhitze gewöhnt, fiel ihnen die Frische und Dünne der Luft sehr empfindlich, so daß sie oft von peinlichen Beklemmungen zu leiden hatten. Es spüren übrigens Hunde, Pferde und Lastthiere diesen Wechsel in nicht minderem Grade, und der Verf. konnte es selbst sehen, daß einigen der letzteren Blut aus der Nase floß.

Chuquisaca liegt mitten in den Bergen auf einer kleinen sterilen Fläche, doch sind die Thäler gut bebaut. Die Stadt hat ein gefälliges Ansehen und zählt 11 bis 12,000 Einwohner; sie ist eine Beamtenstadt und erhält ihre Existenz nur, weil sie die Hauptstadt ist. Das Leben ist theuer, der Luxus sehr groß, Alles wird eingeführt, nichts ausgeführt. Aus alter Zeit ist eine Universität mit schöner Bibliothek vorhanden; die juridische Facultät, die ehemals nur einen Professor zählte, hat jetzt vier, die medicinische Facultät hat einen am allgemeinen Krankenhause angestellten Professor.

Ein Marsch von drey Tagen führte die Reisenden nach dem weltberühmten Potosi, das freylich von seinem früheren Glanzpunkte jetzt weit herunter gekommen ist. Von seinen 180,000 Einwohnern, die es ehemals zählte, ist es dermalen auf 13 bis 14,000 reducirt; daher sind auch ganze Quartiere verlassen und obwohl die Häuser gut gebaut sind, bietet Potosi doch nur den Anblick einer Stadt in Ruinen dar. Die Reisenden besuchten auch den berühmten Berg Cerro, dessen reiche Silberminen im Jahre 1545 die Gründung von Potosi veranlaßten. Man hat berechnet, daß von der Entdeckung der ersten Mine des Cerro an bis zu Anfang dieses Jahrhunderts die Ausbeute nicht weniger als die enorme Summe von fast 1648 Millionen Piaster oder mehr als 8239 Millionen Francs betrug. Und obwohl die Production der edlen Metalle in den letztern Decennien bedeutend abgenommen hat, so hatte doch in den 6 Jahren von 1835 bis 1840 die Münze in Potosi an Gold noch einen Werth von 892,287 Piaster und an Silber von 13,010,312 Piaster zu prägen. Gleichwohl hat aller dieser Gold- und Silberreichthum weder dem Mutterlande, noch dessen nunmehr emancipirten Colonien zum Wohlstande und innern Frieden verhelfen können und der Verf. hat Recht gethan, daß er von der neueren Geschichte der Republik Bolivia den Blick fast ganz abgewendet hat.

Ueber la Paz setzte der Verf. seine Reise weiter fort und trat dann bald auf peruanisches Gebiet über, wo der Weg an den schönen Titicaca-See sich hinzog. Aus einer Höhe von 13,610 engl. Fuß führte zuletzt ein steiler Paß von acht Stunden Länge hinunter nach der Stadt Arequipa, die selbst noch 7850 Fuß hoch liegt. Der Verf. bezeichnet dieses Hinabsteigen als eine der fatigantesten Unternehmungen, die er je ausgeführt hätte. Anfänglich hatten die Lastthiere durch vulkanische Asche zu waden; je weiter abwärts, desto mehr konnten sich die Reisenden an dem Anblick des Grüns, das sie seit längerer Zeit nicht mehr gesehen hatten, erfreuen, und immer mildere Lüfte strömten ihnen entgegen. In Arequipa theilte sich die Gesellschaft: d'Osery schlug mit den Maulthieren den Landweg nach Lima ein, während die Uebrigen auf einem Dampfschiff von Islay nach Callao sich einschifften.

So weit reicht der Reisebericht der ersten drey Bände; wir werden den Schluß desselben bringen, sobald die noch fehlenden beyden letzten Theile uns zugekommen seyn werden.



Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. Juni.

Nro. 84. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1852.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Schluß.)

Evel. Phil. Shirley, Original letters and papers in illustration of the history of the church in Ireland during the reigns of Edward VI., Mary and Elizabeth. Lond. 1851.

R. W. Monsell, Le Plymouthisme en Suisse. Neuchatel 1848.

J. L. S. Vincent, Vues sur le protestantisme en France. Vol. 1. 2. Par. 1829.

Dr. C. A. Cornelius, Die Münsterischen Humanisten und ihr Verhältniß zur Reformation. Münster 1851.

A. de Castro, The spanish protestants and their persecution by Philip II. Translated by Th. Parker. Lond. 1851.

T. G. v. Karajan, Zur Geschichte des Concils von Lyon. 1255. Wien 1850.

Dr. Travers Twiss, The letters apostolic of Pope Pius IX. Lond. 1851.

R. Pecorelli, Juris ecclesiastici maxime privati institutiones. Ed. 2. Vol. 1 — 4. Neapoli 1847 — 1849.

The reformation of the ecclesiastical Laws, as attempted in the reigns of King Henry VIII., King Edward VI. and Queen Elizabeth. A new edition by Ed. Cardwell. Oxford 1850.

W. Dansey, Horae decanicae rurales. Vol. 1. 2. Lond. 1835.

Dr. O. Meier, Die Propaganda in England. Leipzig 1851.

W. Warburton, The alliance between church and state. Lond. 1766.

C. W. Klee, Das Patronatrecht und die landesherrliche Kirchengewalt. Berlin 1851.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1852.

Zweytes Quartal. April — Juni.

Letters from Cambridge illustrative of the sudies, habits and peculiarities of the university. London 1828.

Catalogue des livres de la bibliothèque de l'académie royale. Bruxelles 1850.

Catalogue of the mercantile Library in New-York. New-York 1850.

R. P. A. Dozy, Catalogus codicum orientalium bibliothecae academiae Lugduno-Batavae. T. I. Leyden 1851.

W. Wackernagel, Geschichte der deutschen Literatur Abth. 1. Basel 1851.

Dr. H. J. Zeibig, Die Bibliothek des Stiftes Klosterneuburg. Wien 1851.

Dr. J. Petzholdt, Bibliotheca Oschatziensis. 2. Aufl. Dresden 1851.

Dr. J. Hillebrand, Die deutsche Nationalliteratur. 2. verb. Aufl. Th. 2. 3. Hamb. 1851.

A. Vinet, Etudes sur la littérature française au dixneuvième siècle. Vol. II. Par. 1851.



Annuaire de l'Institut des provinces et des congrès scientifiques. Année 1851. Par.

Mémoires de la commission des antiquités de la Côte-d'Or. T. I. Années 1838 — 1841. Dijon 1851.

Mémoires de l'Académie royale, des sciences, belles lettres et arts de Lyon. T. I. II. Lyon 1845—50.

Dr. C. G. Nees von Esenbeck, Vergangenheit und Zukunft der kais. Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher. Hamb. 1851.

Ed. Ducpetiaux, Mémoire sur le paupérisme dans les Flandres. Bruxelles 1850.

Slavische Bibliothek oder Beyträge zur slavischen Philologie und Geschichte, herausg. von F. Miklosich. Bd. 1. Wien 1851.

J. de Maistre, Lettres et opuscules inédits. T. 1. 2. Par. 1851.

Duc de Caraman, Etudes critiques de philosophie de sciences et d'histoire. Par. 1851.

J. G. Kohl, Skizzen aus Natur und Völkerleben. Th. 1. 2. Dresden 1851.

Dr. L. Figuier, Exposition et histoire des principales découvertes scientifiques modernes. T. 1. 2. Par. 1851.

D. Giannotti, Opere politiche e letterarie. Vol. 1. 2. Firenze 1850.

P. Bigazzi, Miscellanea storica e letteraria. N. 1—4. Firenze 1840.

Edw. Mangin, The parlour window; or anecdotes, original remarks on books. Lond. 1841.

J. Hobhouse, Historical illustrations of the fourth canto of Child Harold. 2. Ed. Lond. 1818.

A. P. Pihan, Eléments de la langue Algérienne. Par. 1851.

J. Berggren, Guide français-Arabe vulgaire des voyageurs et des Francs en Syrie et en Egypte. Upsal 1844.

W. H. Medhurst, Chinese and English Dictionary. Vol. 1. 2. Batavia 1842 — 43.

W. Gesenius, Hebräische Grammatik neu bearbeitet von Dr. Rödiger. Leipzig 1851.

Dr. J. Fürst, Hebräisches und chaldäisches Handwörterbuch über das alte Testament. Lief. 1. Leipz. 1851.

Dr. F. J. D. Maurer, Hebräisches und chaldäisches Handwörterbuch über das alte Testament mit einem deutschen Index. Stuttgart 1851.

P. Tzchirner, Graeca nomina in w exeuntia. Commentationis lexicographicae et grammaticae particula I. Breslau 1851.

Ch. Thurot, De Alexandri de Villa Dei Doctrinali ejusque fortuna. Par. 1850.

J. Corblet, Glossaire étymologique et comparatif du patois Picard etc. Ouvrage couronné. Amiens 1851.

K. G. J. Förster, Geschichte der deutschen Sprachentwickelung. Berlin 1851.

F. J. Mone, Die gallische Sprache und ihre Brauchbarkeit für die Geschichte. Karlsruhe 1851.

H. P. S. Schreuder, Grammatik for Zulu-Sproget af C. A. Holmboe. Christiania 1850.

F. S. Feldbausch, Zur Erklärung des Horaz. Bdch. 1. Heidelb. 1851.

E. A. Salomon, De Thucydide et Herodoto: quaestionum historicarum specimen. Berol. 1851.

Poetarum scenicorum graecorum, Aeschyli, Sophoclis, Euripidis et Aristophanis fabulae superstites et perditorum fragmenta. Ex recognit. Guil. Dindorfii. Editio secunda correctior. Oxonii 1851.

Platonis opera omnia uno volumine comprehensa... ed. God. Stallbaumius. Lips. 1850.

Nicander, Alexipharmaca, ed. J. Gl. Schneider. Hal. 1792.

L. Döderlein, Homerisches Glossarium. Bd. 1. Erlangen 1850.

Aristotelis de Melisso, Xenophane et Georgia disputationes . . . . interpret. F. G. Aug. Mullachius. Berol. 1845.

J. A. Estienne, Etude morale et littéraire sur les Epitres d'Horace. Par. 1851.

C. C. Tacitus, Opera quae supersunt. Ex rec. C. Halmii. T. I. Lips. 1850.

M. T. Ciceronis (quae vulgo feruntur) Synonyma ad Luc. Veturium ed. G. L. Mahne. Lugd. Bat. 1850.

Talmud Babylonicum cum scholiis etc. I. Tractatus Macot. Auct. H. S. Hirschfeld. Berol. 1842.

Die vierzig Veziere oder weisen Meister. Ein altmorgenländischer Sittenroman, übertragen von Dr. W. F. A. Behrnauer. Leipzig 1851.

Bundehesh, liber Pehlvicus. E vetustissimo codice Havniensi descripsit, duas inscriptiones regis Saporis primi adjecit N. L. Westergaard. Havniae 1851.

F. Bodenstedt, Die Lieder des Mirza Schaffy. Berlin 1851.

Ibn Malik Alfijjah, Carmen didacticum et in Alfijjam commentarius quem conscripsit Ibn 'Akil. Ed. Fr. Dieterici. Lips. 1851.

J. J. Bianconi, De mari olim occupante planities et colles Italiae, Graeciae, Asiae minoris. Fasc. 1—4. Bononiae 1850.



A. Rohlfs, Handbuch der Erdbeschreibung. Berl. 1851.

J. V. Kutscheid, Tabula geographica Italiae antiquae. Berol. 1851.

Expédition dans les parties centrales de l'Amérique du Sud, de Rio de Janeiro à Lima et de Lima au Pérou . . . par Fr. de Castelnau. Histoire du voyage. Vol. 5. 6. Par. 1851.

E. O. Schmidt, Bilder aus dem Norden. Gesammelt auf einer Reise nach dem Nordcap im Jahre 1850. Jena 1851.

A. Th. v. Middendorff, Reise in den äußersten Norden und Osten Sibiriens während der Jahre 1843 und 1844. Bd. 3. Lief. 2. Einleitung und Jakutische Grammatik. St. Petersburg 1851.

K. Koch, Die kaukasische Militärstraße, der Kuban und die Halbinsel Taman. Leipzig 1851.

Fil. Parlatore, Viaggio alla catena del Monte bianco e al gran San Bernardo eseguito nell' agosto del 1849. Firenze 1850.

G. Listemann, Meine Auswanderung nach Süd-Australien, und Rückkehr zum Vaterland. Berl. 1801.

Dr. Leichardt, Tagebuch einer Landreise in Australien von Moreton-Bay nach Port Essington während der Jahre 1844 und 1845. Aus dem Engl. von E. A. Zuchold. Halle 1851.

Storia genealogica della famiglia Bonaparte. Florenz 1847.

J. Sommerville, Memoire of the Sommervilles; being a history of the house of Sommerville. Vol. 1. 2. Edinb. 1815.

Rob. Mackay, History of the house and clan of Mackay. Edinb. 1829.

Dr. C. F. v. Strantz, Geschichte des deutschen Adels. 2. verm. Aufl. Heft 1 — 3. Waldenb. 1851.

Die Zukunft des deutschen Adels. Berl. 1851.

G. M. v. Moltke, Ueber den Adel und dessen Verhältniß zum Bürgerstande. Hamb. 1850.

G. A. Becker, Handbuch der römischen Alterthümer. Fortgesetzt von J. Marquardt. Th. 3. Abth. 1. Leipzig 1851.

H. D. Müller, Ueber den Zeus Lykaios. Göttingen 1851.

J. H. Krause, Geschichte der Erziehung, des Unterrichts und der Bildung bey den Griechen, Etruskern und Römern. Halle 1851.

H. Keck, Der theolog. Charakter des Zeus in Aeschylos' Prometheustriologie. Glückstadt 1851.

Ch. Petersen, Der Hausgottesdienst der alten Griechen. Cassel 1851.

K. v. Paucker, Doppelpalladienraub nach den Lakonerinnen des Sophokles auf einer Vase von Armento. Mitau 1851.

L. Mercklin, Die Talos Sage und das sardonische Lachen. Petersb. 1851.

F. Wieseler, Die Theatergebäude und Denkmäler des Bühnenwesens bey den Griechen und Römern. Göttingen 1851.

W. S. W. Vaux, Handbook to the antiquities in the British Museum. Lond. 1851.

J. Smith, Ueber den Schiffsbau und die nautischen Leistungen der Griechen und Römer im Alterthum. Aus dem Engl. übersetzt von Dr. H. Thiersch. Marb. 1851.

C. Bötticher, Der Poliastempel als Wohnhaus des Königs Erechtheus nach der Annahme von Fr. Thiersch. Berlin 1851.

Dr. Fr. Lanza, Antichi lapidi Salonitane inedite. 2. Ediz. Zara 1850.

Index nummorum veterum qui in Museo R. R. Borbonico adservantur. Neapoli 1851.

Dr. J. E. L. Merzdorf, Die Denkmünzen der Freymaurerbrüderschaft. Oldenb. 1851.

V. Lazari, Le monete de' possedimenti Veneziani di oltremare e di terraferma. Venezia 1851.

C. Cantu, Storia di Cento anni (1750 — 1850). Vol. 1. 2. Firenze 1851.

H. Stiefel, Die Universalgeschichte als Entwicklungs- und Erziehungsgeschichte der Menschheit. Th. 1. Zürich 1851.

Galiffe-Pictet, Lettres sur l'histoire du moyen-âge adressées à Mr. Schlosser. Série 1. 2. Genève 1839.

Dr. E. L. Brauns, Europa und Amerika im Lichte der Gegenwart. Grimma 1851.

Dr. P. W. Forchhammer, Topographische und physiographische Beschreibung der Ebene von Troja. Mit einer Karte der Ebene von Troja von T. Spratt. Frankf. 1850.

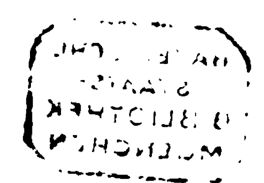
G. Finlay, The history of Greece from its Conquest by the Crusaders to its Conquest by the Turks and of the Empire of Trebizond 1204 — 1461. Lond. 1851.

G. Fejér, A Kunok eredete. (Ursprung der Kumanen). Pest 1850.

Fr. v. Müller, Erinnerungen aus den Kriegszeiten von 1806 — 1813. Braunschweig 1851.

H. Wotton, The state of Christendom. Lond. 1667.

Visc. de Santarem, Quadro elementar das relaçoes politicas e diplomaticas de Portugal. T. VII. Par. 1851.



A. de Horozco, Historia de la ciudad de Cadiz. Cadiz 1845.

C. Vignati, Storie Lodigiane. Milano 1847.

Alex. de Saluces, Histoire militaire du Piemont. T. 1 — 5. Turin 1818.

Custoza. Histoire de l'insurrection et de la campagne d'Italie en 1848. Turin 1850.

A. Bresciani, Dei costumi dell' isola di Sardegna. Vol. 1. 2. Napoli 1850.

C. Galvani, Memorie storiche intorno la vita dell' arciduca Francesco IV. d'Austria d'Este . . Duca di Modena. Vol. 1. 2. Modena 1847 — 49.

Calendario Pratese del 1851. Prato 1850.

Storia della val de Nievole dall' origine di Pescia fino all' anno 1848. Pistoja 1846.

Dr. Fr. Lanza, Sulla topografia e scavi di Salona dell' Ab. F. Carrara confutazione. Trieste 1850.

G. L. F. Tafel und G. M. Thomas, Friedens- und Handelsvertrag des griech. Kaisers Michael Paläologus mit der Republik Venedig vom Jahre 1265. Wien 1850.

M. Thiers, Discours de M. Thiers sur le régime commercial de la France. Par. 1851.

E. Moret, Quinze ans du règne de Louis XIV. (1700 — 1715). T. I. Par. 1851.

J. N. Fervel, Campagnes de la révolution française dans les Pyrénées orientales 1793 — 95. T. I. Par. 1851.

A. de Lamartine, Histoire de la restauration. Vol. 1. 2. Par. 1851.

M. de Cormenin, Révision. Par. 1851.

M. de Barante, Histoire de la convention nationale suivie de la biographie des membres de la convention 1792 — 1795. Vol. 1. 2. Par. 1851.

C. de Cherrier, Histoire de la lutte des papes et des empereurs de la maison de Souabe. Vol. IV. Par. 1851.

G. H. Pertz, Monumenta Germaniae historica inde ab anno 500 usque ad annum 1500. T. XI. Scriptorum T. IX. Hannoverae 1851.

F. Ritter, Entstehung der drey ältesten Städte am Rhein oder Urgeschichte von Mainz, Bonn und Cöln. Bonn 1851.

Dr. Steiner, Codex inscriptionum romanarum Danubii et Rheni. Th. II. Heft 1. Inschriften von Baden und Preußen. Seligenstadt 1851.

Dr. C. Dietrich, Herzog Albrecht der Beherzte, Stammvater des sächs. Königshauses. Meißen 1851.

H. v. Bose, Sächsisches Jahrbuch für vaterländische Geschichte. Jahrg. 1850. Freiberg 1851.

Dr. W. Schwaab, Geographische Naturkunde von Kurhessen. Cassel 1851.

H. Pröhle, Aus dem Harze. Leipzig 1851.

Dr. Hurter, Geschichte Ferdinands II. und seiner Aeltern bis zu dessen Krönung in Frankfurt. Bd. 2. 3. Schaffhausen 1851.

Dr. B. Dudik, Mährens Geschichtsquellen. Bd. 1. J. P. Ceroni's Handschriftensammlung. 1. Abth. Die Landtagsgeschichte im Allgemeinen. I. Folge, der politische Theil derselben. Brünn 1850.

G. W. v. Raumer, Die Insel Wollin und das Seebad Misdroy. Berl. 1851.

Dr. J. Kutzen, Friedrich der Große und sein Heer in den Tagen der Schlacht bey Leuthen. Breslau 1851.

P. Kaufmann, Der strategische Fehler in der Eisenbahn von Berlin an den Rhein. Bonn 1851.

L. Steub, Aus dem bayerischen Hochlande. München 1850.

E. Geiß, Beyträge zur Geschichte der westphälischen Gerichte in Bayern. München 1851.

v. Koch-Sternfeld, Ueber Dr. Wiguleus Hundt's bayerisch. Stammbuch. München 1851.

— —, Das Beinfeld bey Fridolfing eine Fabel? München 1850.

Fr. W. Heidenreich, Das Princip der Medicinal-Reform. Ansbach 1850.

v. Jan, Die medicinische Reform in Bayern. Nürnberg 1850.

Beyträge zur Statistik des Königreichs Bayern. Aus amtlichen Quellen herausgegeben von F. B. W. v. Hermann. I. Bevölkerung. München 1850.

Dr. G. R. L. v. Sinner, Bibliographie der Schweizergeschichte. Zürich 1851.

J. Siegfried, Die Schweiz, geologisch, geographisch und physikalisch geschildert. Bd. 1. Zürich 1851.

C. Morel, Das schweizerische Eisenbahnnetz und seine national-ökonomische, politische und sociale Bedeutung. Bern 1851.

(Fortsetzung folgt.)



